Der Freiin

# Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff

# Gesammelte Werke

herausgegeben von

Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.

Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Wilhelm Kreiten.

Vierter Band.

Münster und Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1886.

Der Freiin

# Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff

# Gesammelte Werke

herausgegeben von

Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.

Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt,
mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen
von
**Wilhelm Kreiten.**

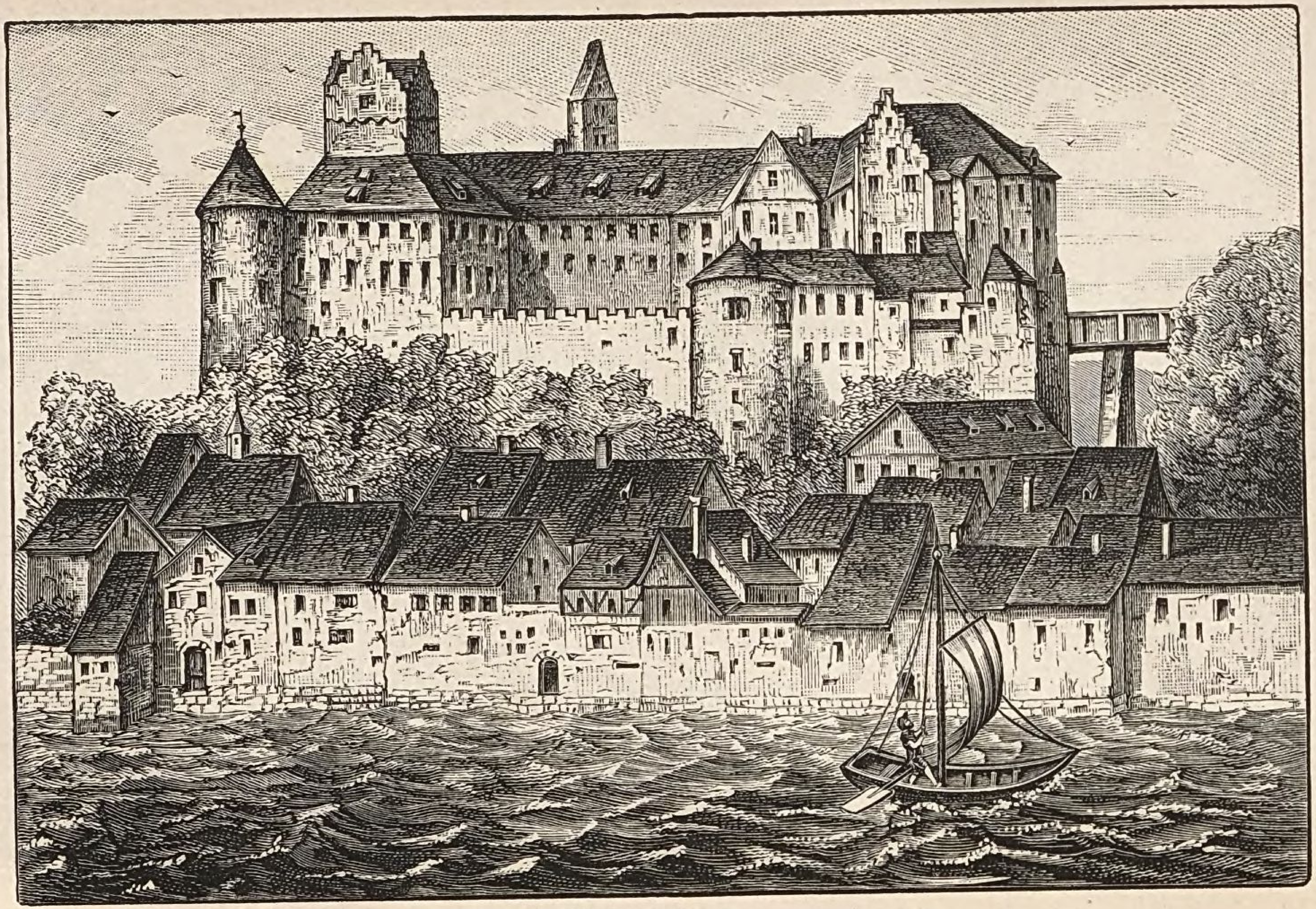
---

Vierter Band.

## Die prosaischen Schriften und Jugendwerke.

Bei uns zu Lande auf dem Lande. — Die Judenbuche. — Bilder aus Westphalen. — Perdu. — Aus Familienbriefen. — Jugendgedichte. — Bertha. — Ledwina. — Joseph.

Münster und Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1886.



Meersburg.

# Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff.

# Die prosaischen Schriften

und

# Jugendwerke.

Neu herausgegeben von

Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.

Nach dem handschriftlichen Nachlaß verglichen und ergänzt,
mit Einleitungen und Anmerkungen versehen
von
Wilhelm Kreiten.

Münster und Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1886.

# Inhalt.

# Aus Westphalen.

# Einleitung.

Unter dem Gesammttitel: „Aus Westphalen" glauben wir die drei bekannten prosaischen Arbeiten der Dichterin zusammenfassen zu sollen. In der That, die Novelle: „die Judenbuche" sowohl als die beiden culturhistorischen Studien: „Bilder aus Westphalen" und „Bei uns zu Lande auf dem Lande" sind nur verschiedenartige Versuche, ein und dasselbe Thema künstlerisch durchzubilden.

Bald nach Vollendung der größeren dichterischen Arbeit über Westphalens Vergangenheit, der „Schlacht im Lohner Bruch", trat von außen her die erste Anregung an die Dichterin, auch in Prosa Einiges über Land und Leute der Heimath niederzuschreiben.

Die älteste in mehr als einer Beziehung höchst beachtenswerthe Erwähnung des Stoffes, geschieht in einem Brief an Prof. Schlüter vom 13. Dezemb. 1838. Die Dichterin schreibt:

„Mir geht es nicht zum Besten, ich leide wieder an Gesichtsschmerzen, was mich auch sehr hindert, so daß ich höchstens eine halbe Seite in einem Flusse schreiben darf, und dann wieder meinen hartnäckigen Feind durch Auf- und Abgehen zu beschwichtigen suchen muß; daß unter diesen Umständen an keine ordentliche Arbeit zu denken ist, begreifen Sie; doch arbeite ich wenigstens in Gedanken, sinne mir allerlei aus zum nächsten Gebrauch und ordne es. Die vielfachen Bitten Malchen Hassenpflugs haben mich bestimmt, den Zustand

unseres Vaterlandes, wie ich ihn noch in frühester Jugend gekannt, und die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner zum Stoff meiner nächsten Arbeit zu wählen; ich gestehe, daß ich mich aus freien Stücken nicht dahin entschlossen hätte; denn fürerst ist es immer schwer, Leuten vom Fach zu genügen, und in dieser Sache ist jeder Münsterländer Mann vom Fache. Ich erinnere mich, daß einst ein sehr natürlich geschriebenes Buch in einer Gesellschaft vorgelesen wurde, die einen Soldaten, einen Forstmann, einen Gelehrten und einen Diplomaten in sich schloß; jeder war entzückt über Alles, mit Ausnahme der Stellen, die jedes Fach betrafen. Der Soldat fand „Schnitzer" in den Schlachtscenen, der Forstmann in den Jagdabenteuern, der Gelehrte in den philosophischen Tiraden, und der Hofmann in dem Auftreten und Benehmen der gekrönten Häupter; wie soll es mir nun gehn, der jeder Gassenbube im Lande die geringsten Verstöße nachweisen kann? Mein Trost ist, daß ich selbst hier aufgewachsen und somit so sehr Herrin meines Stoffes bin wie keines andern. Schlimmer ist es, daß die Leute hier zu Lande es noch gar nicht gewohnt sind, sich abconterfeien zu lassen, und den gelindesten Schatten als persönliche Beleidigung aufnehmen werden. In Paris und London ist es ein Anderes, da haben sich die Leute einen breiten Buckel zugelegt und die Schriftsteller sind so frech, daß eine Tracht Prügel ihnen mitunter wahrhaft heilsam wäre . . . Ich weiß am Besten, daß ich meinen Landsleuten weit weniger Unrecht thun, als viel eher durch zu große Vorliebe und Idealisiren mancher, an sich unbedeutenden Eigenschaft mich lächerlich machen werde, und dennoch fürchte ich gänzlich in Verruf zu kommen; denn Alles kann ich ihnen und meiner eigenen Liebe nicht aufopfern, nicht Wahrheit, Natur, und die zur Vollendung eines Gemäldes so nöthigen kleinen Schatten. Wen Sie, theurer Freund, die Ausführung meines Vorhabens fü gänzlich unthunlich halten, so sagen Sie mir es jetzt, wo e noch Zeit ist, ich bitte Sie darum; über die Form bin ich noc

unschlüssig und möchte Ihre Meinung hören, was meinen Sie? Soll ich jene des Bracebridgehall von Washington Irwing wählen? Eine Reihenfolge von kleinen Begebenheiten und eigenen Meditationen, die durch einen losen, leichten Faden, etwa einen Sommeraufenthalt auf dem Lande verbunden sind? Diese Form ist sehr ansprechend und gibt dem Schreibenden große Freiheit, bald erzählend, bald rein beobachtend und denkend aufzutreten und außer Washington Irwing hat Jouy sich ihrer fortwährend und mit großem Beifall bedient in seinem l'Hermite de la Chaussée d'Antin, l'Hermite de province, l'Hermite de Paris, de Londres, de la Guyane, aber eben dadurch ist sie etwas verbraucht worden. Oder soll ich eine Reihe kleiner in sich geschlossener Erzählungen schreiben, die keinen andern Zusammenhang haben, als daß sie alle in Westphalen spielen und darauf berechnet sind, Sitten, Charakter, Volksglauben und jetzt verloren gegangene Zustände desselben zu schildern? Dies ist schwieriger, bedarf weit reicherer Erfindung und schließt alle Meditationen und Selbstbeobachtungen fast gänzlich aus, dagegen ist es weniger verbraucht, läßt höchst poetische und seltsame Stoffe zu, die jeder andern Form des täglichen Lebens unzugänglich sind, und hat den großen Vortheil, in keinem Falle zu beleidigen, da lauter bestimmte Individuen auftreten, noch obendrein zumeist aus dem Bauernstande, als dem mir am genauesten bekannten und auch noch eigenthümlichsten; was sagen Sie dazu? Geben Sie Ihr Votum ab! Ich will nicht sagen, daß es den totalen Ausschlag gibt, aber es wird gewiß sehr berücksichtigt werden. . . ."[1])

In demselben Schreiben kommt Annette später noch einmal auf den Gegenstand zurück:

„Leider bin ich mit Malchen in Allem, was Kunst und Poesie betrifft, nicht Einer Meinung, da sie einer gewissen romantischen Schule auf sehr geistvolle, aber etwas einseitige Weise zugethan ist; dennoch ist jedes ihrer Worte tief gedacht

---

1) Briefe S. 114 f.

und sehr beherzigenswerth; sie wird mich aber nie in ihre Manier hineinziehen, die ich nicht nur wenig liebe, sondern auch gänzlich ohne Talent dafür bin, was sie verstockter Weise nicht einsehen will. Sie wissen selbst, liebster Freund, daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann. Malchen hingegen ist ganz Traum und Romantik und ihr spuken unaufhörlich die Götter der Alten, die Helden Calderon's und die krausen Märchenbilder Arnim's und Brentano's im Kopfe. So haben wohl nur die vielen Vor- und Gespenstergeschichten, der mannigfache Volksaberglaube u. s. w. unseres Vaterlandes sie dahin gebracht, bei meiner Halsstarrigkeit faute de mieux diesen Stoff in Vorschlag zu bringen, und ist das Buch fertig, d. h. wenn Sie mir dazu rathen, so wird es ihr schwerlich genügen. In meinen Gedichten glaubt sie ein gutes Talent auf höchst traurigem Wege zu sehen, namentlich „die Schlacht im Lohner-Bruch" ist ihr durchaus fatal, sie nennt es eine ganz verfehlte Arbeit auf höchst widerhaarigem Terrain. — Sie werden leicht hieraus folgern, daß ihr „des Arztes Vermächtniß" nicht zusagt. Da sie mich aufrichtig liebt und Großes mit mir im Sinne hat, so quält sie mich unermüdet und mit Bitten, die einen Stein erweichen sollten, von meinen Irrwegen abzulassen. Das ist eine harte Nuß!"

Die Dichterin scheint die „harte Nuß" nun doch trotz allen Drängens vorderhand bei Seite gelegt zu haben. Das „geistliche Jahr" nahm auch einstweilen die beste Zeit und Kraft in Anspruch.

Ein kleines Abenteuer, welches sich während ihres Apenburger Aufenthaltes 1839 zutrug und der Umstand, daß sie dort wiederholt Zeuge der Räuber- und Schmuggler-Romantik jener Grenzgegend war, rief ihr die Sache wieder lebhafter in's Gedächtniß; aber diesmal scheint sie sich für die Behandlung des Stoffes in Novellenform zu entscheiden. In dem mehrfach erwähnten Brief vom 4. Aug. 1837, in welchem sie dem Freunde

die verschiedenen poetischen Arbeiten aufzählt, „die noch im Schreibtisch" unvollendet lagen „und nicht verdienten so schmählich zu verkommen" hatte Annette gleich nach dem Jugendroman „Ledwina" als Nr. 2 erwähnt: „eine Criminalgeschichte, Friedrich Mergel, ist im Paderbornschen passirt, rein national; diese habe ich mitunter große Lust zu vollenden."

Diese Lust nun wuchs während jenes Apenburger Aufenthaltes aus den eben angeführten Gründen. Annette schreibt darüber an Schlüter 22. Aug. 1839:

„Das Wilddieben und Holzstehlen geht überhaupt noch seinen alten Gang, noch ärger das Contrebandiren über die Lippe'sche und Braunschweigische Grenze; man kann nach Sonnenuntergang nicht spazieren gehen, ohne Banditengesichtern mit Säcken zu begegnen, die einen scheu ansehen und dann vorantraben, was die Beine vermögen. Vorgestern in der Nacht hörten wir ein Geschrei und Schießen vor unserer Pforte. Am Morgen waren überall Wege durch's Korn getreten, wo die Schleichhändler geflüchtet, auch niedergestampfte Flecke hier und dort, als ob zwei gekämpft; weiter haben wir nichts erfahren. Getödtet ist somit wohl Niemand, verwundet wahrscheinlich Einer oder der Andere, aber das bleibt still; Niemand bekümmert sich darum, gerade wie vor sechzig Jahren. Man muß gestehen, daß Volk und Gegend hier unendlich romantischer sind als bei uns, doch wollen wir lieber behalten was wir haben. Hierbei fällt mir meine Erzählung ein. Ich habe jetzt wieder den Auszug aus den Akten gelesen, den mein Onkel August schon vor vielen Jahren in ein Journal rücken ließ und dessen ich mich nur den Hauptumständen nach erinnerte. Es ist schade, daß ich nicht früher darüber kam; er enthält eine Menge höchst merkwürdiger Umstände und Aeußerungen, die ich jetzt nur zum Theil benutzen kann, wenn ich die Geschichte nicht ganz von neuem schreiben will. Vor Allem ist der Charakter des Volkes ein ganz anderer, was zwar an und für sich nicht schadet, aber mich nöthigt, mitunter das Frappanteste zu übergehen, weil es durchaus nicht zu meinem Mergel passen will. Das Journal

wird mir übrigens nicht schaden, es ist gar nicht aufgekommen und schon nach drei Monaten Todes verblichen, auch zwanzig Jahre darüber hingegangen. Herr Carvachi ist der einzige Mensch, der sich dessen erinnert, weil einer seiner Bekannten (Herr Straube aus Cassel) es herausgab; so fürchte ich die Vergleichung nicht, die sonst jedenfalls zu meinem Nachtheile ausfallen würde, denn einfache Wahrheit ist immer schöner als die beste Erfindung."[1])

Ob es diesmal wirklich zur Ausführung der Novelle kam? In einem Briefe vom 23. März 1840 heißt es:

„Wissen Sie wohl, Professorchen, daß ich jetzt ernstlich Willens bin, ein ellenlanges Buch im Geschmacke von Brace-bridge-hall auf Westphalen angewendet zu schreiben, wo auch die bewußte Erzählung von dem erschlagenen Juden hineinkommt? Das Schema zum ersten Theile, Münsterland betreffend, habe ich schon gemacht, und das ist für mich ein großer Schritt, denn eben dies Ordnen und Feststellen der wie Ameishaufen durcheinander wimmelnden Materialien macht mir immer zumeist zu schaffen, und habe ich das überwunden, geht's in der Regel sehr schnell. Nun aber ist mir mit meiner Grippe und Appendix vorläufig ein Schlagbaum vorgefallen und ich muß mich gedulden oder vielmehr ungedulden, denn nun ich mal angefangen, brennt's mir wie auf den Nägeln und ich möchte lieber Tag und Nacht schreiben, als vielleicht noch drei Wochen die Hände in den Schooß legen und Daumen drehen oder die Wolken studiren. Aber das Schreiben will noch ganz und gar keine Art haben; es ist als ob die gebückte Stellung den Reiz in der Kehle vermehrte; auch das Blut steigt zum Kopfe und die Thränen laufen mir aus den Augen, wie eben jetzt, so daß ich längst hätte aufhören sollen. Ich will und muß aufhören, aber erst noch wegen meines Buches in spe. Es wird drei Abtheilungen enthalten, und den verbindenden Faden gibt der Aufenthalt eines Edelmannes aus der Lausitz bei einem Lehnsvetter im

---

1) Briefe S. 132 ff.

Münsterlande (erste und stärkste Abtheilung), der dann mit dieser Familie ihre Verwandten im Paderbornischen besucht, (zweite Abtheilung) und durch's Sauerland zurückkehrt, wo sie auch einige Zeit bei Verwandten und Freunden verweilen, (dritte und kleinste Abtheilung). Diese sind die drei hervorstechendsten Provinzen Westphalens, und zudem die Einzigen, wo ich hinlänglich eingebürgert bin, um festen Grund unter mir zu fühlen. Es werden alle normalen Charaktere, Sitten, Institute, so z. B. Damenstifte, Klöster, Sagen und Aberglauben dieser Gegenden darin vorkommen, theils geradezu in die Scene gebracht, theils in den häufig eingestreuten Erzählungen; ich hoffe Gutes von dem Buche, bin aber keines Menschen Beifall weniger gewiß als des Ihrigen, da Sie einen entschiedenen Widerwillen gegen Hexen, Spuk und Vorgeschichten haben, und von allem diesen darin vorkommen wird, zwar natürlich fast allein in sagenhaften Erzählungen, also nicht stoßend als krasse Unwahrscheinlichkeit, aber ich weiß, Sie mögen dergleichen in keiner Gestalt. Es ist mir leid, etwas schreiben zu müssen, wobei ich nicht, wie es mir einmal eine liebe Gewohnheit geworden ist, denken kann, was mein lieber Schlüter dazu sagt, oder wo es vielmehr ein zweifelhaftes Resultat gibt, wenn ich es denke; doch kann ich nicht anders, da diese Dinge zu eng mit dem Volkscharakter verknüpft sind, und ich hoffe durch Anderes in dem Buche meinen liebsten Freund zu versöhnen und zur Nachsicht mit dem nicht Ansprechenden zu stimmen. Nun muß ich aber in der That aufhören, ich habe mich ganz zu Schanden geschrieben, und weine, als wenn ich rohe Zwiebeln schnitte."[1])

Die Befürchtungen Annettens wegen einer möglichen Antipathie Schlüters gegen den Stoff bewahrheiteten sich nicht. Der Freund spendet im Gegentheil dem Plan seinen vollsten Beifall. Er schreibt in seiner Antwort 28. März 1840: „Die Nachricht von dem Buch, welches Sie zu schreiben beabsichtigen, hat mich höchlich erfreut; der Himmel erhalte Ihnen die Lust am Werk

---

1) Briefe S. 161 ff.

und gebe Ihnen bald die Gesundheit dazu; an Kräften, Stimmung und Fülle wird es dann wohl so leicht nicht fehlen. Ich bin überzeugt, das Buch wird höchst interessant und reichhaltig ausfallen, und eines ausgebreiteten Beifalls sich erfreuen." [1])

Auch der Freundin in Jena hatte Annette von dem neuen Plane gesprochen. Adele hatte darauf die ihr befreundeten Kritiker, besonders Wolff, um Rath gefragt und antwortete: „Ich möchte keine Reiseform, ich möchte entweder die dramatische, aber nicht zur Aufführung geeignete Form oder die erzählende. Wäre aber mein Gegenstand, den Lichtpunkt desselben meine ich, der Art, daß er mich poetisch faßte, so gäbe ich ihn in Versen. Um Ihren Humor ist es sehr schade, indessen haben Sie unbedingt recht. Aber Kind, Sie haben ja einen fürchterlichen Rival am Immermann, der eben im Münchhausen Westphalen schildert und Furore macht. Also glaube ich, dem berühmten Feind sehen Sie erst in's Auge, und lesen gleich seinen Münchhausen, aber gleich. Vielleicht wirft Sie das in die rechte Bahn, vielleicht, und fast glaube ich's, in die dramatische, versifizirte, mit Prosa vermengte, die am Ende Alles möglich macht. Um Gespenster und Second sight bitte sehr." [2])

Gleich nach der bösen Grippe muß denn auch die wirkliche Ausführung des Planes endlich begonnen haben, und zugleich mit der Beendigung des „geistlichen Jahres" vorangeschritten sein.

Als indeß der Frühling kam, hörte das Schaffen und Arbeiten auf. „Ich war gestern Abend bis zehn im Garten; Sie glauben nicht, wie mild es war, wie duftig, dabei so sternenklar wie im Winter; ich saß auf der Bank am Hause, ließ mir von den Nachtigallen vorsingen, von der Luft zuwehen und war ganz und gar sybaritisch gestimmt. Warum ist man wohl so ungeneigt zu poetischen Arbeiten in so höchst poetischen Momenten? Ich denke wohl, weil der Genuß den regelrechten Gedanken

---

1) Aus Prof. Schlüters Nachlaß.

2) 1. Febr. 1841.

nicht aufkommen läßt. Ich thue gar nichts; seit Beendigung des ‚geistlichen Jahres‘, also seit drei Monaten, sind zwei Balladen das Einzige, was ich geschrieben; doch liegt dieses wohl zum Theil daran, daß ich des seit zwanzig Jahren bis zum Ekel wiederholten Redens über Mißkennen des eigenen Talents müde, mich zu Etwas entschlossen habe, was mir im Grunde widersteht, nämlich einen Versuch im Komischen zu unternehmen.“[1])

Bis zur Reise nach der Meersburg (Sept. 1841) ist es nun wieder still in der Correspondenz Annettens über das „Buch in spe“. Als sie ihre Koffer zu der Reise in den Süden packt, muß auch das Fragment hinein. „Zu arbeiten denke ich auch drüben fleißig, mein angefangenes Buch über Westphalen zu vollenden, und die geistlichen Lieder zu feilen und abzuschreiben; das Nöthige dazu steckt schon tief unten im Koffer, und an Zeit und Ruhe wird es mir nicht fehlen, da Jenny mir, auf meine Bitte, ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten weiten Schlosse, wo sich doch die wenigen Bewohner darin verlieren, wie einzelne Fliegen, einräumen will, einen Raum so abgelegen, daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logiren, und Abends die Gäste hingeleiten wollen, sie alles in der wüstesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertirt waren. — Ist das nicht ein poetischer Aufenthalt? Wenn ich dort keine Gespenster und Vorgeschichten schreiben kann, so gelingt mir es nie. Ich glaube übrigens, auf dieses Werk werden Sie, mein Freund, sehr influiren, d. h. das Andenken an Sie, denn ich freue mich schon jetzt darauf, es Ihnen vorzulesen, und dieses wird mir unter dem Schreiben beständig in Gedanken liegen. Sagen Sie nicht (wie Sie zu thun pflegen) daß ich mich Ihren Ansichten immer heterogen stelle. Das Disputiren und Aufbrodeln ist so eine schlechte, stöckische Manier an mir, und ich habe nachher, ganz im Stillen, oft Manches nach Ihrer Angabe verändert. Auch

---

[1]) Briefe S. 165 d. d. 26. April 1841.

bin ich oft nur so verkehrt, wenn ich grade mit Hinsicht auf Ihr Urtheil, es meine, so recht nach Ihrem Geschmacke getroffen zu haben, und es läuft mir dann so elendig kahl ab, daß Sie meinen hoffnungsvollen Sprößling ohne weiteres für einen Schablünter erklären. Von meinem Westaphlen („*Bei uns zu Lande auf dem Lande*“ ist sein eigentlicher Titel,)[1]) hoffe ich aber ein Erfreulicheres; ist doch unser liebes Ländchen, und unser beiderseitiges Hängen an ihm, schon ein gar starker Einigungspunkt. An *dem bisher Fertigen* glaube ich schon manches zu sehen, was guten Fortgang verheißt, und nur einen hervorstechenden Fehler, zu große Breite an manchen Stellen; aber dagegen weiß ich Rath.“[2])

In einem Brief an ihren Onkel August von Haxthausen d. d. Rüschhaus 10. Juli 1841 heißt es: „Ich habe mein Buch über Westphalen, was den Titel „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ führen soll, bereits angefangen und ein ziemlich Stück hineingearbeitet; es scheint mir ganz gut und doch *verlor ich den Muth, da ich meine lieben Eltern so deutlich darin erkannte, daß man mit Fingern darauf zeigen konnte.* Das war eigentlich nicht meine Absicht; ich wollte nur einige Züge entlehnen, übrigens mich an die allgemeinen Charakterzüge des Landes halten. Nun fürchte ich, Jedermann wird es für ein Portrait nehmen, und jede kleine Schwäche, jede komische Seite, die ich dem Publikum preis gebe, mir als eine chemische (sic) Impietät anrechnen. *Eben jetzt heute* bin ich zu dem Entschluß gekommen, es meiner Mutter vorzulesen, und ist sie es zufrieden, so schreibe ich weiter, wo nicht, so gebe ich es auf und schreibe etwas Anderes. Gott weiß, wie lange wir sie noch haben; mein Vater sagte immer „nach siebenzig ist jeder Tag geschenkt“, und sie ist nahe an siebenzig. Nachher würde mich jedes Wort, was ich gegen ihren Willen

---

1) Nach einer Bleistiftnotiz auf dem Umschlag des Fragments ist die Fixirung dieses Titels das Werk des Onkels der Dichterin, Freiherrn August von Haxthausen.

2) Briefe S. 182 f.

geschrieben habe, wie ein Stein drücken. Ob es wohl überall so schwer zu schreiben ist, wie hier? Mein Lustspiel, worin höchstens einer Persönlichkeit, der B., zu nahe getreten sein konnte, ist auch von meinem Kreise förmlich gesteinigt und für ein vollständiges Pasquill auf sie Alle erklärt worden, und doch weiß Gott, wie wenig ich an die guten Leute gedacht habe! Schücking und die Rüdiger waren die Einzigsten, welche nichts Anstößiges darin fanden, obwohl Beiden ihre Rollen zugetheilt wurden."

Da der Brief an Schlüter nach diesem an den Onkel geschrieben wurde, so scheint also die Mutter zur Fortsetzung die Erlaubniß gegeben zu haben — wofern die Lesung wirklich stattgefunden. Wir möchten das Letztere indeß bezweifeln, sind vielmehr der Ansicht, daß erst in Meersburg die betreffende Vorlesung in Gegenwart der Mutter und Jenny's, vielleicht auch des einen oder anderen Freundes vor sich ging, und das Urtheil ungünstig für Fortsetzung des Fragmentes ausfiel, wenigstens für Fortsetzung in der Form des Fragmentes.

Wir nehmen dieses an, weil seit jener Zeit des Fragmentes keine Erwähnung mehr geschieht, dagegen jetzt die dem projektirten Ganzen einzuverleibende Novelle als selbständige Dichtung in den Vordergrund tritt, ein letztes Mal überarbeitet und schließlich im folgenden Jahre 1842 im „Morgenblatt" Cotta's (Nr. 96 und ff.) veröffentlicht wird. Die übrigen für die große Arbeit gesammelten Materialien wurden dann — wahrscheinlich auf Wunsch der süddeutschen Freunde — zu einer kleineren akademischen Schilderung verwendet, welche lange Zeit hindurch unter den Bekannten als Handschrift cirkulirte, auch wohl einzelnen Besuchern der Meersburg vorgelesen wurde. So lernte auch Guido Görres dieselbe kennen und gelangte nach vielen Künsten der Ueberredung und nach Beschwichtigung der zahlreich entgegenstehenden Bedenken endlich dahin, den Aufsatz für seine historisch-politischen Blätter zu erwerben. In dieser Zeitschrift erschien er denn auch 1845 (7., 8., 9. Heft), unter dem Titel: „Westphälische Schilderungen aus westphälischer Feder;" allein die

Erfahrungen, welche Annette sowohl als die ihr Nahestehenden mit dieser Veröffentlichung machten, mußten sie für alle Zeiten abschrecken, die ursprüngliche Arbeit in der Art des Fragmentes wieder aufzunehmen. Was Annette in dem Brief an ihren Onkel August als Befürchtung ausgesprochen, traf in vollstem Maaße ein. Man fand es in Westphalen unzart, ja empörend von den hist.-politischen Blättern, daß sie eine solche Schilderung aufgenommen, durch welche gut katholische Gegenden gleichsam an den Pranger gestellt, all ihre Schwächen und Schattenseiten öffentlich besprochen würden u. s. w. Phillips erzählte später, wie viel Unannehmlichkeiten er wegen des Artikels gehabt, wie sehr angesehene Persönlichkeiten der Provinz sich in äußerst scharfer und verletzender Form über die Arbeit sowohl als den muthmaßlichen Verfasser geäußert u. s. w. Guido Görres sprach von ähnlichen Erfahrungen,[1]) fügte aber hinzu, daß Annette ihn von vornherein gewarnt habe, den Artikel nicht zu veröffentlichen, weil sie Unannehmlichkeiten davon gefürchtet; erst gegen das förmliche Versprechen strengster Verschwiegenheit betreffs der Urheberschaft, habe sie endlich das Manuskript zum Druck gegeben. Lange Zeit blieb man denn auch zur größten Freude der Näherstehenden vollständig in Ungewißheit über den Verfasser; später legte sich die erste Aufregung und man fand Stimmung und Ruhe, auch das Gelungene und Gute in der Schilderung zu sehen, so daß es länger nicht mehr vonnöthen war, die Autorschaft der Droste zu verschweigen.

1) Guido Görres ließ sich verleiten, dem zweiten Artikel eine Redactionsanmerkung beizufügen, worin zur Einsendung von Schilderungen aufgefordert wurde, in welchen auch „die erfreulicheren Seiten des dortigen Volkslebens mitgetheilt wären.“ Auch verwahrt sich die Redaktion dagegen, als wolle sie „den einzelnen (geschilderten) Volksstamm darum härter beurtheilen und ihn zum Sündenbock unserer Zeit machen“ u. s. w. Den Zweck, durch diese Anmerkung die Gemüther zu beruhigen, erreichte Görres indeß mit nichten, im Gegentheil wendete sich der Entrüstungssturm jetzt doppelt gegen die Redaktion. Man hütete sich indeß wohl, Gegenartikel zu schreiben, leugnete auch nicht, daß die Artikel im Ganzen wahr seien, sondern behauptete nur, sie enthielten nicht die ganze Wahrheit und es entstände deshalb ein falsches Bild u. s. w.

Selbst in der Familie der Dichterin redete man möglichst wenig von dieser Angelegenheit. So lesen wir denn in einem Briefe der Schwester Jenny an den Freiherrn Werner d. d. 25. März 1851: „Du wirst mir kaum glauben, daß ich diesen Morgen erst den Aufsatz über Westphalen gelesen habe; es war mir nicht möglich, hier den 162. Band zu bekommen, weder hier noch in Constanz oder bei H. v. Wessenberg war er, ich schrieb also an Görres, aber keine Antwort, woraus ich schließe, daß sie krank sind; dann schrieb ich nach Augsburg an Philippa und die hat es mir aus dem bischöflichen Ordinariat geliehen und ich setzte mich sogleich hin, ihn zu lesen. Es gereut mich, daß ich ihn nicht eher gelesen, es wäre der armen Nette gewiß ein Trost gewesen, wenn ich ihr gesagt, daß ich nichts Tadelnswerthes darin finde. Ich begreife nicht, wie er solchen Spektakel erregen konnte, besonders im Münsterlande, das ja wunderschön, fast mit zu großer Vorliebe geschildert ist. Dies sagte mir Onkel August schon. Was sie von Paderborn sagt, ist wohl scharf, aber nicht unwahr, und lange nicht so arg, als ich erwartete; dabei sagt sie ja über den Adel und die höheren Klassen eigentlich nichts ausdrücklich. Ich habe also gegen den nochmaligen Abdruck an und für sich nichts, nur müssen zwei Stellen gestrichen werden, die an dem Ganzen gar nichts ändern, aber worin Ausdrücke sind, die es mir unangenehm machen würden, meinen Kindern das Buch in die Hand zu geben. Dann glaube ich, daß es mit verändertem Titel, etwa: Westphalen vor 50 Jahren — Erinnerungen aus meiner Kindheit; mein Heimathland; oder was ihr sonst für einen Titel passend glaubt, viel besser aufgenommen werden wird, weil Wenige es aus eigener Ansicht, sondern nur von Hörensagen kannten und tadelten. Dann ist noch Mama zu berücksichtigen; sie weiß, glaube ich, daß Nette Verdruß hatte, wegen eines Aufsatzes, ohne ihn zu kennen. Solltest Du ihr vor dem Druck nicht etwas darüber sagen, damit man weiß, daß es auch ihr recht ist? Du kannst ihr schon die Sache annehmlich machen, da vieles von dem, was über Paderborn gesagt ist, aus ihren eigenen

Erzählungen herrührt. Du wirst auch am besten wissen, lieber Werner, wer die ärgsten Schreier waren, ob sie noch leben, oder vielleicht ihre Ansicht geändert haben, und ob Dir selbst es Unangenehmes bereiten kann, wenn bekannt wird, daß es von Nette ist. Dies Alles kann ich von hier nicht beurtheilen, was mich betrifft, so gebe ich meine Einwilligung."

Das Fragment „Bei uns zu Lande" blieb liegen. Erst 1862 brachte L. Schücking einen Abdruck desselben in seinem: „Annette von Droste" (Hannover. Carl Rümpler S. 39 — 68), der später in die Cotta'sche Gesammtausgabe von 1879 — II. Band überging.

Beide Abdrücke scheinen indeß nach einer unvollständigen Abschrift des Originalmanuskriptes gemacht zu sein. Eine, ganz offenbar als erster, vielfach verbesserter Brouillon erkennbare Handschrift der Dichterin, welche uns durch den Freiherrn Heinrich aus dem Hülshoff'schen Archiv zur Verfügung gestellt wurde, ist bedeutend ausgeführter und dient unserem gegenwärtigen Abdruck zur Vorlage. — Im Meersburger Nachlaß Annettens befand sich früher ein Entwurf der Fortsetzung des Fragmentes, eine Art Inhaltsangabe der folgenden Kapitel. Leider war es uns trotz vielfacher Mühe nicht möglich, eine Abschrift dieses jedenfalls interessanten Stückes zu erhalten.

Nach den angeführten Briefstellen kann über die Quellen der verschiedenen Abtheilungen der westphälischen Studien kein Zweifel mehr obwalten. Für das Fragment entnahm die Dichterin nach eigenem Geständniß sowohl als nach anderweitigen Angaben die nöthigen Materialien ihrer eigenen näheren Umgebung, d. h. meistentheils ihrem eigenen Vaterhaus. Dadurch erlangt das Fragment neben seiner allgemein künstlerischen Bedeutung einen höchst erwünschten biographischen Werth. Wir haben daselbe denn auch auf Annettens eigene Worte hin, frei als Quelle in der Biographie benutzt und verweisen dorthin auch für die eine oder andere Einzelheit z. B. über den liber mirabilis, den Vater 2c. „Annette (so versichert ein naher Verwandter der Dichterin) hat Hülshoff deutlich gezeichnet, ebenso

ihren damals schon verstorbenen Vater. Anders verhält es sich mit den übrigen Personen, welche schon um deßwillen nicht zu genau copirt werden durften, weil sie noch lebten. Die ‚gnädige Frau' ist absichtlich so geschildert, daß die Beschreibung durchaus nicht auf ihre Mutter paßte, welche eine Paderbornerin war, mehr blond als dunkel, eine hohe schlanke Gestalt. Dagegen trifft es zu, daß sie einen scharfen Verstand hatte und Festigkeit mit Liebe verband. Fräulein Sophie hat weder mit Jenny noch mit Annette entscheidende Aehnlichkeit, einige Züge aber hat die Dichterin offenbar sich selbst entnommen; am wenigsten stimmt wieder die äußere Erscheinung. — Ewerwin hat mit dem Bruder Werner gar keine, dagegen wohl ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem damals schon verstorbenen Ferdinand. Mit dem Rentmeister ist ein damaliger Rentmeister, Stüler, gezeichnet, der in den zwanziger Jahren schon gestorben war, aber als ‚der alte Stüler' noch oft in der Familie genannt wurde."

Der „Vetter aus der Lausitz" ist ebenfalls nicht ganz frei erfunden. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erwarb ein Droste von der Linie der Droste-Uhlenbrock (oder Wollenheck), welche mit den Droste-Hülshoff eines Stammes waren, in der Lausitz Güter und gründete dort eine Linie der Droste, welche circa 100 Jahre in wohlhabenden Verhältnissen fortbestand. Ob dieselben Protestanten geworden, und wirklich einmal ein Glied der Lausitzer Linie nach Westphalen gekommen, war nicht zu ermitteln. Die Nebenpersonen, Wilhelm und Frl. Anna, sind freie Erfindung.

Es ist kein Zweifel, dieses Fragment, im ursprünglichen Stile durchgeführt, wäre eine der klarsten Perlen Droste'scher Kunst geworden. Wir können somit die traurigen persönlichen oder landsmannschaftlichen Bedenken, welche einer Vollendung desselben entgegentraten, im Namen der deutschen Literatur nur herzlich bedauern.

Selbst die glücklicherweise fertiggestellte Novelle vermag uns nicht vollständig über diesen Verlust zu trösten. „Die Naturwahrheit in dieser Novelle" sagt Julian Schmidt, „zeugt

von einer Meisterhand, und die schwere Aufgabe, das Entsetzliche und Humoristische, Grauen und Ironie so ineinander zu verweben, daß das Eine das Andere nicht aufhebt, ist ihr aufs vollkommenste gelungen. Diese eine Arbeit stellt A. v. Droste unsern besten Novellisten an die Seite."

Mit den zahllosen Erzeugnissen weiblicher Erzählungskunst unserer Tage, selbst den besten, verglichen, zeigt uns diese Novelle erst recht, wie tief wir gesunken oder wie hoch eigentlich die westphälische Dichterin immer gestanden. Diese Novelle ist in jeder Zeile das Werk eines Künstlers und eines Klassikers, fest und markig, originell und packend in Erfindung und Sprache. Ein nüchterner und feiner Kritiker sagt daher mit Recht: „Was wir in Prosa von ihr (A. v. Droste) besitzen, ist nicht viel, aber gleichwohl ein Zeugniß seltener Fähigkeiten. Sie hat nur eine Novelle geschrieben, aber diese eine gehört in dem ‚deutschen Novellen-Schatz' unzweifelhaft zu den vorzüglichen. Man darf ohne Gefahr Jedem, der sie noch nicht gelesen hat, den Rath geben, sie bald zu lesen . . . Die Darstellung ist durchweg des größten Lobes werth, die Sprache klar, kraftvoll und von wunderbarer Frische und Originalität. Hätte sie diese so seltenen Gaben häufiger benutzt und sorgfältiger ausgebildet, man darf glauben, daß sie im Roman, in der Novelle noch Vorzüglicheres als in gebundener Rede geleistet hätte."[1])

Die „Judenbuche" ist eine Criminalgeschichte, deren Stoff die Dichterin den gerichtlichen Protokollen über ein ähnliches wirkliches Vorkommniß entnahm. Anfangs kannte sie dasselbe nur vom Hörensagen oder aus einer flüchtigen Lektüre in früher Jugend,[2]) später sah sie in Bökendorf die Akten-Auszüge selbst wieder ein. Vrgl. oben S. 5.

Das Journal, von welchem sie redet, und von dem sie behauptet, es werde trotz seiner sonstigen Vorzüge ihrer Art die

---

[1]) H. Hüffer, Deutsche Rundschau VII. 440 ff.

[2]) Daß Annette die Geschichte früher gekannt und gelesen, wird vielfach, selbst von Hüffer „Monatsschrift 2c." in Abrede gestellt, allein der Wortlaut des Briefes sagt deutlich von dem Bökendorfer Aufenthalt: „Ich habe jetzt wieder den Auszug aus den Akten gelesen."

Geschichte zu erzählen schon deßhalb nicht schaden, weil es vergessen sei, war die „Wünschelruthe" herausgegeben von H. Straube und Dr. J. P. von Hornthal, Göttingen bei Vandenhoeck und Rupprecht. Januar bis Juni 1818.[1])

Unter den Beiträgen, welche August von Haxthausen zu dieser Zeitschrift lieferte, ist unzweifelhaft der werthvollste ein Auszug aus den Akten seines Familienarchivs, welcher in den Nummern 11 bis 15 vom 5. — 19. Februar unter der Ueberschrift „Geschichte eines Algierer Sklaven" erschien.

Da die Zeitschrift sehr schwer aufzutreiben ist, druckte H. Hüffer den Abzug vollständig ab in Pick's „Monatsschrift für die Geschichte des westlichen Deutschlands" B. VI.; mit geringen Abweichungen ist sie ebenfalls mitgetheilt in Schücking's „Westphäl. Antiquarius", im „Westphälischen Merkur" vom 11. und 12. Januar 1866. Unter den Materialien einer vom Freiherrn August von Haxthausen selbst geplanten Gesammtausgabe der Werke seiner Nichte Annette finden wir eine von seiner Hand vielfach verbesserte und ergänzte Abschrift dieses seines Aufsatzes, und zur Einleitung in denselben heißt es:

„Die Dichterin hatte in ihrer Kindheit, wenn sie bei ihren Großeltern im Paderbornschen war, von ihrem Großvater, dem Drosten Freiherrn von Haxthausen oft die Geschichte eines Selbstmörders aus jener Gegend erzählen hören, der in seiner Jugend

---

1) „Auf dem Titelblatt liest man als Motto: ‚Die kürzeste Thorheit ist die beste', Worte, die ein Spötter allenfalls auf die Zeitschrift selbst hätte anwenden können, denn sie bestand nur vom Januar bis Juni 1818. Aber eine nicht geringe Zahl namhafter Schriftsteller hat ihr in diesem kurzen Zeitraum werthvolle Beiträge zugewendet . . . Nicht wenige Unterstützung erhielt die Zeitschrift von Mitgliedern der Familie Haxthausen, insbesondere von den Brüdern Werner und August. Werner veröffentlichte Uebersetzungen aus seiner Sammlung griechischer Volkslieder, ferner eine Anzahl von Gedichten mit der Unterschrift Sigurd Albrock." Vrgl. Pick: Monatsschrift für die Geschichte des westlichen Deutschlands VI. 59., wo des weiteren über die „Wünschelruthe" gehandelt wird.

einen Juden erschlagen, dann geflüchtet, nach manchen Schicksalen lange Jahre hindurch Sklave in Algier gewesen, endlich befreiet und zurückgekommen, die Freiheit und das Leben nicht länger ertragen können und sich selbst entleibt.[1]) — Diese Geschichte ist völlig getreu und ohne einen Zusatz nach der Erzählung ihres Großvaters aufgeschrieben und in einer jetzt längst verschollenen Zeitschrift abgedruckt. Sie hatte der Dichterin bei der Conception ihrer Erzählung vorgeschwebt. Sie hat aber jene gedruckte Erzählung in der „Wünschelruthe" nie gelesen (?) bis wenige Jahre vor ihrem Tode, als „Die Judenbuche" längst gedruckt war. Sie äußerte sich darüber, daß, wenn sie die einzelnen Umstände so genau gekannt oder jene Erzählung gelesen, so würde sie ihre Erzählung gar nicht, oder ganz anders aufgefaßt und geschrieben haben, denn im Grunde sei die wahre schmucklose Geschichte viel tiefer und bedeutender als ihre Dichtung."[2]) Da wie gesagt jene Zeitschrift längst verschollen ist, so lassen wir hier die Geschichte aus der ‚Wünschelruthe' folgen, wo dann Jedem die Auffassung, Motive und Vergleichungen für sein Urtheil nahegelegt sind." Soweit Aug. v. Harthausen.

Diesem ausgesprochenen Vorsatz des Onkels folgend, lassen auch wir im Anhang dieser Abtheilung jenen Protokollauszug nach der uns vorliegenden, durch den Freiherrn verbesserten Handschrift abdrucken.

Ueber die Geschichte selbst und die Art, wie sie in dieser Handschrift sowohl als im Abdruck der Zeitschrift erzählt wird, steht uns kein Urtheil zu. Jedenfalls kann zur Entschuldigung

---

1) Wenn Claasen (‚Denkmal' S. 155) die „Judenbuche" eine Criminalgeschichte nennt, „worin nach Annettens eigenem Ausdruck (?) die Entdeckung eines Mordes an einem Juden von einem blinden Bettler dadurch befördert wird, daß dieser den Mörder veranlaßt, dieselben Worte auszusprechen, die jener, der ungesehen in einem Gebüsch ruhend gegenwärtig war, denselben während des Mordes sagen hörte" so beruht dies auf einem ganz offenbaren Irrthum. Vrgl. unten S. 21.

2) Wie Annette diesen Gedanken w i r k l i c h ausgedrückt, vergleiche oben S. 5 f.

der Handlungsweise des armen Hermann nur Geistesstörung angenommen werden. Die Hervorhebung des „Schicksals“ oder gar die Auffassung des Selbstmordes als einer Art „Gerechtigkeit“ berührt in einem trockenen Aktenstück etwas unangenehm und erinnert zu sehr an die Literatur. Auch daß der Selbstmord eine Folge der Zauberformel sein soll, paßt eher in ein Phantasiegemälde; wahrscheinlich hat eben die Furcht vor der Wirkung der Formel das schwache Hirn des Mörders ganz verwirrt und hierdurch die Wirkung hervorgebracht. So fällt wohl auch in der Handlungsweise das Eine oder Andere noch auf, allein wir nehmen die Sache wie sie uns geboten wird, und schließen mit H. Hüffer, der am Schluß des Abdrucks in den „Monatsheften“ also fortfährt:

„Wer diese Geschichte gelesen hat, begreift Annettens Bedauern, sie nicht früher gekannt zu haben;[1]) denn sie enthält gar viele Züge, die ein Schriftsteller vortheilhaft verwerthen könnte. Aber freilich die Novelle hätte dann eine ganz andere werden müssen. In der ‚Judenbuche‘ beruht der Schluß auf dem eigenthümlichen Dunkel über die Person des Mörders, der sich erst durch den Selbstmord entdeckt.[2]) Dieses Dunkel besteht nicht in dem Harthausenschen Auszug, wo der Winkelhannes seine That nicht verhehlt, auch sie zu verhehlen gar keine Ursache hat. Die Aufgabe des Novellisten könnte dann nur in der Lösung des auch von Harthausen hervorgehobenen Problems

1) Vrgl. oben. S. 5.

2) Unserer persönlichen Meinung nach bildet jenes Dunkel über den eigentlichen Thäter und die Art des Mordes am Förster zwar eine recht Droste'sche Eigenthümlichkeit; allein sie dürfte doch der klaren Kunst nicht sehr entsprechen. Was nun gar das Ende Mergels betrifft, so hält H. Hüffer dasselbe für einen Selbstmord, wir dagegen sind der Ansicht, daß ein Mord durch Juden vorliegt. Ein Krüppel wie Mergel konnte unmöglich allein einen hohen Buchenstamm erklettern und sich in der Höhe aufhängen. Man vergleiche nur den Hergang des Selbstmordes im Auszug. Uebrigens ist eine Vergleichung der Dichtung mit den Akten auch insofern von Interesse, als in diesen der Freiherr um ein ehrlich Begräbniß Hermanns, des anerkannten Selbstmörders, einkommt; in der Dichtung aber einfach gesagt wird: „Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt.“

bestehen, warum der Mensch, welcher siebenzehn Jahre die drückendste Sklaverei ertragen hat, in der Heimath, in der Freiheit seinem Leben gewaltsam ein Ende macht. Ich zweifle nicht, daß Annette diese Aufgabe gelöst haben würde, aber ich zweifle, ob man um diesen Preis das, was wir jetzt besitzen, aufgeben möchte. Auch im Uebrigen scheint ihre Hoffnung: das Straubesche Journal werde ihrer Novelle nicht schaden, keineswegs durch die Voraussetzung bedingt, daß es für immer verborgen bleibe. Im Gegentheil, es setzt, da es wieder erscheint, ihre Erfindungsgabe in ein helleres Licht, als man nach ihrem Briefe vermuthen konnte.

Denn die Entwickelungsgeschichte des Helden, die Schilderung des Landes, die vortreffliche Charakteristik der Mutter, des Oheims und aller übrigen Personen vom Gerichtsherrn bis zum Schreiber, die ergreifende Schilderung des Weihnachtsabend, beinahe Alles, was der Novelle den hauptsächlichen Werth verleiht, ist derselben auch eigenthümlich und so sehr Annettens Eigenthum, daß man eine Vergleichung, die doch immer etwas Aehnliches voraussetzt, nicht einmal vornehmen kann. Aber selbst, wo die Thatsachen eine Vergleichung gestatten, ist die Verschiedenheit meistens auffallender als die Uebereinstimmung. Annette versichert freilich nicht allein in der Novelle, sondern auch in dem Briefe an Junkmann, sie erzählte etwas, „das sich wirklich zugetragen habe; sie könne nichts davon oder dazu thun". Sie gibt so genaue Einzelheiten, daß es beinahe unmöglich scheint, dergleichen ganz zu erfinden; sie nennt das Geburtsjahr Mergels — 1738, die Zeit des Mordes — 1760, die Zeit der Rückkehr — den 24. Dezember 1788. Aber fast alle diese Einzelheiten, die wichtigen wie die unwichtigen, stehen mit den Akten im Widerspruch. Der Mord fällt in das Jahr 1782, die Rückkehr fünfundzwanzig Jahre später; der Winkelhannes wird nicht wegen einer unbezahlten Uhr, sondern wegen eines theuer gekauften Rockes gemahnt, er wird Sklave, nicht in Konstantinopel, sondern in Algier, und nicht durch ein holländisches Schiff, sondern durch Hieronymus Bonaparte befreit. Auch die Jugenderlebnisse

Mergels stimmen wenig mit dem Haxthausenschen Bericht: „Der Bauernvogt sei mit dem Winkelhannes als einem frischen, tüchtigen Burschen wohl zufrieden gewesen.“ Wem soll man alle diese nicht poetisch, aber doch historisch irrigen Angaben zuschreiben? Annettens schlechtem Gedächtniß? oder einer unrichtigen mündlichen Ueberlieferung? Vielleicht zum Theil; aber gewiß meistens ihrer immer regen, schöpferischen Phantasie. Nur eins möchte ich dabei bemerken. In dem Briefe vom 4. August 1837 wird unter den unvollendeten Werken neben der „Judenbuche“ noch eine Kriminal-Geschichte genannt, welche gleichfalls von der Ermordung eines Juden und der eigenthümlichen Entdeckung des Mörders handelt. Sollte Annette vielleicht Vorarbeiten für diese Geschichte, welche unvollendet blieb, in die Novelle von der Judenbuche hineingezogen haben? Aber ich will lediglich die Möglichkeit einer solchen Vermuthung andeuten; um den Beweis auch nur zu versuchen, müßte man die hinterlassenen Papiere der Dichterin genauer kennen, als es mir und vielleicht irgend Jemanden bisher vergönnt worden ist.“

Wir sind in der Lage, Herrn Hüffer's Andeutungen und Vermuthungen dahin zu erledigen, daß sich wirklich im Nachlaß der Dichterin ein bedeutendes Bruchstück jener „Criminalgeschichte“ vorgefunden hat und von uns auch in diesem Bande unter dem Titel „Joseph, eine Criminalgeschichte“ abgedruckt wird. Allein in dem beregten Briefe an Junkmann schon hält Annette diese „Criminalgeschichte“ und die Geschichte des entdeckten Judenmörders wohl auseinander. Sie schreibt . . . „7 und 8 noch zwei Stoffe. Einer zu einer Criminalgeschichte, ist wirklich in Braband passirt und mir von einer nahe betheiligten Person mitgetheilt, die einen furchtbaren und durchaus nicht zu erwischenden Räuber fast 20 Jahre lang als Knecht in ihrem Hause hatte! Der zweite zu einem Gedichte von mehreren Gesängen, den ich ganz vollständig geträumt, durch alle Gesänge, die ich zu lesen glaubte. Er betraf die Entdeckung eines Mordes an einem Juden, die ein blinder Bettler dadurch befördert, daß er den Mörder veranlaßt, dieselben Worte

auszusprechen, die jener, der ungesehen in einem Gebüsch ruhend gegenwärtig war, denselben während des Mordes sagen hörte. Ich hatte damals, vor mehreren Jahren, ungeheure Lust, das Ding zu schreiben, und es ist wirklich schade, daß es so verkommt."[1])

Von diesem Gedicht nun hat sich keine Spur vorgefunden, sei es, daß die Dichterin dasselbe nie begonnen, oder daß das Fragment sich verloren hat. Ersteres ist jedoch wahrscheinlicher, denn sie nennt das „Gedicht" ja nur einen Stoff, also war höchstens ein Entwurf vorhanden.

Aus der Morgenzeitung wurde die „Judenbuche" zuerst in den „Letzten Gaben" (1860) zugleich mit den „Westphälischen Schilderungen" aus den „Historisch-politischen Blättern" wieder abgedruckt, bis sie dann beide mit dem Fragment „Bei uns zu Lande" in der Cotta'schen Gesammtausgabe von 1878 vereint erschienen und den prosaischen Theil der Schriften ausmachen. Unsere Anordnung weicht in etwa von derjenigen Schückings ab. Von dem Gedanken der Dichterin ausgehend, daß die „Judenbuche" nur einen Theil des „Bei uns zu Lande" ausmachen sollte, haben wir die Novelle dem fast gleichzeitig entstandenen Fragment nachgestellt. Unsere Angaben über die Entstehungszeit der beiden ersten Stücke haben wir weiter oben erhärtet. Für die „Westphälischen Schilderungen" oder „Bilder aus Westphalen" verzeichnet Schücking sowohl in den „letzten Gaben" als in der Gesammtausgabe das Jahr 1840 als Entstehungszeit, während wir geneigt sind, dasselbe in den ersten Meersburger Aufenthalt, also 1841/42 zu verlegen.

Da uns Handschriften der Stücke mit Ausnahme des Fragmentes nicht erhalten sind, so folgen wir dem Schücking'schen Text auch in dieser neuen Ausgabe.

W. K.

---

1) Briefe. 90 ff.

# Bei uns zu Lande auf dem Lande.

Nach der Handschrift eines Edelmannes
aus der Lausitz.

---

Fragment.

1840.

## Einleitung des Herausgebers.

Ich bin ein Westphale, und zwar ein Stockwestphale, nämlich ein Münsterländer, — Gott sei Dank! füge ich hinzu, — und denke gut genug von jedem Fremden, wer er auch sei, um zu glauben, daß er, gleich mir, den Boden, wo seine Lebenden wandeln und seine Todten ruhen, mit keinem andern Boden vertauschen würde, obwohl seit etwa zwei Jahrzehenten, d. h. seit der Dampf daran arbeitet, das Landeskind in einen Weltbürger umzublasen, die Furcht, beschränkt, und eingerostet zu erscheinen, es fast zur Sitte gemacht hat, die Schwächen der alma mater, welche man sonst Vaterland nannte, und bald nur als den zufälligen Ort der Geburt bezeichnen wird, mit möglichst schonungsloser Hand aufzudecken und so einen glänzenden Beweis seiner Vielseitigkeit zu geben — es ist bekanntlich ja unendlich trostloser, für albern als für schlimm zu gelten! — Möge die civilisirte Welt also getröstet sein, denn ihre Fortschritte zu der Alles nivellirenden Unbefangenheit der wandernden Schauspieler, Scheerenschleifer und vagirenden Musikanten sind schnell und unwidersprechlich, — dennoch bleiben Erbübel immer schwer auszurotten, und ich glaube bemerkt zu haben, daß, sobald man auf die Redeweisen dieser grandiosen Parteilosen fein kräftig eingeht und etwa hier und dort noch den rechten Drücker aufsetzt, sie grade so vergnügt lächeln, als ein Bauer, der Zahnweh hat. Gott besser's, sage ich und überlasse die beliebige Auslegung Jedem. Was mich anbelangt, so bin ich, wie gesagt, ein Mensch nullius judicii, nämlich ein

Münsterländer, sonst guter Leute Kind, habe studirt, in Bonn, in Heidelberg, auch auf einer Ferienreise vom Rigi geschaut, und die Welt nicht nur weitläufig, sondern sogar überaus schön gefunden, — ein in der That wunderbar köstlicher Moment, und für den armen Studenten, der um jeden zu diesem Zwecke heimgelegten Thaler irgend eine andere Freud hat todtschlagen müssen, ein tief fast wie heilig bewegender Moment, — dennoch nichts gegen das erste Knistern des Haidekrauts unter den Rädern, nichts gegen das muthwillige Andringen der ersten Blüthenstaubwolke, die die erste Nußhecke uns in den Wagen wirbelte — nach zwei langen auswärts verlebten Jahren. Ich lehnte mich weit aus dem Schlag, ließ mich gelb einpudern, wie ein Römer aus den Zeiten Augusts, und sog wie berauscht die erstickenden Küsse meiner Heimath ein, — dann kamen meine klaren, stillen Weiher mit den gelben Wasserlilien, meine Schwärme von Libellen, die wie glänzende Zäpfchen sich überall anhängen, meine blauen, goldenen Schmetterlinge, welche bei jedem Hufschlag ein flatterndes Menuet veranstalteten. — Wie gern wäre ich ausgestiegen und ein Weilchen neben hergetrabt, aber es kam mir vor, als müsse ich mich schämen vor den Leuten im Schnellwagen, und vor Allen machte mir ein bleicher winddürrer Herr Noth, der ganz aussah wie ein Genie, was auf Menschenkenntniß reist, denn ich bin ehrlicher Leute Kind, und möchte nicht gern als empfindsame Haidschnucke in einem Journale figuriren — deshalb will ich denn auch hier abbrechen, und nur erst sagen, daß ich seit zwölf Jahren wieder bei uns zu Lande bin und mein friedliches Brod habe, als Rentmeister meines guten gnädigen Herrn, der keine Schwalbe auf seinen Dächern belästigen mag, wie viel weniger seine Leute überladet, so daß ich meine Arbeit in der That ganz wohl zwingen kann, und um vieles an gutem, wie man sagt, ich meine, gesundem Aussehen gewonnen habe, sonderlich in den letzten fünf Jahren, seit ich das obere Thurmzimmer bewohne, was das gesündeste im Hause ist, und mir noch allerhand kleine Ergötzlichkeiten gestattet, indem ich aus dem Fenster angeln und den Reiher über

dem Schloßweiher schießen kann. Die Zeitungen werden mir auch gebracht, nachdem der Herr sie gelesen, und die Bücher aus der Leihbibliothek; so füllt sich mein Ueberschuß an Zeit ganz behaglich aus, und ich bleibe so nett im Rapport mit der politischen und belletristischen Außenwelt. Sehr wunderlich war mir zu Muthe, als ich vor etwa zehn Jahren zum ersten Male mein gutes Ländchen in van der Veldens Romane unverhofft begegnete; es war wir fast, als sei ich nun ein lion geworden, und könne fortan nicht mehr in meinem ordinären Rocke ausgehen. In den letzten Jahren habe ich mich indessen dagegen verhärtet, seit wir Westphalen in der Literatur wie Ameisen umherirrten. — Ich will nichts gegen diese Schrift sagen, da ich wohl weiß, wie es mir ergehen würde, wenn ich z. B. einen Russen oder Kalmücken beschreiben sollte, aber soviel ist gewiß, daß ich in den Figuren, die dort unsere Straßen durchwandeln, höchstens meinen Nebenmenschen erkannt habe; mir fiel dabei ein, wie ich in den Gymnasialjahren bei einer stillen honnetten Familie wohnte, wo jeden Abend Walter Scotts Romane, einer nach dem andern, andächtig vorgenommen wurden, — mein Wirth war Forstmann, sein Bruder Militair, und seiner Frauen Bruder, der sich pünktlich um sieben mit der langen Pfeife und einem starken Salbenduft einstellte, Wundarzt. Gott! wie haben wir uns an dem Schottländer ergötzt, aber nur ich ganz rein, weil ich von Allem, was er verhandelte, eben kaum oberflächliche Kenntnisse hatte, die Andern hingegen fanden Alles unübertrefflich bis auf die gräulichen Schnitzer in Jedes eigenem Fach, und lagen sich oft in den Haaren, daß sie im Eifer das Licht ausdampften und mir vor Rauch und Angst der Athem ausging, denn mein Held lag derweil hart verwundet am Boden, und mir war, als müsse er sich verbluten. Daraus habe ich denn geschlossen, nicht damals sondern nachträglich, daß man, sowohl aus Billigkeit, als um sich nicht unnöthig zu verstimmen, zuweilen die Krähe für den Raben muß gelten lassen, und es nicht zu genau nehmen mit Leuten, die vielleicht aus Noth, als gute Familienväter, sich mit Gegenständen befaßt haben, zu

denen durchgängig ihnen nun einmal die Gelegenheit nicht ist gegeben worden; dennoch war es mir, so oft ich las, als rufe alles Todtgeschlagene um Hülfe, und fordere sein Leben von mir, — ich hatte seitdem keine Ruhe. — Alte nebelhafte Erinnerungen aus meinen frühesten Jahren tauchten auf, glitten mir Tages über die Rechnungen, und kommen Nachts in einer lebendigen Verkörperung wieder, die ich gar nicht mehr in meinem Gedächtnisse geborgen glaubte. Ich war wieder ein Kind und kniete neugierig andächtig auf dem grünen Stiftsanger, während die Prozession an mir vorüberzog, die Kirchenfahnen, die Sodalitätsfahne, ich sah genau die seit dreißig Jahren vergessenen Zierrathen des Reliquienkastens, und Fräulein, die ich schon so lange als alt und verkümmert kannte, daß es mir war, als könnten sie nie jung und selbständig gewesen sein, traten in ihrer weißen Ordenstracht, so stattlich und sittsam, hinter dem Hochwürdigsten Gute her, wie es christlichen Herrschaften geziemt. Seltsam genug war in diesen Träumen auch alle Scheu und Beschränktheit eines Kindes wieder über mich gekommen; ich fürchtete mich etwas Weniges vor den Bärten der Kapuziner, nahm nur zögernd und doch begierig das Heiligenbild, was sie mir mit resoluten Reden aus ihrem Aermel hervorsuchten, sah verstört hinter mich, wenn meine Tritte in den Kreuzgängen wiederhallten, und horchte mit offenem Munde auf die eintönigen Responsorien der Domherren, die aus dem geschlossenen Chore mir wie Wirkung ohne Ursache hervorzudröhnen schienen. Wachte ich dann auf, so war mir zu Muthe, wie einem Geplünderten, verarmt und tief betrübt, daß alles dieses und noch so viel anderes Landesgetreue, was so reich und wahrhaftig gelebt, fortan kein anderes Dasein haben sollte, als in dem Gedächtnisse weniger Alternder, die auch nach und nach abfallen, wie das Laub vom Baum, bis der kalte Zugwind der Ereignisse auch kein Blatt mehr zu verwehen findet.

Träumen macht närrisch, pflegt man zu sagen; mich hat es närrisch genug gemacht. An einem schönen Tage, als gerade ein blöder, muthwilliger Sonnenschein mir gute Courage machte,

schnitt ich entschlossen ein Dutzend Federn, nahm mich gleichsam selber bei den Ohren und dachte: Schreib auf, was du weißt, wäre es auch nur für die Kinder des Herrn, für Karl und Klärchen. Angefangen habe ich denn auch; aber wenn ich sagte, es sei gut geworden, so hätte ich mich selber zum Narren. So lange ich schrieb, kam es mir schon leidlich vor, und ich hatte mitunter Freude an eigenen netten Einfällen und, wie mich dünkte, ganz poetischen Gedanken. Aber wenn ich es mir nun vor Anderer Augen oder gar gedruckt dachte, dann schoß es mit einem Male zum Herzen, als sei ich doch ganz und gar kein Genie und obwohl gleichsam mit der Feder hinterm Ohr geboren, doch wohl nur um Register zu führen und Rechnungen auszuschreiben. In meinem Leben habe ich mich nicht so geschämt, als wenn ich dann, wie dies ein paar Mal geschah, die Tischglocke überhörte und der Bediente mich überraschte, der gottlob kein Geschriebenes lesen kann. Aller Augen sahen auf mich, ich schluckte meine Suppe nachträglich hinunter wie ein Reiher, und es war mir, als wenn alle mit den Fingern auf mich wiesen, sonderlich die beiden Kinder. Bei Gott! es muß ein angstvolles Metier sein das Schriftstellern, und ich gönne es keinem Hunde. Darum bin ich auch so herzlich froh, daß ich dieses Manuskript gefunden, was alles und weit mehr enthält, als ich zu sagen gewußt hätte, dabei in einem so netten Stile, wie es mir schwerlich würde gelungen sein. Das Heft lag im Archive unter dem Lagerbuch, und ich habe dieses wohl hundert Mal davon hinein- und hinausgeschoben, ohne es zu beachten; aber an jenem Tage, ungefähr werden es drei Wochen hin sein, rutschte es einem Bündel Papier nach auf den Boden, und eine glückliche Neugierde trieb mich an, hineinzusehen. Der Verfasser ist ein Edelmann aus der Lausitz, Lehnsvetter einer angesehenen, seit zwanzig Jahren erloschenen Familie, deren Güter meinem Herrn zugekommen sind, das Hauptgut als Allodium durch Erbschaft, da des Herrn Mutter eine Tochter jenes Hauses war, die geringeren Besitzungen durch Kauf vom Bruder dieses Lausitzers im Zeitpunkt der Aufhebung der Lehnsrechte durch

Napoleon. Wie das Manuskript hierhergekommen, weiß ich nicht, und der Herr, dem ich es vorgelegt, weiß ebenfalls nichts darüber. Vielleicht hat es mein Vorgänger im Amte, der aufgeweckten und wißbegierigen Geistes gewesen sein soll, von einer seiner Inspektionsreisen mitgebracht. Es lagen noch zwei vergilbte Briefe darin, woraus erhellt, daß jener Edelmann unerwartet abreisen mußte, weil sein Bruder am Nervenfieber schwer erkrankt war, daß er, in der Heimath angekommen, über der Pflege desselben gleichfalls erkrankte und starb, während der andere aufkam. So mag er wohl sein Manuskript in der Angst und Eile vergessen haben. Er scheint ein munterer und wohlmeinender Mann gewesen zu sein, billig genug für einen Ausländer, und mit der so seltenen Gabe, eine fremde Nationalität rein aufzufassen. Ich würde bedauern, daß er so früh sterben mußte, wenn ich nicht bedächte, daß er jetzt doch schwerlich noch am Leben sein könnte; sechsundfünfzig Jahre sind eine lange Zeit, wenn man schon vorher in den Dreißigern war. Die angesehene und fromme Familie, bei der er einen Sommer zugebracht, hat auch früh, man möchte sagen unzeitig, erlöschen müssen — zuerst der alte Herr, der sich beim Botanisiren erkältete, und so glatt und wohlerhalten für seine Jahre er aussah, sich doch als sehr schwach erwies, denn er schwand hin an der leichten Erkältung wie ein Hauch, — dann der junge Herr, den man bis zu seiner Majorennität auf Reisen schickte und der in Wien ein trauriges, vorzeitiges Ende fand im Duell, nur einer eingebildeten Beleidigung willen, die das freundliche Gemüth des jungen Mannes nicht beabsichtigte, — Fräulein Sophie starb ihnen bald nach, sie war nie recht gesund gewesen und diese beiden Stöße zu hart für sie, — meines Herrn Mutter mußte die Geburt ihres Kindes mit dem Leben bezahlen, — aber wer sie Alle überlebte war die Frau Großmutter, die nach dem Verluste der Ihrigen hierher zog und sich mit großer Elasticität an dem Gedeihen ihrer Enkel wieder aufrichtete, — ich habe sie noch gekannt als eine steinalte Frau, aber lebendig, heftig und aller ihrer Geisteskräfte mächtig bis zum letzten

Athemzuge; man hätte fast denken sollen, sie werde nimmer sterben und doch war es am Ende ein leichtes Magenübel, was sie hinnahm, — ihr Andenken ist in Ehren und Segen und der gnädige Herr noch immer still und nachdenklich an ihrem Todestage.

Als ich ihm das Manuskript gab, war er sehr erregt, und ich glaubte nicht, daß er dessen Veröffentlichung zugeben werde. Nachdem es aber vierzehn Tage lang auf seinem Nachttische gelegen und er in dieser Zeit kein Wort zu mir darüber geredet hatte, gab er es mir am verwichenem Sonnabend zurück, mit dem Zusatze: von einem Westphalen geschrieben würde es weniger bedeutend sein, aus dem Munde eines Fremden aber sei es ein klares und starkes Zeugniß, was sein Gewissen ihm nicht erlaube aus Familienrücksichten zu unterdrücken.

So mag es denn sein! Und ich gebe es dem Publikum zum Gefallen oder Mißfallen; es ist kein Roman, es ist unser Land, unser Volk, unser Glaube, und was diese trifft an Lob oder Tadel, was die Lebenden tragen müssen, das möge auch über diese todten Blätter kommen.

## Erstes Kapitel.

### Der Edelmann aus der Lausitz und das Land seiner Vorfahren.

---

Soeben hat die Schloßglocke halb zehn geschlagen — es ist eigentlich noch gar nicht Nacht — ein schmaler Lichtstreifen steht im Westen und zuweilen fährt noch ein Vogel im Gebüsche drüben aus seinem Halbschlafe auf und träumt halbe Cadenzen seines Gesanges nach — dennoch ist's hier fast schon Nacht — soeben hat man mir eine schöne neue Talgkerze gebracht — Holz in den Kamin gelegt, um einen Ochsen zu braten und nun soll ich ohne Gnade in die Daunen. — Unmöglich; ich emancipire mich, — heimlich aber desto sicherer, und Niemand sieht es mir Morgens an, daß ich allnächtlich bis Zwölf oder Eins den stillen Wohlthäter des Hauses mache und auf Wasser und Feuer zwar nicht achte, aber doch achten würde, wenn dergleichen Dinge hier zu Lande nicht unschädlich wären, wie ich wohl schließen muß, wenn ich jeden Abend Knecht und Magd mit flackernden Lampen in Heuboden und Ställen umherwirthschaften sehe. Diese alten Mauern, die doch wenigstens ihre drei Jahrhunderte auf dem Rücken zu tragen scheinen! seltsames schlummerndes Land! so sachte Elemente! so leise seufzender Strichwind, so träumende Gewässer, so kleine friedliche Donnerwetterchen ohne Widerhall! und so stille, blonde Leutchen, die niemals fluchen, selten singen oder pfeifen, aber denen der Mund immer zu einem behaglichen Lächeln steht, wenn sie unter der Arbeit nach jeder fünften

Minute die Wolken studiren und aus ihrem kurzen Stummelchen gen Himmel rauchen, mit dem sie sich im besten Einverständnisse fühlen. Vor einer Viertelstunde hörte ich die Zugbrücke aufknarren, ein Zeichen, daß Alles ab und todt ist, und das Haus fortan unter dem Schutze Gottes und des breiten Schloßteiches steht, der, nebenbei gesagt, an einigen Stellen nur knietiefe Furthen hat; das macht aber nichts, es ist doch blankes Wasser, was darüber steht, und man könnte nicht durchwaten, ohne bedeutend naß zu werden: Schutz genug gegen Diebe und Gespenster! — Die Nacht wird sehr sternhell werden, ich sehe zahllose milchigte Punkte allmählig hervordämmern, — drei Hühnerhunde und zwei Dachse lagern auf dem Estrich unter meinem Fenster und schnappen nach den Mücken, die die dekretirte Nacht noch nicht wollen gelten lassen. Aus den Ställen dröhnt zuweilen das leise Murren einer schlaftrunkenen Kuh oder der Hufschlag eines Pferdes, das mit Fliegen kämpft — im Zimmer meines guten Vetters von Noahs Arche her brennt das einzige Nachtlicht; was soll ein ehrlicher Lausitzer machen, der um Elf seine letzte Piquetpartie anzufangen gewohnt ist? Um mich liegen zwar die Schätze der Bibliothek: Hochbergs adeliges Landleben, Kerssenbrocks Geschichte der Wiedertäufer, Werner Rolevinks De moribus Westphalorum, und meines Wirthes nicht genug zu preisendes Liber mirabilis — aber mir geht es wie den Israeliten, die sich bei dem blanken Manna nach den Fleischtöpfen Egyptens sehnten; o Dresdener Staatszeitung, o Frankfurter Postreiter, die ihr mich so manches Mal in den Schlaf gewiegt habt, wann werden meine Augen euch wiedersehen? Können die Heringe und Schellfische des Münsterschen Intelligenzblattes meine politischen Stockfische ersetzen?

Aber warum schreibe ich nicht, oder vielmehr, warum habe ich nicht geschrieben diese zwei Monate lang? Bin ich nicht im Lande meiner Vorfahren? Das Land, das mein Ahn, Hans Everwin, so betrübten Herzens verließ und in sauberem Mönchslatein besang, wie eine Nachtigall in der Perrücke? O Angulus ridens! o prata frondesque susurro etc. etc.

Ich weiß es, wie mich einst freuen wird, diese Blätter zu lesen, wenn erst dieses fremdartige Intermezzo meines Lebens weit hinter mir liegt; vielleicht mehr, als ich jetzt noch glaube; denn es ist mir zuweilen, als wolle das zwanzigfach verdünnte westphälische Blut sich noch geltend in mir machen. Gott bewahre! ich bin ein echter Lausitzer — vive la Lusace! und nun — das hat Mühe gekostet, bis ich an diesen Kamin gelangt bin — schlechte, schlechte Wege habe ich durchackert und Gefahren ausgestanden zu Wasser und Lande. Dreimal hab' ich den Wagen gebrochen und einmal dabei auf dem Kopfe gestanden, was weder angenehm, noch malerisch war. Mit einem Spitzspann (so nennt man hier ein Dreigespann) von langhaarigen Bauernpferden habe ich mich durch den Sand gewühlt und mit einem Male den vordern Renner in einer sogenannten Welle versinken sehen, einer tückischen wandernden Race von Quellen, die ich sonst nirgends angetroffen und die hier so manche Fahrwege unsicher macht, sich das ganze Jahr stille hält, um im Frühlinge irgend eine gute Seele zu packen, zur Strafe der Sünde, die sie nicht begangen hat. Ich bin aus dem Wagen gesprungen wie ein Pfeil, denn — bei Gott! — mir war so confus, daß ich an die Nordsee und Unterspülen dachte — von meinem Pferdchen war nur noch ein Stück Nase und die Ohren sichtbar, mit denen es erbärmlich zwinkerte. Zum Glück waren Bauern in der Nähe, die Haidrasen stachen, und geschickt genug Hand anlegten: He, Hans! up! up! Ja, Hans konnte nicht auf und krebste sich immer tiefer hinein; endlich ward er doch herausgegabelt und zog niedergeschlagen und kläglich triefend weiter voran, wie der bei der Serenade übel begossene Philister. Ich fand vorläufig den Boden unter meinen Füßen sicherer und stapfte nebenher durch das feuchte Haidekraut, immer an unsern Ahn denkend und sein horazisches: O Angulus ridens . . . und was denn hier wohl lachen möge? der Sand, oder das kothige Pferd? oder mein Fuhrmann in seinem bespritzten Kittel, der das Ave Maria pfiff, daß die Haidschnucken davon melancholisch werden sollten? oder vollends ich, der wie ein Storch von einem

Maulwurfshügel zum andern stelzte? — Doch — ich war es, der am Ende lachend in den Wagen stieg, dreimal selig, schon vor Jahrhunderten im kleinsten Keime diesem glückseligen Arabien entflohen zu sein; was sich mir in diesem Augenblicke von dem classischen durch nichts zu unterscheiden schien, als nur durch den Mangel an Straßen und Ueberfluß an Pfützen. O Gott! dachte ich, wie mag die Halle deiner Väter beschaffen sein, Du guter Everwin!

Eine halbe Tagereise weiter, und die Gegend klärte sich allmählich auf; die Haiden wurden kleiner, blumigt und beinahe frisch, und fingen an, sich mit ihren auffallend bunten Viehheerden und unter Baumgruppen zerstreuten Wohnungen fast idyllisch auszunehmen; rechts und links Gehölz und so weit ich es unterscheiden konnte, frischer kräftiger Baumschlag; aber überall traten dem Blicke mannshohe Erdwälle entgegen, die vom Gebüsch überschattet jeden Fahrweg unerläßlich einengten — wozu? wahrscheinlich um den Koth desto länger zu conserviren; ich befragte meinen Fuhrmann, einen gereisten Mann, der sogar einmal Düsseldorf gesehen hatte und mich mindestens immer um mein drittes Wort verstand. „O Herr", sagte er, „wenn wir keine Wallhecken hätten, was würden wir dann für schelmhaftige Wege haben." Vivat Westphalia, dachte ich! — Wir ackerten voran — aus allen Häusern bellten uns Kläffer an, die ich allemal, die langhaarigen „Rüden," die glatten ohne Ausnahme „Teckel" locken hörte; vor den Eingängen einzelner größerer Höfe zerwütheteten sich gräuliche Cerberusse an ihrer Kette, und es schien mir unmöglich, unzerrissen hinein oder herauszukommen. — Was man nicht Alles bemerkt auf einer Tagfahrt zwischen Wallhecken, den Himmel über, die Pfütze unter sich! Der Wagen hielt einen Augenblick an, vier kleine Buben, sämmtlich in Troddelmützen und drei Kamisöler übereinander, roth wie Aepfelchen, stolperten eilig herzu und langten mit der Hand nach dem Schlage; ich suchte nach ein paar Stübern und Matieren,[1]) die man mir auf der letzten Station zugewechselt

1) Richtiger „Matthiers", eine alte braunschw. Scheidemünze = 3,3 Pf.

und rief, indem ich sie aus dem Wagen warf: „Habt Acht, Ihr Buben!“ Da aber nahmen sie Reißaus, und wie verscheuchte Hasen krabbelten sie den Erdwall hinan. „Gottes Wunder! was mochte das für ein Krabat oder Slowak sein, der kein Deutsch konnte und sein Geld in den Dreck warf?“ Ich sah sie noch lange aus ihrem Hafen meinem Wagen nachstarren, wie, sans comparaison, einem abziehenden Kameele. Einem war beim Ansatz zur Flucht sein Holzschuh abhanden gekommen, und ich hörte ihn unter dem Rade ein unzeitiges Ende nehmen; mein Trost waren die herrenlosen Stüber und Matiere, mit denen sich das dicke Henrichjännchen oder Jannberndchen (so heißt hier nämlich immer der dritte Mann) bezahlt machen konnte, wenn dieses nicht außer seinem Gedankenkreise lag. Jetzt weiß ich, daß die armen Dinger mir nur eine Kußhand geben, und schon damals begriff ich, daß sie mindestens nicht betteln wollten. Ueberhaupt sah ich keine Straßenbettler am Wege und das Land meiner Vorfahren fing an, mir mindestens ganz nährend und behaglich vorzukommen, obwohl meine Augen noch immer vergeblich nach dem „Fette der Erde“ ausschauten, bei dem die Leute so vollständig runde Köpfe und stämmige Schultern ansetzen konnten, bis ich durch die Lücken der Wallhecken über die schweren Schlagbäume weg in das Geheimniß der Kämpe und Wiesengründe drang, wo ich die eigentliche Elite der Ställe erblickte: schönes, schweres Vieh, ostfriesischer Race, das übersatt und schnaubend in dem wie von einem Goldregen überzitterten Graswalde lag. Ich bin zu sehr Landwirth, als daß dieser Anblick mich unbewegt gelassen hätte; ich dachte an mein liebes Dobbritz und meine krauslockigen Lämmerchen und fühlte das Blut meines Ahns den Urenkeln seiner Ställe entgegenrollen — seltsam! ich kann dieß niederschreiben, als dächte ich noch heute so, und doch ist mir so gar anders zu Muthe.

Nun weiter — zum Ziele! Wenn die Lehmchausseen meiner so müde sind, als ich ihrer, so werden sie sich freuen, daß wir auseinander kommen und ich fühle mich noch innerlich

zerschlagen von der Erinnerung, und schmachte dem Ziele entgegen; doch zuvor noch ein Reiseabenteuer, kein kleines für meinen Fuhrmann — und was mir den ersten dämmernden Begriff von dem Charakter dieses Volkes gab. Wir hatten einen derben Choc überstanden — unsere Pferde verschnauften in der Haide und dampften aus Nüstern und Flanken — mein Bauer schlug Feuer an einer Art Lunte in messingener Scheide, die er seinen „perfect guten Tüntelpott" nannte; in der Ferne bewegte sich etwas grell Rothes zwischen den Kühen und kam näher — es war ein Mensch in Scharlachlinnen, von grauschwarzer Gesichtsfarbe — ich sagte nichts und beobachtete meinen Bauer; der nahm langsam die Pfeife aus dem Munde, zog langsam einen Rosenkranz aus seiner Tasche, griff nach seinem Hute zweimal, ohne ihn zu lüften, und sah noch nicht auf, als das Unding ihm fast parallel war — es stand — es redete ihn an in fremdartigem Dialect: „Wo führt der Weg nach Lasbeck?" Mein Bauer winkte mit der Hand einen breidünnen Fahrweg entlang; der Schwarze schüttelte den Kopf und sah auf seine Stiefeln, die schon Schlimmeres überstanden hatten. — „Kann ich denn nicht dort herunter?" sagte er, auf einen Fußweg deutend, der dieselbe Richtung directer nahm. — „Das möchte nicht gut sein," sagte der Fuhrmann bedächtig. — „Warum nicht?" mein Schwarzer kurz angebunden, cholerischen Temperaments. — Nie werde ich den Ausdruck von, ich möchte sagen, ruhigem Schauder und tiefem Mitleid vergessen, mit dem mein Bauer erwiderte: „Da steht ein Crucifix!" Der Mohr stieß ein Paar Sacredieu's und Coquins hervor und fort trabte er mit seinem Briefbündel unterm Arm. Ist das nun lächerlich oder rührend? Es kommt darauf an, wie man es auffaßt — ich gestehe, daß ich meinem Weißkittel gern irgend eine Güte angethan hätte in diesem Augenblick, und seine religiöse Scheu ohne Furcht und Haß, seine tiefe, überschwängliche Gutmüthigkeit, die selbst den Teufel nicht ins Labyrinth führen möchte, lag so rührend vor mir, daß ich seinem breiten Rücken, wie er langsam, den Rosenkranz abzählend neben den Pferden herschritt, die ersten

Liebesblicke in diesem Lande zugewendet habe. Möge Gott dich behüten, du gutes, patriarchalisches Ländchen, Land meiner Vorfahren, wie ich dich gerne nenne, wenn man mir mein Antheil Lausitzer Blut ungekränkt läßt; mit der Ironie ist's ab und todt. — —

Ich fahre durch die lange, weite Eichenhalle, wo die schlanken Stämme ihre noch schwachbelaubten Wipfel über mich breiten; ich sehe zwischen den Lücken der Bäume einen weiten Wasserspiegel, graue Thürme vortreten; bei Gott! es war mir doch ein wenig seltsam zu Muthe, als ich über die Zugbrücke rollte und über dem Thore den steinernen Kreuzritter mit seinem Hunde sah, dessen der alte Everwin so wohlredend gedenkt: „Eques vexillum crucis sublevans, cum molosso ad aquam hiante“ — alter Hans Heinrich! schwenkst du deine Fahne auch schützend über deinen verarteten Zweig, dem dein Glaube und dein Land fremd geworden sind? Im Schlosse war ich so halbwege erwartet, d. h. so im Bausch und Bogen, wo es auf eine Handvoll Wochen nicht ankommt; ein schlau aussehender, schwärzlicher Bursche in himmelblau und gelber Livree, streng nach dem Wappenbuch, öffnete den Schlag und erkannte mich sofort für den fremden Vetter, als ich vom „Schlosse“ redete, und nach dem „Baron“ fragte. „Der Herr sind auf dem Vogelfang, aber die gnädige Frau sind zu Hause!“ Zugleich hörte ich drinnen: „Ihro Gnaden, he is do, he is do, de Herr ut de Lauswick!“ und sah beim Eintritt noch zwei dicke, passablement himmelblaue Beine.

Das war also der Eintritt in die Halle meiner Väter; ja, hört, wie es erging, — ihr Wände! meine ich, und du, jammernder Scheit im Kamin! — denn auf die drei Spione und zwei Dachse kann ich nicht rechnen, da das Fenster geschlossen ist. Die gnädige Frau empfing mich stattlich, aber verlegen, das Bäschen stumm verlegen, der junge Vetter neugierig verlegen, der eigentliche Herr, der fast mit mir zugleich eintrat und bei unserer ersten Bewillkommnung einen piependen und flatternden Vogel in der Hand hielt, war auch verlegen, aber auf eine überaus theil-

nehmende Weise. Verlegen waren Alle, und so blieb mir nichts übrig, als es am Ende mit zu werden; man sah, wie in Allen eine unterdrückte Herzlichkeit kämpfte, mit einem Etwas, das ich nicht ergründen konnte, bis ich mich verstohlen vom Kopfe bis zu den Füßen musterte. Meine Augen hatten den rechten Weg eingeschlagen — der galonirte Rock — die Ringe an den Fingern, so tragen sich hier zu Lande die Windbeutel, und womit ich, unter uns gesagt, diesen Leuten an der Welt Ende zu imponiren glaubte und auf der letzten Station wenigstens eine gute Stunde verwendet hatte, das gab mir hier das Ansehen Eines, der nächstens zum Bankerott umkippen will und Credit auf seine Tressen sucht. Hier ist Alles so feststehend, man weiß so genau, was Jeder gilt, daß dergleichen Nachhilfe und Augenverblendung immer nur wie Nothschüsse herauskommen, und ich bin jetzt überzeugt, daß mein guter Vetter unter seinen Grüßen und Verbeugungen, alle seine Gefälle und Zehnten überzählte, und wie viel davon wohl zur Aushilfe eines verlorenen Sohnes im zwanzigsten Gliede möchte ritterlich, christlich und doch ohne Unverstand zu verwenden sein. Jetzt weiß ich dieses, und es demüthigt mich nicht; hätte ich es damals gewußt, so würde es mich allerdings in einen kläglichen, innern Zustand von Scham und Zorn versetzt haben. Dennoch ging der erste Tag mühsam hin, obwohl der Vetter mich in alle seine Freuden und Schätze einweihte; seine nie gesehenen Blumenarten eigener Fabrik, seine Rüstkammer, seine landwirthschaftlichen Reichthümer, sogar den Augapfel seines Geistes, sein unschätzbares Liber mirabilis — ich dachte zu meiner Unterhaltung — jetzt weiß ich aber, daß es ein schlauer Streich vom alten Herrn war, der mir so heimlich auf den Zahn fühlte, wie es mit adeligen Künsten bei mir beschaffen sei — nämlich mit Latein, Oekonomie und Ritterschaftsverhältnissen. Mir ging's, wie dem Nachtwandler, und ich trat je blinder, um desto sicherer auf. Acht Tage kann ich auf mein Noviziat rechnen, wo täglich eine neue Schleuse des Wohlwollens sich zögernd öffnete, das eigenthümliche milde Lächeln des Herrn täglich milder, die scharfen Augen seiner

Frau täglich strahlender und offener wurden, und als mich am achten Tage der junge Herr Everwin auf seine Stube geführt und Fräulein Sophie Abends aus freien Stücken ein schönes, etwas altmodisches Lied zum Clavier gesungen hatte, da war ich absolvirt und fortan ein Kind und Bruder des Hauses. Ich fühlte dieses, als ich am nächsten Morgen von Abreise sprach, um meinem Bleiben einen festen Boden zu geben, der auch sogleich unter mir aufstieg. „Mich dünkt, sagte der alte Herr (der „Herr," sagt man hier kurzweg, „Baron" ist ausländisch und windbeutelig) mit einem triumphirenden Lächeln, „mich dünkt, Sie bleiben hier in Nummer Sicher, bis Sie Ihr Recht in der Tasche haben. Der Hund des alten Hans Heinrich hat uns so manchen Proceß weggebellt, der wird Ihnen auch keinen durch's Thor lassen." Ich dachte an meine Gedanken, als ich unter dem Steinbilde einfuhr, und der alte Herr mußte mir etwas dergleichen ansehen, denn er schüttelte meine Hand und sagte: „Lieber Herr Vetter!" — So bin ich denn nun seit zwei Monaten hier, Boten gehen und kommen, und meine Geschäfte ziehen sich in die Länge; ich helfe dem Herrn botanisiren, Vögel fangen und sein Liber mirabilis auslegen, wobei ich schlecht genug bestehe und manche Eselsbrücke schlage, die der Vetter gütig unbemerkt läßt; besser komme ich fort in den gelegentlichen Gesprächen über ernste Gegenstände und classische Wissenschaften, in denen der alte Herr vortrefflich beschlagen ist und ich aber auch kein Hund bin — was mich aber zumeist ergötzt, ist die lebendige, frische Theilnahme, die kräftige Phantasie, mit der Alles meinen Erzählungen von Städten, Ländern und vor Allem von den Wundern des grünen Gewölbes horcht. Diese stillen Leute sitzen unbewußt auf dem Pegasus, ich will sagen, sie leben in einer innern Poesie, die ihnen im Traume mehr von Dem gibt, was ihre leiblichen Augen nie sehen werden, als wir andern übersättigten Menschen mit unsern Händen davon ergreifen können. Ich bin gern hier, es wäre Fadheit, es zu leugnen und Undank zugleich; auch langweile ich mich keineswegs, man treibt hier allerlei Gutes, etwas altfränkisch und

beengt, aber gründlich. Auch gibt es hier von den seltsamsten Originalen und zwar rein naturwüchsigen, sich völlig unbewußten; wenn ich bedenke, was ich noch Alles nachzuholen und zu erläutern habe, ehe ich wieder bis zu diesem Abende, diesem Kamin und diesen Mücken gelange, die mich unbarmherzig molestiren, so scheinen mir alle Gänseflügel auf dem Hofe in Gefahr, — aber jetzt ist's spät, — meine Kerze hat sich mehr schön als dauerhaft bewiesen; sie ist mehr verlaufen, als verbrannt, und auf dem Tische schwimmt's von Talge, den ich noch vor Schlafengehen mit eigenen Händen reinigen muß, um nicht morgen von meinem Freunde Dirk als der schmierige Herr aus der Lauswick bezeichnet zu werden. Das Licht des Vetters brennt dämmerig wie ein Traum — die Sterne sind desto klarer, welch schöne Nacht!

## Zweites Kapitel.

### Der Herr und seine Familie.

---

Honneur aux dames! Ich fange an mit der gnädigen Frau, einem fremden Gewächs auf diesem Boden, wo sie sich mit ihrer südlichen Färbung, dunklen Haaren, dunklen Augen ausnimmt wie eine Burgundertraube, die in einen Pfirsichkorb gerathen ist; sie stammt aus einer der reichen rheinländischen Familien, die man hier für ebenbürtig gelten läßt, und der Vetter, der vor zwanzig Jahren nach Düsseldorf landtagen ging und von einer plötzlichen Lust, die Welt zu sehen befallen wurde, lernte sie in Cöln vor dem Schreine der heiligen drei Könige kennen, und fühlte dort zuerst den vorläufig noch äußerst embryonischen Wunsch, sie zur Königin seines Hauses zu machen. Das ist sie denn auch im vollen Sinne des Wortes: eine kluge, rasche, tüchtige Hausregentin, die dem Kühnsten wohl zu imponiren versteht und, was ihr zur Ehre gereicht, eine so warme, bis zur Begeisterung anerkennende Freundin des Mannes, der eigentlich keinen Willen hat, als den ihrigen, daß alle Frauen, die Hosen tragen, sich wohl daran spiegeln möchten. — Es ist höchst angenehm, dieses Verhältniß zu beobachten; ohne Frage steht diese Frau geistig höher, als ihr Mann, aber selten ist das Gemüth so vom Verstande hochgeachtet worden; sie verbirgt ihre Obergewalt nicht wie schlaue Frauen wohl thun, sondern sie ehrt den Herrn wirklich aus Herzensgrunde, weiß jede klarere Seite seines Verstandes, jede festere seines Charakters mit dem Scharfsinn der Liebe aufzufassen und hält die Zügel nur, weil der Herr eben zu gut sei, um mit der schlimmen Welt auszukommen.

Nie habe ich bemerkt, daß ein Mangel an Welterfahrung seinerseits sie verlegen gemacht hätte, dagegen strahlen ihre schwarzen Augen wie Sterne, wenn er seine guten Kenntnisse entwickelt, Latein spricht wie Deutsch, und sich in alten Tröstern bewandert zeigt, wie ein Cicerone. — Die gnädige Frau hat südliches Blut, sie ist heftig, ich habe sie sogar schon sehr heftig gesehen, wenn sie bösen Willen voraussetzt, aber sie faßt sich schnell und trägt nie nach. Sehr stattlich und vornehm sieht sie aus, muß sehr schön gewesen sein, und wäre dies vielleicht noch, wenn ihre bewegten Gefühle sie etwas mehr Embonpoint ansetzen ließen; so sieht sie aus wie ein edles, arabisches Pferd; ihr neues Vaterland hat sie lieb gewonnen und macht gern dessen Vorzüge geltend, nur mit der Art Ueberschätzung, die oft gescheidten Leuten von starker Phantasie eigen ist. So hat sie alle alten, mitunter verwunderlichen Gewohnheiten und Rechte des Hauses bestehen lassen und wacht über Ordnung und ein billiges Gleichgewicht; ich werde noch auf die respectablen Müßiggänger kommen, über die man hier bei jedem Schritte fällt und die ich bei mir zu Hause würde mit dem Ochsenziemer bedienen lassen; hier möchte ich sie selbst nicht gekränkt sehen. Bettler in dem Sinne wie anderwärts gibt es hier keine, aber arme Leute, alte oder schwache Personen, denen wöchentlich und öfter eine Kost so gut wie den Dienstboten gereicht wird; ich sehe sie täglich zu Dreien oder Mehren auf der Stufe der steinernen Flurtreppe gelagert, ärmlich, aber ehrbar, und Keinen vorübergehen, ohne sie zu grüßen. Die gnädige Frau thut mehr, sie geht herunter und macht die schönste Conversation mit ihnen über Welthändel, Witterung, die ehrbare Verwandtschaft und wovon man sich sonst nachbarlich unterhält, darum gilt sie denn auch für eine brave, „gemeine“ Frau, was so viel heißt, als populär, und sie ist immer mit gutem Rath zur Hand, wo sie denn auch, wie billig, der Ausführung nachhilft. Sehr habe ich ihre Geduld bewundern müssen mit einem Verrückten, dem Sohne des Müllerhauses, dessen Licht ich eben durch die Mauerlucke herüberscheinen sehe. Der arme Mensch ist irre geworden

über eine Heirathsgeschichte, obwohl nicht eben aus Liebe. Seine Verlobte nahm auf Drängen ihrer Eltern einen Andern — solchen Schimpf konnte er nicht verwinden; zugleich drängte ihn die Mutter, deren Kräfte schnell abnahmen, zum Heirathen — zwei neue Pläne, die übereilt angelegt waren, schlugen fehl. Franz hatte einen tiefen, heimlichen Hochmuth auf seine ehrenwerthe Familie, die seit vielen Generationen des Herrn Mühle mit Lob versehen hatte, und noch mehr, weil er als älterer Spielkamerad und halber Aufseher der Herrschaft aufgewachsen war und noch jetzt zu den Auserwählten gehörte, die auf Hochzeiten mit den Fräuleins einen Tanz machten. Die Scham quälte ihn, das Drängen seiner Mutter und die Furcht, eine schlimme Wahl zu treffen, oder gar mit einem neuen Korbe aufzuziehen, ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe; seine Augen bekamen nach und nach etwas Stieres im Blick, und mit einemmale fing er an, allerlei wirres Zeug zu reden. Jetzt ist er ganz irre, obwohl voll Höflichkeit und wenn man ihn auf ganz fremde Gegenstände lenkt, von recht verständigem Urtheile; aber dazu kommt es selten, seine fixen Ideen halten ihn wie mit eisernen Klammern und fahren in jedes beruhigende Gespräch, wie Sporenstiche, hinein. Jetzt ist seine größte Noth eine Prinzessin von England, die man ihm zufreien will, was ihn als guten Katholiken ängstigt; er hält sich ihr ganz ebenbürtig, doch hat er ein halbes Bewußtsein von ihrer hohen Stellung und daß sie ihn, wenn er sich sperrt, könnte wohl einstecken oder auf die Tortur bringen lassen, und er bereitet sich durch Lesen in der Bibel auf sein einstiges Martyrthum vor, dem er doch wo möglich noch entschlüpfen möchte; darüber hält er denn täglich mit der gnädigen Frau lange Berathungen, die mit himmlischer Geduld ihm schlaue Ausflüchte erfinden hilft und wirklich, wie ich glaube, allein bis dahin ihn vor völliger Raserei gerettet hat. Mich durchrieselt jedesmal ein Schauder, wenn ich dieses Angstbild sehe; hier erregt es nur tiefe ruhige Theilnahme. — Aber ich bin von meinem Thema abgekommen, also der junge Herr — Everwin heißt er, in getreuer Reihenfolge

wie die Heinriche von Reuß — steckt noch ein wenig in der Schale. Neunzehn Jahre ist er alt und lang aufgeschossen wie eine Erle, blond, mit hellblauen Augen, durch die man glaubt bis in's Gehirn sehen zu können. Ich höre ihn oft im Nebenzimmer gefährlich stöhnen und räuspern über den Classikern und alten Geschichtswerken, an denen er eine Mühe hat, daß ihm Mittags zuweilen die Haare davon zu Berge stehen. Ich höre ihn mir als Everwin den Fleißigen bezeichnen, d. h. fleißig, so hübsch mit Zeit vor Hand, wie ein Roß den Kahn stromauf zieht. Ich will auch die kleinen schlichten Ausbrüche von Muthwillen, mit denen sich zuweilen seine jungen Jahre Luft machen, z. B. wenn er seiner Schwester die Handschuhe versteckt, nicht gerade hoch anschlagen. Auch die edle Musik, eine Hauptlust und ein wirklich schönes Talent der ganzen Familie, treibt er mit schuldigem Eifer. Ich profitire auch zur vollen Genüge von seinem Geigenspiel; zuweilen, wenn ich gerade gut gelaunt und recht im dolce far niente bin, nicht ohne Vergnügen: er streicht seinen Viotti so sanft und reinlich ab, und an manchen Stellen mit so kindlich mildem Ausdruck, daß ich oft denke: er ist doch der Papa en herbe, der nur noch nicht zum Durchbruch kommen kann. — Dieses geringe, leider an Werth verlierende Vergnügen wird mir aber reichlich versalzen durch die Uebungsstunden, wo absichtlich zu Schwieriges vorgenommen wird; von all dem Wasser, was mir diese Doppelpassagen, bei denen immer ein falscher Ton nebenher läuft, schon in die Zähne getrieben haben, könnten wenigstens zwei Mühlen gehen; zuweilen gibt Caro, des Vetters sehr geliebter Spion, noch die dritte Stimme dazu, und dann ist der Moment da, wo ein spleeniger Engländer sich ohne Gnade erhängen würde. Mein Zimmer ist indessen der Ehrenplatz im Hause, und Hoffahrt will Noth leiden; zudem kann mir nicht entgehen, daß Everwin, wo es ohrengefährlich wird, den Bogen so leise ansetzt, wie ein menschlicher Wundarzt die Sonde, und sogar zuweilen mir zu Liebe seinem Caro einen Fußtritt gibt, der ihm gewiß selber wie ein Pfahl durch's Herz geht; er ist über-

haupt ein bescheidener jüngferlicher Nachbar, der Morgens auf den Zehen umherschleicht und sich Abends gleichsam in's Bett stiehlt, daß ich kaum die Decken rispeln höre! Sein Freund und Gefährte in Allem ist der Neffe des Rentmeisters, Wilhelm Friese, ein wunderlich begabter junger Mann, an den Everwin sich festgesogen hat, wie die Auster an die Koralle. Ich sehe sie beide oft morgens um sechs Uhr zum Dohnenstrich ziehen, in knappen Jagdröcken und Lederkäppchen fröhlich und mädchenhaft wie ein paar Klosternovizen in den Freistunden.

Vor Frauen hat er noch eine wahre Josephs-Scheu und würde einen unchristlichen Haß auf die Unglückliche werfen, mit der man ihn neckte. Zwei münsterische Schillinge gäbe ich drum, ihn dereinst auf Freiersfüßen zu sehen. Ohne Zweifel muß auch da sein Wilhelm vorgehen und der wird sich ebenfalls alle zehn Nägel abkauen vor Angst, obgleich er gegen Everwin gerechnet immer für einen Schalk gelten kann. Neulich frühe saß ich am Ausgange der neuen Anlagen, die diesen Landsitz umgeben, wie Nester mit jungen Vögeln eine graue Warte — Everwin kam über Feld, Wilhelm hinter drein. Ich hörte, daß sie sprachen, aber Everwin sah nicht zurück. „Ich sage es dir nochmals" rief Wilhelm, „wenn du dir keinen besseren Rock anschaffest, so bekommst du dein Lebtag keine Frau." — „Ach bah!" brummte Everwin, und rannte wie ein Courrier und war bereits dicht neben mir ohne mich zu sehen. „Lauf doch nicht so! Herr! laß uns das Ding überlegen; du kommst ja doch nicht vorbei. Was scheint dir, Blau mit Tressen? Das steht gut zu blonden Haaren." „Wilhelm!" drohte Everwin und trat bis über die Knöchel in eine Lache. — „Guten Morgen, Vetter!" sagte ich. — „Sind Sie da? Ich habe in's Wasser getreten!" — „Das sehe ich!" und fort trabten die Beiden wie begossene Pudel, Wilhelm am Betroffensten, daß ich seine gottlosen Reden gehört.

Fräulein Sophie gleicht ihrem Bruder auf's Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter, und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte. — Ob ich

sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzigmal im Tage, und ebenso oft wieder fast das Gegentheil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adeliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmüthiges und fast peinlich Sittsames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz gibt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger, so wie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kömmt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergötzung des Papa's geschieht. Ich bin kein natürlicher Verehrer der Musik, sondern ein künstlicher — mein Geschmack ist, ich gestehe es, ein im Opernhause mühsam eingelernter, dennoch meine ich, das Fräulein singt schön; über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen, — aber dieses seltsame Moduliren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur für einen gebornen Laien, wie mich, den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vetter, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in rothen, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todtangst dabei, und ich suche

dem Gesange oft vorzubeugen, indem ich vorgebe, ein Lied von Fräulein Anna hören zu wollen, in die man mich deshalb etwas verliebt glaubt.

Fräulein Anna darf sich auch gar wohl sehen lassen; sie ist ein schönes braunes Rheinkind mit brennenden Augen, blitzenden Zähnen, Elfenfüßchen, zitternd vor verhaltenem Muthwillen, wie eine Granate, über der die Lunte brennt. Sie möchte gern immer reden und schweigt doch zumeist, weil sie den rechten Ton auf der hiesigen Skala nicht finden kann. Wenn wir abends unsere stillen ehrbaren Gespräche führen, sitzt sie gewöhnlich am Fenster und seufzt ungeduldig Wolken und Winde an, die nach den Rebhügeln ziehn, wo ihre jungen Gefährtinnen sich's wohl und lustig sein lassen, während sie hier bei der Tante die Klosterjungfer spielen muß. Wozu? Sie begreift es nicht und klagt die Heimath und die Fremde an. Ich denke, man hat einen Dämpfer für diese üppige Wasserorgel [?] nöthig gefunden. — Dabei hat sie einen Anflug von Empfindsamkeit, liebt den Wald, schält alle Bäume an, um ihre Klagen darauf auszuhauchen. Den Onkel ehrt sie, weiß ihn aber nicht zu schätzen; — der Tante wendet sie eine zornige Liebe zu, da sie das verwandte Element fühlt, und vor Ungeduld überschäumt, es so beengt zu sehen. Sophie ist ihr fast fatal, und Everwin, den sie unsere Mamsell oder Lappemann (lab — lap = schmal, schmächtig) nennt, ist der ewige unfreiwillige Tröster ihrer Langeweile. Sie gibt ihm Salz mit auf die Jagd, sorgt, daß seine Leintücher umgeschlagen werden, so daß er Nachts wie in einem kurzen Sacke steckt, oder läßt seine Dohnen ausnehmen und Maulwürfe oder schwarze Hadern hinein hängen, was ihm allemal wirklich nachgeht und empfindlicher ist, als die schlaflose Nacht. Da ihm zur Revanche Geschick und Kühnheit fehlen, ist's ein einseitiger Spaß, der in Everwins Herzen allmählich einen Sauerteig verkniffener Schadenfreude ansetzt. Ich sehe allemal etwas wie einen falschen Sonnenstrahl über sein Gesicht zucken, wenn sie mit ihrer halbbewußten Koquetterie bei einem Kommenden abfährt, oder Caro nach einem Wasserbade

sich zunächst bei ihr abschüttelt, und ich habe ihn im Verdacht, ihn vorzugsweise auf ihrer Seite apportiren zu lassen. Dem Wilhelm scheint sie gewogener, nennt ihn einen gebildeten jungen Mann, und es kommt mir vor, als ob sie seinetwegen zuweilen ein Schleifchen mehr ansteckte, was er aber leider nicht zu bemerken scheint. Ich glaube überhaupt, daß zwei Drittel ihrer Seufzer dem Verkanntsein gelten. Ist's z. B. nicht hart, daß sie, die französisch spricht wie deutsch, und den Gellert citiren kann, hier noch Rechenstunde nehmen muß bei einem invaliden Unterofficier, der am Ausgang des Parkes wohnt? Wäre seine fuchsige Perrücke nicht, und sein schönes Französisch, in dem er sich nach ihrem „ton père“ erkundigt, sie führe aus ihrer Sammethaut, nun aber hat sie an ihm wenigstens einen Souffre-douleur, ein schlechtes Aepfelchen gegen den Durst, und macht ihn Zeug sagen und thun, daß der Onkel den Kopf schüttelt und doch lachen muß.

Fräulein Anna ist piquant wie [unleserlich], aber es ist unerquicklich, hier jemand zu sehen, der die Landesweise nicht aufzufassen versteht; der Spott ärgert Einen, und doch wird man sich dadurch des Entbehrten bewußt und fühlt die Einförmigkeit wie einen schläfernden Hauch an sich streifen. —

Ich bemerke eben, daß ich den Fehler habe, mich in Stimmungen hinein und hinaus zu schreiben; so hat mich der Paragraph Anna fast rebellisch gemacht gegen das Haus meines guten Vetters, den ich mir als einen Bissen pour la bonne bouche in diesem Abschnitt zuletzt aufgehoben habe.

Gott segne ihn alle Stunden seines Lebens — ein Unglück kann ihn nur zur Läuterung treffen, verdient hat er es nie und nimmer — ich halte es für unmöglich, diesen Mann nicht lieb zu haben — seine Schwächen selbst sind liebenswürdig. Denkt Euch einen großen, stattlichen Mann, gegen dessen breite Schultern und Brust fast weibliche Hände und der kleinste Fuß seltsam abstechen, ferner eine sehr hohe, freie Stirn, überaus lichte Augen, eine starke Adlernase und darunter Mund und Kinn eines Kindes, die weißeste Haut, die je ein Männer-

gesicht entstellte und der ganze Kopf voll Kinderlöckchen, aber grauen, und das Ganze von einem Strome von Milde und gutem Glauben überwallt, daß es schon einen Viertelschelm reizen müßte, ihn zu betrügen und doch einem Doppelten es fast unmöglich macht. Gar adelig sieht der Herr dabei aus, gnädig und lehnsherrlich, trotz seines grauen Landrocks, von dem er sich selten trennt, und er hat Muth für Drei: ich habe ihn bei einem Spaziergange, wo man auf verbotene Wege gerathen war, fast fünf Minuten lang einen wüthenden Stier mit seinem Bambusrohr pariren sehen, bis Alle sich hinter Wall und Graben gesichert hatten, und da sah, wie Wilhelm, der Neffe des Rentmeisters sagt, der mit seinem Spazierstöckchen zur Hülfe herbeirannte, der Herr aus wie ein Leonidas bei den Thermopylen. Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte Blutvergießen. Eugen und Marlborough sind Namen, die seine Augen wie Laternen leuchten lassen, dennoch bin ich zweifelhaft, ob im vorkommenden Falle der Herr den Feind tapferlich erschlagen oder sich selbst lieber gefangen geben würde, um keinen Mord auf seine Seele zu laden. Von Räubern und Mordbrennern träumt er gerne, und wenn die Hofhunde Nachts ungewöhnlich anschlagen und gegen irgend einen dunkeln Winkel vor- und rückwärtsfahren, hat man ihn wohl schon unbegleitet im Schlafrock mit blankem Degen in das verdächtige Verließ dringen sehen, mit wahrhaft acharnirter Wuth den Schelm zu packen und einzuspunden, den er dann freilich am anderen Morgen hätte laufen lassen. Den Verstand des Herrn habe ich anfangs zu gering angeschlagen, er hat sein reichliches Antheil an der stillnährenden Poesie dieses Landes, der den Mangel an eigentlichem Geiste fast ersetzt, dabei ein klares Judicium und jenes haarfeine Ahnen des Verdächtigen, was aus eigner Reinheit entspringt: sein erstes Urtheil ist immer überraschend richtig, sein zweites schon bedeutend vom Mantel der christlichen Liebe verdunkelt, und wer ihm heute als erklärter Filou erscheint, ist morgen vielleicht ein gewandter Mann, den man etwas weniger schlau wünschen möchte. Der

Herr liest viel, täglich mehrere Stunden und immer Belehrendes, Sprachliches, Geschichtliches, zur Abwechslung Reisebeschreibungen, wo seine naive Phantasie immer den Autor überflügelt und er heimlich auf jedem Blatte ein neues Eldorado oder die Entdeckung des Paradiesgartens erwartet; überhaupt kommt mir diese Familie vor wie die Scholastiker des Mittelalters mit ihrem rastlosen, gründlichen Fleiße und bodenlosen Dämmerungen. — Alles bildet an sich und lernt zu bis in die grauen Haare hinein und Alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden.

Ich habe schon gesagt, wie stark die Musik hier getrieben wird — die Anregung geht zumeist von der gnädigen Frau aus, die gern aus den Leuten Alles holen möchte, was irgend darin steckt — das Talent aber vom Herrn, und es ist nichts lieblicher, als ihn Abends in der Dämmerung auf dem Claviere phantasiren zu hören: ein wahres adeliges Idyll, denn eine gewisse Grandezza fährt immer in diese unschuldige, reizende Musik hinein und Stöße ritterlicher Courage im Marschtempo. Es wird mir nie zu lang zuzuhören und allerlei Bilder steigen in mir auf aus Thomson's Jahreszeiten, aus den Kreuzzügen. Sonst hat der Herr noch viele Liebhabereien, alle von der kindlichsten Originalität; zuerst eine lebende Ornithologie (denn der Herr greift Alles wissenschaftlich an); neben seiner Studirstube ist ein Zimmer mit fußhohem Sand und grünen Tannenbäumchen, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. Die immer offenen Fenster sind mit Draht verwahrt und darin piept und schwirrt das ganze Sängervolk des Landes, von jeder Art ein Exemplar, von der Nachtigall bis zur Meise; es ist dem Herrn eine Sache von Wichtigkeit, die Reihe vollständig zu erhalten; der Tod eines Hänflings ist ihm wie der Verlust eines Blattes aus einem naturhistorischen Werke. Er treibt ein wahres Spioniren nach jedem seltenen Durchzügler: früh um fünf Uhr sehe ich ihn schon über die Brücken schreiten nach seinen Weidenklippen und Leimstangen, und wieder in der brennenden Mittagshitze, sieben bis acht Mal in einem Tage; möchte ich ihm zuweilen

die Mühe abnehmen und verspreche, die Klippe wohlgeschlossen zu lassen oder den Vogel mit sammt der Leimstange in mein Schnupftuch gewickelt fein sauber herzutragen, so gibt er mir wohl nach, um mir keine Schmach anzuthun, aber er trabt nebenher und es ist, als ob er meinte, meine profane Gegenwart allein könne schon den erwischten Vogel echappiren machen. Dann ist der Herr ein gründlicher Botanikus und hat schon manche schöne Tulpe und Schwertlilie in seinem Garten; das ist ihm aber nicht genug; seine reiche, innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten — er möchte gern eine Art unschuldigen Hexenmeisters spielen und ist auf die seltsamsten Einfälle gerathen, die sich mitunter glücklich genug bewähren und für die Wissenschaft nicht ohne Werth sein möchten: so trägt er mit einem feinen Sammetbürstchen den Blumenstaub sauber von der blauen Lilie zur gelben, von der braunen zur röthlichen und die hieraus entspringenden Spielarten sind sein höchster Stolz, die er mit einem wahren Prometheusansehen zeigt; die wilden Blumen, seine geliebten Landsleute, deren Verkanntsein er bejammert, pflegt er nach allen Verschiedenheiten in netten Beetchen, wie Reihen Grenadiere. Manchen Schweißtropfen hat der gute Herr vergossen, wenn er mit seinem kleinen Spaten halbe Tage lang nach einer seltenen Orchis suchte, und Manches in seiner Domaine ist ihm dabei sichtbar geworden, was er sonst nie weder gesucht noch gefunden hätte; darum lieben die Bauern auch nichts weniger, als des Herrn botanische Excursionen, bei denen er immer heimlich auf Unerhörtes hofft, z. B. ein scharlachrothes Vergißmeinnicht oder blaues Maßliebchen, obwohl er als ein verständiger Mann dies nicht eigentlich glaubt, aber, man kann nicht wissen! Die Natur ist wunderbar. Nichts zeigt die reiche, kindlich frische Phantasie des Herrn deutlicher als sein schon oft genanntes Liber mirabilis, eine mühsam zusammengetragene Sammlung alter, prophetischer Träume und Gesichte, von denen dieses Land wie mit einem Flor überzogen ist: fast der zehnte Mann ist hier ein Prophet — ein Vorkieker (Vorschauer, wie man es nennt) — und wie ich fürchte, Einer

oder der Andere dem Herrn zu lieb! — Seltsam ist's, daß diese Menschen alle eine körperliche Aehnlichkeit haben: ein lichtblaues, geisterhaftes Auge, was fast ängstlich zu ertragen ist; ich meine, so müsse Swedenborg ausgesehen haben; sonst sind sie einfach, häufig beschränkt, des Betruges unfähig, in keiner Weise von andern Bauern unterschieden. Ich habe mit Manchem von ihnen geredet, und sie gaben mir anständigen Bescheid über Wirthschaft und Witterung, aber sobald meine Fragen über's Alltägliche hinausgingen, waren sie ihnen unverständlich, und doch verrathen manche dieser s. g. Prophezeihungen und Gesichte eine großartige Einbildungskraft, streifen an die Allegorie und gehen überall weit über das Gewöhnliche, so daß ich gezwungen bin, eine momentane geistige Steigerung anzunehmen — wie Mesmer sie jetzt in seiner neuen Theorie aufstellt. Der Vetter nun hat alle diese in der That merkwürdigen Träumereien gesammelt und theils aus scholastischem Triebe, theils, um sie für alle Zeiten verständlich zu erhalten, in sehr fließendes Latein übersetzt und sauber in einer buchförmigen Kapsel verwahrt, und Liber mirabilis steht breit auf dem Rücken mit goldenen Lettern; dies ist sein Schatz und Orakel, bei dem er anfrägt, wenn es in den Welthändeln confus aussieht, und was nicht damit übereinstimmt, wird vorläufig mit Kopfschütteln abgefertigt. Guter Vetter, Du hast mir deinen Schatz anvertraut, obwohl ich weiß, daß du lieber ein Maal auf Deinem Gesicht, als einen Flecken auf den Blättern erträgst; da liegt er roth, golden und stattlich, wie ein englischer Stabsofficier, und ich sitze hier wie ein schlechter Spion und nehme eine geheime Karte von Deiner Person, — gute Nacht! würde ich sagen, aber Du hast immer gute Nächte, denn Du bist gesund und reinen Herzens. — Ich muß früh auf, — wir haben sieben Meisenkasten abzusuchen.

## Drittes Kapitel.

[In Hof und Garten.]

Der Morgen war so schön! Nachtigallen rechts und links antworteten sich so schmetternd aus dem blühenden Gesträuch und Hagen, daß ich um fünf Uhr im engsten Sinne des Wortes davon geweckt worden bin, und es mir unmöglich war, wieder einzuschlafen; so habe ich denn bis zum Frühstück mich in den Anlagen umhergetrieben und die erste Blüthe an des Herrn neuster Iris mit einem profanen Auge eher erblickt, als der gute Prometheus selbst. Es war in diesen Tagen viel Rede und Erwartung wegen dieser Blume aus des Herrn Fabrik, die mir nur etwas tiefer blau scheint, als die gewöhnliche Schwertlilie, ich denke aber, er wird sie atropurpurea oder mirabilissima taufen, jedenfalls sah die Blume in ihrem Thauperlenschleier reizend genug aus und überall hatten die Anlagen in ihrem jungen, von der Sonne vergoldeten Grün, ihrem Thau und Blüthenstaat eine solche beauté du diable, daß ich glaubte, nie etwas Lieblicheres gesehen zu haben. Der feuchte Boden ist dem Blumenwuchs und den Singvögeln so zuträglich, daß man in der schönen Jahreszeit von Düften, Farbe und Gesang berauscht vergißt, daß Alles fehlt, was man sonst von schöner Gegend zu fordern pflegt — Gebirg, Strom, Felsen. Ich muß der Seltsamkeit wegen anerkennen, daß mir ganz poetisch zu Muthe ward und ich mich beinah auf den nassen Rasen gesetzt hätte, und mich wirklich auf eine Bank hingoß und ein paar Gedichte von Wilhelm hervorzog, die Fräulein Anna mir gestern Abend mit verschmitztem Lächeln und ein wenig erröthend zugesteckt hatte. Irre ich nicht, so ruhen ihre dunkeln Augen

zuweilen mit einer Theilnahme auf dem jungen Dichter, wie Langeweile und etwas Empfindsamkeit sie leicht auf dem Lande erzeugen. Das schüchterne Huhn scheint indessen davon kein Körnchen zu ahnen, und ich bezweifele, ob eine etwaige Entdeckung dem Fräulein zum Schaden oder Vortheil gereichen würde, da seine tiefblauen jungfräulichen Augen ganz Anderes zu suchen scheinen als so rheinisches Blut. — Also ein Dichter ist der Wilhelm!

Ich hätte es mir denken können, nach seinen verklärten Blicken, wenn wir am Weiher stehen und die Schwäne durch den glitzernden Sonnenspiegel segeln, wo er dann wirklich schön aussieht, die übrige Zeit aber unbehülflich und verschüchtert, wie es einem jungen Schreiber zukömmt, den die Güte des Herrn höchst überflüssig seinem Onkel zugesellt hat, nur um das arme Blut in freie Kost und Wohnung zu bringen.

Die Verse sind auf schlechtes Conceptpapier geschrieben, häufig durchstrichen, und gewiß nicht für das Auge des Fräuleins bestimmt. Das Eine schien sie mir mit einiger Ziererei vorenthalten zu wollen. Dieses wird zuerst gelesen. (Hier folgt „Das Mädchen am Bach."[1])

Ei, ei, Wilhelmus! was sind das für gefährliche Gedanken! Paßt sich dergleichen für einen armen Studenten! Und nun zum zweiten! („Der Knabe im Rohr.")

Der junge Mensch hat wirklich Talent! In einer günstigeren Umgebung — — Doch nein, bleib in deiner Haide, laß deine Phantasie ihre Fasern tief in deinen Weiher senken, und wie eine geheimnißvolle Wasserlilie darüber schwanken. Sei ein Ganzes — ob es ein Traum, ein halbverstandenes Märchen — — es ist immer mehr werth als die unechte Frucht vom Baum der Erkenntniß . . .

---

1) Dieses sowie das folgende Gedicht sind in der Handschrift nur mit der Ueberschrift bezeichnet. Vielleicht wollte Annette an dieser Stelle irgend ein Jugendgedicht einflechten. — Mit dieser Figur des Schreibers Wilhelm vrgl. B. III S. 251 f. das Gedicht: „Dichters Naturgefühl".

Beim Heimzuge fand ich den Rentmeister Friese in Hemdärmeln am Brunnen vor dem Nebengebäude, eifrig bemüht, seine Stubenfenster mit Hülfe eines Strohwisches und endloser Wassergüsse zu säubern; seine Glatze glänzte wie frischer Speck, und ich hörte ihn schon auf dreißig Schritt stöhnen, wie ein dämpfiges Pferd. Er sah mich nicht und so konnte ich den wunderlichen Mann mit Muße in seinem Negligé betrachten, das an allen Stellen, die der Rock sonst in Verborgenheit bringt, mit den vielfarbigsten Lappen reparirt war und ihm das Ansehen einer Musterkarte gab. Es ist mir selten ein mehr harpagonähnliches Gesicht vorgekommen! spitz wie ein Scheermesser, mit Lippen wie Zwirnfäden, die fast immer geschlossen sind, als fürchteten sie, etwas Brauchbares entwischen zu lassen, und nur wenn er gereizt wird, Witzfunken sprühen wie ein Kater, den man gegen den Strich streichelt; dennoch ist Friese ein redlicher Mann, dem jeder Groschen aus seines Herrn Tasche wie ein Blutstropfen vom Herzen fällt, aber ein Speculant sonder Gleichen, der mit Allem, was als unbrauchbar verdammt ist: Lumpen, Knochen, verlöschten Kohlen, rostigen Nägeln, den weißen Blättern an verworfenen Briefen, Handel treibt und sich im Verlauf von dreißig Jahren ein hübsches rundes Sümmchen aus dem Kehricht gewühlt haben soll. Seine Kammer ist Niemandem zugänglich, als seinen Handelsfreunden und dem Neffen Wilhelm; er fegt sie selber, macht sein Bett selber, die reine Wäsche muß ihm an's Thürschloß gehängt werden. Nitimur in vetitum, ich wagte einen Sturm, nahte mich höflich und bat um ein paar geschnittene Federn; er wurde doch blutroth und zog sich wie ein Krebs der Thüre zu, um seine Hinterseite zu verbergen; ich ihm nach und ließ ihm nur so weit den Vortritt, daß ihm gelingen konnte, in seinen grauen Flaus zu fahren; dann stand ich vor ihm, er sah mich an mit einem Blick des Entsetzens, wie weiland der Hohepriester ihn auf den Tempelschänder, der in das Allerheiligste drang, mag geschleudert haben, deckte hastig eine baumwollene Schlafmütze über ein Etwas in der babylonischen Verwirrung seines Tisches,

suchte nach einem Federbunde, dann, in verdrießlicher Eile, nach einem Federmesser — es war nicht da — er mußte sich entschließen, in einen Alcoven zu treten, ich warf schnell meine Augen umher — das ganze weite Zimmer war wie mit Maulwurfshügeln bedeckt, durch die ein Labyrinth von Pfaden führte, saubere Knöchelchen für die Drechsler, Lumpen für die Papiermühle, altes Eisen, auf dem Tische leere Nadelbriefe, schon zur Hälfte wieder gefüllt mit Stecknadeln, denen man es ansah, daß sie gerade gebogen und neu angeschliffen waren; ich hörte ihn einen Schrank öffnen und hob leise den Zipfel der blauen Mütze: beschriebene Hefte in den verschiedensten Formaten, offenbar „Memoiren": „Heute hat der lutherische Herr wieder eine ganze Flasche Franzwein getrunken, das Faß à 48 Thaler ist fast leer" — ich stand steif wie eine Schildwache, denn Herr Friese trat herein und ich machte mich dann bald davon, so triumphirend wie ein begossener Hund; — guter Vetter, wird Dir Deine Freundlichkeit so schändlich controlirt!

Ich habe den Friese nie leiden können; obendrein ist er ein alter Narr, der sich von der Zofe Katharina, einem schlauen, lustigen Mädchen, und der gnädigen Frauen Liebling, aufs albernste hänseln läßt. Diese junge Rheinländerin stiftet überhaupt einen gräulichen Brand im Schlosse an; die westphälischen Herzen seufzen ihretwegen wie Oefen, zuerst des Herrn geliebter Johann, von ihr nur Jan Fiedel genannt, der mit ihm eigens zum Kammerdiener erzogen worden ist, recht artig die Geige mit dem jungen Everwin streicht und in seinen graumelirten mit Talg hintenüber gestrichenen Haarresten, die in einem ausgemergelten Zöpfchen enden, genau einem geschundenen Hasen gleichsieht. — Dann ein Paderbornscher Schlingel, derselbe, der mich zuerst am Wagen begrüßte, ein schlauer, nichtsnutziger Bursch, der sich durch tausend Foppereien an seinen Gesellen für die Langeweile, die sie ihm machen, schadlos hält — den Herrn beschwätzt er zu Allem, wie er will, und ist ihm erst vor kurzem etwas fatal geworden, seit er der Köchin, einer armen gichtischen Person, drei bunte Fäden als sympathetisches Mittel

gab, mit dem Zusatz, es wirke nur, wenn sie täglich einen Korb voll Holz vor des Herrn Zimmer trage (bis dahin sein Amt!) Der Spaß kam aus und der Herr war sehr ungehalten über diese Grausamkeit seines Johanns, doch meine ich, daß er ihn seitdem auch sonst mit mißtrauischen Blicken betrachtet, denn wie der Herr sagt, „dergleichen Dinge sind nicht ganz zu lachen, man trifft im Paderbornschen seltsame Beispiele an. [Hier bricht die Handschrift ab.]

# Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen.

1839 — 1841.

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein? —
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurtheils geheimen Seelendieb? —
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg' hin die Wagschal', — nimmer dir erlaubt!
Laß ruhn den Stein — er trifft dein eignes Haupt! —

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigenthümers geringer Klasse im Dorfe B.,[1]) das, so schlecht gebaut und rauchig es sein mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte, und eine Reise von 30 Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen gedeihen.

---

1) Später schreibt die Dichterin das Wort einmal aus und nennt das Dorf Brede; im Protokoll heißt es Bellersen.

Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung gerathen, oder vielmehr es hatte sich neben dem gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsbesitzer, denen die niedrige Gerichtsbarkeit zustand, straften und belohnten nach ihrer, in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Untergebene that, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiteren Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten staubigten Urkunden nachzuschlagen. — Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmüthig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel theure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Ueberzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zu Grunde gehen, wogegen nichts seelentödtender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.

Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten, als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichthum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege, als in stets erneuten Versuchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmüthigste, schlaueste und kühnste Gemeinde des ganzen Fürstenthums. Seine Lage inmitten tiefer und stolzer Waldeinsamkeit mochte schon früh den angeborenen Starrsinn der Gemüther nähren; die Nähe eines

Flusses, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und sicher außer Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermuthigen, und der Umstand, daß Alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vortheil meist auf Seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten mit ungefähr doppelt so viel Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigen Knaben bis zum siebzigjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich stolzem Bewußtsein anführte, wie er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmählichen Verhallen des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schliefen sacht weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein Anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengrau kehrte der Zug eben so schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen, mit Schnupftaback geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In diesen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfanges und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, so wie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar holzigten Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle manches hiervon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirthschaft im Spiel. Friedrichs

Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, d. h. einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein Anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war nicht gar zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen Abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihrer guten Kleider und neues Hausgeräth im Stich lassend. Das war freilich ein großer Skandal und Aerger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittage keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz, und man sah ihn noch bis spät in der Nacht vor der Thürschwelle liegen, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt zu werden.

Die Wirthschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so verging Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener und zuletzt ziemlich armseliger Wittwer, bis er mit einemmale wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margareth Semmler war eine brave, anständige Person, so in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jetzt sehr klug und wirthlich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es Jedem unbegreiflich sein, was sie zu diesem Schritte getrieben. Wir glauben den Grund eben in dieser ihrer selbstbewußten Vollkommenheit zu finden. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben: „Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenn's mir schlecht

geht, so sagt, es liege an mir.“ Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponirte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Haus oder kroch in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse ins Haus taumeln, hörte drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margareth eilends Thür und Fenster schließen. An einem solchen Tage — keinem Sonntage mehr — sah man sie Abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntniß nie über ihre Lippen kam. — Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen erfreut, denn Margareth soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward der Lärmen im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine rauhe, stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte sich schon bei Zeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus Dreiviertelmeilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, Abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf, da sich nach Sonnenuntergang dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen zehn Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit. Friedrich stand neben ihr, schon halb entkleidet, und

horchte auf das Geheul des Windes und das Klappern der Bodenfenster.

„Mutter, kommt der Vater heute nicht?“ fragte er.

„Nein, Kind, morgen.“ — „Aber warum nicht, Mutter? er hat's doch versprochen.“ — „Ach Gott, wenn der Alles hielte, was er verspricht! Mach, mach voran, daß du fertig wirst.“

Sie hatten sich kaum niedergelegt, so erhob sich eine Windsbraut, als ob sie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettstatt bebte und im Schornstein rasselte es wie ein Kobold. — „Mutter, es pocht draußen!“ — „Still, Fritzchen, das ist das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt.“ — „Nein, Mutter, an der Thür!“ — „Sie schließt nicht; die Klinke ist zerbrochen. Gott, schlaf doch! bring mich nicht um das armselige Bischen Nachtruhe.“ — „Aber wenn nun der Vater kommt?“ — Die Mutter drehte sich heftig im Bett um. — „Den hält der Teufel fest genug!“ — „Wo ist der Teufel, Mutter?“ — „Wart', du Unrast! er steht vor der Thür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!“

Friedrich ward still; er horchte noch ein Weilchen und schlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte sich gewendet und zischte jetzt wie eine Schlange durch die Fensterritze an seinem Ohr. Seine Schulter war erstarrt; er kroch tief unter's Deckbett und lag aus Furcht ganz still. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht schlief. Er hörte sie weinen und mitunter: „Gegrüßt seist du, Maria!“ und „bitte für uns arme Sünder!“ Die Kügelchen des Rosenkranzes glitten an seinem Gesicht hin. Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — „Friedrich, bist du wach?“ — „Ja, Mutter.“ — „Kind, bete ein wenig — du kannst ja schon das halbe Vaterunser — daß Gott uns bewahre vor Wasser- und Feuersnoth.“

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannigfache Geräusch und Getöse im Hause kam ihm wunderlich vor. Er meinte, es müsse etwas Lebendiges drinnen sein und draußen auch. — „Hör, Mutter, gewiß, da

sind Leute, die pochen." — „Ach nein, Kind; aber es ist kein altes Brett im Hause, das nicht klappert." — „Hör'! hörst du nicht? es ruft! hör' doch!"

Die Mutter richtete sich auf; das Toben des Sturms ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fensterläden pochen und mehrere Stimmen: „Margareth! Frau Margareth, heda, aufgemacht!" Margareth stieß einen heftigen Laut aus: „Da bringen sie mir das Schwein wieder!"

Der Rosenkranz flog klappernd auf den Brettstuhl, die Kleider wurden herbeigerissen. Sie fuhr zum Herde und bald darauf hörte Friedrich sie mit trotzigen Schritten über die Tenne gehen. Margareth kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich etwas zu suchen. Mit einem Male ward eine Lampe hereingebracht; zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geschlossen. Friedrich meinte, sie sei todt; er erhob ein fürchterliches Geschrei, worauf ihm Jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte, und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umstehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeyer todt im Holze gefunden sei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margareth wieder zur Besinnung kam, suchte sie die fremden Leute los zu werden. Der Bruder blieb bei ihr, und Friedrich, dem bei strenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war, hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und Herrutschen und Bürsten. Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: „Margareth, zieh dir das nicht zu Gemüth; wir wollen Jeder drei Messen lesen lassen, und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Muttergottes von Werl."

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, saß Margareth am Herde, das Gesicht mit der Schürze verhüllend.

Nach einigen Minuten, als Alles still geworden war, sagte sie in sich hinein: „Zehn Jahre, zehn Kreuze. Wir haben sie doch zusammen getragen, und jetzt bin ich allein!“ Dann lauter: „Fritzchen, komm her!“ —

Friedrich kam scheu heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwarzen Bändern und den verstörten Zügen. „Fritzchen,“ sagte sie, „willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen?“ — „Mutter, Hülsmeyer stiehlt.“ — „Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? wer sagt dir so schlechtes Zeug?“ — „Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen.“ — „Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hülsmeyer ist ein ordentlicher angesessener Mann, und die Juden sind alle Schelme.“ — „Aber, Mutter, Brandes sagt auch, daß er Holz und Rehe stiehlt.“ — „Kind, Brandes ist ein Förster.“ — „Mutter, lügen die Förster?“

Margareth schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere; die können Niemandem gehören. Doch das verstehst du noch nicht; jetzt geh in den Schuppen und hole mir Reisig.“

Friedrich hatte seinen Vater auf dem Stroh gesehen, wo er, wie man sagt, blau und fürchterlich ausgesehen haben soll. Aber davon erzählte er nie und schien ungern daran zu denken. Ueberhaupt hatte die Erinnerung an seinen Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt, wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles Uebrige verhärtet scheint, und bei Friedrich wuchs dieses Gefühl mit den Jahren, durch das Gefühl mancher Zurücksetzung von Seiten Anderer. Es war ihm äußerst empfindlich, wenn, so lange er Kind war, Jemand des Verstorbenen nicht allzu löblich gedachte; ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht ersparte. Es ist gewöhnlich in jenen

Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen. Der alte Mergel war das Gespenst des Brederholzes geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkolk (Teich); die Hirtenknaben, wenn sie Nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen schrieen, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich dazwischen sagen: „Hör mal an, fein's Liseken," und ein unprivilegirter Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeschlafen und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen sein geschwollenes blaues Gesicht durch die Zweige lauschen sehen. Friedrich mußte von andern Knaben Vieles darüber hören; dann heulte er, schlug um sich, stach auch einmal mit seinem Messerchen und wurde bei dieser Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er seiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Thales, wo man ihn oft Stunden lang in derselben Stellung im Grase liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen sah.

Er war 12 Jahre alt, als seine Mutter einen Besuch von ihrem jüngeren Bruder erhielt, der in Brede wohnte und seit der thörichten Heirath seiner Schwester ihre Schwelle nicht betreten hatte.

Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fischaugen und überhaupt einem Gesicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geselle, bei dem dickthuende Verschlossenheit oft mit eben so gesuchter Treuherzigkeit wechselte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgestellt hätte und statt dessen für einen fatalen, Händel suchenden Kerl galt, dem Jeder um so lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beschränkte Menschen leicht an Ansprüchen gewinnen, was sie an Brauchbarkeit verlieren. Dennoch freute sich die arme Margareth, die sonst keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

„Simon, bist du da?" sagte sie, und zitterte, daß sie sich am Stuhle halten mußte. „Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen?" — Simon betrachtete sie ernst und reichte ihr die Hand: „Du bist alt geworden, Margreth!"

— Margareth seufzte: „Es ist mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schicksalen." — „Ja, Mädchen, zu spät gefreit, hat immer gereut! Jetzt bist du alt und das Kind ist klein. Jedes Ding hat seine Zeit. Aber wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löschen." Ueber Margareths vergrämtes Gesicht flog eine Flamme, so roth wie Blut.

„Aber ich höre, dein Junge ist schlau und gewichst," fuhr Simon fort. — „Ei nun so ziemlich, und dabei fromm." — „Hum, 's hat mal Einer eine Kuh gestohlen, der hieß auch Fromm. Aber er ist still und nachdenklich, nicht wahr? er läuft nicht mit den andern Buben?" — „Er ist ein eigenes Kind," sagte Margareth wie für sich; „es ist nicht gut." Simon lachte hell auf: „Dein Junge ist scheu, weil ihn die andern ein paarmal gut durchgedroschen haben. Das wird ihnen der Bursche schon wieder bezahlen. Hülsmeyer war neulich bei mir, der sagte, es sei ein Junge wie 'n Reh."

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn sie ihr Kind loben hört? Der armen Margareth ward selten so wohl, Jedermann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen. Die Thränen traten ihr in die Augen. „Ja, Gottlob, er hat gerade Glieder." — „Wie sieht er aus?" fuhr Simon fort. — „Er hat viel von dir, Simon, viel." Simon lachte: „Ei, das muß ein rarer Kerl sein, ich werde alle Tage schöner. An der Schule soll er sich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Eben so gut. Es ist doch nicht halb wahr, was der Magister sagt. Aber wo hütet er? Im Telgengrund? im Koderholze? im Teutoburger Wald? auch des Nachts und früh?" — „Die ganzen Nächte durch; aber wie meinst du das?"

Simon schien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Thüre hinaus: „Ei da kommt der Gesell! Vatersohn! er schlenkert gerade so mit den Armen wie dein seliger Mann. Und schau mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!"

In der Mutter Züge kam ein heimliches, stolzes Lächeln; ihres Friedrichs blonde Locken und Simons röthliche Borsten! Ohne zu antworten, brach sie einen Zweig von der nächsten

Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, scheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, ihm einige rasche, halbdrohende Worte zuzuraunen; denn sie kannte seine störrische Natur, und Simons Weise war ihr heute einschüchternder vorgekommen als je. Doch ging Alles über Erwarten gut; Friedrich zeigte sich weder verstockt, noch frech, vielmehr etwas blöde und sehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbstündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorschlag brachte, vermöge deren er denselben zwar nicht gänzlich der Mutter entziehen, aber doch über den größten Theil seiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggesellen Erbe zufallen solle, das ihm freilich ohnedieß nicht entgehen konnte. Margareth ließ sich geduldig auseinandersetzen, wie groß der Vortheil, wie gering die Entbehrung ihrerseits bei dem Handel sei. Sie wußte am besten, was eine kränkliche Wittwe an der Hülfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den sie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu ersetzen. Doch sie schwieg und gab sich in Alles. Nur bat sie den Bruder, streng, doch nicht hart gegen den Knaben zu sein.

„Er ist gut," sagte sie, „aber ich bin eine einsame Frau; mein Sohn ist nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat." Simon nickte schlau mit dem Kopf: „Laß mich nur gewähren, wir wollen uns schon vertragen, und weißt du was? gieb mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinste ist ihm grad recht, und so lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Fritzchen, zieh deine Holzschuh an!" — Und bald sah Margareth den Beiden nach, wie sie fortschritten, Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend während ihm die Schöße des rothen Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feurigen Mannes, der unter dem gestohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und schlank für sein Alter, mit zarten, fast edlen Zügen und langen blonden Locken, die besser gepflegt waren, als sein übriges Aeußeres erwarten ließ; übrigens zerlumpt,

sonnenverbrannt und mit dem Ausdrucke der Vernachlässigung und einer gewissen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine große Familienähnlichkeit Beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, die Blicke fest auf denselben geheftet, der ihn gerade durch das Seltsame seiner Erscheinung anzog, erinnerte er unwillkürlich an Jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die Beiden sich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niedersteigt und einen sehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig gesprochen worden. Simon schien nachdenkend, der Knabe zerstreut, und Beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte Simon: „Trinkst du gern Branntwein?" — Der Knabe antwortete nicht. „Ich frage, trinkst du gern Branntwein? gibt dir die Mutter zuweilen welchen?" — „Die Mutter hat selbst keinen," sagte Friedrich. — „So, so, desto besser! — kennst du das Holz da vor uns?" — „Das ist das Brederholz." — „Weißt du auch, was darin vorgefallen ist?" — Friedrich schwieg. Indessen kamen sie der düstern Schlucht immer näher.

„Betet die Mutter noch so viel?" hob Simon wieder an. — „Ja, jeden Abend zwei Rosenkränze." — „So? und du betest mit?" — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — „Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Essen den einen Rosenkranz, dann bin ich noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im Bette, dann schlaf ich gewöhnlich ein." — „So, so, Geselle!" — Diese letzten Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche gesprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finster; das erste Mondviertel stand am Himmel, aber seine schwachen Schimmer dienten nur dazu, den Gegenständen, die sie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Ansehen zu geben. Friedrich hielt sich dicht hinter seinem Ohm; sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren,

doch mehr phantastischen als furchtsamen Spannung darin wahrgenommen haben. So schritten Beide rüstig voran, Simon mit dem festen Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich schwankend und wie im Traum. Es kam ihm vor, als ob Alles sich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondstrahlen bald zusammen, bald von einander schwankten. Baumwurzeln und schlüpfrige Stellen, wo sich das Wasser gesammelt, machten seinen Schritt unsicher; er war einige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt schien sich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten Beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor Kurzem die Axt unbarmherzig gewüthet hatte. Ueberall ragten Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am bequemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit mußte unversehens unterbrochen worden sein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwinde mit den noch frischen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerksamkeit. In der Mitte der Lichtung stand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blasser Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl sei, was ihn wahrscheinlich vor der allgemeinen Zerstörung geschützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

„Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche." — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. „Sieh," fuhr Simon fort, „hier haben Ohm Franz und der Hülsmeyer deinen Vater gefunden, als er in der Betrunkenheit ohne Buße und Oelung zum Teufel gefahren war." — „Ohm, Ohm!" keuchte Friedrich. — „Was fällt dir ein? Du wirst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! laß los, los!" — Er suchte den Knaben abzuschütteln. „Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatte ihn so lieb, wie meinen eigenen Bruder." — Friedrich

ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Theil des Waldes zurück und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen besseren Wohnungen von Ziegelsteinen, zu denen auch Simons Haus gehörte.

Am nächsten Abend saß Margareth schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Thür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Athem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich und wußte, daß sie beides ohne Grund war. Die Uhr im Thurm schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen.

Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vorn übergebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Margareth blieb in der Tennenthür stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

„Friedrich, wie geht's dem Ohm?" Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — „Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, thu' das Maul auf! du weißt ja doch, daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre." — Das Kind erhob seine Stimme und gerieth dermaßen ins Stammeln, daß Margareth es um nichts mehr begriff. —

„Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe sind schon zu Hause. Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Wart', ich muß einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast!" — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margareth stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft, auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — „Friedrich, Friedrich!“ rief sie.

In der Schlafkammer klappte eine Schrankthür und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holzschenvioline, d. h. einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt, in der andern einen Bogen, ganz des Instrumentes würdig. So ging er gerade auf sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbstständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

„Da, Johannes!“ sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk; „da ist die Violine, die ich dir versprochen habe. Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen.“ — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margareth, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstohlen unter die Flügel seines armseligen Jäckchens.

Margareth stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung genommen, und sie blickte mit unruhigem Auge von Einem auf den Andern. Der fremde Knabe hatte sich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrichs Zügen der Wechsel eines offenbar mehr selbstischen als gutmüthigen Mitgefühls spielte, und sein Auge in fast glasartiger Klarheit zum erstenmale bestimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großthun zeigte, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat.

Der Ruf seiner Mutter störte ihn aus Gedanken, die ihm eben so neu als angenehm waren.

Sie saß wieder am Spinnrade.

„Friedrich,“ sagte sie zögernd, „sag' einmal —“ und schwieg dann. Friedrich sah auf und wandte sich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu seinem Schützling. — „Nein, höre —“ und dann leiser: „was ist das für ein Junge? wie heißt er?“ — Friedrich antwortete eben so leise: „Das ist des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botschaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein paar Schuhe und eine Weste von Drillich gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab' ich ihm meine Violine versprochen; er ist ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er.“ — „Nun?“ sagte Margareth. — „Was willst du, Mutter?“ — „Wie heißt er weiter?“ — „Ja — weiter nicht — oder, warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater,“ fügte er leiser hinzu.

Margareth stand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie heraus mit einem harten, finstern Ausdruck in den Mienen. „So, Friedrich,“ sagte sie, „laß den Jungen gehen, daß er seine Bestellung machen kann. — Junge, was liegst du da in der Asche? hast du zu Hause nichts zu thun?“

Der Knabe raffte sich mit der Miene eines Verfolgten so eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege standen und die Holzschenvioline bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre.

„Warte, Johannes,“ sagte Friedrich stolz, „ich will dir mein halbes Butterbrod geben, es ist mir doch zu groß, die Mutter schneidet allemal über's ganze Brod.“

„Laß doch,“ sagte Margareth, „er geht ja nach Hause.“

„Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ißt um 7 Uhr.“ Margareth wandte sich zu dem Knaben: „Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer sorgt für dich?“ — „Niemand,“ stotterte das Kind. — „Niemand?“ wiederholte sie; „da nimm, nimm!“ fügte sie heftig hinzu; „du heißt Niemand und Niemand sorgt für dich! Das sei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörst du, geht nicht zusammen durch's Dorf.“ — „Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen,“ antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort

waren, warf sich Margareth auf einen Stuhl und schlug die Hände mit dem Ausdrucks des tiefsten Jammers zusammen. Ihr Gesicht war bleich wie ein Tuch. „Ein falscher Eid, ein falscher Eid!“ stöhnte sie. „Simon, Simon, wie willst du vor Gott bestehen!“

So saß sie eine Weile, starr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geistesabwesenheit. Friedrich stand vor ihr und hatte sie schon zweimal angeredet. „Was ist's? was willst du?“ rief sie auffahrend. — „Ich bringe Euch Geld,“ sagte er, mehr erstaunt als erschreckt. — „Geld? wo?“ Sie regte sich und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. — Friedrich hob sie auf. — „Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun selber was verdienen.“ — „Geld vom Simon? wirf's fort, fort! — nein, gib's den Armen. Doch nein, behalt's,“ flüsterte sie kaum hörbar; „wir sind selber arm; wer weiß, ob wir bei dem Betteln vorbeikommen!“ — „Ich soll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einsaat helfen.“ — „Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr!“ Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. „Doch,“ fügte sie hinzu, und ein Thränenstrom stürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; „geh, er ist mein einziger Bruder, und die Verläumdung ist groß! Aber halt Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht!“

Margareth legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch schwerer seinen Tod und es war eine bittere Stunde, als die Wittwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlassen mußte und der Pflug vor ihrem Hause stille stand. Aber so war ihr nie zu Muthe gewesen; dennoch, nachdem sie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war sie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne so gottlos nicht sein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Aehnlichkeiten wollen nichts beweisen. Hatte sie doch selbst vor 40 Jahren ein Schwesterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer glich. Was glaubt man

nicht gern, wenn man so wenig hat und durch Unglauben dies wenige verlieren soll!

Von dieser Zeit an war Friedrich selten mehr zu Hause. Simon schien alle wärmeren Gefühle, deren er fähig war, dem Schwestersohn zugewendet zu haben; wenigstens vermißte er ihn sehr und ließ nicht nach mit Botschaften, wenn ein häusliches Geschäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war seitdem wie verwandelt, das träumerische Wesen gänzlich von ihm gewichen, er trat fest auf, fing an, sein Aeußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübschen, gewandten Burschen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projekte leben konnte, unternahm mitunter bedeutende öffentliche Arbeiten, z. B. beim Wegbau, wobei Friedrich für einen seiner besten Arbeiter und überall als seine rechte Hand galt; denn obgleich dessen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht Jemand an Ausdauer gleich. Margareth hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing sie an, stolz auf ihn zu werden und sogar eine Art Hochachtung für ihn zu fühlen, da sie den jungen Menschen so ganz ohne ihr Zuthun sich entwickeln sah, sogar ohne ihren Rath, den sie, wie die meisten Menschen, für unschätzbar hielt und deshalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen wußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert durch den Ausgang einer Wette, in Folge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war der Mitgenuß des Ruhms auch so ziemlich der einzige Vortheil, den Margareth aus diesen günstigen Umständen zog, da Friedrich immer mehr auf sein Aeußeres verwandte und allmählich anfing, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend Jemand im Dorf darin nachzustehen. Zudem waren alle seine Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig,

und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem früheren Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volkes zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einsam und träumerisch hinter den Kühen herschleichend, oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Gesetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel alle ihre Vorgänger so weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmüthigsten zu viel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Heerde mit dem Finger bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein Individuum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten sie von der ganz gleichförmigen Tracht, durch die sie das Erkennen erschwerten, wenn etwa ein Förster noch einzelne Nachzügler im Dickicht verschwinden sah. Sie verheerten Alles wie die Wanderraupe, ganze Waldstrecken wurden in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß man am andern Morgen nichts fand, als Späne und wüste Haufen von Topholz, und der Umstand, daß nie Wagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer vom Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutz und vielleicht mit dem Beistande der Schiffseigenthümer handelte. In der Bande mußten sehr gewandte Spione sein, denn die Förster konnten Wochen lang umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob stürmisch oder mondhell, wo sie vor Uebermüdung nachließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß das Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt schien, als die Förster selber.

Von einigen Dörfern ward mit Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blaukitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtig bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von allen, das Dorf B. freisprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner dieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten, während zu eben dieser Zeit die Blaukittel eine ihrer stärksten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forsten war indeß allzugroß, deßhalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher unerhörte Weise gesteigert; Tag und Nacht wurde patrouillirt, Oberknechte, Hausbediente mit Gewehren versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war der Erfolg nur gering und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaukittel schon zum andern einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaukittel, Blaukittel und Wächter, wie Sonne und Mond, immer abwechselnd im Besitz des Terrains und nie zusammentreffend.

Es war im Juli 1756 früh um drei Uhr; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler gelber Streif, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Thalschlucht wie mit einem Goldbande schloß. Friedrich lag im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachten Thieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes streifen. Ein paarmal belebten sich seine Augen und nahmen den ihnen eigenthümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung nah bei den Kühen, die unbekümmert um die Forstgesetze eben so oft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten.

Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton hielt nur einige Sekunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden und wiederholte sich etwa alle fünf bis acht Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöse ungewöhnlich stark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ seine Blicke langsam über die verschiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Thalgrunde fanden.

Es fing bereits stark zu dämmern an; die Vögel begannen leise zu zwitschern und der Thau stieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und starrte, die Arme über den Kopf verschlungen in das leise einschleichende Morgenroth. Plötzlich fuhr er auf: über sein Gesicht fuhr ein Blitz, er hörchte einige Sekunden mit vorgebeugtem Oberleib wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann schob er schnell zwei Finger in den Mund und pfiff gellend und anhaltend. — „Fidel, du verfluchtes Thier!" Ein Steinwurf traf die Seite des unbesorgten Hundes, der vom Schlafe aufgeschreckt, zuerst um sich biß und dann heulend auf drei Beinen dort Trost suchte, von wo das Uebel ausgegangen war.

In demselben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüsches fast ohne Geräusch zurückgeschoben und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den silbernen Wappenschild am Arm, die gespannte Büchse in der Hand. Er ließ schnell seine Blicke über die Schlucht fahren und sie dann mit besonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen; trat dann vor, winkte nach dem Gebüsch, und allmählich wurden sieben bis acht Männer sichtbar, alle in ähnlicher Kleidung, Waidmesser im Gürtel und die gespannten Gewehre in der Hand.

„Friedrich, was war das?" fragte der zuerst Erschienene. — „Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle krepirte. Seinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopfe fressen." — „Die Canaille hat uns gesehen," sagte ein Anderer. —

„Morgen sollst du auf die Reise mit einem Stein am Halse," fuhr Friedrich fort und stieß nach dem Hunde. —

„Friedrich, stell dich nicht an wie ein Narr! Du kennst mich und du verstehst mich auch!“ Ein Blick begleitete diese Worte, der schnell wirkte. — „Herr Brandes, denkt an meine Mutter!“ — „Das thu' ich. Hast du nichts im Walde gehört?“ — „Im Walde?“ — Der Knabe warf einen raschen Blick auf des Försters Gesicht. — „Eure Holzfäller, sonst nichts.“ — „Meine Holzfäller!“

Die ohnehin dunkle Gesichtsfarbe des Förstes ging in tiefes Braunroth über. „Wie viele sind ihrer, und wo treiben sie ihr Wesen?“ — „Wohin Ihr sie geschickt habt; ich weiß es nicht.“ — Brandes wandte sich zu seinen Gefährten: „Geht voran; ich komme gleich nach.“

Als einer nach dem andern im Dickicht verschwunden war, trat Brandes dicht vor den Knaben: „Friedrich,“ sagte er mit dem Ton unterdrückter Wuth, „meine Geduld ist zu Ende; ich möchte dich prügeln wie einen Hund, und mehr seid ihr auch nicht werth. Ihr Lumpenpack, dem kein Ziegel auf dem Dach gehört! Bis zum Betteln habt ihr es, gottlob, bald gebracht, und an meiner Thür soll deine Mutter, die alte Hexe, keine verschimmelte Brodrinde bekommen. Aber vorher sollt ihr mir noch Beide in's Hundeloch.“ Friedrich griff krampfhaft nach einem Aste. Er war todtenbleich und seine Augen schienen wie Krystallkugeln aus dem Kopfe schießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erschlaffung grenzende Ruhe zurück. „Herr,“ sagte er fest, mit fast sanfter Stimme, „Ihr habt gesagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegen einander aufgehen lassen, und nun will ich Euch sagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht selbst bestellt habt, so müssen es die Blaukittel sein; denn aus dem Dorfe ist kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir, und vier Wagen sind es. Ich habe sie nicht gesehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören.“ Er stockte einen Augenblick. —

„Könnt Ihr sagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen

habe, als auf Bestellung? Denkt nach, ob Ihr das sagen könnt?"

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Försters, der nach Art der meisten rauhen Menschen leicht bereute. Er wandte sich unwirsch und schritt dem Gebüsche zu. — „Nein Herr," rief Friedrich, „wenn Ihr zu den andern Förstern wollt, die sind dort an der Buche hinaufgegangen." „An der Buche?" sagte Brandes zweifehaft, „nein, dort hinüber, nach dem Mastergrunde." — „Ich sage Euch, an der Buche; des langen Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Ast dort hängen; ich hab's ja gesehen!"

Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein.

Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch seine Stellung nicht verlassen; halb liegend, den Arm um einen dürren Ast geschlungen, sah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachsenen Steig glitt, mit den vorsichtigen weiten Schritten seines Metiers, so geräuschlos wie ein Fuchs die Hühnerstiege erklimmt. Hier sank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umrisse seiner Gestalt schwanden immer mehr. Da blitzte es noch einmal durch's Laub. Es war ein Stahlknopf seines Jagdrocks; nun war er fort. Friedrichs Gesicht hatte während dieses allmähligen Verschwindens den Ausdruck seiner Kälte verloren und seine Züge schienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann stehen. „Es ist zu spät," sagte er vor sich hin und griff nach seinem Hute. Ein leises Picken im Gebüsche, nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förster, der den Flintenstein schärfte. Friedrich horchte. — „Nein!" sagte er dann mit entschlossenem Tone, raffte seine Siebensachen zusammen und trieb das Vieh eilfertig die Schlucht entlang. — —

Um Mittag saß Frau Margareth am Herd und kochte Thee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfschmerzen und hatte auf ihre besorgte Nachfrage erzählt, wie er sich schwer geärgert über den Förster, kurz den ganzen

eben beschriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er besser fand, für sich zu behalten. Margareth sah schweigend und trübe in das siedende Wasser. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber heute kam er ihr so angegriffen vor, wie fast nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge sein? sie seufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

„Mutter!" rief Friedrich aus der Kammer. — „Was willst du?" — „War das ein Schuß?" — „Ach nein, ich weiß nicht, was du meinst." — „Es pocht mir wohl nur so im Kopfe," versetzte er. Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leisem Flüstern irgend eine unbedeutende Klatscherei, die Margareth ohne Theilnahme anhörte. Dann ging sie. —

„Mutter!" rief Friedrich. Margareth ging zu ihm hinein. „Was erzählte die Hülsmeyer?" — „Ach gar nichts, Lügen, Wind!" — Friedrich richtete sich auf. — „Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geschichte; und ist doch nichts Wahres dran." — Friedrich legte sich wieder hin. „Ich will sehen, ob ich schlafen kann," sagte er.

Margareth saß am Herde; sie spann und dachte wenig Erfreuliches. Im Dorfe schlug es halb zwölf; die Thüre klinkte und der Gerichtsschreiber Kapp trat herein. —

„Guten Tag, Frau Mergel," sagte er; „könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? ich komme von M." — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: „Wo ist Friedrich?" Sie war gerade beschäftigt, einen Teller hervorzulangen und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Absätzen. „Wißt Ihr wohl," sagte er dann, „daß die Blaukittel in dieser Nacht wieder im Masterholze eine ganze Strecke so kahl gefegt haben, wie meine Hand?" — „Ei, du frommer Gott!" versetzte sie gleichgültig. — „Die Schandbuben," fuhr der Schreiber fort, „ruiniren Alles; wenn sie noch Rücksicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenstämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderstange drin steckt! Es ist, als ob ihnen anderer Leute Schaden eben so lieb wäre wie ihr Profit!" — „Es ist

Schade!" sagte Margareth. Der Amtsschreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. „Habt Ihr nichts von Brandes gehört?" fragte er plötzlich. — „Nichts; er kommt niemals hier in's Haus." — „So wißt ihr nicht, was ihm begegnet ist?" — „Was denn?" fragte Margareth gespannt. — „Er ist todt!" — „Todt!" rief sie, „was, todt? Um Gotteswillen! er ging ja noch heute Morgen ganz gesund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken!" — „Er ist todt," wiederholte der Schreiber, sie scharf fixirend; „von den Blaukitteln erschlagen. Vor einer Viertelstunde wurde die Leiche in's Dorf gebracht."

Margreth schlug die Hände zusammen. — „Gott im Himmel, geh' nicht mit ihm in's Gericht! er wußte nicht, was er that!" — „Mit ihm!" rief der Amtsschreiber, „mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr?" Aus der Kammer drang ein schweres Stöhnen. Margareth eilte hin und der Schreiber folgte ihr. Friedrich saß aufrecht im Bette, das Gesicht in die Hände gedrückt und ächzte wie ein Sterbender. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter. — „Wie ist dir?" wiederholte der Amtsschreiber. — „O mein Leib, mein Kopf!" jammerte er. — „Was fehlt ihm?" — „Ach, Gott weiß es," versetzte sie; „er ist schon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm so übel war." — „Friedrich, Friedrich, antworte doch, soll ich zum Doctor?" — „Nein, nein," ächzte er, „es ist nur Kolik, es wird schon besser."

Er legte sich zurück; sein Gesicht zuckte krampfhaft vor Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. „Geht," sagte er matt; „ich muß schlafen, dann geht's vorüber." —

„Frau Mergel," sagte der Amtsschreiber ernst, „ist es gewiß, daß Friedrich um vier zu Hause kam, und nicht wieder fortging?" — Sie sah ihn starr an. „Fragt jedes Kind auf der Straße. Und fortgehen? — wollte Gott, er könnt' es!" — „Hat er Euch nichts von Brandes erzählt?" — „In Gottes Namen, ja, daß er ihn im Walde geschimpft und unsere Armuth vorgeworfen hat, der Lump! — Doch Gott verzeih mir, er ist

todt! Geht!" fuhr sie heftig fort; „seid Ihr gekommen, um ehrliche Leute zu beschimpfen? Geht!" — Sie wandte sich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter; „hast du wohl gehört? schrecklich, schrecklich! ohne Beichte und Absolution!" —

„Mutter, Mutter, um Gotteswillen, laß mich schlafen; ich kann nicht mehr!"

In diesem Augenblicke trat Johannes Niemand in die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenstange, aber zerlumpt und scheu, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich. „Friedrich," stotterte er, „du sollst sogleich zum Ohm kommen, er hat Arbeit für dich; aber sogleich." — Friedrich drehte sich gegen die Wand. — „Ich komme nicht," sagte er barsch, „ich bin krank." — „Du mußt aber kommen," keuchte Johannes; „er hat gesagt, ich müßte dich mitbringen."

Friedrich lachte höhnisch auf: „das will ich doch sehen!" — „Laß ihn in Ruhe, er kann nicht," seufzte Margreth, „du siehst ja, wie es steht." — Sie ging auf einige Minuten hinaus; als sie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. — „Was fällt dir ein?" rief sie, „du kannst, du sollst nicht gehen!" — „Was sein muß, schickt sich wohl," versetzte er und war schon zur Thüre hinaus mit Johannes. — „Ach Gott," seufzte die Mutter, „wenn die Kinder klein sind, treten sie uns in den Schooß, und wenn sie groß sind, in's Herz!"

Die gerichtliche Untersuchung hatte ihren Anfang genommen, die That lag klar am Tage; über den Thäter aber waren die Anzeigen so schwach, daß, obschon alle Umstände die Blaukittel dringend verdächtigten, man doch nicht mehr als Muthmaßungen wagen konnte. Eine Spur schien Licht geben zu wollen: doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abwesenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtsschreiber genöthigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er saß am Tische; die Stube war gedrängt voll von Bauern, theils neugierigen, theils solchen, von denen man in Ermangelung eigentlicher Zeugen einigen

Aufschluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derselben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe bestellt, Alle standen stramm und fest, die Hände in den Taschen, gleichsam als stillschweigende Erklärung, daß sie nicht einzuschreiten gesonnen seien.

Acht Forstbeamten wurden vernommen. Ihre Aussagen waren völlig gleichlautend: Brandes habe sie am zehnten Abends zur Runde bestellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaukittel müsse Kunde zugekommen sein; doch habe er sich nur unbestimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht seien sie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerstörung gestoßen, die den Oberförster sehr übel gestimmt; sonst sei Alles still gewesen. Gegen vier Uhr habe Brandes gesagt: „wir sind angeführt, laßt uns heimgehen." — Als sie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeschlagen, habe man deutlich im Masterholz fällen gehört und aus der schnellen Folge der Schläge geschlossen, daß die Blaukittel am Werk seien. Man habe nun eine Weile berathschlagt, ob es thunlich sei, mit so geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und sich dann ohne bestimmten Entschluß dem Schalle langsam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandes sie ohne Weisung fortgeschickt, seien sie eine Weile vorangeschritten und dann, als sie bemerkt, daß das Getöse im noch ziemlich weit entfernten Walde gänzlich aufgehört, stille gestanden, um den Oberförster zu erwarten.

Die Zögerung habe sie verdrossen, und nach etwa zehn Minuten seien sie weiter gegangen und so bis an den Ort der Verwüstung. Alles sei vorüber gewesen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefällten Stämmen noch acht vorhanden, die übrigen bereits fortgeschafft. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dieses in's Werk gestellt, da keine Wagenspuren zu finden gewesen.

Auch habe die Dürre der Jahreszeit und der mit Fichtennadeln bestreute Boden keine Fußstapfen unterscheiden lassen, obgleich der Grund ringsumher wie festgestampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförster

zu erwarten, sei man rasch der andern Seite des Waldes zugeschritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaschen. Hier habe sich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaschenschnur in Brombeerranken verstrickt, und als er umgeschaut, habe er etwas im Gestrüpp blitzen sehen; es war die Gurtschnalle des Oberförsters, den man nun hinter den Ranken liegend fand, grad ausgestreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Axt gespalten.

Dies waren die Aussagen der Förster; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier Uhr noch zu Hause oder anderswo beschäftigt gewesen zu sein, und sie waren sämmtlich angesessene unverdächtige Leute. Man mußte sich mit ihren negativen Zeugnissen begnügen.

Friedrich ward herein gerufen. Er trat ein mit einem Wesen, das sich durchaus nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, weder gespannt noch keck. Das Verhör währte ziemlich lange und die Fragen waren mitunter ziemlich schlau gestellt; er beantwortete sie jedoch alle offen und bestimmt und erzählte den Vorgang zwischen ihm und dem Oberförster ziemlich der Wahrheit gemäß, bis auf das Ende, das er gerathener fand, für sich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwiesen.

Der Förster lag am Ausgange des Masterholzes; über dreiviertel Stunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet und aus der dieser seine Heerde schon zehn Minuten später in's Dorf getrieben. Jedermann hatte dies gesehen; alle anwesenden Bauern beeiferten sich, es zu bezeugen; mit diesem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtsschreiber saß unmuthig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter sich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrichs Auge. „Wem gehört dies?“ — Friedrich sprang drei Schritt zurück. „Herr Jesus! ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einschlagen.“ Seine Augen waren rasch über das

tödtliche Werkzeug gefahren und schienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. „Ich weiß es nicht," sagte er fest. — Es war die Axt, die man in dem Schädel des Oberförsters eingeklammert gefunden hatte. — „Sieh sie genau an," fuhr der Gerichtsschreiber fort. Friedrich faßte sie mit der Hand, besah sie oben, unten, wandte sie um. „Es ist eine Axt wie andere," sagte er dann und legte sie gleichgültig auf den Tisch. Ein Blutfleck ward sichtbar; er schien zu schaudern, aber er wiederholte noch einmal sehr bestimmt: „Ich kenne sie nicht." Der Gerichtsschreiber seufzte vor Unmuth. Er selbst wußte um nichts mehr, und hatte nur einen Versuch zu möglicher Entdeckung durch Ueberraschung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu schließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begebenheit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geschah, und diesem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln schien durch das Aufsehen, das der Vorgang gemacht und die darauf folgenden geschärften Maßregeln der Muth genommen; sie waren von nun an wie verschwunden, und obgleich späterhin noch mancher Holzfrevler erwischt wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuschreiben. Die Axt lag zwanzig Jahre nachher als unnützes corpus delicti im Gerichtsarchiv, wo sie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Rostflecken. Es würde in einer erdichteten Geschichte Unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies Alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon oder dazu thun.

Am nächsten Sonntage stand Friedrich sehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt und die Pfarrgeistlichen schon vor Tagesanbruch im Beichtstuhle.

Nachdem er sich im Finstern angekleidet, verließ er so geräuschlos wie möglich den engen Verschlag, der ihm in Simons Hause eingeräumt war.

In der Küche mußte sein Gebetbuch auf dem Sims liegen und er hoffte, es mit Hülfe des schwachen Mondlichtes zu finden;

es war nicht da. Er warf die Augen suchend umher und fuhr zusammen; in der Kammerthür stand Simon, fast unbekleidet, seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondschein verursachte Blässe des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes Ansehen. „Sollte er nachtwandeln?" dachte Friedrich, und verhielt sich ganz still. — „Friedrich, wohin?" flüsterte der Alte. — „Ohm, seid Ihr's? ich will beichten gehen." — „Das dacht' ich mir; geh' in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Christ." — „Das will ich," sagte Friedrich. — „Denk an die zehn Gebote: du sollst kein Zeugniß ablegen gegen deinen Nächsten." — „Kein falsches!" — „Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sakrament unwürdig."

Beide schwiegen. — „Ohm, wie kommt Ihr darauf?" sagte Friedrich dann; „Eu'r Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen." — „Ich? so?" — „Wo ist Eure Axt?" — „Meine Axt? auf der Tenne." — „Habt Ihr einen neuen Stiel hinein gemacht? wo ist der alte? — „Den kannst du heute bei Tage im Holzschuppen finden."

„Geh," fuhr er verächtlich fort, „ich dachte du seist ein Mann; aber du bist ein altes Weib, das gleich meint, das Haus brenne, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh," fuhr er fort, „wenn ich mehr von der Geschichte weiß, als der Thürpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. Längst war ich zu Haus," fügte er hinzu. — Friedrich stand beklemmt und zweifelnd. Er hätte viel darum gegeben, seines Ohms Gesicht sehen zu können. Aber während sie flüsterten, hatte der Himmel sich bewölkt.

„Ich habe schwere Schuld," seufzte Friedrich, „daß ich ihn den unrechten Weg geschickt — obgleich — doch dies hab' ich nicht gedacht, nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein schweres Gewissen zu danken." — „So geh', beicht!" flüsterte Simon mit bebender Stimme; „verunehre das Sakrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brod aus

den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh!"

Friedrich stand unschlüssig; er hörte ein leises Geräusch; die Wolken verzogen sich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammerthür: sie war geschlossen. Friedrich ging an diesem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieser Vorfall auf Friedrich gemacht, erlosch leider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon Alles that, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging? Und in Friedrich lagen Eigenschaften, die dies nur zu sehr erleichterten: Leichtsinn, Erregbarkeit, und vor Allem ein grenzenloser Hochmuth, der nicht immer den Schein verschmähte, und dann Alles daran setzte, durch Wahrmachung des Usurpirten möglicher Beschämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußern vorzuziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbte.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margreth immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordentlich, und Manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung Mancher nicht übersehen ließ, war er gleichsam unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Trotz zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem Niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der dennoch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Uebergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er

am Ende fähig sei. Nur ein Bursch im Dorfe, Wilm Hülsmeyer, wagte im Bewußtsein seiner Kraft und guter Verhältnisse ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war als Friedrich, und immer, wenn der Stachel saß, einen Scherz daraus zu machen wußte, so war dies der Einzige, mit dem Friedrich ungern zusammentraf.

Vier Jahre waren verflossen; es war im October; der milde Herbst von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte seinen Reichthum auch über diesen Erdwinkel strömen lassen, und man sah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen als je. Ueberall gab's Lustbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Thaler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute essen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüchtige, solide Hochzeit, und die Gäste durften mehr erwarten, als eine verstimmte Geige, ein Glas Branntwein und was sie an guter Laune selber mitbrachten. Seit früh war Alles auf den Beinen; vor jeder Thüre wurden Kleider gelüftet, und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte Jeder gern die Ehre des Dorfes oben halten.

Es war sieben Uhr Abends und Alles in vollem Gange; Jubel und Gelächter an allen Enden, die niedern Stuben zum Ersticken angefüllt mit blauen, rothen und gelben Gestalten, gleich Pfandställen, in denen eine zu große Heerde eingepferchht ist. Auf der Tenne ward getanzt, das heißt, wer zwei Fuß Raum erobert hatte, drehte sich darauf immer rund um und suchte durch Jauchzen zu ersetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orchester war glänzend, die erste Geige als anerkannte Künstlerin prädominirt die zweite und eine große Baßviole mit drei Saiten, von Dilettanten ad libitum gestrichen; Branntwein und Kaffee im Ueberflusse, alle Gäste von Schweiß triefend; kurz, es war ein köstliches Fest.

Friedrich stolzirte umher wie ein Hahn, im neuen himmelblauen Rock, und machte sein Recht als erster Elegant geltend.

Als auch die Gutsherrschaft anlangte, saß er gerade hinter der Baßgeige und strich die tiefste Saite mit großer Kraft und vielem Anstand.

„Johannes!“ rief er gebieterisch, und heran trat sein Schützling von dem Tanzplatze, wo er auch seine ungelenken Beine zu schlenkern und eins zu jauchzen versucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab durch eine stolze Kopfbewegung seinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. „Nun lustig, Musikanten: den Papen van Istrup!“ Der beliebte Tanz ward gespielt und Friedrich machte Sätze vor den Augen seiner Herrschaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumme an ihren Ständern herlief. Fußhoch über die Andern tauchte sein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrieen Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raschen Kopfbewegung sein langes Flachshaar in's Gesicht schleuderte.

„Jetzt ist es gut!“ sagte er endlich und trat schweißtriefend an den Kredenztisch; „die gnädigen Herrschaften sollen leben und alle die hochadeligen Prinzen und Prinzessinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren schlagen, daß er die Engel singen hört!“ Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toast. — Friedrich machte seinen Bückling. — „Nichts für ungut, gnädige Herrschaften; wir sind nur ungelehrte Bauersleute!“

In diesem Augenblick erhob sich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geschrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. „Butterdieb, Butterdieb!“ riefen ein paar Kinder, und heran drängte sich, oder vielmehr ward geschoben, Johannes Niemand den Kopf zwischen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgange strebend. — „Was ist's? was habt ihr mit unserm Johannes?“ rief Friedrich gebieterisch.

„Das sollt Ihr früh genug gewahr werden,“ keuchte ein altes Weib mit der Küchenschürze und einem Wischhader in der Hand. — „Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu

Hause das Schlechteste gut genug sein mußte, hatte versucht, sich ein halbes Pfündchen Butter für die kommende Dürre zu sichern, und ohne daran zu denken, daß er es, sauber in sein Schnupftuch gewickelt, in der Tasche geborgen, war er an's Küchenfeuer getreten und nun rann das Fett schmählich die Rockschöße entlang.

Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen sprangen zurück, aus Furcht, sich zu beschmutzen, oder stießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, sowohl aus Mitleid als Vorsicht. Aber Friedrich trat vor: „Lumpenhund!" rief er; ein paar derbe Maulschellen trafen den geduldigen Schützling; dann stieß er ihn an die Thür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg. Er kehrte niedergeschlagen zurück; seine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter schnitt ihm durch die Seele, ob er sich gleich durch einen tapfern Juchheschrei wieder in den Gang zu bringen suchte — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, sich wieder hinter die Baßviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Knalleffekt: er zog seine silberne Taschenuhr hervor, zu jener Zeit ein seltener und kostbarer Schmuck. „Es ist bald zehn," sagte er. „Jetzt den Brautmenuet! ich will Musik machen."

„Eine prächtige Uhr!" sagte der Schweinehirt und schob sein Gesicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor.

„Was hat sie gekostet?" rief Wilm Hülsmeyer, Friedrichs Nebenbuhler. — „Willst du sie bezahlen?" fragte Friedrich. — „Hast du sie bezahlt?" antwortete Wilm. Friedrich warf einen stolzen Blick auf ihn und griff in schweigender Majestät zum Fidelbogen. — „Nun, nun," sagte Hülsmeyer, „dergleichen hat man erlebt. Du weißt wohl, der Franz Ebel hatte auch eine schöne Uhr, bis der Jude Aaron sie ihm wieder abnahm." — Friedrich antwortete nicht, sondern winkte stolz der ersten Violine, und sie begannen aus Leibeskräften zu streichen.

Die Gutsherrschaft war indessen in die Kammer getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde, umgelegt wurde. Das junge Blut weinte sehr, theils weil es die Sitte so wollte, theils aus

wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalt vorstehen, unter den Augen eines mürrischen alten Mannes, den sie noch obendrein lieben sollte. Er stand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgensonne.“ — „Du hast nun genug geweint,“ sagte er verdrießlich; „bedenk, du bist es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich!“ — Sie sah demüthig zu ihm auf, und schien zu fühlen, daß er Recht habe. — Das Geschäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken, junge Spaßvögel hatten durch den Dreifuß geschauht, ob die Binde gerade sitze und man drängte sich wieder der Tenne zu, von wo unauslöschliches Gelächter und Lärm herüberschallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächsten Städtchen, plötzlich erschienen war, und nach einem kurzen, unbefriedigenden Zwiegespräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Thalern für eine schon um Ostern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer schreiend: „O weh mir! warum hab' ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben sie mir nicht hundertmal gesagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brod im Schranke!“ — Die Tenne tobte von Gelächter; manche hatten sich auf den Hof nachgedrängt. — „Packt den Juden! wiegt ihn gegen ein Schwein!“ riefen Einige; Andere waren ernst geworden. — „Der Friedrich sah so blaß aus wie ein Tuch,“ sagte eine alte Frau, und die Menge theilte sich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof lenkte. Herr v. S. war auf dem Heimwege verstimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunsch, seine Popularität aufrecht zu erhalten, ihn bewog, solchen Festen beizuwohnen. Er sah schweigend aus dem Wagen. „Was sind denn das für ein paar Figuren?“ — Er deutete auf zwei dunkle Gestalten, die vor dem Wagen rannten wie Strauße. Nun schlüpften sie in's Schloß. — „Auch ein paar selige Schweine aus unserm eigenen Stall!“ seufzte Herr von S. — Zu Hause

angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienstpersonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umstand, welche sich blaß und athemlos auf der Stiege niedergelassen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergels Geist verfolgt worden zu sein, als sie durch's Brederholz heimkehrten. Zuerst hatte es über ihnen an der Höhe gerauscht und geknistert; darauf hoch in der Luft ein Geklapper, wie von aneinander schlagenden Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: „O weh, meine arme Seele!" hoch von oben herab. Der Eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln gesehen haben, und Beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

„Dummes Zeug!" sagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, sich umzukleiden. Am andern Morgen wollte die Fontaine im Garten nicht springen, und es fand sich, daß Jemand eine Röhre verrückt hatte, augenscheinlich um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verscharrten Pferdegerippes zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geisterspuck gilt. „Hm," sagte der Gutsherr, „was die Schelme nicht stehlen, das verderben die Narren."

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber Alles im Schlosse außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt in's Dunkle, nach seinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige her; mitunter fuhr ein Ziegel hinab und schmetterte auf das Pflaster des Hofes. „Furchtbares Wetter!" sagte Herr von S. Seine Frau sah ängstlich aus. „Ist das Feuer auch gewiß gut verwahrt?" sagte sie; „Grethchen, sieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten." Alles kniete nieder und die Hausfrau begann:

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort." — Ein furchtbarer Donnerschlag — Alle fuhren zusammen; dann furchtbares Geschrei und Getümmel die Treppe heran. — „Um Gotteswillen! brennt es?" rief

Frau von S. und sank mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Thüre ward aufgerissen und herein stürzte die Frau des Juden Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor dem Gutsherrn auf die Kniee. „Gerechtigkeit!" rief sie, „Gerechtigkeit! mein Mann ist erschlagen!" und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten so: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gesagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böse Schuldner in B. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in B. beim Schlachter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich heute um drei Uhr Nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht da gewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte.

Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Haus, wo sie ihren Mann wiederzufinden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange stehenden Buche Schutz gesucht; der Hund hatte unterdessen auf eine auffallende Weise umhergestöbert und sich endlich, trotz allem Locken, im Walde verlaufen. Mit einem Male sieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben sich im Moose. Es ist der Stab ihres Mannes, und fast im selben Augenblicke bricht der

Hund durch's Gebüsch und trägt etwas im Maule: es ist der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, so ist in einem mit dürrem Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden.

Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im Allgemeinen unterstützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelassen und sie schien jetzt halb verwirrt oder vielmehr stumpfsinnig. „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!" dies waren die einzigen Worte, die sie zuweilen hervorstieß.

In derselben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr von S. selbst Zeuge eines Auftritts gewesen war, der den dringendsten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Gespenstergeschichte von jenem Abende, das Aneinanderschlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der Amtsschreiber gerade abwesend war, so betrieb Herr von S. selbst alles rascher, als sonst geschehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen so geräuschlos wie möglich das Haus der armen Margareth umstellt hatten. Der Gutsherr selber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margareth völlig angekleidet in der Thüre erschien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte sie fast nicht erkannt, so blaß und steinern sah sie aus. „Wo ist Friedrich?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Sucht ihn," antwortete sie und setzte sich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick.

„Herein, herein!" sagte er dann barsch; „worauf warten wir?" Man trat in Friedrichs Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man stieg auf den Söller, in den Keller, stieß in's Stroh, schaute hinter jedes Faß, sogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den Garten, sahen hinter den Zaun und in die Aepfelbäume hinauf; er war nicht zu finden.

„Entwischt!" sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Gebt den Schlüssel zu jenem Koffer." — Margareth antwortete

nicht. — „Gebt den Schlüssel!“ wiederholte der Gutsherr, und merkte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein; des Entflohenen gute Sonntagskleider und seiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichenhemden mit schwarzen Bändern, das eine für einen Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erschüttert. Ganz zu unterst auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Schriften von sehr leserlicher Hand, eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in starkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr v. S. nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margareth ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schlosse angelangt, fand der Gutsherr den Amtsschreiber, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verschlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt.

„Sie kommen immer zu spät,“ sagte Herr von S. verdrießlich. „War denn nicht irgend ein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? und warum weckte man Sie dann nicht?“ „Gnädiger Herr,“ versetzte Kapp, „allerdings hat meine Anne Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie wußte, daß Ihre Gnaden die Sache selbst leiteten, und dann,“ fügte er mit klagender Miene hinzu, „daß ich so todtmüde war!“ — „Schöne Polizei!“ murmelte der Gutsherr, „jede alte Schachtel im Dorf weiß Bescheid, wenn es recht geheim zugehen soll.“ Dann fuhr er heftig fort: „Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten sein, der sich packen ließe!“

Beide schwiegen eine Weile. „Mein Fuhrmann hatte sich in der Nacht verirrt,“ hob der Amtsschreiber wieder an; „über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Mordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen. Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauf

los, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu sehen. Da sagte der Kutscher: „wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu nahe kommen!“ Mir war selbst bange; ich ließ halten und schlug Feuer, um wenigstens etwas Unterhaltung an meiner Pfeife zu haben. Mit einem Male hörten wir ganz nah, perpendicular unter uns die Glocke schlagen. Ew. Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zu Muthe wurde. Ich sprang aus dem Wagen, denn seinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So stand ich, in Koth und Regen, ohne mich zu rühren, bis es Gottlob sehr bald anfing zu dämmern. Und wo hielten wir? dicht an der Heerser Tiefe und den Thurm von Heerse gerade unter uns. Wären wir noch zwanzig Schritte weiter gefahren, wir wären alle Kinder des Todes gewesen.“ — „Das war in der That kein Spaß,“ versetzte der Gutsherr, halb versöhnt.

Er hatte unterdessen die mitgenommenen Papiere durchgesehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meisten von Wucherern. „Ich hatte nicht gedacht,“ murmelte er, „daß die Mergels so tief drin steckten.“ — „Ja, und daß es so an den Tag kommen muß,“ versetzte Kapp; „das wird kein kleiner Aerger für Frau Margareth sein.“ — „Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht!“ Mit diesen Worten stand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenschau vorzunehmen. — Die Untersuchung war kurz, gewaltsamer Tod erwiesen, der vermuthliche Thäter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravirend, doch ohne persönliches Geständniß nicht beweisend, seine Flucht allerdings sehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geschlossen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Antheil gezeigt. Das Haus der Wittwe ward nie leer von Jammernden und Rathenden.

Seit Menschengedenken waren nicht so viel Juden beisammen in L. gesehen worden.

Durch den Mord ihres Glaubensgenossen aufs Aeußerste erbittert, hatten sie weder Mühe noch Geld gespart, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Man weiß sogar, daß einer derselben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem seiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte schuldete, und den er für einen besonders listigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Thäter nur mit guter Beihilfe entwischt und wahrscheinlich noch in der Umgegend sei. Als dennoch Alles nichts half und die gerichtliche Verhandlung für beendet erklärt worden war, erschien am nächsten Morgen eine Anzahl der angesehensten Israeliten im Schlosse, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenstand war die Buche, unter der Aarons Stab gefunden und wo der Mord wahrscheinlich verübt worden war. — „Wollt ihr sie fällen? so mitten im vollen Laube?" fragte der Gutsherr.

„Nein, Ihro Gnaden, sie muß stehen bleiben im Winter und Sommer, so lange ein Span daran ist." — „Aber, wenn ich nun den Wald hauen lasse, so schadet es dem jungen Aufschlag." — „Wollen wir sie doch nicht um gewöhnlichen Preis." Sie boten 200 Thaler. Der Handel ward geschlossen und allen Förstern streng eingeschärft, die Judenbuche auf keine Weise zu schädigen.

Darauf sah man an einem Abende wohl gegen sechzig Juden, ihren Rabbiner an der Spitze, in das Brederholz ziehen, alle schweigend und mit gesenkten Augen.

Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenso ernst und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in das Zellerfeld, wo sie sich zerstreuten und Jeder seines Weges ging.

Am nächsten Morgen stand an der Buche mit dem Beil eingehauen:

אִם תַּעֲמֹד בַּמָּקוֹם הַזֶּה יִפְגַּע בָּךְ כַּאֲשֶׁר אַתָּה עוֹשֶׂה לִי.

Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer so schwachen Polizei nicht mehr fürchten zu dürfen. Er war bald verschollen, vergessen. Ohm Simon redete selten von ihm, und dann schlecht; die Judenfrau tröstete sich am Ende und nahm einen andern Mann. Nur die arme Margareth blieb ungetröstet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Gutsherr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtsschreibers.

„Sonderbar, sonderbar!" sagte er. „Denken Sie sich, Kapp, der Mergel ist vielleicht unschuldig an dem Morde. So eben schreibt mir der Präsident des Gerichtes zu P.: „Le vrai n'est pas toujours vraisemblable; das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wissen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer, Friedrich Mergel, den Juden mag eben so wenig erschlagen haben, wie ich oder Sie? Leider fehlen die Beweise, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß. Ein Mitglied der Schlemming'schen Bande (die wir jetzt, nebenbei gesagt, größtentheils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoises genannt, hat im letzten Verhöre ausgesagt, daß ihn nichts so sehr gereue, als der Mord eines Glaubensgenossen, Aaron, den er im Walde erschlagen und doch nur sechs Groschen bei ihm gefunden habe. Leider ward das Verhör durch die Mittagsstunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat sich der Hund von einem Juden an einem Strumpfbande erhängt. Was sagen Sie dazu? Aaron ist zwar ein verbreiteter Name u. s. w." —

„Was sagen Sie dazu?" wiederholte der Gutsherr: „und weshalb wäre der Esel von einem Burschen denn gelaufen?"

Der Amtsschreiber dachte nach. — „Nun, vielleicht der Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Untersuchung waren. Heißt es nicht: der Böse läuft vor seinem eigenen Schatten? Mergels Gewissen war schmutzig genug auch ohne diesen Flecken."

Dabei beruhigte man sich. Friedrich war hin, verschwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes, am gleichen Tage mit ihm. — —

Eine schöne lange Zeit war verflossen, achtundzwanzig Jahre, fast die Hälfte eines Menschenlebens; der Gutsherr war sehr alt und grau geworden, sein gutmüthiger Gehülfe Kapp längst begraben. Menschen, Thiere und Pflanzen waren entstanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. sah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hektische Leute immer fallen zu wollen schienen und immer standen.

Es war am Vorabende des Weihnachtsfestes, den 24. December 1788.

Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an 12 Fuß hoch, und eine durchdringende Frostluft machte die Fensterscheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte Lichtchen aus den Schneehügeln, und in jedem Hause lagen die Einwohner auf den Knieen, um den Eintritt des heiligen Christfestes mit Gebet zu erwarten, wie dies in katholischen Ländern Sitte ist, oder wenigstens damals allgemein war. Da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf; der Wanderer schien sehr matt oder krank; er stöhnte schwer und schleppte sich äußerst mühsam durch den Schnee.

An der Mitte des Hanges stand er still, lehnte sich auf seinen Krückenstab und starrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war so still überall, so todt und kalt; man mußte an Irrlichter auf Kirchhöfen denken. Nun schlug es zwölf im Thurm der letzte Schlag verdröhnte langsam und im nächsten Hause erhob sich ein leiser Gesang, der, von Hause zu Hause schwellend, sich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Deß freu'n sich alle Leute;
Und wär das Kindlein nicht gebor'n,
So wären wir alle zusammen verlor'n:
Das Heil ist unser Aller.
O du mein liebster Jesu Christ,
Der du als Mensch geboren bist,
Erlös uns von der Hölle!

Der Mann am Hange war in die Kniee gesunken und versuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es ward nur ein lautes Schluchzen daraus, und schwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann; er betete leise mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt und die Lichter in den Häusern begannen sich zu bewegen. Da richtete der Mann sich mühselig auf und schlich langsam hinab in das Dorf. An mehrern Häusern keuchte er vorüber, dann stand er vor einem still und pochte leise an.

„Was ist denn das?" sagte drinnen eine Frauenstimme; „die Thüre klappert und der Wind geht doch nicht." — Er pochte stärker. — „Um Gotteswillen, laßt einen halberfrornen Menschen ein, der aus der türkischen Sklaverei kommt!" — Geflüster in der Küche. „Geht in's Wirthshaus," antwortete eine andere Stimme; „das fünfte Haus von hier!" — „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein, ich habe kein Geld." —

Nach einigem Zögern ward die Thür geöffnet und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — „Kommt nur herein;" sagte er dann, „Ihr werdet uns den Hals nicht abschneiden."

In der Küche befanden sich außer dem Manne eine Frau in den mittlern Jahren, eine alte Mutter und fünf Kinder. Alle drängten sich um den Eintretenden her und musterten ihn mit scheuer Neugier. Eine armselige Figur! mit schiefem Halse, gekrümmtem Rücken, die ganze Gestalt gebrochen und kraftlos; langes, schneeweißes Haar hing um sein Gesicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging schweigend an den Herd und legte frisches Reisig zu. — „Ein Bett können wir Euch nicht geben," sagte sie; „aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch schon so behelfen." — „Gott's Lohn!" versetzte der Fremde; „ich bin's wohl schlechter gewohnt." — Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt und er selbst bethätigte, daß er derselbe sei, der einst mit Friedrich Mergel entflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des so lange Verschollenen.

Jeder wollte den Mann aus der Türkei sehen, und man wunderte sich beinahe, daß er noch aussehe wie andere Menschen. Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden seine Züge noch ganz wohl heraus, so erbärmlich entstellt er auch war.

„Johannes, Johannes, was seid Ihr grau geworden!" sagte eine alte Frau. „Und woher habt Ihr den schiefen Hals?" — „Vom Holz und Wasser tragen in der Sklaverei," versetzte er.

„Und was ist aus Mergel geworden? Ihr seid doch zusammen fortgelaufen?"

„Freilich wohl; aber ich weiß nicht' wo er ist, wir sind von einander gekommen. Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn," fügte er hinzu, „er wird es wohl nöthig haben."

Man fragte ihn, warum Friedrich sich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht erschlagen? — „Nicht?" sagte Johannes und horchte gespannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr geflissentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergels Namen zu löschen. — „Also ganz umsonst," sagte er nachdenkend, „ganz umsonst so viel ausgestanden!" Er seufzte tief und fragte nun seinerseits nach Manchem. Simon war lange todt, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozesse und böse Schuldner, die er nicht gerichtlich belangen durfte, weil es, wie man sagte, zwischen ihnen keine reine Sache war.

Er hatte zuletzt Bettelbrod gegessen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh gestorben. Margareth hatte länger gelebt, aber in völliger Geistesstumpfheit.

Die Leute im Dorf waren es bald müde geworden, ihr beizustehen, da sie alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menschen ist, gerade die Hülflosesten zu verlassen, solche, bei denen der Beistand nicht nachhaltig wirkt und die der Hülfe immer gleich bedürftig bleiben. Dennoch hatte sie nicht eigentlich Noth gelitten; die Gutsherrschaft sorgte sehr für sie, schickte ihr täglich das Essen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zustand

in völlige Abzehrung übergegangen war. In ihrem Hause wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abende Friedrichs Uhr so sehr bewundert hatte. —

„Alles hin, Alles todt!" seufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der Mond schien, sah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige schien er aus der Ferne starre Blicke zu heften. So fand ihn der Förster Brandes, der Sohn des Erschlagenen, den die Gutsherrschaft abgeschickt hatte, ihn in's Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er scheu umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der sehr zusammengefallen in seinem Lehnstuhl saß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem rothen Käppchen auf dem Kopfe wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, sehr alt geworden.

„Nun, Johannes," sagte der Gutsherr, „erzähl mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber," er musterte ihn durch die Brille, „du bist ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei!" —

Johannes begann: wie Mergel ihn Nachts von der Heerde abgerufen und gesagt, er müsse mit ihm fort. — „Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unschuldig war?" — Johannes sah vor sich nieder: „Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeschichten. Simon hatte so allerlei Geschäfte; mir sagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Alles war, wie es sein sollte." — „Was hat denn Friedrich dir gesagt?" — „Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heerse; da war es noch dunkel und wir versteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe, bis es etwas heller wurde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten, und wie wir eine Weile gesessen hatten, hörten wir mit einemmale über uns

schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft gerade über dem Heerser Kirchthurm.

Wir sprangen auf und liefen, was wir konnten in Gottes Namen gerade aus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P."

Johannes schien noch vor der Erinnerung zu schaudern, und der Gutsherr dachte an seinen seligen Kapp und dessen Abenteuer am Heerser Hange. —

„Sonderbar!" lachte er, „so nah wart ihr einander! aber fahr fort." —

Johannes erzählte nun, wie sie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen.

Von da hatten sie sich als wandernde Handwerksburschen durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau. „Ich hatte meinen Brodsack bei mir," sagte er, „und Friedrich ein Bündelchen; so glaubte man uns." — In Freiburg hatten sie sich von den Oestreichern anwerben lassen: ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich bestand darauf. So kam er unter den Train. „Den Winter über blieben wir in Freiburg", fuhr er fort, „und es ging uns ziemlich gut; mir auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verkehrt machte. Im Frühling mußten wir marschiren, nach Ungarn, und im Herbst ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachsagen, denn ich wurde gleich in der ersten Affaire gefangen und bin seitdem sechsundzwanzig Jahre in der türkischen Sklaverei gewesen!" — „Gott im Himmel! das ist doch schrecklich!" sagte Frau v. S. — „Schlimm genug, die Türken halten uns Christen nicht besser als Hunde; das Schlimmste war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und sollte noch immer thun wie vor Jahren."

Er schwieg eine Weile.

„Ja," sagte er dann, „es ging über Menschenkräfte und Menschengeduld: ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländisches Schiff." — „Wie kamst du denn dahin?" fragte der Gutsherr. — „Sie fischten mich aus dem Bosporus,"

versetzte Johannes. Der Baron sah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter.

Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel besser gegangen. „Der Skorbut riß ein; wer nicht ganz elend war, mußte über Macht arbeiten, und das Schiffstau regierte eben so streng wie die türkische Peitsche."

„Endlich," schloß er, „als wir nach Holland kamen, nach Amsterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu seinem Pförtner machen. Aber" — er schüttelte den Kopf — „ich bettelte mich lieber durch bis hierher." — „Das war dumm genug," sagte der Gutsherr. Johannes seufzte tief: „O Herr, ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen, soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen?" Der Gutsherr hatte seine Börse gezogen: „Da Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das Alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas konfus durcheinander."

„Du bist wohl noch sehr müde?" — „Sehr müde," versetzte Johannes; „und," er deutete auf seine Stirn, „meine Gedanken sind zuweilen so kurios, ich kann nicht recht sagen, wie es so ist." — „Ich weiß schon," sagte der Baron, „von alter Zeit her. Jetzt geh. Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder."

Herr von S. hatte das innigste Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo man ihn einmiethen könne; essen sollte er täglich im Schlosse, und für Kleidung fand sich auch wohl Rath. — „Herr," sagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas thun; ich kann hölzerne Löffel machen, und Ihr könnt mich wohl auch als Boten schicken."

Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: „Das würde doch nicht sonderlich ausfallen." — „O doch, Herr, wenn ich erst im Gange bin — es geht nicht schnell, aber hin komme ich doch, und es wird mir auch nicht so sauer, wie man denken sollte." — „Nun," sagte der Baron zweifelnd, „willst du's

versuchen? hier ist ein Brief nach P. Es hat keine sonderliche Eile."

Am folgenden Tage bezog Johannes sein Kämmerchen bei einer Wittwe im Dorfe.

Er schnitzelte Löffel, aß auf dem Schlosse und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im Ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gütig, und Herr von S. unterhielt sich oft lange mit ihm über die Türkei, den östreichischen Dienst und die See.

„Der Johannes könnte viel erzählen," sagte er zu seiner Frau, „wenn er nicht so grundeinfältig wäre." — „Mehr tiefsinnig als einfältig," versetzte sie; „ich fürchte immer, er schnappt noch über." — „Ei bewahre!" antwortete der Baron, „er war sein Lebenlang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt."

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war sehr besorgt um ihn und wollte schon Leute aussenden, als man ihn die Treppe heraufstelzen hörte.

„Du bist lange ausgeblieben, Johannes," sagte sie: „ich dachte schon, du hättest dich im Brederholz verirrt."

„Ich bin durch den Föhrengrund gegangen."

„Das ist ja ein weiter Umweg; warum gingst du nicht durch's Brederholz?"

Er sah trübe zu ihr auf: „Die Leute sagten mir, der Wald sei gefällt, und jetzt seien so viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und duselig," fügte er langsam hinzu. — „Sahst du wohl," sagte Frau von S. nachher zu ihrem Manne, „wie wunderlich und quer er aus den Augen sah? Ich sage dir, Ernst, das nimmt noch ein schlimmes Ende."

Indessen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen und mancher Hektische fühlte die Scheere an seinem Lebensfaden. Auch Johannes schien unter dem Einflusse des nahen Aequinoctiums zu leiden; die

ihn in diesen Tagen sahen, sagten, er habe auffallend verstört ausgesehen und unaufhörlich leise mit sich selber geredet, was er auch sonst mitunter that, aber selten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hause. Man dachte, die Herrschaft habe ihn verschickt; am zweiten auch nicht; am dritten ward seine Hausfrau ängstlich. Sie ging in's Schloß und fragte nach. — „Gott bewahre," sagte der Gutsherr, „ich weiß nichts von ihm; aber geschwind den Jäger gerufen und Försters Wilhelm! Wenn der armselige Krüppel," setzte er bewegt hinzu, „auch nur in einen trockenen Graben gefallen ist, so kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von seinen schiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit," rief er den abziehenden Jägern nach, „und sucht vor Allem in den Gräben; seht in die Steinbrüche!" rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; sie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe: „Wenn ich mir denke, daß Einer so liegen muß wie ein Stein, und kann sich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Mensch wohl ohne Nahrung aus." Er machte sich selbst auf den Weg; in allen Häusern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblasen, gerufen, die Hunde zum Suchen angehetzt — umsonst! — Ein Kind hatte ihn gesehen, wie er am Rande des Brederholzes saß und an einem Löffel schnitzelte; „er schnitt ihn aber ganz entzwei," sagte das kleine Mädchen. Das war vor zwei Tagen gewesen. Nachmittags fand sich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der andern Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüsch gesessen, das Gesicht auf den Knieen, als ob er schliefe. Das war noch am vorigen Tage. Es schien, er hatte sich immer um das Brederholz herumgetrieben.

„Wenn nur das verdammte Buschwerk nicht so dicht wäre! da kann keine Seele hindurch," sagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag; man blies und hallohte und kehrte endlich mißvergnügt heim, als man sich überzeugt, daß die Thiere den ganzen Wald abgesucht hatten. — „Laßt nicht

nach! laßt nicht nach!“ bat Frau von S.; „besser ein paar Schritte umsonst, als daß etwas versäumt wird.“ Der Baron war fast ebenso beängstigt wie sie. Seine Unruhe trieb ihn sogar nach Johannes’ Wohnung, obwohl er sicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ sich die Kammer des Verschollenen aufschließen. Da stand sein Bett noch ungemacht, wie er es verlassen hatte, dort hing sein guter Rock, den ihm die gnädige Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen lassen; auf dem Tische ein Napf, sechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel.

Der Gutsherr öffnete sie; fünf Groschen lagen darin, sauber in Papier gewickelt, und vier silberne Westenknöpfe; der Gutsherr betrachtete sie aufmerksam. „Ein Andenken von Mergel,“ murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen.

Die Nachsuchungen wurden fortgesetzt, bis man sich überzeugt hatte, Johannes sei nicht mehr in der Gegend, wenigstens nicht lebendig.

So war er denn zum zweitenmale verschwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren seine Knochen in einem trockenen Graben? ihn lebend wiederzusehen, dazu war wenig Hoffnung, und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage später kehrte der junge Brandes Morgens von einer Besichtigung seines Reviers durch das Brederholz heim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag; die Luft zitterte, kein Vogel sang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Aesten und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandes war sehr ermüdet. Bald nahm er seine von der Sonne durchglühte Kappe ab, bald setzte er sie wieder auf. Es war Alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag sehr beschwerlich. Rings umher kein Baum außer der Judenbuche. Dahin strebte er denn auch aus allen Kräften und ließ sich todtmatt auf das beschattete Moos darunter nieder. Die Kühle zog so angenehm durch seine Glieder, daß er die Augen schloß.

„Schändliche Pilze!“ murmelte er halb im Schlaf. Es gibt nämlich in jener Gegend eine Art sehr saftiger Pilze, die nur ein paar Tage stehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandes glaubte solche unangenehme Nachbarn zu spüren; er wandte sich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufstehen; sein Hund sprang unterdessen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. „Was hast du da, Bello? eine Katze?“ murmelte Brandes. Er öffnete die Wimper halb und die Judenschrift fiel ihm in's Auge, sehr ausgewachsen, aber doch noch ganz kenntlich. Er schloß die Augen wieder; der Hund fuhr fort zu bellen und legte endlich seinem Herrn die kalte Schnauze an's Gesicht.

„Laß mich in Ruh! was hast du denn?“ Hierbei sah Brandes, wie er so auf dem Rücken lag, in die Höhe, sprang dann mit einem Satze auf und wie besessen in's Gestrüpp hinein.

Todtenbleich kam er auf dem Schlosse an: in der Judenbuche hänge ein Mensch; er habe die Beine gerade über seinem Gesichte hängen sehen. — „Und du hast ihn nicht abgeschnitten, Esel?“ rief der Baron.

„Herr,“ keuchte Brandes, „wenn Ew. Gnaden da gewesen wären, so wüßten Sie wohl, daß der Mensch nicht mehr lebt. Ich glaubte Anfangs, es seien die Pilze!“ — Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog selbst mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. „Ich sehe nichts,“ sagte Herr von S. — „Hierher müssen Sie treten, hierher, an diese Stelle!“ — Wirklich, dem war so: der Gutsherr erkannte seine eigenen abgetragenen Schuhe.

„Gott, es ist Johannes! — Setzt die Leiter an! — so — nun herunter! — sacht, sacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer sind schon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde.“ Eine breite Narbe ward sichtbar; der Gutsherr fuhr zurück.

„Mein Gott!“ sagte er; er beugte sich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerksamkeit und schwieg eine Weile in tiefer Erschütterung.

Dann wandte er sich zu dem Förster: „Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide; sage es nur allen Leuten: der da“ — er deutete auf den Todten — „war Friedrich Mergel.“

Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt.

Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahres 1788.

Die hebräische Inschrift an dem Baume heißt:

„Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir gethan hast.“

# „Geschichte eines Algierer-Slaven[1])

## von A. Freiherrn v. Haxthausen.

Der Bauernvogt von Ovenhausen im Bisthum Corvey hatte im Herbst 1782 einen Knecht Hermann Johannes Winkelhannes, aus Bellersen, mit dem er, weil er ein tüchtiger frischer Bursche, wohl zufrieden war. Dieser hatte bei dem Schutzjuden Soestmann-Behrens genannt Pinnes aus Vörden, aber in Ovenhausen wohnend, Tuch zum Forhemd (Kamisol) ausgenommen und als er wohl schon einige Zeit damit umhergegangen und der Jude ihn nun an die Bezahlung mahnt, so läugnet er, verdrießlich, das schon etwas abgetragene, und auch nicht einmal gut ausgefallene Tuch noch theuer bezahlen zu müssen, jenem keck ab, so hoch mit ihm übereingekommen zu seyn, vielmehr habe er die Elle zwei gute Groschen wohlfeiler accordirt, und nach manchem Hin- und Herreden sagt er zuletzt: „du verflogte Schinnerteve von Jauden, du wust mi man bedreigen, eh eck di awerst den halven Daler in den Rachen smite, will eck mi läver den kleinen Finger med den Tännen afbiten! un wann de mi noch mal kümmst, so schla ick di de Jacken so voll, dat du de Dage dines Lewens an mi gedenken sast." Dem Juden blieb also nichts anders übrig, als ihn beim H . . . . . . schen Gericht, der Gutsherrschaft Hermanns, zu verklagen. In der Zwischenzeit bis zum Gerichtstag hat sich dieser mit Mehreren besprochen, und ist ihm von den Bauern, da es gegen einen verhaßten Juden ging, gerathen worden, es darauf ankommen zu lassen; wie denn sein eigener Brodherr sich später ein Gewissen daraus gemacht hat, daß er ihm damals gesagt habe: „Ei wat wust du denn dat bethalen, eck schlöge ja leiver den Jauden vörm Kopp, dat hei den Himmel vör'n Dudelsack anseihe, et is ja man 'n Jaude!"

Aber am Morgen des Gerichtstages am 10. Februar 1783 beschwor der Jude sein Annotirbuch, und da er außerdem unbescholten war, ward ihm der volle Preiß zugesprochen. Da wollen Leute, die die Treppe heraufgingen, als Hermann von der Gerichtsstube herunter kam, gehört haben, daß er gesagt: „Töf, eck will di kalt maken!", von welchen Worten ihnen das Verständniß erst nach dem Morde geworden.

---

[1]) Vrgl. oben S. 17. „Die hier niedergeschriebene Geschichte ist wörtlich wahr; viele hundert Leute in der Gegend, wo der Unglückliche lebte, können das bezeugen." Diese Anmerkung des Abdrucks fehlt in unserer Handschrift.

Es war Abend geworden, als der Förster Schmidts quer übers Feld auf's Dorf zugehend, den Hermann an der Ricke herauf nach dem Heilgen-Geist Holze zugehen sieht, und, glaubend, jener wolle noch spät Holz stehlen, ihm behutsam auf dem Fuß nachfolgt. Als er ihn aber nur einen Knüppel sich abschneiden sieht, und die Zackäste davon abschlagen, so sagt er halb ärgerlich bei sich: „J wenn du wieder nix wult haddest ase dat, so heddest du mi auk nich bruken da henup to tergen!" und die Flinte, die er auf den schlimmsten Fall zu schneller Bereitschaft unter dem Arm genommen, wieder auf die Schulter hockend, geht er langsam die Schlucht herunter nach dem Dorfe zu. Nahe davor zwischen den Gärten, begegnet ihm der Jude Pinnes und bittet für seine Pfeife um etwas Feuer, welches man auch keinem Juden abschlagen darf, und weil der Zunder nicht gleich fangen will, so reden sie vom Handel, und ob der Jude seine Fuchsfelle haben wolle, der aber: er könne jetzt nicht wieder umkehren und sie besehen, er müsse nach Hause; „ja" sagte der Förster ihm das Feuer auf die Pfeife legend: „wenn du noch na Huse wust, so mak dat du vör der Dunkelheit dörch 't Holt kümst, de Nacht meint et nich gut med den Minschen."

Zwei Tage darauf des Nachmittags kommt die Frau des Schutzjuden Pinnes den Hörterschen Weg herunter ins Dorf, schreiend und heulend: ihr Mann läge oben erschlagen im Joelskampe gleich unter dem Ovenhauser Fußwege; und während die Leute zusammenstehn und es besprechen und einige den Weg heraufgehen, dem Holze zu, giebt sie es bei dem Gerichte an, und erzählt unter Schluchzen, als vorgestern ihr Mann nicht gekommen, gestern nicht, und auch heute Morgen nicht, habe sie sich aufgemacht, um hier im Dorfe zu fragen, welchen Weg er genommen, und als sie durchs Holz gekommen, sei auf einen Fleck viel Blut gelegen, und eine Spur davon habe ins nahe Gebüsch gewiesen, da sei sie neugierig gefolgt, meinend, ein todtwundes Wild sei da vielleicht hineingekrochen, da sei es ein Mensch gewesen, und ihr Mann, und todt!

Man bringt ihn auf einer Tragbahre ins Dorf. Er hatte siebzehn sichtbare Schläge mit einem Knüppel erhalten, aber keiner von sechsen, auf den Hirnschädel gefallenen, hatte diesen zersprengt, ohngeachtet sie so vollwichtig gewesen waren, daß die Haut jedesmal abgequetscht war. Nur einer ins Genick und ein Paar Stöße in die Rippen waren ihm tödtlich geworden. Die Haut in beiden Händen war abgeschält; (er hatte, wie sich später erwieß, mehrmals krampfhaft den zackigten Prügel ergriffen, der Mörder ihm aber denselben mit aller Gewalt durch die Hände gerissen, daß die Haut daran geblieben!)

Der Förster Schmidts war mit unter denen gewesen, die hinauf gegangen, und fand kaum hundert Schritt vor der Leiche auf dem Wege nach Ovenhausen rechts am Graben den blutigen Knüppel, der seine Gedanken auf Hermann leitete; dann kam beim Gericht die Erinnerung an den

Prozeß, und bald die Aussage jener, die gehört, daß Hermann unten an der Treppe gesagt: „eck will di kalt maken.“

Da gab das Gericht Befehl, ihn zu arretiren, und weil man hörte, er sei seit ein paar Tagen nicht mehr beim Voigt in Ovenhausen, sondern bei seinem Vater in Bellersen, so setzte sich der Drost Freiherr v. H . . . n selbst mit einem Reitknechte zu Pferde, und ritt von der einen Seite ins Dorf, während von der andern Seite die Gerichtsdiener auf das Haus des alten Winkelhannes zukamen. Der aber erzählte, als man niemanden fand, sein Sohn sei schon seit voriger Nacht fort, er wisse nicht wohin. Das war aber unwahr, denn Hermann erzählte später selbst, er habe die Gerichtsdiener aufs Haus zukommen sehen, da sei er durchs Fenster in den Garten gesprungen und habe sich in den dicht zusammengewachsenen Vicebohnen versteckt, und habe das Suchen und Fragen alles gehört, wie es dann bald nach dem Fortgehen der Gerichtsdiener still geworden, dann ein Paar am Gartenzaun sich begegnet, und der eine gesagt: Na hävwet se en? worauf der andere: ach wat willt se 'en hävwen, de is längest öwer alle Berge! Wo sull he denn wal hen lopen sin? — Ach wat weit eck, na Ueßen, na Prüßen, na Duderstad hen! —

Der Jude lag indeß auf der Todtenbahre und seine Wunden öffneten sich nicht mehr, um bei Vorführung des Mörders zu bluten. Da kamen die Verwandten und Glaubensgenossen, ihn zum ehrlichen Begräbniß abzuholen, und während der Rabbiner ihn in den Sarg legen und auf den Wagen laden läßt, stehen der Bruder und ein paar andre Juden beim Drosten H . . n und bitten ihn nach einiger Einleitung: „Mer haben 'ne grauße Bitte an er Gnoden.“ — „Nun, und worin besteht die?“ wendet der Drost ein. „Er Gnoden müssen's uns aber nich nehmen vor übel, da is der Baum wo bei erschlagen is unser Bruder, da wöllten mer se bitten, ob se uns wollten erlauben, in den Baum unsre Zeichen 'nein zu schneiden? mer wollens gerne bezahlen, fordern er Gnoden nur, was se wollen haben davor!“ „O das thut in Gottesnamen, so viel ihr nur wollt!“ — „Nun mer wollen ersetzen allen Schaden, verkaufen se uns gneedigst den Baum“. „Ach was, schreibt daran was ihr Lust habt, das thut ja dem Baume weiter nichts. Aber was wollt ihr denn dreinschneiden, dürft ihr das nicht sagen?“ frägt der Drost zurück. „Ach wenn es er Gnoden nicht nehmen wollten vor übel, da ist unser Rabbiner, der soll da hinein schneiden unsere Häbräischen Zeichen, daß der Mörder, den unser Gott finden werd, nicht sterben soll eines rechten Daudes“!

Nach fast 6 Jahren, im Frühjahr 1788, wird dem Fürstbischofe von Paderborn, während gerade in der Zeit des Landtags, Mehrere von der Ritterschaft, worunter auch der Drost v. H . . . . n bei ihm an der Mittagstafel sitzen, ein Brief gebracht, welchen er, nachdem er ihn gelesen, dem Drosten giebt, „das betreffe jemand aus einem seiner Dörfer und wie sich das verhalte, ob man etwas dafür thun solle?“ Der Drost, nach aufmerk-

samer Lesung, giebt den Brief dem Fürsten zurück: „Er überlasse das der Einsicht Ihrer Fürstlichen Gnaden, der Mensch stehe übrigens im stärksten Verdacht eines begangenen Mordes, und man würde ihn dort nur befreien, um ihn hier den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern." —

Der Brief aber lautet wörtlich und mit diplomatischer Pünktlichkeit abgeschrieben so:

Ihro Hochfürstlich Gnaden durchleichtigster Printz. Mein allergnädigster Herr herr 2c.

Ich armer bitte Unterthänigst zu vergeben daß ich mein Schreiben an ihro durchleichtigsten Printzen Ergehen laße. indeme ich nach Gott. Einzig und allein meine Zuflucht zu ihro Gnaden meinen allergnädigsten Landesherrn suche, hoffe meine Bitte erhöret zu werden.

Ich Johannes Winkelhannes von der Paderbormschen auß Pelersen deß fürstenthum von Neuhaus gebürtig, von der Dioces Churfürstenthum Cöllen. Mein Vater hermanns und meine Mutter Maria Elisabetta Abgentz, dessen Ehlich Erzeigte Sohn stende in spanischen Dienste untter dem löbl. Regiment Provante geriethe in Sclavische Gefangenschaft worinnen ich schon über zwei Jahre lang in diesem so erbärmlichen Leben bin, Wenn man sollte sprechen das Elend der Christen unde wie sie von diessen Barbaren dractieret werden, ist mir unmöglich zu schreiben, und die täglichen Nahrung bei so schwerer Arbeit miserable Kleidung sollte ein steinernes Herze zum Mitleiden bewegen. Doch meinesseits Gott sei Dank habe ich einen guetten Patron bekhomen, welcher der erste Minister nach dem Bei ist, und wird Casnätzi genannt, wo ich an Unterhalt undt Kleidung keinen Mangel leidte doch in bedenkung ein Sklave den Christenthum Entzogen, und meiner Schuldigkeit als Christ nit nachkommen kann. Keinen Trost. Undt zuflucht bei keinen Menschen mich dieses Jämmerlichen Standes zu entziehen, so setzte ich nun mein Vertrauen und Zuflucht zu ihro hochfürstliche gnaden Kniefehlich mit bitteren Thränen bittend durch das bittere Leidten und Sterben Jesu Christi sich meine zu erbarmen, mich dieses Elenden Sclavenstande Loß zu machen und mir wiederum in mein liebes Vatterland zu verhelfen es ist in Wahrheit es ist Villes Gelt nahendt bei dreihundert Dukaten, doch wird solches Gott der Allmechtige solches an ihro hochfürstliche Gnaden reichlich vergelten bittend anbey dieses mein Schreiben an meine libe Eltern und befreunde wissen zu thun, so sie annoch bei Leben seyen mochten lasse sie ebenfalls freundlich grüßen und bitten, sie mochten ebenfalls bei ihro hochfürstlichen Landesherren vor mich bitten und in ihrem Gebett bei Gott vor meine Guet Detter und Erlöser dieses Elendes ingedenk sein. Schließe mit bitteren Thränen und verharre an ihro Hochfürstliche Gnaden

Ein aller unterthänigster Unterthan und Diener
Johannes Winkelhannes Sclav des Ministers Casnaczi in Algier.

So ein Schreiben an mich überschickt werden sollte, ist solches an Monsieur Walther Consul de Schwede zu attressieren und muß solches bis nach Marseilo frangirent werden.

Signt. Algier in Barbaria den 8. November an 1787.

---

Im April 1807 wird dem Drosten v. H . . . in dem Augenblicke, als er auf der Haustreppe steht, um in den Wagen zu steigen, der ihn nach Paderborn bringen soll, von dem Felddiener und Gerichtsboten Malchus die Anzeige gemacht: in Bellersen sei vor einigen Tagen der Hermann Winkelhannes, der seit 24 Jahren verschollen, und damals des Mordes beschuldigt, eingetroffen, ob man da vielleicht von Gerichtswegen gegen ihn verfahren, ihn etwa arretiren solle. Worauf der Drost in dem Augenblicke und beschäftigt mit dem Gedanken der Abreise durch die seltsame, inhaltsschwere, ihn so plötzlich überraschende Nachricht gestört, und die Schwere der Worte nicht gleich erwägend, zum Gerichtsdiener gesagt: allerdings, er müsse gleich arretirt werden; aber eingestiegen und kaum vom Hof gefahren läßt er halten, und ruft den Gerichtsdiener an den Kutschenschlag, ihm befehlend: er solle noch mit dem Verfahren ruhen, und schweigen, er wolle erst in Paderborn anfragen, die Sache sei so lange her, die Zeugen meist todt oder fort, die ganze Untersuchung also schwer und unklar, auch schon längst Gras darüber gewachsen.

Dort angekommen geht er nach dem damals von Preußischer Seite angestellten Regierungspräsidenten von Coninx, und frägt ihn um Rath, der aber sagt gleich, er möge den Hermann W. ganz ungekränkt lassen, 24 jährige Sklaverei wäre nach dem Gesetze der Todesstrafe gleich gesetzt. So fährt er denn wieder nach Haus und läßt dem Hermann W. sagen, daß er ganz frei und ohne Furcht vor Untersuchung und Strafe leben dürfe, und er möge aber gelegentlich einmal zu ihm kommen.

Da meldet eines Nachmittags, als die Familie beim Kaffee sitzt, der Bediente: der Algierer sei da und wolle gern den gnädigen Herrn sprechen. Auf den Befehl, er solle ihn nur hereinführen, tritt ein kleiner krüpplichbucklichter Kerl herein, ganz kümmerlich aussehend, der auf die Frage, ob er der Hermann Winkelhannes sey und wie es ihm ergangen, dieß erst nach mehrmaliger Wiederholung versteht, und dann in einer Sprache antwortet, deren Zusammenhang wieder niemand im Zimmer versteht, und die ein Gemisch scheint von wenig Deutsch und Holländisch, mehr Französisch und Spanisch und Türkisch, wie sie die Sclaven in der Barbarei unter einander sprechen.

Erst nach mehreren Monaten, als er unter seinen Verwandten wieder gebrochen Deutsch gelernt und mehrmals und oft wieder gekommen, hat er sich dem Drosten ganz verständlich machen können, der ihm nach und nach seine Geschichte abgefragt.

Da hat ihn einsmal auch der Drost gefragt: „Nu seg mal Hermen, du brukst ja jetzt doch nix mer to förchten, wi is dat kumen med den Jauden, dat du den vor de Blessen schlagen hest?" „Ach dat will ick na de Wahrheid ör Gnaden säggen, eck wull en nich daut schlahen, sunnern men düet dörchprügeln, wie eck en averst sau an den Kragen fatte, da ritt he sick loß, und gav mi einen med sinen dören Stock, dei mi höllisch wei deihe, da schlog eck en in der Bosheit med minen Knüppel glik övern Kopp dat he flugs tosammen stört aße 'n Taskenmest. Da dacht eck: nu is et doch verbi, nu sast 'n auck ganz kalt maken."

Wie er ihn nun todt vor sich liegen gesehen, da wäre die Angst über ihn gekommen, und wäre nicht wieder zu seinem Herrn nach Ovenhausen gegangen, sondern nach Bellersen zu den Seinigen, und da sein Vater sich darüber verwundert, habe er ihm gesagt, er hätte Streit mit seinem Brodherrn bekommen und sei aus dem Dienst gegangen. Da sei denn aber nach ein Paar Tagen auf einmal die Nachricht von dem Morde gekommen, und sein Vater um jenen Prozeß wissend habe ihn scharf angesehen: „Hermen Hermen med di is et nich richtig, du hest wat op de Seele, give Gott dat et nich Unglück un Schanne is." Nun hätte er am Mittag in der Hausthür gestanden, als er die Gerichtsdiener von der einen Seite und den gnädigen Herrn von der andern im Dorfe heraufkommen gesehen. Da hätte er wohl gemerkt, daß es auf ihn abgesehen, und sei in die Stube gesprungen, und hätte seinem Vater gesagt, er solle ihn nicht verrathen, und da der Gerichtsdiener schon vor dem Hause, sei er zum Fenster hinaus in den Garten in die Vicebohnen gesprungen.

Da hätte er denn hören können wie sie nach ihm gefragt, und sei in der größten Angst gewesen, weil das Fenster noch offen, und wenn sie da heraus und recht zugesehen so würden sie seine Fußstapfen im umgegrabenen Lande haben sehen können von da, wo er herausgesprungen, bis in die Vicebohnen, einmal habe der gnädige Herr zum Fenster heraus gesehen, da habe er in höchster Angst das Gelübde gethan, baarfuß nach Werl zu wallfahrten wenn ihn niemand sehe. Da hätte ihn die Mutter Gottes erhört, und ihn niemand entdeckt, als es aber Nacht geworden, da sei er leise über den Zaun gestiegen und quer durch den Garten zum Dorfe hinaus. Auf der Höhe nach dem kleinen Kiel zu habe er sich noch einmal umgesehen, da hätte er die Lichter im Dorfe gesehen, und die Hunde hätten gebellt, damals habe er bitterlich geweint und gemeint, er krieg es nun wohl seine Lebtage nicht wieder zu sehen! Und er hätte Schuh und Strümpfe ausgezogen, und sei, den Rosenkranz betend, über die Hölzer ins Lippische hineingegangen, und den zweiten Abend sei er in Werl angelangt. Ganz früh am andern Morgen habe er gebeichtet und communicirt, und er habe noch einen halben Gulden gehabt, den habe er der Mutter Gottes als Opferpfennig gegeben, da sei ihm ganz frisch zu Sinne geworden, und wie er aus der Kirche getreten, da sei die Sonne eben durch die Bäume aufgegangen, die auf dem

Kirchhof stehen, und die Schatten davon wären alle nach Holland gelaufen, da hätte er gedacht: ich muß auch wohl dahin, und wäre munter zugeschritten."

In Holland half er sich bis zum Sommer mit Taglohn durch, dann ließ er sich zum Matrosen anwerben, worauf er nach einigen Reisen in Englische Häfen, nach Genua kam und sich dort während einer Ruhe von mehreren Monaten, durch höheren Lohn gereizt, auf einen spanischen Kauffahrer dingen ließ, der in die Levante schiffte, obgleich seine holländischen Kameraden eifrig abriethen, ihm die Gefahr, von Piraten gefaßt zu werden, vorstellend. Es ging auch glücklich das erste mal, da ließ er seinen Contract noch einmal verlängern, als er aber das dritte mal dieselbe Reise machte, ward das Schiff im Sicilischen Meer von Seeräubern genommen, und in den Hafen von Algier gebracht.

Auf dem Sclavenmarkt kauft ihn der Vezier des Dei, ein Renegat, mit Namen Casnätzi, und da er damals ein wackerer tüchtiger Bursch war, hatte er es gut bei ihm, ja sein Herr machte ihn, da er etwas schreiben und ein wenig Italienisch und Französich konnte, zu seinem Haushofmeister. Aus dieser Zeit rührt jener Brief her, den er an den Fürstbischof geschrieben. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lang; der Vezier fiel plötzlich in Ungnade und ward stranguliert, sein Vermögen verfiel dem Dei, und seine Sklaven wurden öffentliche Sklaven. — Da fing sein eigentliches Elend an, und dauerte 17 Jahre hindurch bis zu seiner Befreiung. Die Sklaven mußten große Steine auf Schleifen aus dem Lande nach dem Molo ziehen, oft 20 vor einer Schleife gekuppelt, in schärfster Hitze durch den glühenden Sand, und dazu nichts als 1 Pfund Brod, und ein kleines Maaß mit Oel und Weinessig. Dabei hätten die Aufseher auch nicht gespaßt, und wie einer niedergesunken aus Mattigkeit, hätten sie darauf geschlagen bis er wieder munter. Da sei einmal eines Tags, als einer der Aufseher grad frisch darauf geschlagen, ein Derwisch in der Ferne vorübergegangen; der wäre, es ansehend, still gestanden, und den Aufseher zu sich winkend, hätten sie an den Geberden gesehen, daß er ihm in's Herz geredet, oft mit der Hand nach dem Himmel zeigend, da hätte der Aufseher die Erde geküßt und dem Derwisch die Hand, und als er wieder zu ihnen gekommen, sei er ganz verändert gewesen, und mehrere Wochen ganz mild. — Alle Jahr ein paar mal wäre der Dei auf einem Spazierritt bei ihnen vorbei gekommen, und wie sie ihn auf ihren Knieen um Gnade gebeten, habe er eine Handvoll Zechinen ausgeworfen, welche sie gesammelt und dem Schwedischen Consul gebracht hätten. Der hatte sie dann insgesammt an gewissen Tagen losgekauft, und ihnen einmal satt und gut zu essen gegeben.

Ein paar Jahre hielt der kräftige Körper Hermanns dieß Leben aus, als er aber einstmals einen Sack mit vielen Brodten tragend darunter niedergestürzt ist, dergestalt daß er mehrere Knochen am Leibe oder im Rücken gebrochen, haben sie ihn in ein Loch geworfen, da er denn so lang gelegen bis er heil gewesen, und weil er nicht verbunden, so sei er ganz krumm in einander gewachsen.

Doch hatte sie das Volk stets mit einigem Mitleiden betrachtet, ja als die Revolution wegen der Juden ausgebrochen und diese mit dem sie begünstigenden Dei alle ermordet wurden, hätten sie gedacht, die Reihe würde nun wohl auch an sie kommen und viele von ihnen hätten es wohl gewünscht, aber sie wären unberührt und unbeschädigt unter der wogenden Menge umhergegangen.

Oft hatte ihn, als er noch bei dem Vezier gewesen, dieser bereden wollen, auch Renegat zu werden wie er und ihm dann groß Glück und Ehre versprochen, er hat aber nie seinen Glauben verläugnen wollen.

Endlich als 1806 Hieronimus Bonaparte den Dei gezwungen, die Christen-Sklaven frei zu geben, ist auch Hermann befreit worden, und an der italienischen Küste ausgesetzt; mit 8 Kronen beschenkt, ist er nach seiner Heimath gewandert.

Das war der Inhalt seiner Erzählung, die der Drost so nach und nach ihm abfrug. Zu Hause ging es ihm aber traurig, sein Bruder sah ihn nur ungern, arbeiten konnte er nur wenig, dabei klagte er über unausstehliche Kälte.

Während der Kurzeit ging er oft nach dem Driburger Brunnen, bettelnd, und wer sie hören wollte, seine Geschichte erzählend.

Im Spätherbst kam er noch einmal zu dem Drost H . . . . n, und auf dessen Frage, da er nach erholtem Almosen noch stehen blieb, „ob er noch was besonders wolle?“ klagt er erst nochmals seine Noth und bittet zuletzt flehentlich, ob ihn der Drost nicht wolle ganz zu sich nehmen, er wolle ja gern all die kleine Arbeit eines Hausknechts thun; — das schlug dieser ihm aber rund ab, aus dem unangenehmen Gefühl, einen vorsätzlichen Mörder unter dem Dache zu haben.

Als zwei Tage darauf der Domherr Carl v. H . . . . . . . n früh auf die Jagd ging, kommt er über die Stoppeln an dem Pflüger Kerkhoff aus Bellersen vorbei, der ihm erzählt, sie hätten vor einer Stunde den Algierer im Kiel an einem Baum hangen gefunden. Da hat der Drost die Gemeindevorsteher zu sich kommen lassen und sie gebeten, dem Menschen, über dem ein ungeheures Unglück am Himmel gestanden, ein ehrliches Begräbniß nicht zu versagen, und nicht darauf zu bestehen, daß er wie sonst Selbstmördern geschieht unter der Dachtraufe oder hinter der Kirchhofsmauer eingescharrt werde, welches sie denn auch zugesagt.

Erst nach 8 Tagen führten die einzelnen Fäden über seine letzten Stunden und seinen Tod zu einem Knoten, der wie sein Schicksal selbst, das ihn überall an den unsichtbaren Fäden lenkte, in seinem Tode gelößt ward.

Spät Abends an dem Tage als er von dem Drosten jene abschlägige Antwort erhalten, pocht er in Holzhausen, 2 Stunden weiter, heftig an die Thüre des ersten Hauses am Wege rechts, und als ihm aufgemacht und er gefragt wird, was er wolle, stürzt er leichenblaß und in furchtbarer Angst ins Haus, und bittet um Gottes und aller Heiligen Willen, ihn für diese

Nacht bei sich zu behalten; und auf die Frage, was ihm denn in aller Welt wiederfahren, erzählt er, wie er übers Holz gekommen, habe ihn eine große lange Frau eingeholt und ihn gezwungen, ein schweres Bund Dörner zu tragen und ihn angetrieben, wenn er still gestanden, da hätten sich die Dörner ihm alle ins Fleisch gedrückt, und er hätte an zu laufen gefangen, und sei so keuchend in großer Angst vors Dorf gekommen, da sei die Frau und das Bund Dörner fort gewesen, und sie möchten ihn nur die Nacht behalten, er wolle den andern Tag wieder nach Hause. Früh fortgegangen, ist er gegen Mittag auf die Glashütte zur Emde gekommen, wo er oft Almosen erhalten, und hat um ein Glas Branntwein gebeten, und als er getrunken, um noch eins, da ist ihm auch das dritte gegeben worden, worauf er gesagt, nun wolle er nach Hause. Wie er aber an den Kiel gekommen, nicht weit von der Stelle, wo er vor 24 Jahren die Schuhe zur Wallfahrt ausgezogen, da hat er eine Leine von einem nahen Pflug genommen, und sich damit an einen Baum aufgehenkt und zwar so niedrig, daß er mit den Füßen das Herbstlaub unter sich weggescharret hatte.

Als ihm einst der Drost die Geschichte mit dem Baum und den geheimen Zeichen, die die Juden darin geschnitten, erzählt, und wie sie bedeuteten, daß er keines natürlichen und rechten Todes sterben solle, hat er geantwortet: „O dat sull eck doch nich denken, eck hämwe doch so lange davör Buße daen, un hewwe vaste an minen Gloven halen, aße se meck överreeen wullen, en abtoschwören!“

So hat der Mensch 17 Jahre ungebeugt und ohne Verzweiflung die härteste Sklaverei des Leibes und Geistes ertragen, aber die Freiheit und volle Straflosigkeit hat er nicht ertragen dürfen! Er mußte sein Schicksal erfüllen, und weil Blut für Blut, Leben für Leben eingesetzt ist, ihn aber menschliches Gesetz nicht mehr erreichte, hat er, nachdem er lange Jahre fern umhergeschweift, wieder durch des Geschicks geheimnißvolle Gewalt zu dem Kreis, Ort und Boden des Verbrechens zurückgebannt, dort sich selbst Gerechtigkeit geübt.

Zwei Jahre nach seinem Tode ist jener Baum, worin die Juden ihre dunklen Zeichen geschnitten, umgehauen worden. Die Rinde aber hatte diese in den langen Jahren herausgewachsen, daß man ihre Form und Gestaltung nicht mehr erkennen konnte.“

# Bilder aus Westphalen.

(1840.)

## Erstes Kapitel.

### Die Physiognomie des Landes Paderborn, Münster der Grafschaft Mark und des Herzogthums Westphalen.

Wenn wir von Westphalen reden, so begreifen wir darunter einen großen, sehr verschiedenen Landstrich, verschieden nicht nur den weit auseinanderliegenden Stammwurzeln seiner Bevölkerung nach, sondern auch in Allem, was die Physiognomie des Landes bildet, oder wesentlich darauf zurückwirkt, in Klima, Naturform, Erwerbsquellen, und, als Folge dessen, in Cultur, Sitten, Charakter, und selbst Körperbildung seiner Bewohner: daher möchten wohl wenige Theile unseres Deutschlands einer so vielseitigen Beleuchtung bedürfen.

Zwar gibt es ein Element, das dem Ganzen, mit Ausnahme einiger kleinen Grenzprovinzen, für den oberflächlichen Beobachter einen Anhauch von Gleichförmigkeit verleiht, ich meine das des gleichen (katholischen) Religionscultus und des gleichen früheren Lebens unter den Krummstäben, was in seiner festen Form und gänzlicher Beschränkung auf die nächsten Zustände, immer dem Volkscharakter und selbst der Natur einen Charakter von bald beschaulicher, bald in sich selbst arbeitender Abgeschlossenheit gibt, den wohl erst eine lange Reihe von Jahren, und die Folge mehrerer, unter fremden Einflüssen herangebildeter Generationen völlig verwischen dürften. Das schärfere Auge wird indessen sehr bald von Abstufungen angezogen, die in ihren Endpunkten sich fast zum Contraste steigern,

und, bei der noch großentheils erhaltenen Volksthümlichkeit, dem Lande ein Interesse zuwenden, was ein vielleicht besserer, aber zerflossener Zustand nicht erregen könnte. — Gebirg und Fläche scheinen auch hier, wie überall die schärferen Grenzlinien bezeichnen zu wollen; doch haben, was das Volk betrifft, Umstände die gewöhnliche Folgenreihe gestört, und statt aus dem flachen, haidigen Münsterland, durch die hügelige Grafschaft Mark und das Bisthum Paderborn, bis in die, dem Hochgebirge nahestehenden Bergkegel des Sauerlandes (Herzogthum Westphalen) sich der Natur nachzumetamorphosiren, bildet hier vielmehr der Sauerländer den Uebergang vom friedlichen Haidebewohner zum wilden, fast südlich durchglühten Insassen des Teutoburger Waldes. — Doch lassen wir dies beiläufig bei Seite und fassen die Landschaft in's Auge, unabhängig von ihren Bewohnern, insofern die Einwirkung derselben (durch Cultur ꝛc.) auf deren äußere Form dies erlaubt.

Wir haben bei Wesel die Ufer des Niederrheins verlassen und nähern uns durch das, auf der Karte mit Unrecht Westphalen zugezählte, noch echt rheinische Herzogthum Cleve, den Grenzen jenes Landes. Das allmähliche Verlöschen des Grüns und der Betriebsamkeit; das Zunehmen der glänzenden Sanddünen und einer gewissen lauen träumerischen Atmosphäre, sowie die aus den seltenen Hütten immer blonder und weicher hervorschauenden Kindergesichter sagen uns, daß wir sie überschritten haben, — wir sind in den Grenzstrichen des Bisthums Münster. — Eine trostlose Gegend! unabsehbare Sandflächen nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. — Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. — Bei jedem Hauche geht ein zartes, dem Rauschen der Fichten ähnliches Geriesel über die Fläche, und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächste Düne, wo der Hirt in halb somnambüler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich so wenig um uns kümmert, als sein gleichfalls somnambüler Hund und seine Haidschnucken. Schwärme badender Krähen

liegen quer über den Pfad, und flattern erst auf, wenn wir sie fast greifen könnten, um einige Schritte seitwärts wieder niederzufallen, und uns im Vorübergehen mit einem weissagenden Auge, „oculo torvo sinistroque“ zu betrachten. Aus den einzelnen Wachholderbüschen dringt das klagende mövenartige Geschrill der jungen Kibitze, die wie Taucher-Vögel im Schilf in ihrem stachlichen Asyle umschlüpfen, und bald hier bald dort ihre Federbüschel hervorstrecken. Dann noch etwa jede Meile eine Hütte, vor deren Thür ein paar Kinder sich im Sande wälzen und Käfer fangen, und allenfalls ein wandernder Naturforscher, der neben seinem überfüllten Tornister kniet und lächelnd die zierlich versteinerten Muscheln und Seeigel betrachtet, die wie Modelle einer früheren Schöpfung hier überall zerstreut liegen, — und wir haben Alles genannt, was eine lange Tagereise hindurch eine Gegend belebt, die keine andere Poesie aufzuweisen hat, als die einer fast jungfräulichen Einsamkeit und einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der sich die Flügel der Phantasie unwillkürlich entfalten. Allmählich bereiten sich indessen freundlichere Bilder vor, — zerstreute Grasflächen in den Niederungen, häufigere und frischere Baumgruppen begrüßen uns als Vorposten nahender Fruchtbarkeit, und bald befinden wir uns in dem Herzen des Münsterlandes, in einer Gegend, die so anmuthig ist, wie der gänzliche Mangel an Gebirgen, Felsen und belebten Strömen dieses nur immer gestattet, und die wie eine große Oase in dem sie von allen Seiten, nach Holland, Oldenburg, Cleve zu, umstäubenden Sandmeer liegt. In hohem Grade friedlich, hat sie doch nichts von dem Charakter der Einöde, vielmehr mögen wenige Landschaften so voll Grün, Nachtigallenschlag und Blumenflor angetroffen werden, und der aus minder feuchten Gegenden Einwandernde wird fast betäubt vom Geschmetter der zahllosen Singvögel, die ihre Nahrung auf dem weichen Kleiboden findet. Die wüsten Steppen haben sich in mäßige, mit einer Haideblumendecke farbig überhauchte Weidestrecken zusammengezogen, aus denen jeder Schritt Schwärme blauer, gelber und milchweißer Schmetterlinge aufstäuben läßt.

Fast jeder dieser Weidegründe enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen Tausende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während die der größeren Art bis auf die Mitte des Weihers schnurren, wo sie in die Blätter der gelben Nymphäen wie goldene Schmucknadeln in emaillirte Schalen niederfallen, und dort auf die Wasserinsekten lauern, von denen sie sich nähren. Das Ganze umgrenzen kleine, aber zahlreiche Waldungen. Alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbestand von tadelloser Schönheit, der die holländische Marine mit Masten versieht — in jedem Baume ein Nest, auf jedem Aste ein lustiger Vogel und überall eine Frische des Grüns und ein Blätterduft, wie dieses anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall ist. Unter den Zweigen lauschen die Wohnungen hervor, die langgestreckt, mit tief niederragendem Dache, im Schatten Mittagsruhe zu halten und mit halbgeschlossenem Auge nach den Rindern zu schauen scheinen, welche hellfarbig und gescheckt, wie eine Damwildheerde sich gegen das Grün des Waldbodens, oder den blassen Horizont abzeichnen, und in wechselnden Gruppen durcheinander schieben, da diese Haiden immer Almenden sind, und jede wenigstens sechzig Stück Hornvieh und darüber enthält. — Was nicht Wald und Haide ist, ist Kamp, d. i. Privateigenthum, zu Acker und Wiesengrund benutzt, und, um die Beschwerde des Hütens zu vermeiden, je nach dem Umfange des Besitzes oder der Bestimmung, mit einem hohen, von Laubholz überflatterten Erdwalle umhegt. — Dieses begreift die fruchtbarsten Grundstrecken der Gemeinde, und man trifft gewöhnlich lange Reihen solcher Kämpe nach- und nebeneinander, durch Stege und Pförtchen verbunden, die man mit jener angenehmen Neugier betritt, mit der man die Zimmer eines dachlosen Hauses durchwandert. Wirklich geben auch vorzüglich die Wiesen einen äußerst heitern Anblick durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Blumen und Kräuter, in denen die Elite der Viehzucht, schwere ostfriesische Race, übersättigt wiederkäut, und den Vorübergehenden so träge und hochmüthig anschnaubt, wie es nur der Wohlhäbigkeit auf vier

Beinen erlaubt ist. Gräben und Teiche durchschneiden auch hier, wie überall, das Terrain, und würden, wie alles stehende Gewässer, widrig sein, wenn nicht eine weiße, von Vergißmeinnicht umwucherte Blüthendecke und der aromatische Duft des Münzkrautes dem überwiegend entgegenwirkten; auch die Ufer der träg schleichenden Flüsse sind mit dieser Zierde versehen, und mildern so das Unbehagen, das ein schläfriger Fluß immer erzeugt. — Kurz diese Gegend bietet eine lebhafte Einsamkeit, ein fröhliches Alleinsein mit der Natur, wie wir es anderwärts noch nicht angetroffen. — Dörfer trifft man alle Stunden Weges höchstens eines, und die zerstreuten Höfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenschrei, oder ein aus seiner Laubperrücke winkender Heiligenschein sie dir andeutet, und du dich allein glaubst mit Gras und Vögeln, wie am vierten Tage der Schöpfung, bis ein langsames „Hott“ oder „Haar“ hinter der nächsten Hecke dich aus dem Traume weckt, oder ein grellanschlagender Hofhund dich auf den Dachstreifen aufmerksam macht, der sich gerade neben dir, wie ein liegender Balken durch das Gestrüpp des Erdwalles zeichnet. — So war die Physiognomie des Landes bis heute und so wird es nach vierzig Jahren nimmer sein. Bevölkerung und Luxus wachsen sichtlich, mit ihnen Bedürfnisse und Industrie. Die kleinern malerischen Haiden werden getheilt: die Cultur des langsam wachsenden Laubwaldes wird vernachlässigt, um sich im Nadelholze einen schnelleren Ertrag zu sichern, und bald werden auch hier Fichtenwälder und endlose Getreideseen den Charakter der Landschaft theilweise umgestaltet haben, wie auch ihre Bewohner von den uralten Sitten und Gebräuchen mehr und mehr ablassen; fassen wir deshalb das Vorhandene noch zuletzt in seiner Eigenthümlichkeit auf, ehe die schlüpfrige Decke, die allmählich Europa überfließt, auch diesen stillen Erdwinkel überleimt hat.

Wir haben diesen Raum des Münsterlandes eine Oase genannt, so sind es auch wieder Steppen, Sand und Fichtenöden, die uns durch Paderborn, die ehemalige Residenz und

Grenzstadt, in das Bisthum gleichen Namens führen, wo die Ebene allmählich zu Hügeln anschwillt, von denen jedoch die höchsten — der jenseitigen Grenze zu — die Höhe eines mäßigen Berges nicht übersteigen. — Hier ist die Physiognomie des Landes bei weitem nicht so anziehend, wie die seiner Bewohner, sondern ein ziemlich reizloser Uebergang von der Fläche zum Gebirge, ohne die Milde der ersteren oder die Großartigkeit des letzteren; — unabsehbare Getreidefelder, sich über Thal und Höhen ziehend, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bezeugen, aber das Auge ermüden, — Quellen und kleine Flüsse, die recht munter laufen, aber gänzlich ohne Geräusch und die phantastischen Sprünge der Bergwässer, — steinigter Grund, der, wo man nur den Spaten einstößt, treffliches Baumaterial liefert, aber nirgends eine Klippenwand vorstreckt, außer der künstlichen des Steinbruchs, — niedere Berge von gewöhnlicher Form, unter denen nur die bewaldeten auf einige Anmuth Anspruch machen können, bilden zusammen ein wenig hervorstechendes Ganze. Selbst der classische Teutoburger Wald, das einzige, zwar nicht durch Höhe, aber durch seine Ausdehnung und mitunter malerischen Formen imposante Waldgebirge, ist in neueren Zeiten so durchlichtet und nach der Schnur beforstet worden, daß wir nur mit Hilfe der rothen (eisenhaltigen) Erde, die fortwährend unter unsern Tritten knistert, sowie der unzähligen fliegenden Leuchtwürmchen, die hier in Sommernächten an jeden Zweig ihr Laternchen hängen, und einer regen Phantasie, von „Stein, Gras und Grein" träumen können. Doch fehlt es dem Lande nicht an einzelnen Punkten, wo das Zusammentreffen vieler kleiner Schönheiten wirklich reizende Partieen hervorbringt, an hübschen grünen Thalschluchten z. B., von Quellen durchrieselt, wo es sich recht anmuthig und sogar ein wenig schwindelnd durch die schlanken Stämme bergauf schauen läßt; liegt nun etwa noch ein Schlößchen droben, und gegenüber ein Steinbruch, der für's Auge so ziemlich die Klippen ersetzt, so wird der wandernde Maler gewiß sein Album hervorlangen, und der benachbarte Flachländer kehrt von seiner Ferienreise mit Stoff

zu langen Erzählungen und Nachentzückungen heim; ein Dorf am Fuße des Berges kann übrigens das Bild nur verderben, da das Bisthum Paderborn hiervon ausgemacht die elendesten und rauchigsten Exemplare Westphalens aufzuweisen hat, ein Umstand, zu dem Uebervölkerung und Leichtsinn der Einwohner in gleichen Teilen beitragen.

Haben wir die paderbornsche Grenze — gleichviel ob zur Rechten oder zur Linken — überschritten, so beginnt der hochromantische Theil Westphalens, links das geistliche Fürstenthum Corvey, rechts die Grafschaft Mark; ersteres die mit Recht berühmten Weserlandschaften, das andere die gleich schönen Ruhr- und Lenne-Ufer umschließend. Diese beiden Provinzen zeigen, obwohl der Lage nach getrennt, eine große Verwandtschaft der Natur, nur daß die eine durch segelnde Fahrzeuge, die andere durch das Pochen der Hämmer und Gewerke belebt wird; beide sind gleich lachend und fruchtbar, mit gleich wellenförmigen, üppig belaubten Bergrücken geschmückt, in die sich nach und nach kühnere Formen und Klippenwände drängen, bis die Weserlandschaft, wie eine Schönheit, die ihren Scheitelpunkt erreicht hat, allmählich wieder einsinkt und gleichsam abwelkt, während von der Ruhr aus immer kühnere Gebirgsformen in das Herz des Sauerlandes dringen, und sich durch die höchste romantische Wildheit bis zur Oede steigern. Daß die vielbesprochene Porta Westphalica nur einen geringen Beitrag zu jener Bilderreihe steuert, und nur den letzten zweifelhaften beau jour der bereits verblichenen Weserschönheit ausmacht, ist schon öfters gesagt worden; desto reizender ist der Strombord in seinem Knospen, Erblühen und Reifen, das Corveyer Ländchen und die anschließenden Striche entlang bis zur kurhessischen Grenze: so sanfte Berghänge und verschwimmende Gründe, wo Wasser und Land sich zu haschen und einander mit ihrer Frische anzuhauchen scheinen; so angenehme Kornfluren im Wechsel mit Wiese und Wald; so kokette Windungen des Stroms, daß wir in einem Garten zu wandeln glauben. — Immer mannichfaltiger wird die Landschaft, immer reicher schattirt von Laub- und Nadelholz,

scharfen und wellenschlagenden Linien. — Hinter dem alten Schlosse Wehern und der Türkenruine hebt der Wildberg aus luftigen Hügeln, die ihn wie vom Spiel ermüdete Kinder umlagern, seinen stachlichen Sargrücken, und scheint nur den Cathagenberg gegenüber, der ihn wie das Knochengebäude eines vorweltlichen Ungeheuers aus rothen Augenhöhlen anstarrt, seiner Beachtung werth zu halten. Von hier an beginnen die Ufer steil zu werden, mit jeder Viertelstunde steiler, hohler und felsiger, und bald sehen wir von einer stundenlangen, mit Mauern und Geländern eingehegten Klippe die Schiffe unter uns gleiten, klein wie Kinderspielzeug, und hören den Ruf der Schiffer, dünn wie Mövengeschrei, während hoch über uns von der Feldterrasse junge Laubzweige niederwinken, wie die Hände schöner Frauen von Burgzinnen. — Bei dem neuantiken Schlosse Herstelle hat die Landschaft ihren Höhepunkt erreicht, und geht, nach einer reichen Aussicht die Weser entlang, und einem schwindelnden Niederblicke auf das hessische Grenzstädtchen Carlshafen, der Verflachung und überall dem Verfall entgegen.

Diesen ähnliche Bilder bietet die Grafschaft Mark, von gleicher theils sanfter, theils kräftiger auftretenden Romantik, und durch die gleichen Mittel. Doch ist die Landschaft hier belebter, reicher an Quellengeräusch und Echo, die Flüsse kleiner und rascher, und statt Segel bei uns vorbeigleiten zu lassen, schreiten wir selbst an schäumenden Wehren und Mühlrädern vorüber, und hören schon weit her das Pochen der Gewerke, denn wir sind in einem Fabriklande. — Auch ist die Gegend anfangs, von der Nähe des Münsterlandes angehaucht, noch milder, die Thäler träumerischer, und tritt dagegen, wo sie sich dem eigentlichen Sauerlande nähert, schon kühner auf, als die Weser. Das „Felsenmeer" unweit Menden z. B., ein Thal, wo Riesen mit wüsten Felswürfeln gespielt zu haben scheinen — und die Bergschlucht unter der Schloßruine und der bekannten Tropfsteinhöhle Klusenstein dürfen unbezweifelt einen ehrenvollen Platz im Gebiete des Wildromantischen ansprechen, sonderlich das Letzte und eben diese starr gegeneinander rückenden Fels-

wände, an denen sich der kaum fußbreite Ziegenpfad windet — oben das alte Gemäuer, in der Mitte der schwarze Höllenschlund, unten im Kessel das Getöse und Geschäum der Mühle, zu der man nur vermittelst Planken und Stege gelangt, und wo es immer dämmert — sollen dem weiland vielgelesenen Spies den Rahmen zu einem seiner schlimmsten Schauerromane (ich glaube die Teufelsmühle im Höllenthal) geliefert haben. — Doch sind dieses Ausnahmen, die Landschaften durchgängig sanft, und sie würden, ohne die industrielle Regsamkeit ihrer Bewohner, entschieden träumerisch sein. Sobald wir die Fläche überschritten, verliert sich indessen das Milde mehr und mehr, und bald begegnet es uns nur noch in einzelnen, gleichsam verirrten Partieen, die uns jetzt durch ihre Seltenheit so überraschend anregen, wie früher die kühneren Formen, von denen wir fortan durch tagelange Wanderungen fast übersättigt werden. Der Sauerländer rühmt sich eines glorreichen Ursprungs seiner Benennung — dieses ist mir ein saures Land geworden, soll Karl der Große gesagt haben — und wirklich, wenn wir uns durch die mit Felsblöcken halb verrammelten Schluchten des Binnenlandes winden, unter Wänden her, deren Unersteiglichkeit wir mit schwindelndem Auge messen und aus denen sich kolossale Balkone strecken, breit und fest genug, eine wilde Berghorde zu tragen, so zweifeln wir nicht an der Wahrheit dieses Wortes, mag es nun gesagt sein oder nicht. Das Gebirge ist wasserreich, und in den Thalschlünden das Getöse der niederrauschenden und brodelnden Quellen fast betäubend, wogegen der Vogelgesang in den überhand nehmenden Fichtenwaldungen mehr und mehr erstirbt, bis wir zuletzt nur Geier und Habichte die Felszacken umkreisen sehen, und ihre grellen Diebspfeifen sich hoch in der Luft antworten hören. Ueberall starren uns die schwarzen Eingänge der Stollen, Spalten und Stalaktitenhöhlen entgegen, deren Senkungen noch zum Theil nicht ergründet sind, und an die sich Sagen von Wegelagerern, Berggeistern und verhungerten Verirrten knüpfen. Das Ganze steht den wildesten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nach; sonderlich, wenn es zu dunkeln

beginnt, gehört viel kaltes Blut dazu, um sich eines mindestens poetischen Schauers zu erwähren, wenn das Volk der Eulen und Schuhu's in den Spalten lebendig wird, und das Echo ihr Gewimmer von Wand zu Wand laufen läßt, und wenn die Hochöfen wie glühende Rachen aus den Schluchten gähnen, wirre Funkensäulen über sich aufblasen und Baum und Gestein umher mit rothem Brandscheine überzittern. In diesem Stile nimmt die Landschaft immer an Wildheit zu, zuletzt Klippen bietend — auf denen man schon verirrte Ziegen hat tagelang umherschwanken sehen — bis die Zackenform der Berge allmählich kahlen Kegeln weicht, an denen noch wohl im hohen Mai Schneeflecke lagern, der Baumwuchs fast gänzlich eingeht und endlich bei „Winterberg" die Gegend nur noch das Bild trostloser Oede beut, — kahle Zuckerhutformen, an denen hier und dort ein Fleckchen magerer Hafersaat mehr gilbt als grünt.

## Zweites Kapitel.

Handelsgeist im Sauerlande. — Wilde Poesie in Paderborn. — Die Barackenbewohner. — Ihre Ehen. — Die Branntweinpest. — Sittenverderbniß. — Alte Gebräuche. — Aberglauben. — Besprechungen. — Rauflust. — Eine Gerichtsscene.

---

Wir haben im Vorhergehenden den Charakter der Eingebornen bereits flüchtig angedeutet, und gesagt, daß, dem gewöhnlichen Einflusse der Natur auf ihre Zöglinge entgegen, am verhältnißmäßig in einem zahmen Lande aufgenährten Paderborner der Stempel des Bergbewohners, sowohl moralisch als körperlich, weit entschiedener hervortritt, als an dem, durch seine Umgebung weit mehr dazu berechtigten Sauerländer. Der Grund liegt nahe; in den Handelsverhältnissen des Letzteren, die seine Heimath dem Fremden öffnen, und ihn selbst der Fremde zutreiben, wo unter kaufmännischer Cultur die Sitten, durch auswärtige Heirathen, das Blut seines Stammes sich täglich mehr verdünnen, und wir müssen uns eher über die Kraft einer Ader wundern, die, von so vielen Quellen verwässert, doch noch durchgängig einen scharfen, festen Strich zeichnet, wie der Rhein durch den Bodensee. Der Sauerländer ist ungemein groß und wohlgebaut, vielleicht der größte Menschenschlag in Deutschland, aber von wenig geschmeidigen Formen; kolossale Körperkraft ist bei ihm gewöhnlicher, als Behendigkeit anzutreffen. Seine Züge, obwohl etwas breit und verflacht, sind sehr angenehm, und bei vorherrschend lichtbraunem oder blondem Haare haben doch seine

langbewimperten blauen Augen alle den Glanz und den dunkeln Blick der schwarzen. — Seine Physiognomie ist kühn und offen, sein Anstand ungezwungen, so daß man geneigt ist, ihn für ein argloseres Naturkind zu halten, als irgend einen seiner Mitwestphalen; dennoch ist nicht leicht ein Sauerländer ohne einen starken Zusatz von Schlauheit, Verschlossenheit und praktischer Verstandesschärfe und selbst der sonst Beschränkteste unter ihnen wird gegen den gescheidtesten Münsterländer fast immer praktisch im Vortheil stehen. — Er ist sehr entschlossen, stößt sich dann nicht an Kleinigkeiten, und scheint eher zum Handel und gutem Fortkommen geboren, als dadurch und dazu herangebildet. Seine Neigungen sind heftig aber wechselnd, und so wenig er sie Jemandes Wunsch zu Liebe aufgibt, so leicht entschließt er sich aus eigener Einsicht oder Grille hierzu. — Er ist ein rastloser und zumeist glücklicher Spekulant, vom reichen Fabrikherrn, der mit Vieren fährt, bis zum abgerissenen Herumstreicher, der „Kirschen für Lumpen" ausbietet; und hier findet sich der einzige Adel Westphalens, der sich durch Eisenhämmer, Papiermühlen und Salzwerke dem Kaufmannsstande anschließt. — Obwohl der Confession nach katholisch, ist das Fabrikvolk doch an vielen Orten bis zur Gleichgültigkeit lau, und lacht nur zu oft über die Schaaren frommer Wallfahrer, die vor seinen Gnadenbildern bestäubt und keuchend ihre Litaneien absingen, und an denen ihm der Klang des Geldes, das sie einführen, bei weitem die verdienstvollste Musik scheint. — Uebrigens besitzt der Sauerländer manche anziehende Seite; er ist muthig, besonnen, von scharfem aber kühlem Verstande, obwohl im Allgemeinen berechnend, doch aus Ehrgefühl bedeutender Aufopferung fähig; und selbst der geringste besitzt einen Anflug ritterlicher Galanterie und einen naiven Humor, der seine Unterhaltung äußerst angenehm für denjenigen macht, dessen Ohren nicht allzu zart sind. — Daß in einem Lande, wo drei Viertel der Bevölkerung, Mann, Weib und Kind, ihren Tag unter fremdem Dache (in den Fabrikstuben) zubringen, oder auf Handelsfüßen das Land durchziehen, die häuslichen Verhältnisse sehr locker, gewissermaßen

unbedeutend sind, begreift sich wohl; so wie aus dem Gesagten hervorgeht, daß dort nicht der Hort der Träume und Märchen, der charakteristischen Sitten und Gebräuche zu suchen ist; denn obwohl die Sage manche Kluft und unheimliche Höhle mit Berggeistern, und den Gespenstern Ermordeter, oder in den Irrgängen Verschmachteter bevölkert hat, so lacht doch jedes Kind darüber, und nur der minder beherzte oder phantasiereichere Reisende fährt zusammen, wenn ihm in dem schwarzen Schlunde etwa eine Eule entgegenwimmert, oder ein kalter Tropfen von den Steinzapfen in seinen Nacken rieselt. Kurz der Sohn der Industrie besitzt vom Bergbewohner nur die eiserne Gesundheit. Körperkraft und Entschlossenheit, aber ohne den romantischen Anflug und die Phantasie, welche sich an großartigen Umgebungen zu entwickeln pflegen, — er liebt sein Land, ohne dessen Charakter herauszufühlen; er liebt seine Berge, weil sie Eisen und freien Athemzug; seine Felsen, weil sie vortreffliches Material und Fernsichten, seine rauschenden Wasserfälle, weil sie den Fabrikrädern rascheren Umschwung geben, und das Ganze endlich, weil es seine Heimath und in dessen Luft ihm am wohlsten ist. — Seine Festlichkeiten sind nach den Umständen des Gastgebers, den städtischen möglichst nachgebildet; seine Trachten desgleichen. — Alles wie anderwärts, staubende Chausseen mit Frachtwagen und Einspännern bedeckt — Wirthshäuser mit Kellnern und gedruckten Speisezetteln: einzelne Dörfer im tiefsten Gebirge sind noch strohdachig und verfallen genug, die meisten jedoch, nett wie alle Fabriksorte, erhalten allein durch die schwarze Schieferbekleidung und die mit Steinplatten beschwerten Dächer, die man hier der Rauhigkeit des Klima's entgegensetzen muß, einen schwachen Anstrich von Ländlichkeit, und nur die Kohlenbrenner in den Waldungen, die bleichen Hammerschmiede vor ihren Höllenfeuern, und die an den Stollen mit Lederschurz und blitzendem Bleierz auf ihrem Kärrchen aus- und einfahrenden Bergknappen geben der Landschaft hier und dort eine passende Staffage.

Anders ist es im Hochstifte Paderborn, wo der Mensch eine Art wilder Poesie in die sonst nüchterne Umgebung bringt und

uns in die Abruzzen versetzen würde, wenn wir Phantasie genug hätten, jene Gewitterwolke für ein mächtiges Gebirge, jenen Steinbruch für eine Klippe zu halten. — Nicht groß von Gestalt, hager und sehnig, mit scharfen, schlauen, tiefgebräunten und vor der Zeit von Mühsal und Leidenschaft durchfurchten Zügen fehlt dem Paderborner nur das brandschwarze Haar zu einem entschieden südlichen Aussehen. — Die Männer sind oft hübsch und immer malerisch, die Frauen haben das Schicksal der Südländerinnen, eine frühe üppige Blüthe und ein frühes, zigeunerhaftes Alter. Nirgends gibt es so rauchige Dörfer, so dachluckige Hüttchen, als hier, wo ein ungestümes Temperament einen starken Theil der Bevölkerung übereilten Heirathen zuführt, ohne ein anderes Kapital, als vier Arme und ein Dutzend zusammengebettelter und zusammengesuchter Balken, aus denen dann eine Art von Koben zusammengesetzt wird, eben groß genug für die Herdstelle, das Ehebett und allenfalls einen Verschlag, der den stolzen Namen Stube führt, in der That aber nur ein ungewöhnlich breiter und hoher Kasten mit einem oder zwei Fenstergläsern ist. — Besitzt das junge Paar Fleiß und Ausdauer, so mögen nach und nach einige Verschläge angezimmert werden; hat es ungewöhnlichen Fleiß und Glück zugleich, so dürfte endlich eine bescheidene Menschenwohnung entstehen, häufig aber lassen Armuth und Nachlässigkeit es nicht hierzu kommen, und wir selbst sahen einen bejahrten Mann, dessen Palast zu kurz war, um ausgestreckt darin zu schlafen, seine Beine ein gutes Ende in die Straße recken. — Selbst der Roheste ist schlau und zu allen Dingen geschickt, weiß jedoch selten nachhaltigen Vortheil daraus zu ziehen, da er sein Talent gar oft in kleinen Pfiffigkeiten, deren Ertrag er sofort vergeudet, erschöpft, und sich dem Einflusse von Winkeladvokaten hingibt, die ihm über jeden Zaunpfahl einen Prozeß einfädeln, der ihn völlig aussaugt, fast immer zur Auspfändung, und häufig von Hof und Haus bringt. — Große Noth treibt ihn zu großen Anstrengungen, aber nur bis das dringendste Bedürfniß gestillt ist, — jeder erübrigte Groschen, den der Münsterländer sorglich

zurücklegen, der Sauerländer in irgend ein Geschäft stecken würde, wird hier am liebsten von dem Kind der Armuth sofort dem Wirthe und Kleinhändler zugetragen, und die Schenken sind meist gefüllt mit Glückseligen, die sich einen oder ein paar blaue Montage machen, um nachher wieder auf die alte Weise fort zu hungern und zu taglöhnern. — So verleben leider Viele, obwohl in einem fruchtbaren Lande und mit allen Naturgaben ausgerüstet, die sonst in der Welt voran bringen, ihre Jugend in Armuth und gehen einem elenden Alter am Bettelstabe entgegen. — In seiner Verwahrlosung dem Aberglauben zugeneigt, glaubt der Unglückliche sehr fromm zu sein, während er seinem Gewissen die ungebührlichsten Ausdehnungen zumuthet. Wirklich stehen auch manche Pflichten seinen mit der Muttermilch eingesogenen Ansichten von eigenem Rechte zu sehr entgegen, als daß er sie je begreifen sollte — jene gegen den Gutsherrn zum Beispiel, den er nach seinem Naturrecht gern als einen Erbfeind oder Usurpator des eigentlich ihm zuständigen Bodens betrachtet, dem ein ächtes Landeskind nur aus List, um der guten Sache willen, schmeichle, und übrigens Abbruch thun müsse, wo es immer könne. — Noch empörender scheinen ihm die Forst- und Jagdgesetze, da ja „unser Herrgott das Holz von selbst wachsen läßt, und das Wild aus einem Lande in das andere wechselt." Mit diesem Spruche im Munde glaubt der Frevelnde sich völlig berechtigt, jeden Förster, der ihn in flagranti überrascht, mit Schnupftaback zu blenden, und wie er kann mit ihm fertig zu werden. — Die Gutsbesitzer sind deshalb zu einem erschöpfenden Aufwande an Forstbeamten gezwungen, die den ganzen Tag und manche Nacht durchpatroulliren, und doch die massivsten Forstfrevel, z. B. das Niederschlagen ganzer Waldstrecken in einer Nacht, nicht immer verhindern können. — Hier scheitern alle Anstrengungen der sehr ehrenwerthen Geistlichkeit, und selbst die Versagung der Absolution im Beichtstuhle verliert ihre Kraft, wie bei dem Corsen, wenn es eine Vendetta gilt. — Noch vor dreißig Jahren war es etwas sehr gewöhnliches, beim Mondscheine langen Wagenreihen zu begegnen, neben

denen dreißig bis vierzig Männer hertrabten, das Beil auf der Schulter, den Ausdruck lauernder Entschlossenheit in den gebräunten Zügen und der nächste Morgen brachte dann gewiß — je nachdem sie mit den Förstern zusammen getroffen, oder ihnen glücklich ausgewichen waren — die Geschichte eines blutigen Kampfes, oder eines grandiosen Waldfrevels. — Die Ueberwachung der preußischen Regierung hat allerdings dieser Oeffentlichkeit ein Ziel gesetzt, jedoch ohne bedeutende Resultate in der Sache selbst, da die Frevler jetzt durch List ersetzen, was sie an Macht einbüßten, und es ist leider eine Thatsache, daß die Holzbedürftigen, sogar Beamte, von Leuten, denen doch, wie sie ganz wohl wissen, kein rechtlicher Splitter eigen ist, ihren Bedarf so ruhig nehmen, wie aller Orts Strandbewohner ihren Kaffee und Zucker von den Schmugglern zu nehmen pflegen. Daß auch dieser letztere Erwerbzweig hier dem Charakter des Besitzlosen zu sehr zusagt, als daß er ihn vernachlässigen sollte, selbst wenn die mehrstündige Entfernung der Grenze ihn mühsam, gefahrvoll und wenig einträglich zugleich macht, läßt sich wohl voraussetzen und fast bis im Herzen des Landes sehen wir bei abendlichen Spaziergängen kleine Truppen von Fünfen oder Sechsen hastig und ohne Gruß an uns vorüber der Wesergegend zustapfen und können sie in der Morgendämmerung mit kleinen Bündeln schweißtriefend und nicht selten mit verbundenem Kopfe oder Arme, wieder in ihre Baracken schlüpfen sehen. Zuweilen folgen die Zollbeamten ihnen stundenweit; die Dörfer des Binnenlandes werden durch nächtliche Schüsse und wüstes Geschrei aufgeschreckt, — am nächsten Morgen zeigen Gänge durchs Kornfeld, in welcher Richtung die Schmuggler geflohen; zerstampfte Flächen, wo sie sich mit den Zöllnern gepackt haben, und ein halbes Dutzend Taglöhner läßt sich bei seinem Dienstherrn krank melden. — Ihre Ehen, meist aus Leidenschaft und mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit auf äußere Vortheile geschlossen, würden anderwärts für höchst unglücklich gelten, da kaum eine Barackenbewohnerin ihr Leben beschließt, ohne Bekanntschaft mit dem sogenannten „braunen Heinrich,“ dem Stocke nämlich,

gemacht zu haben. Sie aber finden es ländlich, sittlich, und leben der Ueberzeugung, daß eine gute Ehe wie ein gutes Gewebe zuerst des Einschlags bedarf, um nachher ein tüchtiges Hausleinen zu liefern. Wollten wir eine Zusammenstellung der unteren Volksklassen nach den drei Hauptfarben Westphalens wagen, so würden wir sagen: der Sauerländer freit wie ein Kaufmann, nach Geld und Geschicklichkeit und führt auch seine Ehe so — kühl und auf gemeinschaftlichen Erwerb gerichtet. — Der Münsterländer freit wie ein Herrnhuter, gutem Rufe und dem Willen seiner Eltern gemäß, und liebt und trägt seine Ehe, wie ein aus Gottes Hand gefallenes Loos, in friedlicher Pflichterfüllung. — Der Paderborner Wildling aber, hat Erziehung und Zucht nichts an ihm gethan, wirbt wie ein derbes Naturkind mit allem Ungestüm seines heftigen Blutes. Mit seinen und den Eltern seiner Frau muß es daher auch oft zu heftigen Auftritten kommen. Er geht unter die Soldaten, oder läuft Gefahr zu verkommen, wenn seine Neigung unerwiedert bleibt. Die Ehe wird in diesen dürftigen Hütten den Frauen zum wahren Fegfeuer, bis sie sich zurechtgefunden; Flüche und Schimpfreden haben, wie bei den Matrosen, einen großen Theil ihrer Bedeutung verloren, und lassen eine rohe Art aufopfernder Liebe wohl neben sich bestehen. Ueber das Verderbniß der dienenden Klassen wird sehr geklagt: jedes noch so flüchtige Verhältniß zwischen den zwei Geschlechtern müsse streng überwacht werden von denen, welche ihr Haus rein von Scandal zu erhalten wünschen; selbst die Unteraufseher, Leute von gesetzten Jahren und sonst streng genug, scheinen taub und blind, sobald nicht ein wirkliches Verlöbniß, sondern nur der Glaube an eine ernstliche Absicht vorhanden sei: „die Beiden freien sich" — und damit seien alle Schranken gefallen, obwohl aus zwanzig solcher Freiereien kaum eine Ehe hervorgehe und die Folgen davon den Gemeinden zur Last fielen. Auch die Branntweinpest fordert hier nicht wenige Opfer, und bei diesem heftigen Blut wirkt das Uebermaß um so wilder und gefährlicher. Diese Verwahrlosung ist um so mehr zu beklagen, da es auch dem

Letzten nicht leicht an Talenten und geistigen Mitteln gebricht, und seine schlaue Gewandtheit, sein Muth, seine tiefen einwohnenden Leidenschaften, und vor Allem seine reine Nationalität, verbunden mit dem markirten Aeußern, ihn zu einem allerdings würdigen Gegenstande der Aufmerksamkeit machen. — Alter Gebräuche bei Festlichkeiten gibt es wenige und in seltener Anwendung, da der Paderborner jedem Zwange zu abgeneigt ist, als daß er sich eine Lust durch etwas, das nach Ceremoniell schmeckt, verderben solle. — Bei den Hochzeiten z. B. fällt wenig Besonderes vor, das allerwärts bekannte Schlüssel- und Brod-Ueberreichen findet auch hier statt, d. h. wo es, außer einer alten Truhe, etwas gibt, was des Schlüssels bedarf, — nachher geht Jeder seinem Jubel bei Tanz und Flasche nach, bis sich alles zum „Papen von Istrup" stellt, einem beliebten Nationaltanz, einem Durcheinanderwirbeln und Verschlingen, das erst nach dem Lichtanzünden beginnt, und dem „Reisenden für Völker- und Länderkunde" den Zeitpunkt angibt, wo es für ihn gerathener sein möchte, sich zu entfernen, da fortan die Aufregung der Gäste bis zu einer Höhe steigt, deren Culminationspunkt nicht voraus zu berechnen ist. — Ist die Braut eine echte „Flüggebraut", eine Braut in Kranz und fliegenden Haaren, so tritt sie gewiß stolz wie eine Fürstin auf, und dieses glorreiche Familienereigniß wird noch der Ruhm ihrer Nachkommen, die sich dessen wohl zu rühmen wissen, wie stattlich sie mit Spiegeln und Flittergold in den Haaren einhergestrahlt sei. Lieber als eine Hochzeit ist dem Paderborner noch die Fastnacht, an deren erstem Tage (Sonntag Esto mihi) der Bursche dahersteigt, in der Hand, auf goldenem Apfel, einen befiederten Hahn aus Brodteig, den er seiner Liebsten verehrt, oder auch der Edelfrau, nämlich wenn es ihm an Geld für die kommenden nassen Tage fehlt. — Am Montag ist der Jubel im tollsten Gange, selbst Bettler, die nichts anderes haben, hängen ihr geflicktes Bettuch über den Kopf, und binden einen durchlöcherten Papierbogen vor's Gesicht, und diese machen, wie sie mit ihren, aus der weißen Umrändung blitzenden Augen und langen Nasen-

schnäbeln die Mauern entlang taumeln, einen noch grausigeren Eindruck wie die eigentlichen Maskenzüge, die in scheußlichen Verkleidungen mit Geheul und Hurrah auf Ackergäulen durch die Felder galoppiren, alle hundert Schritte einen Sandreiter zurücklassend, der ihnen wüst nachjohlt, oder als ein hinkendes Ungethüm in's Dorf zurückkrächzt. Sehr beliebt ist auch das Schützenfest, zum Theil der Ironie wegen, da an diesem Tage der „Wildschütz" vor dem Auge der sein Gewerb ignorirenden Herrschaft mit seinem sicheren Blicke und seiner festen Hand paradiren darf, und oft der schlimmste Schelm, dem die Förster schon wochenlang nachstellten, dem gnädigen Fräulein Strauß und Ehrenschärpe als seiner Königin überreicht und mit ihr die Ceremonie des ersten Tanzes durchmacht. — Ihm folgt am nächsten Tage das Frauenschießen, eine galante Sitte, die man hier am wenigsten suchen sollte, und die sich anmuthig genug ausnimmt. Morgens in aller Frühe ziehen alle Ehefrauen der Gemeinde, unter ihnen manche blutjunge und hübsche, vor dem Edelhofe auf, in ihrem goldenen Häubchen und Stirnbinden, bebändert und besträußt, jede mit dem Gewehr ihres Mannes über der Schulter. Voran die Frau des Schützenkönigs, mit den Abzeichen ihrer Würde, dem Säbel an der Seite, wie weiland Maria Theresia auf den Kremnitzer Ducaten; ihr zunächst die Fähndrichin mit der weißen Schützenfahne; auf dem Hofe wird Halt gemacht, die Königin zieht den Säbel, kommandiert — rechts — links — kurz alle militärischen Evolutionen; dann wird die Fahne geschwenkt, und das blanke Regiment zieht mit einem feinen Hurrah dem Schießplatze zu, wo jede — Manche mit der zierlichsten Koketterie — ihr Gewehr ein paarmal abfeuert, um unter klingendem Spiele nach der Schenke zu marschiren, wo es heute keinen König gibt, sondern nur eine Königin und ihren Hof, die alles anordnen, und von denen sich die Männer heute Alles gefallen lassen. Einen gleich starken Gegensatz zu den derben Sitten des Landes gibt der Beginn des Erntefestes. Dieses wird nur auf Edelhöfen und großen Pachtungen im altherkömmlichen Style gefeiert. Der voranschreitenden Musik

folgt der Erntewagen mit dem letzten Fuder, auf dessen Garben die Großmagd thront, über sich auf einer Stange den funkelnden Erntekranz; dann folgen sämmtliche Dienstleute, paarweise mit gefaltenen Händen, die Männer baarhaupt, so ziehen sie langsam über das Feld dem Edelhofe zu, das Te Deum nach der schönen alten Melodie des katholischen Ritus absingend, ohne Begleitung, aber bei jedem dritten Verse von den Blasinstrumenten abgelöst, was sich überaus feierlich macht, und gerade bei diesen Menschen, und unter freiem Himmel etwas wahrhaft Ergreifendes hat. Im Hofe angelangt, steigt die Großmagd ab, und trägt ihren Kranz mit einem artigen Spruche zu jedem Mitgliede der Familie, vom Hausherrn an bis zum kleinsten Junkerchen auf dem Schaukelpferde, dann wird er über das Scheuerthor an die Stelle des vorigjährigen gehängt, und die Lustbarkeit beginnt. — Obwohl sich keiner ausgezeichneten Singorgane erfreuend, sind die Paderborner doch überaus gesangliebend; überall — in Spinnstuben — auf dem Felde — hört man sie quinkeliren und pfeifen, — sie haben ihre eigenen Spinn-, ihre Acker-, Flachsbrech- und Rauflieder, das letzte ist ein schlimmes Spottlied, das sie nach dem Takte des Raufens jedem Vorübergehenden aus dem Stegreif zusingen. — Sonderlich junge Herren, die sich, den Verhältnissen nach, zu Freiern ihrer Fräulein qualifiziren, können darauf rechnen, nicht ungeneckt vorbei zu kommen, und sich von zwanzig bis dreißig Stimmen nachkrähen zu hören: „He! he! he! er ist ihr zu dick, er hat kein Geschick," — oder, „er ist ihr zu arm, daß Gott erbarm! Den Kuinkel den kuank, der Vogel der sang, das Jahr ist lang, oh! oh! oh! laßt ihn gehn!" Ueberhaupt rühmen sie sich gern, wo es ihnen Anlaß zum Streit verspricht, ihrer Herrschaft, als ob sie aus Gold wäre; stehen auch in ernsteren Fällen aus demselben Grunde bisweilen zu ihr gleich dem Besten, und es ist hier, wie bei der Pariser Polizei, nichts Ungewöhnliches, die schlimmsten „Wildschützen" nach einigen Jahren als Forstgehülfen wieder zu finden, denen es alsdann ein Herzensgaudium ist, sich mit ihren alten Kameraden zu raufen, und den bekannten

Listen neue entgegen zu setzen; und noch vor Kurzem packten ein Dutzend solcher Praktiker ihren Herzensfreund, den Dorfschulmeister, der sie früher in der Taktik des „Holzsuchens" unterrichtet hatte, wie er eben daran war, die dritte oder vierte Auflage der Rekruten einzuüben, etwa achtzig baarfüßige Schlingel nämlich, die, wie junge Wölfe zuerst mit dem Blutaussaugen anfangen, mit ihren krummen Messern kunstfertig in dem jungen Schlag wütheten, während der Pädagog, von einer breiten Buche herab, das Commando führte. Wir haben bereits den Volksaberglauben erwähnt; dieser äußert sich, neben der Gespensterfurcht und dem Hexenglauben vorzugsweise in sympathetischen Mitteln und dem sogenannten Besprechen, einem Act, der Manches zu denken gibt und dessen wirklich seltsame Erfolge sich durch bloßes Hinwegläugnen keineswegs beseitigen lassen. Wir selbst müssen gestehen, Zeugen unerwarteter Resultate gewesen zu sein. — Auf die Felder, die der Besprecher mit seinem weißen Stäbchen umschritten, und worauf er die Scholle eines verpfändeten Ackers geworfen hat, wagt sich in der That kein Sperling, kein Wurm, fällt kein Mehlthau, und es ist überraschend, die Strecken mit schweren, niederhangenden Aehren zwischen weiten Flächen leeren Strohes zu sehen. Ferner: ein prächtiger Schimmel, arabischer Race, und überaus feurig, war, zu einem übermäßigen Sprunge gespornt, gestürzt und hatte sich die Zunge dicht an der Wurzel durchgebissen. — Da das Schlagen des wüthenden Thieres es in den ersten Tagen unmöglich machte, der Wunde beizukommen, war der Brand hinzugetreten, und ein sehr geschickter Arzt erklärte das schöne Pferd für rettungslos verloren. — Jetzt ward zur „Waffensalbe" geschritten, keinem Arzneimittel, wie man wahrscheinlich glauben wird, sondern einem geheimnißvollen, mir unbekannt gebliebenen, Gebrauch, zu dessen Behuf dem mehrere Stunden entfernten Besprecher nur ein von dem Blut des Thieres beflecktes Tuch gesandt wurde. — Man kann sich denken, welches Vertrauen ich in dieses Mittel setzte! Am nächsten Tage wurde das Thier jedoch so ruhig, daß ich dieses als ein Zeichen seiner nahenden

Auflösung ansah; — am folgenden Morgen richtete es sich auf, zerbiß und verschluckte, obwohl etwas mühsam, einige Brodscheiben ohne Rinde, — am dritten Morgen sahen wir zu unserm Erstaunen, daß es sich über das in der Raufe befindliche Futter hergemacht, und einen Theil desselben bereits verzehrt hatte, während nur ein behutsames Auswählen der weicheren Halme und ein leises Zucken um Lippen und Nüstern die Empfindlichkeit der, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen mußten, völlig geschlossenen Wundstelle andeuteten; und seitdem habe ich den schönen Araber manchesmal frisch und feurig, wie zuvor, mit seinem Reiter durch's Feld stolziren sehen. — Dergleichen und Aehnliches fällt oft vor und hierbei ist die Annäherung des Besprechers oder seines Mittels an den zu besprechenden Gegenstand immer so gering (in manchen Fällen, wie dem eben genannten, fällt sie gänzlich fort), daß eine Erklärung durch natürlich wirkende Essenzen hier keine Statt haben kann, so wie die vielbesprochene Macht der Phantasie bei Thieren, Kräutern und selbst Gestein wegfallen muß, und dem Erklärer wohl nur die Kraft des menschlichen Glaubens, die magnetische Gewalt eines festen Willens über die Natur als letztes Auskunftsmittel bleiben dürfte. — Folgenden Vorfall haben wir aus dem Munde eines glaubwürdigen Augenzeugen: In dem Garten eines Edelhofes hatte die grüne Kohlraupe dermaßen überhand genommen, daß der Besitzer, obwohl Protestant, in seinem Ueberdrusse endlich zum Besprecher schickte. — Dieser fand sich alsbald ein, umschritt die Gemüsefelder, leise vor sich hinmurmelnd, wobei er mit seinem Stäbchen hier und dort einen Kohlkopf berührte. Nun stand unmittelbar am Garten ein Stallgebäude, an dessen schadhaftem Dache einige Arbeiter flickten, die sich den Spaß machten, den Zauberer durch Spottreden, hinabgeworfene Kalkstückchen 2c. zu stören. — Nachdem dieser sie wiederholt gebeten hatte, ihn nicht zu irren, sagte er endlich: „Wenn ihr nicht Ruhe haltet, so treibe ich euch die Raupen auf das Dach," und als die Neckereien dennoch nicht aufhörten, ging er an die nächste Hecke, schnitt eine Menge fingerlanger Stäbchen,

stellte sie horizontal an die Stallmauer und entfernte sich. — Alsbald verließen sämmtliche Raupen ihre Pflanzen, krochen in breiten grünen Colonnen über die Sandwege an den Stäbchen die Mauer aufwärts, und nach einer halben Stunde hatten die Arbeiter das Feld geräumt und standen im Hofe, mit Ungeziefer besäet, und nach dem Dache deutend, das wie mit einer grünen wimmelnden Decke überzogen war. — Wir geben das Ebenerzählte übrigens keineswegs als etwas Besonderes, da die oben berührte Erklärung durch auf den Grund wirkende Essenzen hier am ersten stattfinden dürfte, sondern nur als ein kleines Genrebild aus dem Thun und Treiben eines phantasiereichen und eben besprochenen Volkes.

Ehe wir von diesem zu anderen übergehen, erlauben wir uns noch zum Schlusse die Mittheilung einer vor etwa vierzig Jahren vorgefallenen Scene, die allerdings unter der jetzigen Regierung nicht mehr stattfinden könnte, jedoch den Charakter des Volks zu anschaulich darstellt, als daß wir sie am ungeeigneten Orte glauben sollten. — Zu jener Zeit stand den Gutsbesitzern die niedere Gerichtsbarkeit zu und wurde mitunter streng gehandhabt, wobei sich, wie es zu gehen pflegt, der Untergebene mit der Härte des Herrn, der Herr mit der Böswilligkeit des Untergebenen entschuldigte, und in dieser Wechselwirkung das Uebel sich fortwährend steigerte. Nun sollte der Vorsteher (Meier) eines Dorfes, allzugrober Betrügereien und Diebstähle halber seines Amtes entsetzt werden. — Er hatte sich Manchen verpflichtet, Manchen bedrückt und die Gemeinde war in zwei bittere Parteien gespalten. — Schon seit mehreren Tagen war eine tückische Stille im Dorfe bemerkt worden, und als am Gerichtstage der Gutsherr, aus Veranlassung des Unwohlseins, seinen Geschäftsführer bevollmächtigte, in Verein mit dem eigentlichen Justitiar die Sache abzumachen, war den beiden Herren diese Abänderung keineswegs angenehm, da ihnen recht wohl bewußt war, daß der Bauer seine Herrschaft zwar haßt, jeden Städter aber und namentlich „das Schreibervolk“ aus tiefster Seele verachtet. Ihre Besorgniß ward nicht gemindert,

als einige Stunden vor der Sitzung ein Schwarm baarfüßiger Weiber in den Schloßhof zog, wahre Poissarden, mit fliegenden Haaren und Kindern auf dem Arm, sich vor dem Hauptgebäude zusammendrängte und wie ein Nest junger Teufel zu krähen anfing: „Wir revoltiren! wir protestiren! wir wollen den Meier behalten! unsere Kerle sind auf dem Felde und mähen, und haben uns geschickt, wir revoltiren!" Der Gutsherr trat ans Fenster und rief hinaus: „Weiber! macht euch fort, der Amtmann (Justitiar) ist noch nicht da," worauf der Schwarm sich allmählich, unter Geschrei und Fluchen verlor. Als nach einigen Stunden die Sitzung begonnen hatte, und die bereits abgehaltenen Verhöre verlesen wurden, erhob sich unter den Fenstern des Gerichtslokals ein dumpfes, vielstimmiges Gemurmel, das immer zunahm, — dann drängten sich ein paar starkknochige Männer in die Stube, — wieder andere, in Kurzem war sie zum Ersticken überfüllt. Der Justitiar, an solche Auftritte gewöhnt, befahl ihnen mit ernster Stimme hinauszugehen; — sie gehorchten wirklich, stellten sich aber, wie er sehr wohl sah, vor der Thür auf; zugleich bemerkte er, daß Einige, mit grimmigem Blicke auf die Gegenpartei, ihre Kittel lüfteten und kurze schwere Knittel sichtbar werden ließen, was von der anderen Seite mit einer ähnlichen Pantomime erwidert wurde. — Dennoch las er das Urtheil mit ziemlicher Fassung ab, und schritt dann, seinen Gefährten am Kleide zupfend, hastig der Thür zu. — Dort aber drängten sich die Außenstehenden hinein, und ließen ihre Knittel spielen, und — daß wir es kurz machen — die heilige Justiz mußte froh sein, die Nähe eines Fensters zu einem etwas unregelmäßigen Rückzuge benutzen zu können. — Dem Gutsherrn war indessen durch den sich allmählich nach Außen ziehenden Tumult die Lage der Dinge bereits klar geworden, und er hatte die Schützengilde aufbieten lassen, lauter Angehörige der Betheiligten, die sich freuten, bei dieser schönen Gelegenheit auch einmal darauf loswaschen zu können. — Sie waren eben aufmarschirt, als die Sturmglocke erschallte. — Einige Schützen rannten nun spornstreichs in den Thurm, wo sie ein

altes Weib fanden, das aus Leibeskräften den Strang zog, sofort aber gepackt und auf Umwegen in's Hundeloch spedirt wurde. Indessen stand der Gutsherr am Fenster, und überwachte mit seinem Tubus die Wege, welche zu den berüchtigtsten Dörfern führten, und nicht lange, so sah er es von allen Bergen herunter wimmeln, wie die Beduinenschwärme, er konnte deutlich die Knittel in ihren Händen unterscheiden und an ihren Gebärden sehen, wie sie sich einander riefen und zuwinkten. Schnell besonnen warf er einen Blick auf die Windfahne des Schloßthurmes, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Luft den Lärm nicht bis zu der Stelle führe, wo die Kommenden etwa in einer Viertelstunde angelangt sein konnten, wurden eilends einige zuverlässige Leute abgefertigt, die in Hemdärmeln mit Sense und Rechen, wie Arbeiter, die aufs Feld ziehen, den verschiedenen Trupps entgegen schlendern und ihnen erzählen mußten, das Geläute im Dorfe habe einem brennenden Schlote gegolten, der aber bereits gelöscht sei. Die List gelang, alle trollten sich fluchend heim, während drinnen die Schützengilde auch ihr Bestes mit Faust und Kolben that, und so der ganze Scandal mit einigen ernstlich Verwundeten und einem Dutzend in's Loch Gesteckten endigte, zwei Drittel der Gemeinde aber eine Woche lang wie mit Pestbeulen behaftet aussahen, und eine besondere Schwerfälligkeit in ihren Bewegungen zeigten. — Aehnliche Auftritte waren früher so gewöhnlich, wie das tägliche Brod; noch heute, trotz des langjährigen Zwanges, ist der gemeine Mann innerlich nicht um ein Haar breit von seinen Gelüsten und Ansichten abgewichen, er kann wohl niedergehalten werden, die Gluth wird aber unter der Asche immer fortglimmen — Erhöhter Wohlstand würde Einiges mildern, wären nicht Leichtsinn und die Leidenschaft, welche zuerst eine dürftige Bevölkerung zu Wege bringen, deren geringes Eigenthum Schenkwirthen und Winkeladvokaten zur Beute wird. — Dennoch kann man sich des Bedauerns mit einem Volke nicht enthalten, das mit Kraft, Scharfsinn und Ausdauer begabt und im Besitze eines gesegneten Bodens, in so vielen seiner Glieder den traurigsten Verhältnissen anheimgefallen ist.

## Drittes Kapitel.

Die Grenze. — Münsterisches Stillleben. — Patriarchalisches Wesen. — Brautwerbung und Hochzeitsgebräuche. — Frömmigkeit und harmloser Aberglaube. Die Vorgeschichte. — Duldender Muth und Herzensgüte.

---

Selten mögen wenige Meilen einen so raschen Uebergang hervorbringen, als jene, welche die Grenzstriche Paderborns und seines frommen Nachbarlandes, des Bisthums Münster, bilden. — Noch vor einer Stunde, hinter dem nächsten Hügel, haben kleine schwarzbraune Schlingel, die, im halben Naturzustande, ihre paar mageren Ziegen weniger hüteten, als bei ihnen diebswegen Wache standen, auf deine Frage nach dem Wege dich zuerst durch verstelltes Mißverstehen und Witzeleien gehöhnt, und dir dann unfehlbar einen Pfad angegeben, wo du wie eine Unke im Sumpfe, oder wie Abrahams Widder in den Dornen gesteckt hast, — d. h. wenn du nicht mit Geld klimperst, denn in diesem Falle haben nicht einer, sondern sämmtliche Buben ihre Ziegen, um sie desto sicherer wiederzufinden, ins Kornfeld getrieben und mindestens ein Dutzend Zäune zerbrochen und Pfähle ausgerissen, um dir den nächsten Weg zu bahnen, und du hast dich, gut oder übel, zu einer vierfachen Abfindung entschließen müssen, — und jetzt stehst du wie ein Amerikaner, der so eben den Wigwams der Irokesen entschlüpft ist, und die ersten Einfriedigungen einer Herrnhuterkolonie betritt, vor ein paar runden

Flachsköpfen, in mindestens vier Kamisölern, Zipfelmützen, Wollstrümpfen und den landesüblichen Holzschuhen, die ihre Kuh ängstlich am Strick halten und vor Schrecken aufschreien, wenn sie nach einer Aehre schnappt. Ihre Züge, deren Milchhaut die Sonne kaum hat etwas anhaben können, tragen so offen den Ausdruck der gutmüthigsten Einfalt, daß du dich zu einer nochmaligen Nachfrage entschließest. „Herr!“ sagt der Knabe, und reicht dir eine Kußhand, „das Ort weiß ich nicht.“ — Du wendest dich an seinen Nachbar, der gar nicht antwortet, sondern dich nur anblinzt, als dächte er, du wollest ihn schlagen. — „Herr!“ nimmt der Erstere wieder das Wort, „der weiß es auch nicht!“ verdrießlich trabst du fort, aber die Knaben haben zusammen geflüstert und der große Redner kömmt dir nachgeklappert: „Meint der Herr vielleicht — ?“ (hier nennt er den Namen des Orts im Volksdialekt); auf deine Bejahung stapft er herzhaft vor dir her, immer nach seinen Kameraden umschauend, die ihm mit ihren Augen den Rücken decken, bis zum nächsten Kreuzweg; dann hastig mit der Hand eine Richtung bezeichnend, springt er fort, so schnell es sich in Holzschuhen galoppiren läßt, und du steckst deinen Dreier wieder ein, oder wirfst ihn in den Sand, wo die kleinen Haidläufer, die dich aus der Ferne beobachten, ihn schon nicht werden umkommen lassen. — In diesem Zuge hast du den Charakter des Landvolkes in Kürze. — Gutmüthigkeit, Furchtsamkeit, tiefes Rechtsgefühl und eine stille Ordnung und Wirthlichkeit, die, trotz seiner geringen Anlage zu Speculation und glücklichen Gedanken, ihm doch einen Wohlstand zu Wege gebracht hat, der selbst den seines gewerbtreibenden Nachbars, des Sauerländers, weit übertrifft. Der Münsterländer heirathet selten, ohne ein sicheres Einkommen in der Hand zu haben, und verläßt sich, wenn ihm dieses nicht beschieden ist, lieber auf die Milde seiner Verwandten oder seines Brodherrn, der einen alten Diener nicht verstoßen wird; und wirklich gibt es keine, einigermaßen bemittelte Wirthschaft ohne ein paar solcher Segenbringer, die ihre müden Knochen auf dem besten Platze am Herde auswärmen. — Die illegitime

Bevölkerung ist gar nicht in Anschlag zu bringen, obwohl jetzt eher, als wie vor dreißig Jahren, wo wir in einer Pfarre von fünftausend Seelen ein einziges uneheliches Kind antrafen.

Bettler gibt es unter dem Landvolke nicht, weder dem Namen, noch der That nach, sondern nur in jeder Gemeinde einige „arme Männer oder Frauen," denen in bemittelten Häusern nach der Reihe die Kost gereicht wird, wo dann die nachlässigste Mutter ihr Kind strafen würde, wenn es an dem „armen Mann" vorüberging, ohne ihn zu grüßen. — So ist Raum, Nahrung und Frieden für Alle da. — Die Regierung möchte gern zu einer stärkeren Bevölkerung anregen, die aber gewiß traurige Folgen haben würde bei einem Volke, das wohl ein Eigenthum verständig zu bewirthschaften weiß, dem es aber zum Gewerbe mit leerer Hand gänzlich an Geschick und Energie fehlt, und das Sprichwort: „Noth lehrt beten" (resp. arbeiten), würde sich schwerlich hinlänglich hier bewähren, wo schon die laue, feuchte Luft den Menschen träumerisch macht, und seine Schüchternheit zum Theil körperlich ist, so daß man ihn nur anzusehen braucht, um das langsame Rollen seines Bluts gleichsam mitzufühlen.

Der Münsterländer ist groß, fleischig, selten von großer Muskelkraft; seine Züge sind weich, oft äußerst lieblich, und immer durch einen Ausdruck von Güte gewinnend, aber nicht leicht interessant, da sie immer etwas Weibliches haben und selbst ein alter Mann oft frauenhafter aussieht, als eine Paderbörnerin in den mittleren Jahren; die helle Haarfarbe ist durchaus vorherrschend; man trifft alte Flachsköpfe, die vor Blondheit nicht haben ergrauen können.

Dieses und alles dazu Gehörige, — die Hautfarbe — blendendweiß und rosig und den Sonnenstrahlen bis in's überreife Alter widerstehend, die lichtblauen Augen ohne kräftigen Ausdruck, das feine Gesicht mit fast lächerlich kleinem Munde, hierzu ein oft sehr anmuthiges und immer wohlwollendes Lächeln und schnelles Erröthen, stellen die Schönheit beider Geschlechter auf sehr ungleiche Wage, — es gibt nämlich fast

keinen Mann, den man als solchen wirklich schön nennen könnte, während unter zwanzig Mädchen wenigstens fünfzehn als hübsch auffallen und zwar in dem etwas faden, aber doch lieblichen Geschmacke der englischen Kupferstiche. — Die weibliche Landestracht ist mehr wohlthätig als wohlstehend; recht viele Tuchröcke mit dicken Falten, recht schwere Goldhauben und Silberkreuze an schwarzem Sammetbande, und bei den Ehefrauen Stirnbänder an möglichst breiter Spitze, bezeichnen hier den Grad des Wohlstandes, da selten Jemand in den Laden geht ohne die nöthigen blanken Thaler in der Hand, und noch seltener durch Putzsucht das richtige Verhältniß zwischen der Kleidung und dem ungeschnittenen Leinen und andern häuslichen Schätzen gestört wird. — Der Hausstand in den zumeist vereinzelt liegenden Bauernhöfen ist groß und in jedem Betracht reichlich, aber durchaus bäurisch. — Das lange Gebäude von Ziegelsteinen, mit tief niederragendem Dache, und von der Tenne durchschnitten, an der zu beiden Seiten eine lange Reihe Hornvieh, ostfriesischer Race, mit seinen Ketten klirrt, — die große Küche, hell und sauber, mit gewaltigem Kamine, unter dem sich das ganze Hauspersonal bergen kann; das viele zur Schau gestellte blanke Geschirr und die absichtlich an den Wänden der Fremdenstube aufgethürmten Flachsvorräthe erinnern ebenfalls an Holland, dem sich überhaupt diese Provinz, was Wohlstand und Lebensweise betrifft, bedeutend nähert, obwohl Abgeschlossenheit und gänzlich auf den inneren Verkehr beschränktes Wirken ihre Bevölkerung von all den sittlichen Einflüssen, denen handelnde Nationen nicht entgehen können, so frei gehalten haben, wie kaum einen anderen Landstrich. Ob starke Reibungen mit der Außenwelt dem Münsterländer den Muth und die Betriebsamkeit des Batavers, — ein patriarchalisches Leben diesem die Sitteneinfalt und Milde des Münsterländers geben könnten, müssen wir dahin gestellt sein lassen, bezweifeln es aber; jetzt mindestens sind sie sich in den Zügen, die man als die nationalsten Beider anzusehen pflegt, fast feindlich entgegengesetzt, und verachten sich auch gegenseitig, wie es Nachbarn zukömmt. — Wir haben schon

früher von dem überaus friedlichen Eindrucke eines Münsterischen Gehöftes gesprochen. In den Sommermonaten, wo das Vieh im Felde ist, vernimmst du keinen Laut, außer dem Bellen des sich an seiner Kette abzappelnden Hofhundes, und, wenn du dicht an der offenen Hausthür herschreitest, dem leisen Zirpen der in den Mauernesseln aus- und einschlüpfenden Küchlein und dem gemessenen Pendelschwung der Uhr, mit dessen Gewichten ein paar junge Kätzchen spielen; — die im Garten jätenden Frauen sitzen so still gekauert, daß du sie nicht ahntest, wenn ein zufälliger Blick über den Hagen sie dir nicht verräth — die schönen schwermüthigen Volksballaden, an denen diese Gegend überreich ist, hörst du etwa nur auf einer nächtlichen Wanderung durch das Schnurren der Spinnräder, wenn die blöden Mädchen sich vor jedem Ohre gesichert glauben. — Auch auf dem Felde kannst du im Gefühl der tiefsten Einsamkeit gelassen fortträumen, bis ein zufälliges Räuspern oder das Schnauben eines Pferdes dir verräth, daß der Schatten, in den du soeben trittst, von einem halbbeladenen Erntewagen geworfen wird, und du mitten durch zwanzig Arbeiter geschritten bist, die sich weiter nicht wundern, daß der „nachdenkende Herr" ihr Hutabnehmen nicht beachtet hat, da er nach ihrer Meinung „andächtig" ist, das heißt den Rosenkranz aus dem Gedächtnisse hersag. — Diese Ruhe und Eintönigkeit, die aus dem Innern hervorgehen, verbreiten sich auch über alle Lebensverhältnisse. — Die Todten werden mäßig betrauert, aber nie vergessen, und alten Leuten treten noch Thränen in die Augen, wenn sie von ihren verstorbenen Eltern reden. An den Eheschlüssen hat frühere Neigung nur selten Theil; Verwandte und achtbare Freunde empfehlen ihre Lieblinge einander und das Fürwort des Geachtetsten gibt in der Regel den Ausschlag — so kömmt es, daß manches Ehepaar sich vor der Copulation kaum einmal gesehen hat, und unter der französischen Regierung kam nicht selten der lächerliche Fall vor, daß Sponsen, die meilenweit hergetrabt waren, um für ihre Braut die nöthigen Scheine bei der Behörde zu lösen, weder Vor- noch Zunamen derjenigen an-

zugeben wußten, die sie in der nächsten Woche zu heirathen gedachten, und sich höchlich wunderten, daß die Bezeichnung als Magd oder Nichte irgend eines angesehenen Gemeindegliedes nicht hinreichend gefunden wurde. — Daß unter diesen Umständen die möglichst große Anzahl der Anträge noch ehrenvoller und für den Ruf entscheidender ist, als anderwärts, begreift sich, und wir selbst wohnten der Trauung eines wahren Kleinodes von Brautpaare bei, wo der Bräutigam unter achtundzwanzigen, die Braut unter zweiunddreißigen gewählt hatte. Trotz der vorläufigen Verhandlung ist jedoch selbst der Glänzendste hier seines Erfolges nicht sicher, da die Ehrbarkeit ein bestimmtes Eingehen auf die Anträge des Brautwerbers verbietet, und jetzt beginnt die Aufgabe des Freiers. Er tritt an einem Nachmittage in das Haus der Gesuchten und zwar jedesmal unter dem Vorwande, seine Pfeife anzuzünden — die Hausfrau setzt ihm einen Stuhl und schürt schweigend die Gluth auf, dann knüpft sie ein gleichgültiges Gespräch an vom Wetter, den Kornfrüchten ꝛc. und nimmt unterdessen eine Pfanne vom Gesimse, die sie sorgfältig scheuert und über die Kohlen hängt. Jetzt ist der entscheidende Augenblick gekommen. — Sieht der Freier die Vorbereitungen zu einem Pfannenkuchen, so zieht er seine dicke silberne Uhr hervor und behauptet, sich nicht länger aufhalten zu können; werden aber Speckschnitzel und Eier in die Pfanne gelegt, so rückt er kühnlich mit seinem Antrage heraus, die jungen Leute wechseln die „Treue,“ nämlich ein paar alte Schaumünzen, und der Handel ist geschlossen.

Einige Tage vor der Hochzeit macht der Gastbitter mit ellenlangem Spruche seine Runde, oft meilenweit, da hier, wie bei den Schotten, das verwandte Blut bis in das entfernteste Glied und bis zum Aermsten hinab geachtet wird. — Nächst diesem dürfen vor Allen die sogenannten Nachbarn nicht übergangen werden, drei oder vier Familien nämlich, die vielleicht eine halbe Meile entfernt wohnen, aber in uralten Gemeinderegistern, aus den Zeiten einer noch viel sparsameren Bevölkerung, als „Nachbarn“ verzeichnet stehen, und gleich Prinzen von Geblüt

vor den näheren Seitenverbindungen, so auch ihre Rechte und Verpflichtungen vor den, vielleicht erst seit ein paar hundert Jahren Näherwohnenden wahren. — Am Tage vor der Hochzeit findet der „Gabenabend" statt — eine freundliche Sitte, um den jungen Anfängern über die schwerste Zeit wegzuhelfen. Abends, wenn es bereits stark dämmert, tritt eine Magd nach der andern in's Haus, setzt mit den Worten: „Gruß von unserer Frau" einen mit weißem Tuch bedeckten Korb auf den Tisch und entfernt sich sofort; dieser enthält die Gabe: Eier, Butter, Geflügel, Schinken — je nach den Kräften eines Jeden — und die Geschenke fallen oft, wenn das Brautpaar unbemittelt ist, so reichlich aus, daß dieses um den nächsten Wintervorrath nicht sorgen darf. — Eine liebenswürdige, das Volk bezeichnende Höflichkeit des Herzens verbietet die Ueberbringung der Gabe durch ein Familienmitglied; wer keine Magd hat, schickt ein fremdes Kind. — Am Hochzeitmorgen, etwa um acht, besteigt die Braut den mit einer weißen, goldflinkernden Fahne geschmückten Wagen, der ihre Ausstattung enthält; — sie sitzt allein zwischen ihren Schätzen, im besten Staate, aber ohne besonderes Abzeichen und weint auf's Jämmerlichste; auch die auf dem folgenden Wagen gruppirten Brautjungfern und Nachbarinnen beobachten eine ernste, verschämte Haltung, während die auf dicken Ackergäulen nebenher trabenden Bursche durch Hutschwenken und hier und dort ein schwerfälliges Juchhei ihre Lustigkeit auszudrücken suchen, und zuweilen eine alte blindgeladene Flinte knallen lassen. — Erst vor der Pfarrkirche findet sich der Bräutigam mit seinem Gefolge ein, besteigt aber nach der Trauung nicht den Wagen der Braut, sondern trabt als einziger Fußgänger nebenher bis zur Thür seines Hauses, wo die junge Frau von der Schwiegermutter empfangen und mit einem „Gott segne deinen Ein- und Ausgang" feierlich über die Schwelle geleitet wird. — Lebt die Mutter nicht mehr, so vertritt der Pfarrer ihre Stelle, oder, wenn er zufällig gegenwärtig ist, der Gutsherr, was für eine sehr glückliche Vorbedeutung gehalten wird, die den Neuvermählten und ihren Nachkommen

den ungestörten Genuß des Hofes sichert, nach dem Spruche: „Wen die Herrschaft einleitet, den leitet sie nicht wieder heraus.“ Während dieser Ceremonie schlüpft der Bräutigam in seine Kammer und erscheint alsbald in Kamisol, Zipfelmütze und Küchenschürze. In diesem Aufzuge muß er an seinem Ehrentage den Gästen aufwarten, nimmt auch keinen Theil am Hochzeitsmahle, sondern steht, mit dem Teller unterm Arme, hinter der Braut, die ihrerseits keinen Finger rührt und sich wie eine Prinzessin bedienen läßt. — Nach Tische beginnen auf der Tenne die althergebrachten Tänze: „der halbe Mond,“ „der Schustertanz,“ „hinten im Garten“, manche mit den anmuthigsten Verschlingungen. — Das Orchester besteht aus einer oder zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige, die der Schweinehirt oder Pferdeknecht aus dem Stegreif streicht. — Ist das Publikum sehr musikliebend, so kommen noch wohl ein paar Topfdeckel hinzu und eine Kornschwinge, die abwechselnd von den Gästen mit einem Spane aus Leibeskräften wider den Strich gekratzt wird. — Nimmt man hiezu das Gebrüll und Kettengeklirr des Viehes, das erschrocken an seinen Ständern stampft, so wird man zugeben, daß die unerschütterliche Gravität der Tänzer mindestens nicht dem Mangel an aufregendem Geräusche zuzuschreiben ist. Hier und dort läßt wohl ein Bursche ein Juchhei los, was aber so einsam klingt, wie ein Eulenschrei in einer Sturmnacht. — Bier wird mäßig getrunken, Branntwein noch mäßiger, aber siedender Kaffee „zur Abkühlung“ in ganzen Strömen, und mindestens sieben blanke Zinnkessel sind in steter Bewegung. — Zwischen dem Tanzen verschwindet die Braut von Zeit zu Zeit und kehrt allemal in einem andern Anzuge zurück, so viel ihr derer zu Gebote stehen, vom Traustaate an bis zum gewöhnlichen Sonntagsputze, in dem sie sich noch stattlich genug ausnimmt, in der damastenen Kappe mit breiter Goldtresse, dem schweren Seidenhalstuche und einem so imposanten Körperumfange, als ihn mindestens vier Tuchröcke über einander hervorbringen können. Sobald die Hängeuhr in der Küche Mitternacht geschlagen hat, sieht man die Frauen sich von ihren

Bänken erheben und mit einander flüstern; gleichzeitig drängt sich das junge Volk zusammen, nimmt die Braut in seine Mitte und beginnt einen äußerst künstlichen Schneckentanz, dessen Zweck ist, im raschen Durcheinanderwimmeln immer eine vierfache Mauer um die Braut zu erhalten, denn jetzt gilt's den Kampf zwischen Ehe und Jungfrauschaft. — So wie die Frauen anrücken, wird der Tanz lebhafter, die Verschlingungen bunter, die Frauen suchen von allen Seiten in den Kreis zu dringen, die Junggesellen durch vorgeschobene Paare sie wegzudrängen; die Parteien erhitzen sich, immer rascher wirbelt die Musik, immer enger zieht sich die Spirallinie, Arme und Kniee werden zu Hilfe genommen, die Burschen glühen wie Oefen, die ehrwürdigen Matronen triefen von Schweiß, und man hat Beispiele, daß die Sonne über dem unentschiedenen Kampfe aufgegangen ist; endlich hat eine Veteranin, die schon einige zwanzig Bräute in den Ehestand gezerrt hat, ihre Beute gepackt; plötzlich verstummt die Musik, der Kreis stäubt auseinander und Alles strömt den Siegerinnen und der weinenden Braut nach, die jetzt zum letzten Male umgekleidet und mit Anlegung der fraulichen Stirnbinde symbolisch von ihrem Mädchenthum geschieden wird — ein Ehrendienst, welcher den (sogenannten) Nachbarinnen zusteht, an dem sich aber jede anwesende Ehefrau, die Gattin des Gutsherrn nicht ausgenommen, durch irgend eine kleine Dienstleistung betheiligt. Die Braut erscheint nun barhäuptig und in Hemdärmeln, gleichsam eine bezwungene und fortan zum Dienen willige Brunhildis, greift aber dennoch nach ihres Mannes bereitliegendem Hute und setzt ihn auf; die Frauen thun desgleichen, und zwar jede den Hut ihres eigenen Mannes, den er ihr selbst ehrerbietig reicht und eine stattliche Frauenmenuett beschließt die Feier und gibt zugleich die Vorbedeutung eines ehrenhaften, fleißigen, friedlichen Ehestandes, in dem die Frau aber nie vergißt, daß sie am Hochzeitstage ihres Mannes Hut getragen. Noch bleibt den Gästen, bevor sie sich zerstreuen, eine seltsame Aufgabe: der Bräutigam ist nämlich während der Menuett unsichtbar geworden, — er hat sich versteckt, offenbar

aus Furcht vor der behuteten Braut, und das ganze Haus wird umgekehrt, ihn zu suchen; man schaut in und unter die Betten, raschelt im Stroh und Heu umher, durchstöbert sogar den Garten, bis endlich Jemand in einem Winkel voll alten Gerümpels den Quast seiner Zipfelmütze oder ein Endchen der Küchenschürze entdeckt, wo er dann sofort gefaßt und mit gleicher Gewalt und viel weniger Anstand als seine schöne Hälfte der Brautkammer zugeschleppt wird. — Bei Begräbnissen fällt wenig Ungewöhnliches vor, außer daß der Tod eines Hausvaters seinen Bienen angesagt werden muß, wenn nicht binnen Jahresfrist alle Stöcke abzehren und verziehen sollen, weshalb, sobald der Verscheidende den letzten Athemzug gethan, sofort der Gefaßteste unter den Anwesenden an den Stand geht, an jeden Korb pocht und vernehmlich spricht: „Einen Gruß von der Frau, der Herr ist todt," worauf die Bienen sich christlich in ihr Leid finden und ihren Geschäften nach wie vor obliegen. Die Leichenwacht, die in Stille und Gebet abgehalten wird, ist eine Pflicht jener entfernten Nachbarn, so wie das Leichenmahl ihr Recht, und sie sorgen mit dafür, daß der Todte ein feines Hemd erhält, recht viele schwarze Schleifen und einen recht flimmernden Kranz und Strauß von Spiegeln, Rauschgold und künstlichen Blumen, da er unfehlbar am jüngsten Tage in demselben Aufzuge erscheinen wird, wo sie dann Lob und Tadel mit den Hinterlassenen zu theilen haben. Der Münsterländer ist überhaupt sehr abergläubisch, sein Aberglaube aber so harmlos, wie er selber. Von Zauberkünsten weiß er nichts, von Hexen und bösen Geistern wenig, obwohl er sich sehr vor dem Teufel fürchtet, jedoch meint, daß dieser wenig Veranlassung finde, im Münsterlande umzugehen. Die häufigen Gespenster im Moor, Haide und Wald sind arme Seelen aus dem Fegefeuer, deren täglich in vielen tausend Rosenkränzen gedacht wird, und ohne Zweifel mit Nutzen, da man zu bemerken glaubt, daß die „Sonntagsspinnerin" ihre blutigen Arme immer seltener aus dem Gebüsche streckt, der „diebische Torfgräber" nicht halb so kläglich mehr im Moore ächzt und vollends der „kopflose Geiger" seinen

Sitz auf dem Waldstege gänzlich verlassen zu haben scheint. Von den ebenfalls häufigen Hausgeistern in Schlössern und großen Bauernhöfen denkt man etwas unklar, aber auch nicht schlimm und glaubt, daß mit ihrem völligen Verschwinden die Familie des Besitzers aussterben oder verarmen werde. Diese besitzen weder die häuslichen Geschicklichkeiten, noch die Tücke anderer Kobolde, sondern sind einsamer, träumerischer Natur, schreiten, wenn es dämmert, wie in tiefen Gedanken langsam und schweigend an irgend einer verspäteten Milchmagd oder einem Kinde vorüber und sind ohne Zweifel echte Münsterländer, da man kein Beispiel hat, daß sie Jemanden beschädigt oder absichtlich erschreckt hätten. Man unterscheidet sie in „Timphüte" und „Langhüte." Die ersteren kleine runzliche Männchen, in altmodischer Tracht, mit eisgrauem Barte und dreieckigem Hütchen; die anderen übernatürlich lang und hager, mit langem Schlapphut, aber beide gleich wohlwollend, nur daß der Timphut bestimmten Segen bringt, der Langhut dagegen nur Unglück zu verhüten sucht. Zuweilen halten sie nur in den Umgebungen, den Alleen des Schlosses, dem Wald- und Wiesengrunde des Hofes ihre philosophischen Spaziergänge; gewöhnlich haben sie jedoch außerdem einen Speicher oder eine wüste Bodenkammer inne, wo man sie zuweilen Nachts auf- und abgehen, oder einen knarrenden Haspel langsam umdrehen hört. Bei Feuersbrünsten hat man den Hausgeist schon ernsthaft aus den Flammen schreiten und einen Feldweg einschlagen sehen, um nie wiederzukehren, und es war dann hundert gegen eins zu wetten, daß die Familie bei dem Neubau in einige Verlegenheit und Schulden gerathen würde.

Größere Aufmerksamkeit als dieses verdient das sogenannte „Vorgesicht," ein bis zum Schauen oder mindestens deutlichen Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, ganz dem Second sight der Hochschotten ähnlich, und hier so gewöhnlich, daß, obwohl die Gabe als eine höchst unglückliche eher geheim gehalten wird, man doch überall auf notorisch damit Behaftete trifft, und im Grunde fast kein Eingeborner sich gänzlich davon freisprechen

dürfte. — Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen, und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er meistens gesund und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Ueberspannung. — Seine Gabe überkommt ihn zu jeder Tageszeit, am Häufigsten jedoch in Mondnächten, wo er plötzlich erwacht, und von fieberhafter Unruhe ins Freie oder ans Fenster getrieben wird; dieser Drang ist so stark, daß ihm kaum Jemand widersteht, obwohl Jeder weiß, daß das Uebel durch Nachgeben bis zum Unerträglichen, zum völligen Entbehren der Nachtruhe gesteigert wird; wogegen fortgesetzter Widerstand es allmählich abnehmen, und endlich gänzlich verschwinden läßt. — Der Vorschauer sieht Leichenzüge — lange Heerescolonnen und Kämpfe — er sieht deutlich den Pulverrauch und die Bewegungen der Fechtenden, beschreibt genau ihre fremden Uniformen und Waffen, hört sogar Worte in fremder Sprache, die er verstümmelt wiedergibt, und die vielleicht erst lange nach seinem Tode auf demselben Flecke wirklich gesprochen werden. — Auch unbedeutende Begebenheiten muß der Vorschauer unter gleicher Beängstigung sehen, z. B. einen Erntewagen, der nach vielleicht zwanzig Jahren auf diesem Hofe umfallen wird; er beschreibt genau die Gestalt und Kleidung der jetzt noch ungebornen Dienstboten, die ihn aufzurichten suchen; die Abzeichen des Fohlens oder Kalbes, das erschreckt zur Seite springt, und in eine jetzt noch nicht vorhandene Lehmgrube fällt ꝛc. — Napoleon grollte noch in der Kriegsschule zu Brienne mit seinem beengten Geschicke, als das Volk schon von „silbernen Reitern" sprach, mit silbernen Kugeln auf den Köpfen, von denen „ein langer, schwarzer Pferdeschweif" flatterte, so wie von wunderlich aufgeputztem Gesindel, das auf „Pferden wie Katzen" (ein üblicher Ausdruck für kleine zottige Rosse) über Hecken und Zäune fliege, in der Hand eine lange Stange mit eisernem Stachel daran. — Ein längst verstorbener Gutsbesitzer hat viele dieser Gesichte verzeichnet, und es ist höchst anziehend, sie manchem

späteren entsprechenden Begebnisse zu vergleichen. Der minder Begabte und nicht bis zum Schauen Gesteigerte „hört" — er hört den dumpfen Hammerschlag auf dem Sargdeckel und das Rollen des Leichenwagens, hört den Waffenlärm, das Wirbeln der Trommeln, das Trappeln der Rosse und den gleichförmigen Tritt der marschirenden Colonnen. — Er hört das Geschrei der Verunglückten, und an Thür und Fensterladen das Anpochen desjenigen, der ihn oder seinen Nachfolger zur Hilfe auffordern wird. — Der Nichtbegabte steht neben dem Vorschauer und ahnet Nichts, während die Pferde im Stalle ängstlich schnauben und schlagen, und der Hund jämmerlich heulend, mit eingeklemmtem Schweife seinem Herrn zwischen die Beine kriecht. — Die Gabe soll sich jedoch übertragen, wenn ein Nebenstehender dem Vorgucker über die linke Schulter sieht, wo er zwar für dieses Mal nichts bemerkt, fortan aber für den anderen die nächtliche Schau halten muß. — Wir sagen dies fast ungern, da dieser Zusatz einem unläugbaren und höchst merkwürdigen Phänomen den Stempel des Lächerlichen aufdrückt. — Wir haben den Münsterländer früher furchtsam genannt, dennoch erträgt er den eben berührten Verkehr mit der übersinnlichen Welt mit vieler Ruhe, wie überall seine Furchtsamkeit sich nicht auf passive Zustände erstreckt. — Gänzlich abgeneigt, sich ungesetzlichen Handlungen anzuschließen, kommt ihm doch an Muth, ja Hartnäckigkeit des Duldens für das, was ihm recht scheint, Keiner gleich, und ein geistreicher Mann verglich dieses Volk einmal mit den Hindus, die, als man ihnen ihre religiösen und bürgerlichen Rechte schmälern wollte, sich zu vielen Tausenden versammelten, und auf den Grund gehockt, mit verhüllten Häuptern, standhaft den Hungertod erwarteten. — Dieser Vergleich hat sich mitunter als sehr treffend erwiesen.

Unter der französischen Regierung, wo Eltern und, nachdem diese ausgeplündert waren, auch Geschwister mit ihren Habseligkeiten für diejenigen einstehen mußten, die sich der Militairpflicht entzogen hatten, haben sich zuweilen alle Zweige eines Stammes, ohne Rücksicht auf ihre unmündigen Kinder,

zuerst bis zum letzten Heller exequiren, und dann bis aufs Hemde auspfänden lassen, ohne daß es einem eingefallen wäre, dem Versteckten nur mit einem Worte den Wunsch zu äußern, daß er aus seinem Bretterverschlage oder Heuschober hervorkriechen möge, und so verhaßt, ja entsetzlich Jedem damals der Kriegsdienst war, dem manche sogar durch freiwillige Verstümmelung, z. B. Abhacken eines Fingers, zu entgehen suchten, so häufig trat doch der Fall ein, daß ein Bruder sich für den andern stellte, wenn er dachte, dieser werde den Strapazen erliegen, er aber möge noch mit dem Leben davonkommen. — Kurz der Münsterländer besitzt den Muth der Liebe, und einer unter dem Schein des Phlegmas versteckten schwärmerischen Religiösität, so wie er überhaupt durch Eigenschaften des Herzens ersetzt, was ihm an Geistesschärfe abgeht, und der Fremde verläßt mit Theilanhme ein Volk, das ihn zwar mitunter langweilte, dessen häusliche Tugenden ihm aber immer Achtung einflößen und zuweilen ihn tief gerührt haben. — Müssen wir noch hinzufügen, daß alles bisher Gesagte nur das Landvolk angeht? — ich glaube, „nein", Städter sind ja überall gleich, Kleinstädter wie Großstädter. — Oder, daß alle diese Zustände am Verlöschen sind, und nach vierzig Jahren vielleicht wenig mehr davon anzutreffen sein möchte? — Auch leider „nein," es geht ja überall so!

# Perdu,

oder:

## Dichter, Verleger und Blaustrümpfe.

Lustspiel in einem Act.

---

(1840.)

# Einleitung.

Bereits während der Ausarbeitung des zweiten Theiles vom „Geistlichen Jahr" (1839) hatte man die Dichterin bestürmt, ihrem „unverkennbaren Talent für das Komische" doch endlich die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken.

„Man spannt hier wieder alle Stricke an, mich zum Humoristischen zu ziehen, spricht von Verkennen des eigentlichen Talentes u. s. w. Das ist die ewige alte Leier hier, die mich denn doch jedesmal halb verdrießlich, halb unschlüssig macht. Ich meine, der Humor steht nur Wenigen und am seltensten einer weiblichen Feder, der fast zu engen Beschränkung durch die (gesellschaftliche) Sitte wegen — und nichts ist kläglicher, als Humor in engen Schuhen. Für jetzt kann ich überall wohl gar nicht daran denken; heute eine Schnurre und morgen wieder ein geistliches Lied! Das wäre was Schönes, — solche Stimmungen ziehen sich nicht an und aus, wie Kleider, obwohl Manche das zu glauben scheinen."[1])

Im April des folgenden Jahres kommt die Dichterin darauf zurück. Das „Geistliche Jahr" ist beendet, und sie hat, „des seit zwanzig Jahren bis zum Ekel wiederholten Redens über Mißkennung des eigenen Talentes müde, sich zu Etwas entschlossen, was ihr im Grunde widersteht, nämlich einen Versuch im Komischen zu unternehmen." „So dränge ich denn jeden Trieb zu Anderem gewaltsam zurück und scheue mich

1) Briefe 142.

doch vor jener gleichsam bestellten Arbeit, wie das Kind vor der Ruthe; nicht daß ich meine, sie werde völlig mißlingen; es fehlt mir allerdings nicht an einer humoristischen Ader, aber sie ist meiner gewöhnlichen und natürlichen Stimmung nicht angemessen, sondern wird nur hervorgerufen durch den lustigen Halbrausch, der uns in zahlreicher und lebhafter Gesellschaft überfällt, wenn die ganze Atmosphäre von Witzfunken sprüht und Alles sich in Erzählung ähnlicher Stückchen überbietet. Bin ich allein, so fühle ich, wie dieses meiner eigentlichen Natur fremd ist und nur als reines Produkt der Beobachtung unter besonders aufregenden Umständen in mir aufsteigen kann. Zwar, wenn ich einmal im Zuge wäre, würde meine Gesellschaft auf dem Papiere mir vielleicht die Gegenwart wirklicher und die bereits niedergeschriebenen Scherze die Anregung fremder ersetzen; aber eben zum Anfang kann ich nicht kommen und fühle die größte Lust zum Gähnen, wenn ich nur daran denke. Zudem will mir noch der Stoff nicht recht kommen, einzelne Scenen, Situationen, lächerliche Charaktere in Ueberfluß, aber zur Erfindung der Intrigue des Stücks, die diesen bunten Kobolden festen Boden geben muß, fehlt mir bishin, ich weiß nicht, ob die Lust oder das Geschick. — Wenn ich darüber nachdenken will, so überschwemmt mich eine Fluth von tollen Scenen, die an sich gut genug wären, auch nützlich sein könnten, aber sich unter einander reimen, wie: ‚Ich heiße Hildebrand und setze meinen Stock an die — Müre'; muß ich nun daraus schließen, daß es mir an ‚Schanie' fehlt? So schlecht will ich doch noch nicht gleich mit mir umgehen, man sagt ja, daß Erkenntniß ja immer der Anfang zur Besserung ist; nun, da kann die Besserung bei mir nicht weit sein. Ich fühle mich doch heute weit aufgelegter als seit lange und es kann treffen, daß ich mich nach Beendigung dieses Briefes an die Arbeit mache."

Zwei Tage später kommt sie auf das „Lustspiel in spe" zurück: „Ich habe noch mancherlei Skrupel, vorerst kann ich, wie jeder Schriftsteller wenigstens sollte, nur schreiben, was ich, wenn auch unter anderen Verhältnissen und in anderen Formen

gesehen. So werden meine Personen immer Westphalen bleiben und sich, trotz aller Vorsicht hier und dort individuelle Züge einschleichen, d. h. nicht gerade Geschehenes, aber Manches, wobei einem dieses oder jenes Individuum unwillkürlich einfällt. Daß ich dieses auf's Aeußerste zu vermeiden suchen würde, brauche ich Sie, liebster Freund, nicht zu versichern; aber ich glaube, daß darin Niemand für sich stehen kann, da das wirklich Gehörte und Gesehene seinen Einfluß nothwendig geltend macht, gegen unseren Willen und in der That auch das Einzige ist, was zu solchen rein objektiven Arbeiten befähigt. Dann sind die Schwächen der gebildeten Stände selten ganz harmlos, sondern haben zumeist einen Zusatz von Verkehrtheit, der mich leicht Bitteres könnte sagen lassen, was doch gegen meine Absicht ist, da ich nur dem Humor und keineswegs der Satire zu opfern gedenke, obwohl das Letztere, wenn es aus den ächten Gründen und mit dem ächten Ernste geschieht, wohl das Edlere ist, weil das Nützlichere; doch schließen mich sowohl mein Charakter als meine persönliche Lage von dieser Art zu wirken aus. Soll ich mich nun den niederen Klassen zuwenden!? Das Landvolk zum Stoffe wählen mit seinen duseligen Begriffen, seltsamen Ansichten, lächerlichen Schlußfolgen und anderseits praktischem Verstande, in manchen Dingen Schlauheit und nationalem Humor? Obwohl sich hierbei außer dem Vergnügen des Lesens nicht wohl ein anderer Zweck absehen ließ, so wäre dieser Stoff nicht nur der bei weitem reichere und frischere, sondern auch der sowohl meinem Talente als meinen Erfahrungen angemessenere, da ich zwischen Bauern aufgewachsen bin, und selbst eine starke Bauern-Ader in mir spüre, — auch ganz harmlos wäre dies, da sich Niemand den Kopf zerbrechen wird, ob ich Klas oder Peter gemeint; nur meine ich, mit dem Dialekte schwinde das Salz aus der Speise; denn der Bauer paßt nicht seine Gedanken der Sprache an, sondern er hat gemodelt und modelt fortwährend die Spache nach dem augenblicklichen Bedürfnisse und grade das gibt ihm das unnachahmliche Naive, was in der Uebertragung Einem wie Schnee unter den Händen

zerrinnt, was man mit Verdruß inne wird, so oft man versucht, einem Ausländer eine ächt vaterländische Anekdote verständlich zu machen, wo einem der Kabliau allemal zum Stockfisch wird.[1]) Dennoch muß ich die Idee meines Onkels H., ein Lustspiel im vaterländischen Dialekte zu schreiben, gänzlich verwerfen; wer wird es verstehen? Nicht mal der Eingeborne, da ihm die Buchstabenfügung zu fremd und manche Laute mit vorhandenen Mitteln gar nicht wiederzugeben sind, viel weniger der Ausländer, der sich doch keinem Sprachstudium ergeben wird, um das Lustspiel einer obscuren Skribentin zu lesen. Doch paßt alles Gesagte nur auf den Dialog, folglich zunächst die dramatische Behandlung; zur bloßen Beobachtung und Darstellung durch einen Dritten, z. B. wie Brace-bridge-hall, geben jene Volksklassen gewiß den frischesten und auf keine Weise hindernden Stoff, doch vom Dramatischen ist ja eben die Rede. Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, daß meine Neigung mich auch in diesem Fache weit mehr zu einer, wenn nicht tragischen, doch ernsten und einen tiefern psychologischen Zweck im Auge haltenden Behandlung triebe, aber ich habe es mir mal anders vorgenommen; mißlingt der Versuch, so haben meine Plagegeister ja den Beweis in Händen, daß der Irrthum auf ihrer Seite war."[2])

So gab sich denn die Dichterin an das Experiment, wenn auch nicht mit der nöthigen Begeisterung, so doch mit der genügenden Energie. Um die Scylla und Charybdis zu vermeiden, welche sie in der Wahl eines Stoffes, sei es aus der aristokratischen, sei es aus der bäuerlichen Umgebung, fürchtete, glaubte sie sich für einen Vorwurf aus literarischen Kreisen, sofern ihr diese bekannt waren, entscheiden zu sollen.

---

1) In dieser Beziehung sind die Uebertragungen in's Hochdeutsche von Interesse, welche die Dichterin auf Wunsch mehrerer Freunde mit zwei von Prof. Junkmann in münsterländischem Dialekt geschriebenen Gedichten vornahm. Dieselben sind abgedruckt im Anhang der „Briefe" 2. Auflage.

2) Briefe 167 f.

In diese Kreise hatte sie persönlich sowohl bei Gelegenheit des Druckes ihrer Gedichte (1838) als besonders durch ihren Umgang mit Schriftstellern und Schriftstellerinnen einen genügenden Einblick gethan, um die komischen Seiten mancher Verhältnisse und Dinge erlauschen zu können. Besonders war es L. Schücking mit seinen vielen Projekten, seinen jugendlich stürmischen Bestrebungen und seiner Verbindung mit Freiligrath zu einem literarischen Unternehmen (den westphälischen Schilderungen), welcher um jene Zeit viel in Rüschhaus verkehrte und Annette, die sich für das Emporkommen ihres Schützlings interessirte, in die kleinen Freuden und Leiden, Licht- und Schattenseiten des berufsmäßigen Schriftstellerthums einweihte.

Wenn wir bei der Besprechung des „Lustspiels" Namen nennen, so haben wir uns durchaus nicht „den Kopf darum zerbrochen, ob die Dichterin Klas oder Peter gemeint," sondern wir nehmen einfach das hin, was Annette uns nicht bloß verrathen, sondern einfach erklärt hat.

So schreibt sie ihrem Onkel August 20. Juli 1841: „Mein Lustspiel, worin höchstens Einer Persönlichkeit, der B ....... zu nahe getreten sein konnte, ist auch von meinem Kreise förmlich gesteinigt und für ein vollständiges Pasquill auf sie Alle erklärt worden und doch weiß Gott, wie wenig ich an die guten Leute gedacht habe. Schücking und die Rüdiger waren die Einzigsten, welche nichts Anstößiges darin fanden, obwohl Beiden ihre Rollen zugetheilt wurden und zwar Letzterer eine recht fatale."

Nach dieser Stelle ist es leicht, die Rollen zu vertheilen. Unter Sonderrath haben wir Freiligrath, unter Seybold Schücking, unter der Briesen die B..., unter der Austen die Rüdiger und unter der Frau von Thielen die Dichterin Annette selbst zu verstehen. Um Speth und Willibald suchen wir nicht lange, noch auch wollen wir eine Deutung der verschiedenen im Lustspiel erwähnten Schriften u. s. w. unternehmen. Selbst das Wenige, was wir über die Personen gesagt haben, möchten wir so aufgefaßt wissen, daß wir keinen speziellen Zug des Lustspiels auf die betreffende Persönlichkeit übertragen, sondern

nur im Allgemeinen Anspielungen auf Charakter- oder Autoreigenthümlichkeiten darin erblicken.

Aus der Briefstelle an August von Haxthausen geht zur Genüge hervor, daß 1841 das Lustspiel nicht bloß vollendet, sondern auch ziemlich weit in den Bekanntenkreisen der Dichterin herumgekommen war. Das Experiment war mißglückt. Die einstimmige Meinung sprach sich gegen den Versuch aus und es scheint auch der letzte dieser Art geblieben zu sein.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Dichterin ein bedeutendes Talent für den feinen und gemüthvollen Humor zu Gebote stand, viele Gedichte und besonders so manche kostbare Briefstelle sind dessen ein unwiderlegliches Zeugniß. Ferner kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Annette einen ziemlich stark hervortretenden Zug der Satire besaß, der besonders im täglichen Umgang, in Beurtheilung der Menschen und Dinge ihrer Umgebung sich oft recht drastisch bethätigte; ein geistreicher Witz und eine unnachahmliche Darstellungs- und Vortragsgabe und Erzählungskunst kamen hinzu und mußten der Umgebung der Dichterin nothwendig den Eindruck machen, diese habe gerade für Komik ein ausgesprochenes Talent. Aber Annette sah tiefer, sie wußte zwischen all ihren Gaben und dem, was die Leute so gemeinhin Komik nennen, zu unterscheiden, und nicht mit Unrecht sträubte sich ihr ganzes inneres Wesen gegen Aufgaben, deren Lösung ihr innerstes Selbst nicht befriedigt hätte.

Aus sehr früher Zeit (1827—30) haben wir einen ersten Versuch von etwa 200 Versen, welcher wohl mehr als das vorliegende Lustspiel dasjenige Genre mag getroffen haben, welches die größere, oberflächlicher urtheilende Umgebung als das eigentlich komische Genre dürfte bezeichnet haben. Das Fragment behandelt eine Namenstagsfeier und zwar diejenige der Dichterin selbst; die auftretenden Personen sind mit ihren wahren Namen belegt, „Nette, Jenny, Werner, Ferdinand, Böselager, Amelunxen, Kerkering 2c., alles junge Edelleute, die sich zu dem Feste eingefunden; soviel aus dem Bruchstück zu entnehmen, will Nette

durch Jenny's Hülfe einem der Herren einen lustigen Streich spielen. Wie die Namen, so scheint auch die Charakteristik der einzelnen Handelnden durchaus realistisch gehalten, die Reden, welche den Personen in den Mund gelegt werden, sind wenigstens überaus charakteristisch und individuell, und einer besonderen Liebenswürdigkeit gegen das starke Geschlecht scheint sich die Dichterin nicht haben befleißen wollen. Das Versmaß ist der gereimte spanische Trochäus. Als Probe theilen wir die Antwort „Nettens" an ihre Schwester „Jenny" mit, welch' letztere der noch nicht Aufgestandenen den Besuch von verschiedenen Herren angekündigt hat:

Nette:

O geschwind, ich muß mich schmücken,
Alles dreht sich um mich her,
Dunkel wird's vor meinen Blicken
Schnell mein Kölnisch Wasser her!
Himmel auch! was wird „er" sagen
Wegen meiner langen Ruh,
Reich mir rasch den besten Kragen,
Bring mir rasch den Seidenschuh.
Sag, und sollte „er" Dich fragen,
Wo ich bin, so sag nur frei —
(Kaum vor Wonne kann ich's sagen!)
Was ich dir jetzt sage treu:
„Wenn der hohe Geist sie treibt,
So studiert sie tief und schreibt,
Ob der Dichtung Morgenroth
Denkt sie nicht ans Kaffeebrot,
Aber bald wird sie mit Pracht
Der Begeistrung See entsteigen
Und von der durchwachten Nacht
Ihre rothen Augen zeigen."
Eile, flieg, mein liebes Kind,
Sag dem Holden dies geschwind,
Daß Du sanft sein Herz bethört,
Eh er einen Andern hört . . . .

Als nach einiger Zeit Jenni zu den Herren ins Empfangzimmer gegangen, wird sie wirklich gefragt:

„Wo ist ihre Fräulein Schwester?"

Jenny:

„Sie bemüht sich ganz geschwind
Aus der Dichtkunst See zu steigen,
Drinnen sie herum laviert . .
(für sich)
Das heißt pfiffig angeführt.“

Natürlich war es bei diesem Fragment niemals auf eine Dichtung für die Oeffentlichkeit abgesehen, wahrscheinlich sollte ein wirkliches heiteres Erlebniß blos für den Freundeskreis dichterisch fixirt werden . . . allein aus dem Anfang mögen wir doch schon entnehmen, daß diese Art nicht das eigentliche Fach der Dichterin war, und mit welchem Rechte sie fürchtete, einen Komödienstoff aus aristokratischen Gesellschaftskreisen zu entnehmen. Der Hang zur Satire hätte jedenfalls die Oberhand über den harmlosen Humor gewonnen und die betheiligten Personen würden sicherlich nicht wie z. B. Schücking zu der ihnen zugetheilten Rolle gelacht haben. So können wir es auch nicht bedauern, daß sie die angefangene Arbeit nicht vollendet hat.

Auch in dem 10 Jahre später entstandenen „Lustspiel“ ist es eigentlich wieder mehr die Satire als der Humor, welche vorherrscht, wenn man auch gerne zugeben wird, daß eben die Satire bei den einzelnen Charakteren an ihrer Stelle ist. Was besonders auffällt, ist der vollständige Mangel eines dramatischen Knotens und mithin auch einer befriedigenden Lösung. Die Dichterin hatte Recht, dem Freunde zu klagen, daß ihr „zur Erfindung der Intrigue bis dahin, ich weiß nicht, ob die Lust oder das Geschick gefehlt.“ Die Personen und Auftritte folgen sich, ohne nothwendig aus einander hervorzugehen oder sich gegenseitig zu bedingen; wir haben fast denselben Eindruck, wie bei den uns erhaltenen Handzeichnungen der Dichterin, denen jegliche Perspektive fehlt; die Figuren stehen nebeneinander auf demselben Plan, mit derselben Wichtigkeit die Aufmerksamkeit des Zuschauers fordernd ohne auf einen einheitlichen Mittelpunkt hinzuweisen und sich um ihn zu gruppiren. Das E i n z e l n e ist oft trefflich wahr und scharf beobachtet, aber das G a n z e

fehlt. Wirklich reicht dieses Lustspiel nicht hin, uns einen Beweis von der dramatischen oder komischen Ader der Dichterin zu geben, wie es z. B. „die Judenbuche" von ihrer novellistischen Befähigung gab.

Die Handschrift des hier zum ersten Mal abgedruckten Stückes findet sich im Archiv von Hülshoff und besteht aus fünf losen Quartblättern, die auf beiden Seiten fortlaufend beschrieben sind. Nur die Ueberschriften der einzelnen Scenen bilden einen Abschnitt. Die alte Orthographie glaubten wir durch die gewöhnlichere neuere ersetzen und der gebräuchlichen Interpunktion ihr Recht geben zu sollen.

Im Uebrigen bezwecken wir durch den Abdruck dieses wie der folgenden Fragmente keineswegs eine Erhöhung des literarischen Ruhmes Annettens, sondern nur die heute kritisch geforderte und vielfach gerechtfertigte Vollständigkeit der Werke einer anerkannt klassischen Dichterin.

W. K.

## Personen.

Herr Speth, Buchhändler in einer Stadt am Rheine.
Frau Speth.
Ida, Speths Tochter.
Sonderrath, poeta laureatus.
Wilibald, Dichter minimi moduli und nebenbei Recensent.
Seybold, Recensent und nebenbei Dichter.
Frau von Thielen, Blaustrumpf von Stande.
Claudine Briesen, naiv-gefühlvoller Blaustrumpf.
Johanna von Austen, Blaustrumpf du bon vieux temps.

# Erste Scene.

Speth, ein Buchhändler; im Vordergrund ein Fenster mit halbgeschlossenen Vorhängen, das auf den Rhein geht, alle Stühle mit Papier-Ballen u. s. w. beladen; Speth, ein kleines, mageres Männchen mit rothem Gesichte, in's Graue spielenden Haaren, einer Brille, sitzt vor einem mit Papieren und Paqueten bedeckten Tische und hält einen offnen Brief in der Hand.

Speth.

„Und kurz, Herr Speth, ich kann nicht, durchaus nicht. — Die Rebe blüht, da wird mir der Pegasus auch kollrig, und rennt, Gott weiß, welcher Ixionswolke nach, — indessen kann es sein, daß wir uns bald sehen; mir hat geträumt, ich würde nächstens Lust bekommen, an den Rhein zu gehen, respective zu fahren, zu schwimmen — ob's dazu kommt? Nescio, und somit Gott befohlen, Ihr ergebener Friedrich Sonderrath." (Er läßt das Blatt sinken.) Ja wohl, Sonderrath, — ich bin sonder Rath. Windbeutel und kein Ende! — Und ob er nun hierher kommt, das steht auch noch sehr dahin, nachdem er mich vier Wochen lang hat auf sich warten lassen! — (Er wirft den Brief auf den Tisch, heftig) Nein, nein, nein! Ich will mich auch gar nicht mehr mit dem Dichtervolk einlassen; wer liest denn noch Gedichte? Eine Kammerjungfer, die in den Sekretair verliebt ist. — Aber ich bin zu fromm, viel, viel zu fromm, ein alter Kerl, zwanzig mal angeführt, und doch noch nicht klug! — Ich sage es immer, sie werden mich noch aus Rock und Kamisol schreiben. Na, weiter! (Er ergreift ein Paquet, — das dickste zuerst; er öffnet es.) Hu! Krebse; „Das Echo im Felsthale" von Claudine Briesen — (zählt) — zehn, — zwanzig — und dreißig, vierzig, fünfzig — wie? (Er nimmt das letzte Bündel nochmals.) Zwei — vier — sechs — acht — zehn — o Jammer, Jammer! Auch nicht ein einziges Exemplar verkauft! (Aergerlich) Du alte Schachtel!

Komm du mir mal wieder, mit deinen Pavedetten-Augen und deinen weißen Schwungfedern! Doch — 's ist meine eigne Schuld, warum bin ich ein Esel? (Er nimmt ein zweites Paquet; freudig) Ha, Seybold, und ein gutes Bündel! (Er wiegt es auf der Hand.) Das ist delikat, da steckt noch manches Gläschen Wein darin. (Oeffnet es.) — Wenn das lauter Recensionen sind, dann können sie mir das Loch im Geldbeutel schon so ziemlich wieder zuziehen. (Er schlägt die Blätter aus einander.) O weh; Gedichte! Lauter Gedichte! (Er betastet seufzend das Paquet.) Wenn mir der gute Mann doch nicht immer so viele schlechte Gedichte zu seinen guten Recensionen einakkordirte! Ein dicker, saurer Apfel! und ich muß doch hinein beißen, sonst geht er mir flöten. Hm, auch ein Brief. (Er öffnet ihn.) Was? Was ist das? „Gedichte von Anna Freiin von Thielen," und die soll ich ihm verlegen? Ich? Hab ich nicht genug an seinen eigenen miserabelen — (Er legt den Finger an die Nase.) — Wart', wart', wo hab ich denn von der Frau gehört oder gesehn? Richtig! Die Ballade im Abendblatte — Anna Freiin von Thielen; richtig! Hm, die war so übel nicht, die Frau hat Talent genug, wenn sie sich nur an einige Ordnung gewöhnen wollte; mich dünkt, die Verse rannten gegen einander wie scheugewordene Pferde. Und dann so ein gewisses aristokratisches Heimweh nach der Feudalzeit (lächelnd) „an den Wasserflüssen Babylons saßen wir und weinten um Jerusalem," haha! Nun, man muß sehn; den Seybold darf ich doch nicht recht vor den Kopf stoßen; der ist meine beste Milchkuh — er und Sonderrath — (seufzend) o Sonderrath, du Verräther! Soll ich denn wirklich von deinen Reminiscenzen am Rhein nichts haben, als die Reminiscenz an meinen leeren Geldbeutel? (Er nimmt die Feder vom Ohre und rechnet.) Fünfzig Stahlstiche — für achthundert Exemplare Papier und (rechnet leise weiter) . . . zusammen fünftausend Thaler — macht jeden Monat 16 Thaler 8 Gr. Zinsen (mit Nachdruck) 16 Th. 8 Gr. — perdu!

## Zweite Scene.

(Herr Speth. Frau Speth, eine noch rüstige Frau, mit lebhaftem jovialem Gesichte, tritt herein und legt ihm die Hand auf die Schulter).

Frau Speth.

Was ist perdu?

Speth

(wendet sich freundlich um und nimmt die Brille ab).

Sieh, Fränzchen, bist Du es? Was willst Du, Kind?

Frau Speth.

Geld, lieber Freund, Geld!

Speth.

Geld? Ja, wieviel denn? (Er zieht den Beutel.)

Frau Speth.

Gib mir ein bischen Vorrath, daß ich Dich nicht immer überlaufen muß, so eine zwanzig Thaler.

Speth (erschreckt).

Zwanzig Thaler!? Kind, die wüßte ich Dir doch jetzt aus allen Näthen nicht zusammen zu klopfen. (Er hält den Beutel in die Höhe.) Siehst Du mein Beutelchen? Was dünkt Dich? verdammt dünnleibig.

Frau Speth.

Wenn keine Louisd'ore darin sind.

Speth.

Ja, Louisd'ore! Die schüttelt man auch so von den Bäumen. (Wehmüthig) Kennst Du wohl Kassenmännchen und Silbergroschen?

Frau Speth.

Laß sehn! (Sie zupft ihm den Beutel aus der Hand und greift rasch hinein.) Was hab ich erwischt? (Sie öffnet ein Papier.) Gerade recht, zwei Doppel-Louisd'ore — ich bedanke mich. (Will gehn; Speth hält sie am Aermel.) Fränzchen, Fränzchen, was fällt Dir ein? Wahrhaftig, sie nimmt mir Alles!

Frau Speth.

Bewahre, es klingelt noch recht schön. (Sie schüttelt den Beutel.)

Speth.

Ach Gott, was klingelt denn! Vier preußische Thaler und zwölf einzelne Silbergroschen, auf Ehre! Kein Heller mehr, — nein, sei doch vernünftig.

Frau Speth (befühlt den Beutel).

Eins, zwei, drei, vier, und dann noch ein Dutzend Stück, das ist ein Kronthaler.

Speth (halb lachend).

Bewahre, das ist der Deckel von meiner alten Tabacksdose, den ich gestern zerbrochen habe; (ängstlich) gib her, komm! Soll ich denn gar nichts behalten?

Frau Speth.

Du hast noch genug.

Speth.

Es ist ja der Deckel, der Deckel sag ich Dir; was in aller Welt soll ich denn mit vier Thalern zwölf Silbergroschen anfangen? Ich kann ja nicht mal eine Flasche Wein für einen guten Freund bezahlen.

Frau Speth (mit dem Finger drohend).

Speth, Speth! Sind wir wieder auf dem Terrain? denke an Deine Gesundheit und an Deine Frau.

Speth (komisch seufzend).

Ich denke ganz viel an meine Frau.

Frau Speth.

Weißt Du noch, neulich der Schwindel in Alberts Garten und um Weihnachten beim Onkel?

Speth (hastig).

Ja, da hatte ich auch beide Male (er stockt). —

Frau Speth.

Nun? (lachend) Nein, Du hattest keinen Spitz, Du hattest nur drei Gläser getrunken; ich habe sie genau gezählt, aber — ich

sage es Dir ungern, — Du mußt Dich sehr in Acht nehmen, Du bist sehr vollblütig.

Speth (ungläubig).

Herr Gott, ich bin ja der magerste Mann in der ganzen Stadt.

Frau Speth.

Corpulent bist Du freilich nicht, aber sieh mal in den Spiegel — Dein Gesicht.

Speth.

Hm, ganz nett, ganz manierlich.

Frau Speth.

Ja wohl, roth und den Kopf wie ein Puter — nun, gieb Dich zufrieden, sei nicht böse, (küßt ihn) mir bist Du schön genug und bist auch überhaupt ganz wacker, wenn Du Dich ordentlich rasirt hast, aber das Geld laß mir; das ist bei mir besser aufgehoben, wie bei Dir. (Läßt ihn los.)

Speth.

Nun in Gottes Namen; — (ernsthaft) ich bitte Dich, Fränzchen, halt gut Haus, — knapp zusammen, sage ich immer, knapp zusammen; Du weißt nicht, wie bitterlich sauer es mir wird, (seufzend) der Teufel weiß, man hat Verluste an allen Ecken.

Frau Speth.

Ganz richtig, — „perdu"! Was ist denn wieder „perdu"?

Speth.

Ach nichts! Meine Brille.

Frau Speth (lachend).

Was Brille! Nichts Brille! Meinst Du, ich wüßte nicht, daß Dein perdu immer so viel heißt, als: da bin ich mal wieder angeführt? Nun, sag's heraus, mich führst Du doch nicht an.

Speth
(nimmt einen Federputzer vom Tisch und spielt damit).

Ach, nun, — sieh, der Sonderrath, der Schlingel. —

Frau Speth.

Der ist ja Dein lieb Kindchen.

Speth (mit Nachdruck).

Gewesen — Du weißt doch, daß ich sein Werk über die Rheingegenden verlegen soll?

Frau Speth.

Ja, was Dich schon das horrende Geld gekostet hat an Stahlstichen und Papier.

Speth (nach und nach heftiger werdend).

Nun sieh, der will mit einem Male nicht schreiben — aber gar nichts, keine Reminiscenzen und keine Gedichte, nichts, sage ich Dir, nicht mehr als was ich hier auf der flachen Hand habe (er streckt die Hand vor).

Frau Speth (lächelnd).

Das ist nun freilich dieses Mal ein Federputzer; (ernsthaft) aber warum nicht?

Speth (heftig).

Warum nicht? Warum nicht? „weil die Rebe blüht und sich Alles paart.“

Frau Speth (zornig).

Aber ich würde ihn schon zwingen — tausend noch mal! Hat denn jeder Flandus das Recht, einen ehrlichen Mann an den Bettelstab zu bringen? Verklag ihn, Speth, verklag ihn!

Speth.

Kind! das kennst Du nicht! da wird er mir erst ganz sperrig, nein, ich muß nur sachtchen laviren, simuliren, bis ich ihn ganz piano wieder in Gang gebracht habe.

Frau Speth.

Ei was! Bei dem wirst Du doch keine Seide spinnen; laß Dir den Schaden ersetzen und dann mag er laufen.

Speth.

Ja, Schaden ersetzen! Da kämst Du recht! Meinst Du, wenn ich den ganzen Sonderrath bis aufs Hemd auszöge, daß ich

etwas anderes fing, als allenfalls ein paar Flöhe und das Porträt seiner Geliebten? Das sind mir die Rechten!

Frau Speth (spottend).

Habe ich das nicht immer gesagt? Hättest Du Dich an Gott und die Religion gehalten, den Katechismus verlegt und die Bibel, dann hättest Du Dein honnettes Brod; die muß Jeder kaufen, und sind auch längst fertig geschrieben; oder was Dir die Professoren so zuschicken, solide Leute, die den Pelz nicht verkaufen, ehe sie den Fuchs gefangen haben.

Speth.

Das ist wohl wahr.

Frau Speth (einfallend).

Ich halte besonders viel auf Leute, die Perrücken tragen und Jabots, je breiter, je besser, aber statt dessen ziehst Du Dich mit dem Dichtervolk herum; „lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben"; den Hut auf einem Ohr, das Geld in der Hand, und dann — „Rosen auf den Weg gestreut"; wahrhaftig, es fehlt wenig, daß ich vor Aerger anfange zu singen wie eine Eule.

Speth (besänftigend).

Stille, stille, ärgere Dich nicht!

Frau Speth (mit humoristischem Zorn).

Laß sehn! Was hast Du denn Rechtes an der Hand? Vorerst diesen — wie heißt der Windbeutel? — Sonderrath — das soll ein großes Genie sein! Ja wohl! Genie auf Kosten Deiner Tasche!

Speth.

Piano!

Frau Speth.

Oder ist der Wilibald besser? Freilich, der liefert seine Sachen ab, daß man nachher das ganze Jahr von den Krebsen Suppe kochen kann. Hans Narr, mit seinem gescheitelten Haar und Hund, der durch's Wasser gejagt ist!

Speth (lachend).

Ich kann ihn nicht —

Frau Speth.

Sag selbst, sieht der Kerl nicht complet aus wie 'ne verregnete Krähe? „Meine wertheste Frau Speth," — ja ich will Dich!

Speth (seufzend).

Der erwischt mich auch nicht wieder.

Frau Speth.

Doch, doch, wenn er Dich so gut kennt wie ich — und nun gar Dein Weibervolk —

Speth (lachend).

Die Damen willst Du sagen.

Frau Speth (halb lachend).

Ja wohl Deine Blaustrümpfe, die Briesen z. B. (geziert) „der reizende Morgen hat mich hinausgelockt," (natürlich) und sieht dann so erfroren aus wie ein gerupftes Huhn, ich glaube die Person friert den ganzen Tag.

Speth.

Du hast es gut vor.

Frau Speth (lebhaft).

Aber sag selbst, sieht die Person nicht genau aus wie eine erfrorne Kartoffel? Und dann die Austen mit ihren siebenzig Jahren, Rosaband, an jedem Finger einen Ring mit Souvenir oder einem Haarschwänzchen, und das ganze Zimmer voll Portraits von ihren alten Schätzen — der mit 'nem Haarbeutel, der mit 'nem langen Zopf, der mit 'ner runden Perrücke.

Speth.

Du hältst ja so besonders viel auf Leute, die Perrücken tragen.

Frau Speth.

In meinem Leben habe ich nicht so schmutzige, verknutschte Wäsche gesehn wie die beiden immer an sich tragen; ich bin allzeit in Versuchung, ihnen ein paar Ellen Leinen zu schenken, damit sie doch nicht so zum Spektakel herumlaufen.

Speth.

Nun ist's aber auch gut, nun hast Du ihnen die Lection tüchtig gelesen.

Frau Speth (gutlaunig).

Ei was, Du nimmst immer ihre Partei, weil Du selbst so ein halber Pegasusreiter bist.

Speth (erstaunt).

Ich?

Frau Speth.

Ja, Du! Singst Du keine Lieder?

Speth.

Mein Lebtage nicht anders wie mit der christlichen Gemeinde.

Frau Speth.

Was, willst Du läugnen, daß Du vor zwanzig Jahren ein Gedicht auf mich gemacht hast?

„Ach, ach, ach,
Meine werthe Clara Zach,
Ich bleibe früh und spät
Ihr getreuer Wilhelm Speth",

und das willst Du läugnen? war es nicht an einem Stachelbeerbusch? Und hast Du Dir nicht damals ein großes Dreieck in Deinen neuen Frack gerissen? Verräther!

Speth (küßt ihr die Hand).

Dummes Ding!

Frau Speth (zieht die Hand fort).

Nein, geh nur! Ich bin tief gekränkt!

Speth.

Ja, Du bist mir die Rechte!

Frau Speth (freundlich).

Bin ich Dir die Rechte? Nun, das ist doch brav von Dir, — Du bist mir auch der Rechte (sie drückt seinen Kopf zwischen ihren Händen) mein rechter, guter, alter, frommer Hals. Adio (im Abgehn) und, Wilhelm, laß der Ida nicht so viele Bücher zukommen, sie hat mir gestern Abend einen Hemdärmel unten an den Saum gesetzt.

## Dritte Scene.

Speth (ihr nachsehend).

Ein kapitales Weib! Alles lebt und kribbelt an ihr; einen Verstand, einen Witz, und eine Darstellungsgabe! Hui, wenn die schreiben wollte, die würde was anders vor den Tag bringen als meine Blaustrümpfe; (leiser) sie hat nicht ganz Unrecht, es sind ein paar abgetakelte Fregatten; (lauter) indessen was thut man nicht, (seufzend) d. h. was muß man nicht thun für die Damen! Es ist ein schreckliches Wort: „eine Dame" und vollends eine Dame, die es darauf anlegt, dir das Geld aus der Tasche zu holen; da magst du dich nur so geduldig schneiden lassen wie ein todter Hase. (Gähnend) Ach Gott, ich wollte, daß ich mir eine Rhinozeroshaut anschaffen könnte, oder eine von Gummi elasticum, die sich ellenlang ziehen ließ, und dann immer wieder auf meinen eignen corpus zurückspränge. „Das Echo im Felsthal!" Ich mag nicht daran denken; das Stückchen kostet mich auch wieder viel. (Er tunkt die Feder ein und wirft sie dann hin.) Ich will nicht rechnen; was auch habe ich denn anders davon als den Aerger? (Verdrießlich) Ich weiß auch nicht, warum gerade immer mir die Langweiligen schreiben; es giebt doch mitunter welche, z. B. meine Frau, wo sich Geld daraus pressen ließe wie Heu; so ist's, das beste Stück Geld steht immer in Dingen, wo man es nicht heraus bringen kann, z. B. in meinen Krebsen; (nachdenkend) ja, wenn die wollte, — vielleicht wenn ich ihr so ein wenig Honig um den Mund strich und so ein wenig zusammen löge, was andre Leute sollten gesagt haben von ihrem Talente, ja, hüte dich! da würde ich schön ankommen. „Speth, wenn du durchaus 'ne Närrin zur Frau haben willst, so laß dich von mir scheiden und nimm die Briesen!" Ha, pfui! ein gräßlicher Gedanke! (Er schüttelt sich.) Dafür will ich doch lieber mein Leben lang ihre Gedichte verlegen, für die wäre ich noch über und über zu gut. (Jovial) Ich bin überhaupt gar so'n übler Kerl nicht. (Er wendet sich gegen den Spiegel.) Ich habe eigentlich wohl hübsche Augen, dunkle Augen und auch sprechende Augen;

(er steht auf) ein bischen klein von Statur. Hm! klein und wacker. (Er tritt vor den Spiegel). Roth wie ein Puter, sagt meine Frau? Ich weiß nicht, was die will; ich bin nirgends roth, als wo es hingehört, (er streicht sich wohlgefällig über die Wange) zwar (er beugt sich näher) so ein klein Tippelchen auf der Nase — Speth, Speth! deine heimlichen Tröpfchen Wein schlagen durch, und die Frau hat es schon weg. (Er beugt noch näher.) Nicht viel graue Haare; sie ließen sich noch wohl auszupfen, wenn's nicht so infam weh thät; ich bin kein Freund davon, mein eignes Fleisch und Bein zu kreuzigen. (Er faßt ein graues Haar, und zieht es unter Gesichterschneiden aus.) Ha! Hoffart will Pein leiden! (Wilibald tritt mit einer gewissen aisance herein. Speth fährt erschrocken vom Sitze zurück).

## Vierte Scene.

Speth. Wilibald.

Wilibald (bleibt in der Thür stehn).

Pardon, Herr Speth, ich störe.

Speth (verlegen).

O gar nicht, gar nicht, treten Sie gefälligst näher.

Wilibald.

Sie wollen ausgehn?

Speth.

Ja, doch nein — keineswegs — nachher.

Wilibald.

Aber Sie machen Toilette.

Speth.

Verzeihen Sie, doch nicht.

Wilibald.

Ich habe nicht angepocht (schließt die Thür und tritt zu Herrn Speth) unter so guten Freunden. . .

Speth.

Versteht sich, versteht sich, nehmen Sie Platz, was ist gefällig?

Wilibald.

Lieber Freund, das läßt sich so schnell nicht abmachen, wenn Sie ausgehn müssen, will ich am Abend wiederkommen.

Speth.

Am Abend? (Bedenklich) Ja, lieber Herr Wilibald, da möchte ich doch wohl verhindert sein.

Wilibald.

So sagen Sie mir, wann, aber bald, und daß wir ordentlich Zeit vor uns haben.

Speth (verlegen).

Meine Zeit ist sehr beschränkt, sehr. Sie denken sich's gar so nicht, ich bin oft des Abends abgehetzt von all der Arbeit, wie ein armer Windhund, indessen jetzt hätte ich wohl etwas Muße, aber jetzt, bitte, sprechen Sie!

Wilibald

(rückt den Stuhl, auf dem Speth gesessen, seitwärts und wirft sich darauf).

Hören Sie, Herr Speth! (Speth packt einen andern Stuhl ab und setzt sich ebenfalls.) Sie sind ein solider Mann, warum befassen Sie sich mit solch einem Schandblatt wie das Abendblatt?

Speth (zurück tretend).

Ei, Herr, Herr! Das sind starke Ausdrücke, da sind Sie doch der Erste —

Wilibald.

Schlechte Speculation!

Speth (erstaunt).

Ich wollte, daß alle meine Speculationen nicht schlechter wären; wissen Sie, wie viele Abonnenten das Journal hat?

Wilibald (nachlässig).

Ich weiß nicht, ich kümmere mich nicht darum.

Speth.

Dreitausend! (langsam) sage dreitausend, (rasch) und lauter gute Zahler.

Wilibald.

Dreitausend Narren!

Speth.

Sie haben's gut vor. Indessen Narren oder nicht, wer mich bezahlt, ist in meinen Augen niemals ein Narr.

Wilibald.

Schöne Maxime! Also nur, wer Ihnen nichts abkauft, verdient diesen Titel.

Speth (mit leisem Spotte).

Das will ich grade nicht behaupten; ich habe leider Manches verlegt, wo ich es vielmehr sehr vernünftig finden mußte, daß man es mir auf dem Halse ließ.

Wilibald.

Wie kann ein Blatt gut sein, in dem Leute ohne den mindesten Geschmack das große Wort führen?

Speth.

Herr, wie kommen Sie mir heute vor? Hat Sonderrath keinen Geschmack?

Wilibald.

Hm, Sonderrath, das ist eben auch eine Eintagsfliege; der wird sich bald ausgeschnurrt haben.

Speth.

Das wollen wir nicht hoffen.

Wilibald.

Etwas verbrannte Phantasie, etwas Stil! Und dann, als Drapperie ganze Heerden von (verdrießlich) allerlei Ungeziefer, Schlangen, Kamele. (Speth lacht.) So etwas schüttle ich Ihnen alle Tage aus dem Aermel, wenn ich will. (Er steht auf, geht die Bühne auf und ab und bleibt zuletzt vor Speth stehn; Speth fängt an die Feder zu schneiden.) Nun was ist's denn weiter? ich studiere sechs Wochen den Koran und die persischen Dichter, und dann lasse ich einen ganzen Stall voll solcher wilder Bestien los, die sich durch einander beißen, was ist's denn weiter? (Speth sieht vor sich nieder und spielt mit der Feder.)

Wilibald.

Aber warten Sie noch, warten Sie noch ein paar Wochen, dann ist er kaputt.

Speth.

Ich denke, das werden die Jahrwochen Daniels sein.

Wilibald (heftig).

Ich zweifle nicht, daß sich schon irgend eine vernünftige Feder finden wird.

Speth
(steht auf und neigt die Feder gegen ihn).

Wilibald.

Was ist's? Was meinen Sie? Nein, das nicht; (er räuspert) übrigens wollt' ich von den Dichtern jetzt nicht reden, (sich vor Speth stellend) aber was für Schund von Recensionen nehmen Sie auf, z. B. von dem Seybold.

Speth (lachend).

Herr, ich weiß nicht, was Sie wollen, der Seybold macht ja jetzt Regen und Sonnenschein in der Literatur.

Wilibald.

Das sei Gott geklagt! (Rasch.) Uebrigens so schlimm ist's auch nicht, es giebt noch eine Partei, (er fängt wieder an auf- und abzugehn) und zwar eine sehr große Partei, sage ich Ihnen, die recht gut weiß, was sie an ihrem Seybold hat. Apropos; lesen Sie denn seine Recensionen?

Speth.

Ich? O doch, allerdings, und zwar mit vielem Vergnügen.

Wilibald.

Auch die in Nr. 43?

Speth.

Sie sind alle schön, scharf und doch billig.

Wilibald.

Auch die in Nr. 43?

Speth.

Ja Herr, ich kann Ihnen nicht so genau sagen, wo Jedes einzeln steht; was ist denn mit der? Was enthält die?

Wilibald.

Was? den erbärmlichsten Unsinn, Verläumdungen, was die elendste Oberflächlichkeit nur ersinnen kann.

Speth.

Gott steh uns bei, wer kriegt denn so erbärmlich die Ruthe?

Wilibald.

Sie sind nicht sehr glücklich in Ihren Ausdrücken, Herr Speth; übrigens können Sie wohl denken, daß es Einen trifft, der nicht nach seiner Pfeife tanzen will. (Er steht vor Speth.)

Speth (seine Hand auf die Wilibalds legend).

Im Vertrauen, Herr Wilibald, ich denke mir, wer die Schläge bekommen hat, der hat sie auch verdient.

Wilibald (zieht die Hand zurück).

Ich bedanke mich.

Speth (erstaunt).

Wie? Nein, das ist nicht möglich!

Wilibald (bitter).

Es ist möglich, denn es ist. Herr Seybold kühlt sein Müthchen an meinem „Deutschen Eichenhaine."

Speth (hastig).

Den ich verlegt habe?

Wilibald.

Ja wohl.

Speth (erzürnt).

Das gefällt mir aber in der That sehr schlecht; was Henker, sollen mich denn die Krebse auffressen? das ist ein perfider Streich!

Wilibald (geht auf und ab).

Ja, sehn Sie, so macht er es.

Speth (zornig).

Und ich bin immer so fromm gewesen und habe ihm Alles ungelesen eingerückt und so honnet bezahlt: (heftig) wissen Sie, was der Mensch für jede Recension bekommt? Zwei Louisd'ore, sage zwei Louisd'ore! (schnell) und die hat er auch hierfür gekriegt; nein, das ist schlecht!

Wilibald.

Und dabei die unerlaubtesten Injurien; nennt mich, ich mag es gar nicht mal sagen.

Speth (erzürnt).

Ja er kann strohgrob sein.

Wilibald (heftig).

Er sagt —, kurz, lesen Sie das Ding nach.

Speth.

Strohgrob.

Wilibald.

Dann werden Sie sehn, daß es ein Mensch ist, mit dem Sie sich nicht honnetter Weise befassen können.

Speth.

Ungeheuer grob.

Wilibald.

Ich habe Ihnen ja noch keine Details gesagt.

Speth.

Macht nichts, ich kenne den Seybold ohne dieses.

Wilibald.

Dann wundert's mich, daß Sie sich so lange mit ihm eingelassen haben; seine Kritiken sind reine Injurien.

Speth.

'S ist unerlaubt.

Wilibald.

Wenn ich wirklich ein „flüsternder Wasserquell im Eichenhain" bin —

Speth (hastig).

So hat er doch kein Recht, es Ihnen ins Gesicht zu sagen.

Wilibald.

Nein, so mag er's mir ins Gesicht sagen.

Speth (zornig).

Keineswegs; das gränzt an Injurie, und ein ehrlicher Mann soll den Andern nicht zerdrücken, wenn er auch kann.

Wilibald (steht vor Speth still).

Zum Henker, Herr Speth, Sie sind ja noch viel gröber, wie der Seybold?

Speth (sich fassend).

Mißverstehn Sie mich nicht, lieber Freund; sehn Sie, der Seybold ist nun eben en vogue, hat für den Augenblick allerdings einen bedeutenden Einfluß aufs Publikum, ob mit Recht oder Unrecht, das wollen wir nicht untersuchen, genug er hat ihn, und so lange das währt, kann er den Besten niederhalten. Aber verlassen Sie sich auf mich, verlassen Sie sich auf mich! dieses soll ihm nicht so hingehn.

Wilibald (geht auf und ab).

Brechen Sie mit ihm, Herr Speth, brechen Sie ungescheut; es giebt noch Männer genug, die Ihr Blatt halten können; wir sind nicht so arm an guten Federn.

Speth (bei Seite).

O weh, (laut) aber gänzlich mit ihm zu brechen, das möchte nicht wohl angehen, schon des Skandals wegen; (rascher) indessen Sie sollen Satisfaction haben, vollkommene Satisfaction; verlassen Sie sich auf mich. (Eine Pendüle schlägt Eins.) Sehn Sie, Herr Wilibald, daß wir unser Geschäft noch ganz gut vor Essenszeit abgemacht haben? Es schlägt eben Eins.

Wilibald

(stellt sich an ein Büchergestell und zieht ein Buch nach dem andern heraus).

„Das Echo im Felsthal", anonym, ist das hübsch?

Speth.

Nehmen Sie es mit, ich mache mir ein Vergnügen daraus, es Ihnen zu schenken.

Wilibald.

Wer ist der Verfasser?

Speth.

Ein Fräulein Briesen.

Wilibald.

Ach, die da, mit den weißen Capitulationsfahnen auf dem Kopfe, also Weiberarbeit; pah! da wird mir schon ganz miserabel. Die sollen bei ihrem Strickstrumpf bleiben, überhaupt, wen der ächte Genius nicht treibt, der werde lieber ein ehrlicher Jurist oder meinetwegen Schuster oder Schneider, immer besser.

Speth.

Das sage ich auch; (vor sich) er geht nicht, er hat noch etwas in petto, ich muß sehn, ob ich ihn ennuyiren kann; (laut) erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart einige Zeilen schreibe?

Wilibald.

Geniren Sie sich nicht.

(Ida kömmt herein und setzt sich mit ihrer Stickarbeit an's Fenster hinter die geschlossene Gardine.)

Speth (für sich).

In meinem eigenen Hause! (schreibt.)

Wilibald (hingeworfen).

Notabene, ich habe auch noch ein kleines Manuscript bei mir, wollen Sie das gelegentlich einmal ansehn?

Speth (beklemmt).

Ansehen? Ja, gern, wenn Sie es wünschen, aber etwas zu verlegen, dazu bin ich in diesem Augenblicke durchaus nicht im Stande; ich habe wirklich bereits schon zu viel übernommen. (Er schreibt.)

Wilibald

(nimmt ein Buch, leise trillernd: La, la, la, la).

Sie haben doch wahrlich eine sehr reiche Auswahl, Herr Speth.

Speth (schreibt, zerstreut).

Es freut mich, daß Sie zufrieden sind.

Wilibald.

La, la, la, la, (nachlässig). Das Manuscriptchen, wovon ich Ihnen sagte, ist ein Trauerspiel: „Hermann und Thusnelde".

Speth (schreibend).

Richtig, ja wohl.

Wilibald.

Ich habe darin versucht, den Hermann, der als Krieger schon so oft dargestellt ist, auch einmal von der Seite des Gemüthes zu beleuchten.

Speth (schreibend).

Schön, sehr schön.

Wilibald.

Seine Heldenthaten sind ein wenig abgenutzt, aber dieses ist etwas ganz Neues, so ein kräftiges altdeutsches Herz offen zu legen.

Speth.

Freilich, freilich.

Wilibald (tritt an den Tisch).

Wollen Sie das Werkchen übernehmen?

Speth (fährt auf).

Wie?

Wilibald.

Ich meine, ob Sie das kleine Trauerspiel verlegen wollen?

Speth.

Lieber Herr, ich habe Ihnen schon gesagt, es ist mir unmöglich, und vollends ein Trauerspiel. Das ist ganz dem herrschenden Geschmacke entgegen.

Wilibald (verächtlich).

Wer fragt nach dem erbärmlichen herrschenden Geschmack?

Speth.

Ich, lieber Herr, ich muß darnach fragen, sonst mache ich banquerott. (Ein Diener kommt.)

Diener.

Herr Speth, in Ihrem Kabinette ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht.

Speth.

Ach, ich weiß schon. Herr Wilibald, es ist mir leid, aber Sie sehn, daß ich Sie verlassen muß.

Wilibald.

Kommen Sie bald zurück?

Speth.

Dafür kann ich Ihnen in der That nicht stehn.

Wilibald.

Hm, ich hätte doch noch Einiges, doch ich will warten.

Speth.

Sie werden Sich ennuyiren.

Wilibald (hingeworfen).

Ich ennuyire mich nie, (auf die Bücher zeigend) am wenigsten in so guter Gesellschaft.

Speth (zögernd).

Nun, wie Sie wollen. Aber wenn ich ausbleiben sollte, dann entschuldigen Sie mich; es ist möglich, es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß ich mit dem Herrn im Kabinette ausgehen muß.

Wilibald (nachlässig).

Das macht nichts; ich kann ja gehen, wenn es mir zu lange währt.

Speth

(verbeugt sich leicht und geht nach der Thür).

Wilibald.

Notabene, das Manuscriptchen lasse ich Ihnen jedenfalls hier zur Durchsicht.

Speth (wendet sich um).

O bitte, nein, nehmen Sie es mit, ich kann mich wirklich nicht —

Wilibald.

Ich verlange ja vorläufig nichts weiter als Ihr Urtheil.

Speth

(steht einen Augenblick unentschlossen da, dann)

Adieu! (Er rafft einen Stoß Papier vom Tisch vor sich.) Ich muß nur drüben schreiben. (Er verbeugt sich nochmals und geht ab.)

## Fünfte Scene.

Wilibald (am Büchergestelle);
Ida (hinter dem Fenstervorhange stickend).

Wilibald
(nimmt ein Buch ums andre, trillernd).

La, la, la, la, es wird schon gehn, er fängt schon an zu laviren! la, la, la. (Er schlägt ein Buch auf.) Hm! „Sonderraths Gedichte," Preis drei Thaler, eine Schande! La, la, la; (schlägt ein andres auf) „Deutscher Eichenhain", Preis zehn Silbergroschen und zweimal so dick, eine Affenschande!

Ida
(schlägt die eine Seite des Vorhangs zurück).

Was für eine schöne Stimme haben Sie doch, Herr Wilibald!

Wilibald (sieht sie verwundert an).

Sieh, Fräulein Ida! Ich hatte Sie wirklich nicht bemerkt. (Er fängt wieder an zu blättern.)

Ida.

Ich habe da hinter dem Vorhange gesteckt und mich so ganz im Stillen an Ihrem Gesange gefreut.

Wilibald.

O bitte! Ein schlechtes Vergnügen. (etwas leiser) la, la.

Ida.

Was das für ein reines, klares Steigen ist, Sie erinnern mich an Gerstäcker.

Wilibald (blätternd).

Ich wäre wohl nicht ganz ohne musikalische Anlage, wenigstens wollen meine Freunde das behaupten, aber Alles wilder Schlag, verwahrlost; es geht Manches so zu Grunde.

Ida.

Aber warum pflegen Sie ein so schönes Talent nicht?

Wilibald.

Sechster Band, — siebter Band . . . Ich bin vielfach darum angegangen worden, meine Stimme auszubilden, indessen

(sich halb gegen sie wendend) ich mache mir nicht viel aus Musik; ein Klang, eine vorübergehende Aufregung; ich stelle die Musik gar nicht hoch, ungefähr wie ein Regenbogen, oder Meteor; (wieder abgewendet und blätternd für sich) der vierte bis achte Band... (laut) Nein, wenn ich mich nicht mit Leib und Seele der Poesie verschrieben hätte, dann wäre ich eher ein Maler geworden.

Ida.

Aber zur Musik haben Sie nun einmal dies enorme Talent.

Wilibald (wie halb vor sich).

Ba! zur bildenden Kunst ist meine Anlage weit ausgesprochener. „Seraphine" von G... — auch ein versimpeltes Buch!... (zu Ida, nachlässig blätternd) Ja, darin hätte ich wohl etwas leisten können, besonders wenn ich mich der altdeutschen Schule zugewandt hätte. Diese Gestalten mit ihren Eisengesichtern, das wäre so recht was für mich gewesen.

Ida

(sieht ihn verwundert an; er legt das Buch fort und nähert sich ihr lächelnd).

Wilibald.

Wundert Sie das, liebes Fräulein?

Ida.

Mein Gott, man sollte ja vor Demuth in ein Mauseloch kriechen, wenn man von so vielen Talenten hört, und hat selbst so gar keins.

Wilibald (lächelnd).

Was ist's denn weiter? Das ist ja nichts Besonderes.

Ida (sieht ihn verwundert an).

Nicht?

Wilibald

(nimmt ihre Scheere vom Fenster und betrachtet sie).

Meinen Sie, daß ein Talent so ganz allein stehn könne? Poesie, Musik, bildende Kunst, Alles Brechungen desselben Strahls, nur durch Zufälligkeiten, Erziehung, Gelegenheit bedingt; so bin ich denn Poet geworden und wäre vielleicht ein besserer Maler. Doch ich bin nun mal in diese Richtung gerathen und meine, daß man nur Eins mit ganzer Kraft erfassen soll, wenn man

etwas Tüchtiges leisten will; sonst Maler, ja, Maler wäre ich gern geworden; kein Bildhauer; der Stein ist todt, die Farbe hat Leben, und ich liebe das Lebendige, Kräftige.

Ida.

Und ihre Gedichte sind doch so weich.

Wilibald (zerstreut lachend).

Hm, ein weicher Eichenhain, kurios!

Ida

(hat indessen in ihrem Arbeitskörbchen gesucht und langt eine Geldbörse hervor).

Guten Morgen, Vielliebchen!

Wilibald (verwundert).

Was ist? (Greift einen Stuhl und öffnet die Börse und greift hinein.)

Ida.

Guten Morgen, Vielliebchen, habe ich gesagt; denken Sie nicht mehr an unser Diner im Schloßgarten?

Wilibald.

Ach so, richtig, verzeihen Sie, ich hatte in der That — — es geht mir so vieles durch den Kopf; aber habe ich denn gewonnen? Ich weiß es wahrhaftig nicht mehr.

Ida (etwas piquirt).

Freilich haben Sie gewonnen, warum gäbe ich Ihnen sonst die Börse?

Wilibald (betrachtet die Börse).

Eine Leier in einem Lorbeerkranze, (geschmeichelt) sehr hübsch, sehr verbindlich! (Er drückt ihr die Hand.) Ich danke Ihnen herzlich.

Ida.

Danken Sie nicht zu früh! Ich habe auch meine Tücke.

Wilibald (freundlich).

Sollte es möglich sein?

Ida.

Einen Hinterhalt, eine Bitte.

Wilibald (sieht sie fragend an).

Ida.

Nur ein kleines Gedichtchen; nur ein paar ganz kleine Vers-chen zum Geburtstage meiner guten ehemaligen Gouvernante!

Wilibald (verlegen).

Fräulein, ich bitte um Gottes Willen, damit verschonen Sie mich.

Ida (schmeichelnd).

Sie schlagen's mir ab?

Wilibald (beklemmt).

Sehn Sie, Fräulein, wenn ich sterben sollte, ich könnte es nicht. Hm, hm, Wiegenfestliedchen, Hochzeitscarmen! Hm! (rascher) Wissen Sie was? Sagen Sie es dem Seening, für den ist das so recht, der thut's auch gern.

Ida (verdrießlich).

Nein, der Mensch hat kein Gemüth.

Wilibald.

Nun?

Ida.

Dessen holprichte Verse, die passen mir nicht. Sie müssen sein als wenn —

Wilibald

(nimmt wieder die Scheere wie halb für sich).

Hören Sie, Fräulein, ich glaube, um die Gedichte so recht, ich meine so im tiefsten Grunde aufzufassen, muß man doch wohl ein Mann sein.

Ida (sieht beleidigt auf).

Wilibald.

Nehmen Sie es nicht übel, sie sind eben für Männer geschrieben und die Frauen haben doch auch ihr geistiges Departement, wo wir mit unserm Urtheil zu kurz kommen.

Ida (gereizt).

Nun, Männer urtheilen aber eben so wie ich.

Wilibald (schüttelt den Kopf).

Ida.

Doch, auch Männer vom Fach.

Wilibald.

Gott behüte!

Ida.

Warten Sie! (Sie steht auf und geht an die Büchergestelle, Wilibald folgt ihr, sie steigt auf die Bücherleiter und faßt einige Haufen Journale.)

Wilibald (hastig).

Was suchen Sie, Fräulein? Ich bitte, machen Sie sich keine Mühe meinetwegen.

Ida.

Nein; Sie sollen glauben. Ich will nicht in meiner Behauptung stecken bleiben. (Sie legt noch einzelne Blätter zurecht.)

Wilibald (für sich).

Was will sie? Journale? Eine Vignette! Ein Genius, der die Fackel entzündet! Um Gottes Willen, die Person hat das Abendblatt. (Laut) Lassen Sie! Ermüden Sie sich nicht; ich glaube Alles.

Ida (fährt fort zu blättern).

Wo steht es denn? dieser „flüsternde Wasserquell im Eichenhaine" —

Wilibald (außer sich).

Liebes Fräulein, ich weiß schon, kommen Sie nur. (Man hört draußen eine Stimme: Ist Herr Speth zu Hause?)

Ida

(steigt schnell von der Leiter und legt die Journale auf den Tisch).

Die Briesen! (Sie setzt sich ans Fenster und schließt den Vorhang wieder halb; rasches Klopfen an der Thür und Frau Briesen tritt herein.)

## Sechste Scene.

Die Vorigen; Claudine Briesen, (etwas phantastisch gekleidet, einen Hut und langen Schleier mit weißen Schwungfedern).

Claudine (noch halb in der Thür).

Herr Speth ist ja nicht hier? (Sie verbeugt sich gegen Wilibald und fixirt ihn scharf; dann stellt sie sich ebenfalls an ein Büchergestell und zieht Bücher heraus, ihn immer von der Seite betrachtend.)

Wilibald.

La, la, la, la.

Claudine.

Ach, mein „Echo"! Schön! (Sie stellt sich in eine theatralische Attitüde und liest.)

Wilibald (blätternd).

La, la, la.

Claudine (halblaut lesend).

Als des Morgens röthlicher Schimmer,
Durch das feuchte Dunkel sich brach . . .

Das feuchte Dunkel!

Wilibald.

La, la, la, la.

Claudine.

. . . Da brauste der Sturmwind noch immer
Es rauschte der Regen hernach . . .

Man hört es ordentlich rauschen.

Wilibald (setzt ein Buch fort).

Schlechtes Zeug!

Claudine.

. . . Es flogen die Wolken, es wälzte der Nord
Durch der Burg hochwölbende Hallen sich fort.[1])

Wilibald.

La, la, la, la.

---

1) Anmerkung: Diese Verse sind aus dem Gedichte: „Edgar und Edda" — einer Jugenddichtung Annettens selbst.

Claudine.

. . . Und spielte sanft um die bleiche
Geliebte, heilige Leiche.

(Mit Pathos) Um die bleiche, geliebte, heilige Leiche! Und das soll matt sein?

Ida

(kommt hinter dem Vorhang hervor und setzt einen Schemel vor Claudine nieder).

Verehrtes Fräulein, ich will es Ihnen etwas bequemer machen.

Claudine.

Ach sieh, Idachen! Wie geht's, Kind?

Ida.

Ich danke Ihnen; so leidlich.

Claudine.

Immer so leidlich! Was ist das? Mit sechzehn Jahren da muß man den ganzen Tag flattern und singen wie ein Vogel auf dem Ast, aber es gibt keine Jugend mehr! (Sie zieht sich mit Ida zum Fenster zurück).

Wilibald (ihr nachsehend vor sich).

Wenigstens nicht bei Dir, lieber Schatz.

Claudine (leise).

Wer ist der Herr?

Ida.

Herr Wilibald.

Claudine.

Der Dichter?

Ida.

Ja wohl.

Claudine (erfreut).

So? (Tritt wieder an das Büchergestell, ganz dicht neben Willibald und nimmt immer die Bücher, die er fortlegt.)

Claudine.

„Sonderraths Gedichte“; großes Talent.

Wilibald (sieht sie quer von der Seite an).

La, la, la, la.

Ida (vor sich).

Er will noch nicht anbeißen.

Claudine.

„Deutscher Eichenhain;" ach, mein lieber deutscher Eichenhain, köstlich!

Wilibald (aufmerksamer werdend).

Man spricht verschieden darüber.

Claudine (sich rasch zu ihm hinwendend).

Unmöglich! ich habe nur Eine Simme gehört, der höchsten Anerkennung.

Wilibald (nickt beifällig).

Gut gesagt.

Claudine.

Wenn man den Beifall derjenigen hat, für die man eigentlich schreibt, was kümmert man sich um Schuster und Schneider, oder Solche, die es besser wären.

Wilibald (lachend).

Recht gut.

Claudine.

Die wenigsten Menschen stecken doch in den rechten Röcken, der Hase und Löwe tragen ihren Pelz wie die Natur es ihnen zugetheilt hat und ihre innere Kraft es herauszutreiben vermag.

Wilibald.

Gut!

Claudine.

Aber unter den Menschen trägt zuweilen der geborene Bettler eine Krone und der König aus innerer Kraft den geflickten Rock.

Wilibald

(wirft einen verstohlenen Blick auf die innere Seite seines Aermels).

Claudine (hastig).

Man findet oft gerade in dem niedrigen Stande eine erstaunliche Empfänglichkeit für Poesie. Wissen Sie, wem ich Gedichte vorlese? Meiner Magd.

Wilibald (lachend).

Nicht übel; à la Rousseau.

Claudine.

Und was für ein Geschöpf! Sie können sich's nicht vorstellen; plump, schläfrig, wie aus Lehm und Stroh zusammen geknetet, d. h. so scheinbar, aber von einer Geisteskraft und Auffassungsgabe, einzig! (schneller) Sehn Sie, zuerst sitzt sie da, noch sehr genirt, wie Sie denken können, ganz feuerroth und blinzelt mit den Augen, wie ein Uhu bei Tage, aber je länger ich lese, desto ernster wird die Physiognomie, langsam immer ernster, immer nachdenklicher, zuletzt schließt sie die Augen halb und sieht dann aus wie eine vom heiligen Dunste betäubte Pythia; (schneller) es ist wirklich köstlich zu beobachten.

Wilibald (ironisch).

Ja, nun, man müßte das selber sehn, um es nach seinem Werthe zu beurtheilen.

Claudine (sehr schnell).

Wissen Sie was? Kommen Sie morgen früh zu mir oder heute Abend zum Thee. (Schüttelt plötzlich den Kopf wie sich besinnend.) Ich bin doch ein duseliges Kind! (lachend) Doch wir kennen uns ja garnicht! (Sie sieht ihn fragend an.)

Wilibald (verbeugt sich).

Claudine.

Nun wie ist's? Wie machen wir's, daß wir darüber ins Reine kommen?

Wilibald.

Ach so; Sie wollen wissen, wer ich bin, ich hatte das nicht recht verstanden; ein armer Teufel, ein ordinäres Subject und nebenbei der „Deutsche Eichenhain“!

Claudine.

Ist's möglich? Nein, das ist Geld werth, das ist himmlisch! Nun, eine Offenheit verdient die andere; ich bin das „Echo im Felsthale."

Wilibald (verbeugt sich).

Fräulein Briesen!

Claudine.

Welch ein seltsames Zusammentreffen! Und so lange mit einander zu reden, ohne zu ahnen, mit wem man spricht, — das ist köstlich!

Ida (für sich).

Hat man je so etwas gehört?

Claudine
(ihm die Hand reichend, die er schüttelt)

Nein, ich denke wohl, es muß ein eigner sympathetischer Stern sein, der uns hier in Speth's Laden (sie sieht umher) hat zusammen führen müssen. (Schneller) Notabene, wissen Sie wohl, daß man unsere Gedichte häufig verwechselt?

Wilibald (räuspert).

Nein, Fräulein, das habe ich nicht gewußt.

Claudine.

O hundertmal, unzählige Male! Noch gestern Abend Ihren weißen . . . (Sie stockt und sieht ihn an, lachend) Ach ich glaube, es ist ihm nicht recht. Ich glaube, er will mir nicht gleichen!

Wilibald (verstimmt).

Gnädiges Fräulein, das ist ein unwürdiger Argwohn.

Claudine (immer lachend).

Gehen Sie, ich sehe es Ihnen an den Augen an.

Wilibald (verwirrt).

Gnädiges Fräulein —

Claudine (erfreut).

Das wird mir ja nicht einfallen, es ist ja nur ein Scherz. (Sie reicht ihm die Hand, die er etwas zögernd nimmt.) Wir müssen

einander anerkennen; wir sind gleichsam praedestinirt, ich denke ungefähr von gleichem Alter.

Wilibald (überrascht).

So? (Sich fassend) Ich bin doch wohl der Aeltere.

Claudine (ihn argwöhnisch ansehend).

Hm! das mag so zu Einem auskommen, Sie mögen sogar noch etwas blühender aussehn; ich, ich habe viel gelitten, viel viel! Ja, meine Gedichte tragen auch die Spuren davon.

(schwermüthig) „Wie ein Schiff, das hergezogen,
Kämpfend gegen Sturm und Wogen,
Seine stolzen Segel schwellend,
An dem Riffe dröhnt zerschellend."

(Seufzt) Ich darf nicht daran denken!

Wilibald

(fährt mit dem Finger über die Nase).

Das ist noch ein glückliches Schiff, welches mit stolzen Segeln untergehen kann.

Claudine (großartig).

Ja, ich habe Kraft, Kraft! Wenn ich die nicht hätte, wo wäre ich dann längst? (Seufzend). „Sechs Bretter und zwei Brettchen!"

Wilibald (lächelnd).

Oh, oh, gnädiges Fräulein, nicht gleich so desperat.

Claudine (mit Nachdruck).

Was ist aufreibender, als innere Oede, und die habe ich empfunden, wie sie mir kein Herz so leicht nachempfinden kann.

Wilibald (gähnt).

Claudine.

Ich habe sehr, sehr einsam gestanden, und lange, lange Zeit! Oh! (Sie versinkt in Träumerei.)

Wilibald

(greift leise nach einem Buche und fängt an zu blättern).

Claudine (hastig).

Aber ich mag nicht mehr; ich will nicht mehr! (Rasch, zu Wilibald gewendet) Was meinen Sie? Wir haben uns hier so seltsam gefunden! wollen wir es versuchen, einander aufzurichten?

Wilibald

(legt verlegen das Buch fort und faßt ihre Hand).

Claudine.

Nur resolut! (Er schüttelt ihre Hand eine Weile.) Sie kommen zu mir, so oft Sie wollen, so selten Sie wollen, bleiben aus, wenn Sie wollen; wir plaudern, nehmen eine Tasse Thee und nachher ein bescheidenes Abendbrod; (Wilibalds Gesicht erheitert sich) so ganz einfach, Poetenkost, eine Suppe, ein Salat, ein Hühnchen, Sie theilen mir Ihre neuesten Producte mit; nun? Ist das so recht? Sollen wir es versuchen?

Wilibald (ihre Hand tüchtig schüttelnd).

Herzlich gern, und möge der Himmel geben, daß ich Ihnen von einigem Troste und Nutzen sein kann.

Claudine (kindlich).

Nein, das ist himmlisch, nein, wie freue ich mich darauf, nein, das wird köstlich werden, und wissen Sie was? Gleich, gleich heute soll meine Franciska vor Ihnen debutiren, das ist ein psychologisches Experiment, was Sie Sich nicht dürfen entgehen lassen, ich lese ihr mein letztes größeres Gedicht vor.

Wilibald (einfallend).

Erlauben Sie, ich werde meinen „Hermann und Thusnelde“ mitbringen, da können wir sehen, welche Eindrücke die Hexameter wohl auf sie machen, das muß sie ungeheuer aufregen, dieses Wogen und Steigen und Fallen.

Claudine (einfallend).

O gewiß, herrlich, einzig! Zuerst lese ich einige kleine Gedichte aus dem „Echo“.

Wilibald (einfallend).

Ja, einige kleine und dann mein Trauerspiel.

Claudine.

Ja, ja, so mag's sein. (Lachend umhersehend) Wie seltsam hier in diesem trockenen Geschäftsbüreau, wo Einen die Rechnungen gleichsam andunsten, müssen zwei poetische Naturen sich sehen, finden und aneinander schließen zu Schutz und Trutz. Wissen Sie was? Ich gehöre gar nicht zu den Frauen, die sich vor Freundschafen mit den Männern fürchten. (Wilibald lacht.) Das ist eine Thorheit, Mangel an innerer Freiheit. Was geht es mich an, ob meine Schwesterseele einen Bart trägt oder nicht. O ich habe Sie doch sogleich erkannt, ich bin eine gute Physiognomin.

Wilibald.

Sie wußten, wer ich bin?

Claudine.

I bewahre! Ihren Geist meine ich, Ihre Seele; (auf die Stirn deutend) in diesen kleinen Fältchen da habe ich gleich gelesen.

Wilibald

(fährt sich über die Stirn und wirft einen verstohlenen Blick in den Spiegel).

Claudine

(lachend und mit dem Finger drohend).

Ja, streichen Sie nur, ich habe Sie nun doch mal weg; (seufzt) ach Gott, es ist zum Lachen, man bekömmt die Falten nicht von Vergnüglichkeit; ich weiß auch was es heißt, sich auf Leben und Tod mit dem Schicksal herumschlagen . . . Notabene! Haben Sie die Recension im Abendblatt gelesen?

Wilibald (verlegen).

Welche?

Claudine.

Nun, die von dem kleinen Pferdchen mit langen Ohren, dem Seybold.

Wilibald (verdrießlich).

Nein, ich habe keine Zeit schlechtes Zeug zu lesen.

Claudine (verächtlich).

Hm, ich auch nicht, aber dieses ist etwas Infames.

Wilibald (erbittert).

Warum lesen Sie so Infames?

Claudine.

Ach, man hat mich so dazu gebracht, durch einen anonymen Brief von irgend einer dummen Seele, die das Ding nicht capirt hat. Hören Sie, doch nein, es ist eine lange, einfältige Geschichte, kurz ich habe es gelesen, aber ich lache nur darüber.

Wilibald.

Es verdient auch nichts Anderes.

Claudine.

Hm, meine Gedichte sind wohl so gut als Alles, was der Herr Seybold schreibt. Die braucht er keinen aufgespreitzten Reifrock zu nennen, wo nichts darunter steckt als Haut und Knochen. Mensch ohne die geringste Delicatesse! Er sollte noch einen preußischen Thaler darum geben, wenn er so schreiben könnte.

Wilibald (erleichtert).

Ich habe die Recension in der That nicht gelesen.

Claudine (heftig).

Lesen Sie sie, ich bitte, lesen Sie sie, und dann geben Sie ihm tüchtig eins drum.

Wilibald.

Ich?

Claudine.

Hauen Sie ihn, mir zu Gefallen, daß er die bittere Angst kriegt, und in demselben Blatte.

Wilibald.

Fräulein —

Claudine (immer heftiger).

Sie können's nicht zu arg machen; ich wollte, er müßte springen, wie ein Seiltänzer, vor Angst, der Lumpus.

Wilibald.

Aber ich schreibe fast nie Recensionen.

Claudine.

So machen Sie dieses Mal eine Ausnahme, mir zu Liebe und in demselben Blatte, daß der Mensch sich nicht anstellen kann, als hätte er es nicht gelesen, der Schlingel!

(Stimme draußen: „Ach so, ich will warten.")

Claudine.

O weh, das ist die Austen.

Wilibald.

Wer?

Claudine.

Frau von Austen, ein fataler Blaustrumpf du bon vieux temps, Vergißmeinnicht, Klopstock. Es ist schauderhaft; vielleicht erkennt sie mich nicht, sie ist ein wenig blind. (Es wird angeklopft.)

Claudine

(wendet sich gegen das Büchergestell und kramt darin umher).

Wilibald

(setzt sich an den Tisch und mustert die Journale, die er auf den noch unbepackten zweiten Stuhl neben sich legt).

## Siebente Scene.

Die Vorigen; Frau von Austen;

(sie ist sehr klein und dünn, gebückt vor Altersschwäche, aber lebendig in ihren Bewegungen.)

Frau von Austen

(tritt herein, sie sieht neugierig umher, nimmt ihren Hut ab, unter dem ein Häubchen mit Rosaband zum Vorschein kommt, zieht die Handschuh ab und geht dann an das Büchergestell, vor dem Claudine steht, wo sie Hut und Handschuh und einen schweren Strickbeutel in ein leeres Fach schiebt; Claudine bemerkend):

Ach, Sie da, meine liebe Briesen!

Claudine (wendet sich um).

Guten Tag, meine gute Frau von Austen, wie geht's? Was haben Sie gemacht seit dem letzten Donnerstag?

Frau von Austen.

Nicht wahr, das war ein himmlischer Abend! Unser Kränzchen war so recht en verve.

Claudine.

Freilich, und weshalb wohl eigentlich? Es waren doch Alles die alten Gesichter. Mir war förmlich zu Muthe, als wenn ich eine halbe Flasche Champagner getrunken hätte.

Frau von Austen (lachend).

Vous avez toujours le bon mot pour rire, aber wirklich, ich habe mich an keinem Abend so weh getrennt. Die Luft zitterte ordentlich vor Geist und Witzfunken; wir hatten Alle unsern geistigen beau jour, sogar der (leise) langweilige (lauter) Werning.

Claudine.

Gewiß; der Mensch war ein Paar Stunden lang ordentlich poetisch, der mußte ein vierblätteriges Kleeblatt gefunden haben.

Frau von Austen.

(lacht und droht ihr mit dem Finger).

Claudine.

Aber nun sagen Sie mir, warum sind wir nicht immer so? Warum können wir zuweilen so unausstehlich ledern sein? z. B. am Sonntage; es war doch zum übel werden, man hätte denken sollen, wir wären im Grunde die langweiligsten Personagen von der Welt!

Frau von Austen.

Ja, ist der Mensch nicht Stimmungen unterworfen? Die Psyche schlummert zuweilen, besonders (schalkhaft leise) wenn Amor sie nicht mehr weckt.

Claudine (piquirt).

O, meine liebe Frau von Austen, es ist nicht nöthig, daß man immer einen Liebhaber auf der Ferse hat, um erträglich zu sein.

Frau von Austen.

O bewahre; dann wäre ich seit langem eine unerträgliche Person; denn was habe ich anders als Erinnerungen. (Sie seufzt und wirft einen Blick auf ihre Ringe).

Claudine (mit leichter Bosheit).

Da haben Sie das Beste; die pflegen gewöhnlich viel schöner und idealer zu sein, als die Gegenwart gewesen ist.

Frau von Austen.

Ja wohl, das Grab hat eine läuternde Kraft, obwohl es doch furchtbar (sie schüttelt sich);

„Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand"

(sie sieht suchend umher).

Claudine.

Sie suchen einen Stuhl, ich habe selbst keinen, sonst würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, ihn Ihnen anzubieten. (sie wirft einen strafenden Blick auf Ida, die erschrocken auffährt).

Frau von Austen (sieht ängstlich umher).

Es ist hier Alles so zugepackt, sonst, — dort sitzt ein Herr, so breit wie ein chinesischer Mandarin; (da sie bemerkt, daß Ida ihren Stuhl aufhebt) nein, lassen Sie, lassen Sie, Kind, aber wenn Sie Ihr Plätzchen am Fenster einer alten Frau abtreten wollen, das ist allerdings sehr lobenswerth; (sie rutscht zu ihr hin) ich sitze gern am Fenster, man kann da allerlei Beobachtungen machen à la Scarron. (Sie setzt sich, Ida schlägt die Vorhänge mehr zurück, doch so, daß für die hinten Sitzende noch immer ein Ansehn von halbem Lauschen bleibt, und stellt sich Frau von Austen strickend gegenüber an die Fensternische. Claudine ist indessen zum Tisch gegangen, zieht ein Manuscript aus ihrem Strickbeutel und giebt es Wilibald, beugt sich herüber und spricht halbleise mit ihm.)

Claudine.

Welch' eine herrliche Aussicht! Der alte Vater Rhein mit seinen blauen Wogen und grünen Berghäuptern. (Sie sieht neugierig hervor.)

Frau von Austen (Idas Hand fassend).

Ja, warum ich gekommen bin; wissen Sie nicht, liebes Kind, ob der Papa gute vollständige Ausgaben von den Dichtern hat, die man jetzt leider nirgends mehr antrifft? Ich meine von den guten ältern Dichtern, Opitz, König, Gellert, Lessing.

Ida.

Lessing habe ich doch schon nennen hören, aber —

Frau von Austen.

Die Anderen nicht? Nun dann werde ich sie hier auch wohl vergeblich suchen, wie überall, ich dachte in einem so vollständigen Laden -- indessen die Zeiten haben sich geändert.

Ida.

Ich will nachsehn; vielleicht doch. (Sie steigt auf die Bücherleiter.)

Frau von Austen

(sieht indessen neugierig nach Claudine und Wilibald herüber, Wilibald sieht ein Manuscript durch, das Claudine ihm gegeben, während Claudine fortwährend über den Tisch lehnt und mit Wilibald ein leises Gespräch führt).

Claudine (halblaut).

„Es flogen die Wolken, es wälzte der Nord
Durch der Burg hochwölbende Hallen sich fort"

Ist das matt?

Wilibald.

Gewiß nicht! Aber „hochwölbende . . . —"

Claudine (rasch).

Nein? Das ist nicht gut? Ist das nicht ein edles Bild?

Wilibald.

Ich habe nichts dagegen, aber die Halle **wird** gewölbt, sie **wölbt** nicht.

Claudine.

Ei, freilich; der Himmel wölbt sich, die Grotte wölbt sich, das liest man ja hundertmal.

Wilibald.

„Sich wölbende", das ging — aber „hochwölbende" —

Claudine (ungeduldig).

O, man muß auch etwas wagen. Jedermann versteht es und —

Wilibald (fällt ein).

Zu kühn!

Claudine.

Ich will aber kühn sein.

Wilibald (zuckt die Achseln).

Frau von Austen.

Kommen Sie, Kind, kommen Sie her! Sie finden es doch nicht.

Ida (steigt von der Leiter).

Es muß drüben in dem großen Laden sein.

Frau von Austen (kopfschüttelnd).

Nein, es ist gar nicht da, ich wette.

Ida (stellt sich wieder zu ihr).

Frau von Austen.

Aber den Klopstock haben Sie doch? das ist doch Einer von den Neueren.

Ida.

O ja, den Klopstock haben wir, indessen, ich will versuchen, ob ich ihn finden kann, er wird selten verlangt.

Frau von Austen (hält sie an der Hand).

Bleiben Sie! (Ida lehnt sich wieder an die Mauer.) Daß ich so lange habe leben müssen, um das Schöne untergehn zu sehn! die himmlischen Gesänge an Cidly: „den Schmerz soll Selmar nicht fühlen, daß er sterbend mich sieht, Selmar wie liebe ich dich.“ Sie sind doch jung, mein Kind: macht das gar keinen Eindruck auf Sie?

Ida (flüstert verlegen etwas).

Frau von Austen.

O Sie brauchen nicht roth zu werden; wenn Sie den Goethe lesen oder den Gutzkow, den Ihnen der Papa aber hoffentlich nicht in die Hände geben wird, dann mögen Sie roth werden.

Ida (neugierig).

Gutzkow?

Frau von Austen.

Aber so reine Gefühle veredeln die Seele.

Wilibald.

Wie ist's, Fräulein? Soll ich es streichen?

Claudine.

Nein, das müssen wir noch besser überlegen.

Wilibald.

Nein, es ist ausgemacht; soll ich es streichen?

Claudine (mürrisch).

Meinetwegen; aber dieses eine Mal und nie wieder.

Wilibald.

Gut (er tunkt die Feder ein und streicht).

Frau von Austen.

Wer ist der Herr, der mit Fräulein Briesen so bekannt scheint?

Ida.

Der Dichter Wilibald.

Frau von Austen (fixirt ihn).

Ein hübscher Mann; wohl eine alte Freundschaft.

Ida.

Nein, sie haben sich vor einer halben Stunde hier zum ersten Mal getroffen.

Frau von Austen.

Das sollte man nicht meinen.

Ida.

Fräulein Briesen ist sehr lebhaft.

Frau von Austen
(gibt ihr einen Schlag mit dem Fächer).

Spitzbube! (sie spricht leise mit Ida und sieht dabei immer hinüber).

Claudine
(zu Wilibald, der fortwährend streicht).

Halt, halt! holla, Sie lassen ja nichts stehn!

Wilibald.

Ich merke nur Einiges an, um mit Ihnen darüber reden zu können. (Er streicht immer fort).

Claudine (lebhaft).

Aber nun auch eine ordentliche Recension, sage ich Ihnen, eine Recension aus dem Salz und Pfeffer!

Wilibald.

Glauben Sie mir, ich bin sehr geneigt, mein Bestes zu thun an dem Schlingel.

Claudine.

Aber eine Recension auf meine Gedichte!

Wilibald.

Vorerst eine auf die seinigen, das Andere findet sich.

Claudine.

Aber Sie sollen ihn nicht herunterziehen und mich dann in der Dinte stecken lassen; das stünde mir schlecht an!

Wilibald (sieht auf).

Hören Sie, Fräulein, ich darf das nicht so unmittelbar neben einander stellen; sehen Sie nicht, daß ich dann mein Ansehn von Unparteilichkeit verliere?

Claudine (sehr schnell).

Das haben Sie doch nicht; er hat Sie ja miserabel mitgenommen.

Wilibald (räuspert).

Ja nun, so arg nicht.

Claudine.

Ungefähr wie mich; wir können uns die Hände reichen.

Wilibald.

Jedenfalls ist es besser, wenn ich anonym schreibe, schon seiner Schwester wegen, die meinen Vetter geheirathet hat.

Claudine.

Richtig; so reißen Sie ihn anonym herunter und mich recensiren Sie mit ihrer Namensunterschrift.

Wilibald (räuspert).

Das pflege ich sonst nicht zu thun; mich dünkt ein W sei genug.

Claudine (heftig doch nur halblaut).

Das ist ja die Chiffre des langweiligen Werning! Da will ich doch lieber —

Wilibald (ihre beiden Hände fassend).

Hören Sie, hören Sie! (Er spricht leise zu ihr.)

Frau von Austen (zu Ida).

Nicht wahr, Sie machen auch Ihre Bemerkungen?

Ida (versteinert).

Ja, aber sie ennuyiren mich. (Stimmen draußen: „Hier links; gut." Es wird angeklopft und dann rasch die Thür geöffnet.)

## Achte Scene.

Die Vorigen. Sonderrath (tritt herein, den Hut in der Hand und streicht sich ungestüm durch's Haar, sieht umher und nähert sich dann dem Tische).

Sonderrath (zu Wilibald).

Habe ich die Ehre, Herrn Speth zu sehn?

Wilibald.

Verzeihen Sie —

Sonderrath.

Oder Einen seiner Commis?

Wilibald.

Auch nicht. (Er steht auf, nimmt die Abendblätter und ordnet sie mit Hülfe der Bücherleiter in das gewöhnliche Fach. Claudine reicht sie ihm und redet leise dazwischen).

Ida (sich nähernd).

Wollen Sie gefälligst einen Augenblick verzeihen? Mein Vater wird hoffentlich sogleich kommen.

Sonderrath.

Wie bald, wann meinen Sie wohl?

Ida (zuckt die Achseln).

Mich wundert, daß er nicht längst hier ist; er pflegt sonst um diese Zeit nicht auszugehn.

Sonderrath
(zupft an seinem Schnurrbart, fährt sich durch's Haar, sieht umher und giebt alle Zeichen der höchsten Ungeduld).

Ida
(zieht sich etwas piquirt zurück; die Austen betrachtet den neuen Ankömmling neugierig).

Claudine zu Wilibald, (halblaut).

Aber wann denn?

Wilibald.

Bald, nur nicht so unmittelbar.

Claudine.

Ich sehe schon, worauf das hinaus soll, aber ich will mein Recht, nichts mehr, als mein Recht.

Sonderrath (zu Ida gewendet).

Wissen Sie nicht, wohin Herr Speth gegangen ist?

Ida.

Ich weiß es nicht, aber um zwei kömmt er jedenfalls zu Hause.

Sonderrath (zieht seine Uhr).

Erst halb, erlauben Sie. (Er rückt den Stuhl am Tische seitwärts, setzt sich darauf, nimmt ein Lineal vom Tische und balancirt es auf der Hand).

Wilibald (hat die Blätter geordnet).

Da liege, du Quark, und steh' nicht wieder auf! Ich hoffe, das Paquet soll nicht um Vieles dicker werden, wenn es nach meinem Sinne geht.

Sonderrath (läßt das Lineal fallen).

Plautsch, da liegen wir; (er hebt es auf, etwas kleinlaut) es ist nicht gesprungen.

Ida.

O, das wäre auch kein großer Schaden.

Claudine (halblaut zu Wilibald).

Gehen Sie! Sie können gut reden, ich kann nicht dagegen aufkommen, und es steckt doch Falschheit drunter.

Wilibald.

Fräulein, Sie sind die argwöhnischste Person von der Welt.

Frau von Austen (zu Ida).

Was ist das?

Ida.

Man sollte denken, eine Liebeserklärung, aber es wird wohl ihre Schreibereien angehn.

Sonderrath (springt auf und zieht an der Klingel).

Ida (zu Frau von Austen).

Schauen Sie mal an; der meint, er sei in seinem eigenen Zimmer. (Ein Diener kommt.)

Sonderrath.

Wo ist denn eigentlich Herr Speth?

Diener.

Ich will nachsehn.

Sonderrath.

Ist er denn zu Hause oder nicht?

Diener.

Ich will . . .

Sonderrath.

Aber wissen Sie denn nicht?

Diener (verblüfft).

Vor einem Weilchen war er in seinem Kabinette.

Sonderrath (verwundert).

So, also zu Hause; ja dann gehn Sie schnell zu ihm, ich sei hier und zwar sehr eilig, er möge gefälligst sogleich kommen.

Diener.

Darf ich um Ihren werthesten Namen —

Sonderrath.

Ich, ich? Ach, wie heiße ich denn? Sonderrath, und ich sei sehr eilig, vergessen Sie das nicht. (Diener geht, Wilibald und Claudine wenden sich verwundert um, Frau von Austen fängt an auf ihrem Stuhle sich hin und her zu bewegen; Sonderrath steht auf und geht einmal die Bühne auf und nieder, als er an Wilibald kömmt, tritt dieser vor).

Wilibald.

Herr Sonderrath, verzeihen Sie einem Bruder in Apoll und den Musen . . . (Sonderrath bleibt stehn) daß er in Ermangelung eines Wortführers es wagt, sich selbst vorzustellen, ich bin der Theofried Wilibald.

Sonderrath (macht eine flüchtige Verbeugung).

Ach!

Wilibald.

Es ist eben Niemand hier, der mir diese Gunst erweisen kann, so muß ich es machen wie der Kuckuck und rufen meinen eigenen Namen.

Sonderrath (zerstreut).

Sie wohnen hier in der Stadt? Das habe ich nicht gewußt.

Wilibald.

Allerdings; meine Werke erscheinen hier beim Herrn Speth, (selbstgefällig umher schauend) ja, dieses sind die vier Wände, wo sie zuerst das Licht der Welt erschreien; (da Sonderrath nicht antwortet) Notabene, wo speisen Sie?

Sonderrath.

Ich weiß es noch nicht. Notabene, giebt es hier denn überall himmelblaue Chokolade?

Wilibald (lachend).

Wer hat Ihnen die vorgesetzt; das ist ja eine Schande für unsere Stadt!

Sonderrath.

Der Mann im Monde.

Wilibald.

Ach, der Mondwirth, das ist ja aber auch eine Schenke.

Sonderrath.

Mir scheint, es ging Jemand über den Flur.

Wilibald.

Hier rennt's den ganzen Tag wie in Lloyd's Kaffeehause, Herr Speth hat ein enormes Geschäft.

Sonderrath.

Wenigstens ein sehr solides.

Wilibald.

Nun, solide muß sein Haus wohl sein, was sich durchaus nur mit dem Ausgezeichnetesten befaßt.

Sonderrath.

Mich dünkt — (zu dem eintretenden Diener) wie ist's, kömmt er?

Diener.

Herr Speth sind in der That ausgegangen.

Sonderrath (heftig).

Nun, dann werde ich aber auch ausgehn und vielleicht nicht wiederkommen, empfehlen Sie mich Herrn Speth, und ich sei hier gewesen. (Er ergreift seinen Hut.)

Ida (sich nähernd).

Herr Sonderrath, ich weiß, daß mein Vater Sie dringend zu sprechen wünscht; dürfte ich Sie nicht bitten, noch ein Geringes sich zu gedulden? Es kann nicht viel mehr vor Zwei sein, dann kömmt er unfehlbar zu Hause.

Sonderrath.

Fräulein, ich muß; ich fürchte das Dampfboot zu versäumen.

Ida.

Stromauf?

Sonderrath.

Nein, stromab, nach Cöln.

Ida.

Das geht erst um sechs; ich bitte, machen Sie mir nicht den Kummer, meinem Vater sagen zu müssen, daß er Sie verfehlt hat, wahrscheinlich ist er eben jetzt Ihretwegen an die Schiffbrücke gegangen, da er Sie seit vier Wochen täglich erwartet.

Sonderrath.

O, das ist mir leid; der gute Herr Speth! Freilich, ich habe mal etwas dergleichen geschrieben, aber, aufrichtig gesagt, Fräulein, ich bin zuweilen ein wenig confus in meinen

Plänen; nun, ich will warten. (Er legt seinen Hut wieder auf den Tisch; Frau von Austen hat sich indessen Claudine genähert, diese dem Wilibald gewinkt, der nun mit den beiden Damen zu Sonderrath tritt.)

Wilibald (halb ironisch).

Herr Sonderrath, es ist heute ein Tag der Ueberraschung für Sie, ein Tag albo notanda lapide; sehn Sie keine Lorbeern an diesen beiden Stirnen?

Sonderrath (zerstreut lächelnd).

Lorbeern?

Wilibald (vorstellend).

Frau Johanna von Austen, Fräulein Claudine Briesen.

Sonderrath (verbeugt sich).

Ach!

Wilibald.

Oder um die Mauer der Anonymität zu brechen (auf Frau von Austen deutend) Verfasserin vieler geschätzter Poesien, unter dem schlichten Namen „Johanna" (und auf Claudine deutend) „Das Echo im Felsthale".

Sonderrath (verblüfft).

Ach, das „Echo im Felsthale"!

Claudine.

Nicht wahr? Ein glücklich erfundener Titel, so etwas Träumerisches, Verhauchendes, ich möchte wünschen, daß die Gedichte ihm entsprächen.

Sonderrath (zerstreut).

Zweifeln Sie daran?

Claudine (lebhaft).

So haben sie Ihren Beifall? Wie freut mich das! (kindlich in die Hände klatschend) o, nun habe ich eine gute Stütze, nun bin ich geborgen. (Mit dem Finger drohend). Warten Sie! Auf Sie werde ich mich noch manches Mal berufen. (Sehr schnell) Aber welches — doch das ist eine unbescheidene Frage — sagen Sie uns lieber, wie lange bleiben Sie?

Sonderrath.

Hier? Ich warte auf Herrn Speth.

Claudine.

Thun Sie nicht so bornirt; in unserer Stadt, meine ich.

Sonderrath.

Nicht länger, bis das Cölner Dampfboot fährt.

Claudine.

Lassen Sie es fahren; es kömmt ebenso gut ohne Sie über Weg; nein, fort kommen Sie nicht, daran ist nicht zu denken.

Frau von Austen (knixend).

Unmöglich, Sie wollen uns schon fliehen?

Claudine.

Wann kömmt wieder ein solcher Kreis zusammen? Geduld, ich will Ordnung machen; wir sehen alle aus, als wenn wir so davonlaufen wollten. (Sie fängt an Stühle abzupacken; zu Wilibald) Helfen Sie mir! (Beide packen drei Stühle ab und stellen sie zu dem Vierten, auf dem Sonderrath gesessen.)

Sonderrath
(fährt zu und nimmt Claudine einen Stuhl ab).

Claudine.

So! Hier, Herr Sonderrath; hier, Herr Wilibald, und hier Frau von Austen und meine kleine Person. (Sie setzen sich.)

Sonderrath.

Verzeihen Sie, wenn ich vorziehe zu stehn, ich habe mich steif und müde gesessen im Schnellwagen.

Claudine (lebhaft).

Gut, stehn Sie, wie der Beklagte vor seinem Tribunal. Sie sollen auch auf Leben und Tod angeklagt werden, erstlich auf den Vorsatz böslicher Flucht.

Wilibald.

Aufruhr gegen die angeborne Fahne der Frauenmacht.

Frau von Austen (zuckend).

Felonie wie Wallenstein.

Wilibald.

Verläumdung des vielbedrängten Mannes im Monde.

Claudine.

Wissen Sie was? (Springt rasch auf und tritt vor Sonderrath. Alle drängen sich dicht um ihn.) Wir müssen doch erst überlegen, wie wir zusammen sein können, also vorerst, kommen Sie morgen früh zu mir, doch nein, lieber diesen Abend, Herr Wilibald kommt auch und Frau von Austen, da sind wir ganz unter uns. (In die Hände klatschend.) O Gott, das wird köstlich werden! himmlisch! die ganze Luft wie electrisirt!

Frau von Austen.

Ein Verein wie Klopstock, Gieseke, Schmidt.

Sonderrath.

Sie überschütten mich mit Güte, aber bedenken Sie —

Claudine (einfallend).

Ich bedenke nichts, ich will nichts hören.

Sonderrath.

Daß ich ohne Gnade fort muß.

Claudine.

Ich höre nichts.

Sonderrath.

Ich werde aber gehen mit dem Dampfboot.

Claudine (piquirt).

Hm! Warum nicht lieber mit dem Andern, dem Studentenboot?

Sonderrath (gereizt).

Meinetwegen; aber Studentenboot? (zu Wilibald) Giebt's ein Boot, auf dem vorzugsweise Studenten fahren? keine Da . . ., keine anderen Passagiere?

Claudine

(wendet sich beleidigt ab und lorgnettirt umher).

Wilibald.

Das Fräulein spielen auf eine lustige Fahrt an, die ein Trupp flotter Gesellen, zumeist Studenten, heute um halb drei antreten wird.

Sonderrath (aufmerksam).

So?

Wilibald.

Ha! das ist eine brillante Geschichte! Sie haben das neue Dampfboot Lätitia auf vierzehn Tage dazu gemiethet.

Sonderrath
(stemmt den Arm in die Seite und nickt unternehmend).

Wilibald.

Bei jedem berühmten Weinwachs wollen sie anhalten und dort, mit Reben bekränzt, unter Gesang und Hörnerklang Abends mit Fackeln, was weiß ich Alles, an Ort und Stelle über das beste Gewächs entscheiden.

Sonderrath (nickt).

Das gefällt mir! das ist ächt anakreontisch.

Wilibald.

An jeder Station soll einer der Gesellschaft ein Weinlied vortragen, es heißt ein selbstgemachtes; nun, die Meisten haben sich's eben machen lassen.

Sonderrath.

Kennen Sie einige aus der Gesellschaft?

Wilibald.

Ein Paar, — den Kaufmann Werth aus Andernach, den Referendar Klinger —

Sonderrath (rasch).

Aus Elberfeld?

Wilibald.

Ja wohl; kennen Sie den?

Sonderrath.

O mit dem habe ich in Bonn studiert; ein prächtiger Junge!

Wilibald.

Dann den Auscultator Bernstedt.

Sonderrath (rasch).

Aus Crefeld?

Wilibald.

Kennen Sie den auch?

Sonderrath (sehr schnell).

Mein Stubenbursche; mein guter langbeiniger Pylades. Trägt er noch so sentimentale blonde Schmachtlocken?

Wilibald.

Mich dünkt, ich habe ihn kurzschopfig gesehn.

Sonderrath.

Schade, schade; nun kann ich ihn also nicht mehr den weißen Pudel nennen; jammerschade; ei, ei! die Beiden sind in der Stadt, Klinger und Bernstedt, und ich weiß es nicht, und ziehen gerade ab wie ich komme, das ist Pech! (Rasch) Wie spät ist's? (Er sieht nach der Uhr — eine Stimme draußen: „Wie? Herr Sonderrath hier?" Die Thür wird schnell aufgemacht und herein tritt Seybold.)

Seybold.

Sonderrath!

Sonderrath.

Seybold, schwarzer Ibis, wo kömmst Du her? (Er faßt ihn an den Schultern und schüttelt ihn.) Du alter Kerl!

Seybold.

Sachte, sachte! Du caressirst Einen noch immer wie eine Schmiedezange; sag mir lieber, wo kommst Du her?

Sonderrath.

Ich? ja da frag mich nicht, Du weißt, ich lebe wie ein Schirrmeister, immer auf dem Postwagen.

Seybold.

Das sei Gott geklagt! Notabene, ich war bei Dir.

Sonderrath.

Davon habe ich nichts gemerkt.

Seybold.

D. h. ich war in Bückeburg, Du warst aber damals nicht dort.

Sonderrath.

Das wundert mich nicht. Ich ziehe wieder seit vier Wochen à la bonne fortune umher. (Seybold schüttelt den Kopf und sieht Sonderrath an, der komisch verlegen aussieht; Wilibald und Claudine haben sich mit einer leichten Verbeugung gleich nach Seybold's Eintritt entfernt.)

Frau von Austen

(steht einige Sekunden länger und rutscht dann hin und her; indem sie ihren Hut aufsetzt, sagt sie zu Ida).

Ja, Idachen, ich muß gehen; fragen Sie den Papa doch wegen des Bewußten. (Ida begleitet sie und dieses muß Alles während Sonderrath's und Seybold's Begeisterung geschehn, die Worte der Austen, während Seybold den Sonderrath kopfschüttelnd ansieht.)

## Neunte Scene.

Sonderrath. Seybold.

Seybold.

Höre, Sonderrath, Du bist doch ein unbeschreiblich leichtsinniger Mensch.

Sonderrath.

Hör', Seybold, das brauchst Du mir nicht mehr zu sagen, das weiß ich längst auswendig.

Seybold.

Der faulste Schlingel in ganz Deutschland; was wird denn nun aus Deinen Reminiscenzen am Rhein?

Sonderrath.

Ich weiß es nicht.

Seybold.

Ich habe subscribirt, aber ich kann nicht spüren, daß ich für mein Geld etwas bekäme.

Sonderrath.

Wenn Du mich lieb hast, schweig mir still hiervon; es wird mir schwarz vor den Augen, wenn ich nur daran denke.

Seybold (ernsthaft).

Es ist schändlich, ich mag dich nicht gleich ausschelten, aber Du verdientest, daß ich dich herunter machte wie einen Lumpen, Du handelst unverantwortlich an dem frommen Manne, dem Speth.

Sonderrath.

Ach, ich habe so viel Anderes zu thun, Du meinst wohl, ich hätte Zeit genug, ich habe gar keine Zeit.

Seybold.

Was hast Du denn für Geschäfte? Die Weine probieren?

Sonderrath (hastig).

Richtig; wie spät ist's? (Er sieht wieder nach der Uhr.)

Seybold.

Gehen Dir noch immer die Uhren nicht schnell genug? Ich wollte sie doch lieber voran stellen. Aber ich frage, was hast Du denn für Geschäfte?

Sonderrath.

Sieh, erstlich muß ich ungeheuer viele Briefe schreiben —

Seybold.

Von denen bekomme ich wenigstens keinen mit.

Sonderrath (schnell).

Ja, ich bin Dir auch nichts schuldig.

Seybold (lacht).

Nur weiter!

Sonderrath.

Dann muß ich mir viele Bewegung machen, ich werde zu dick.

Seybold.

Schaff Du Dir eine unglückliche Liebe an, dann wirst Du schon mager werden.

Sonderrath (ihn bei der Hand fassend).

Ich kenne jetzt ein Mädchen.

Seybold.

Ich weiß schon, Deine Schwanenjungfrau.

Sonderrath.

Nein, die nicht.

Seybold.

Auch schon entthront? (Declamirend) Eine Erscheinung, so großartig, rein und glühend zugleich, wie die Stirn der Alpen, wenn das Abendroth den Schnee zu entzünden scheint — o Sonne, wo bist Du geblieben?

Sonderrath (kleinlaut).

Ach, an der habe ich mich eben auch getäuscht; denk Dir, die hat einen elenden, ledernen, gelben Grafen geheirathet, einen Kerl wie einen Habicht, der schon zehn Jahre am Scheunenthore trocknet; (lebhaft) aber das Bärbchen, das ist quick wie Pulver, das solltest Du sehn, wenn es Sonntags seine rothen Zwickelstrümpfchen —

Seybold (einfallend).

Gott verzeih mir, der Sonderrath ist ins Idyll gerathen.

Sonderrath.

Nun, nun, die überbildeten Damen stehn mir doch auch ellenlang zum Halse hinaus.

Seybold.

Frisch zu! Thyrsis und Daphne — wenn in den rothen Zwickelstrümpfen auch ein paar breite Gänsepatschen stecken, das macht nichts.

Sonderrath (impertinent).

Herr!

Seybold.

Nur frisch zu! Ein Gedicht nach dem andern. Eins auf ihr Spinnrädchen, eins auf ihr Fürtüchelchen, — die läßt Du dann drucken und trinkst ein Gläschen Wein dafür.

Sonderrath.

Jude!

Seybold.

Bist Du böse?

Sonderrath.

Ach nein, aber Du hast eine Freude daran, mir alle meine Illusionen todt zu schlagen. (Kleinlaut) Woran soll man sich denn erfrischen? an der nüchternen Wirklichkeit; das ist doch nicht möglich.

Seybold.

Hm, mitunter doch.

Sonderrath.

Unmöglich! nein, es ist nicht möglich; ich habe mein Bestes versucht, ja wohl; glänzende seidene Locken! Bei der Einen glänzen sie von Schmutz, bei der Andern von Pomade, die sie hinein schmiert — puh! (Er schüttelt sich.)

Seybold (spöttisch).

Du bist mir ein schöner Liebhaber; wenn ich eine Dame wäre, ich ließe Dich durch den Bedienten zum Hause hinaus werfen.

Sonderrath (lachend).

Meine Dame hat keinen Bedienten unter ihrem Commando, (komisch) nur so ein kleines Hänschen in zerrissenem blauen Höschen, was dem Papa die Schweinchen mit der Schwippe zusammen knallt.

Seybold.

Charmant!

Sonderrath.

Nun laß es gut sein; wir wollen nicht mehr davon reden aber Du wirst mich noch um alle Poesie schwätzen.

Seybold.

Dann wäre ich doch ein zweiter Herostrat; zwar was an Deiner Poesie bisher von Damen ausgegangen ist —

Sonderrath (lebhaft einfallend).

Ad vocem „Poesie von Damen ausgegangen", Du weißt noch gar nicht, aus welcher elenden Lage Du mich gerettet hast; denke Dir, die Blaustrümpfe hatten mich unter.

Seybold.

Wo?

Sonderrath.

Hier in diesem Zimmer; hast Du sie nicht zur Thür hinausrutschen gesehen?

Seybold.

Wann?

Sonderrath.

Eben wie Du kamst, zwei Mann hoch. Eine mit so unternehmenden weißen Schwungfedern auf dem Kopf, so eine Blaßblaue, als wenn sie sieben Jahr im Mondscheine auf der Bleiche gelegen hätte, die Person hat mir doch zugesetzt, ich wußte meines Leibes keinen Rath mehr; heute Abend sollte ich zu ihr kommen und morgen früh himmelblaue Chokolade trinken. (Seybold lacht.) Und wie ich fortgehn wollte, hat sie mir förmlich Gewalt angethan.

Seybold.

Wie heißt sie denn?

Sonderrath.

Ach, ich weiß es nicht, Biesen, Biesten, sie hat auch irgend was zusammengeschmiert, irgend ein Echo.

Seybold.

Claudine Briesen! das Echo im Felsthale! War die da?

Sonderrath.

Das bin ich gewahr geworden.

Seybold (lachend).

Ha ha ha! O, die war da! Hat sie mich gesehn?

Sonderrath.

Das mußte sie wohl, wenn sie nicht blind war.

Seybold.

Und wußte sie meinen Namen und wer ich war?

Sonderrath.

Ich glaube, ich habe Dich genannt.

Seybold.

Ha, ha ha! Ha, richtig; da habe ich Dich gerettet, die ist vor mir gelaufen. O, das Echo im Felsthale! (Er wirft sich lachend auf einen andern Stuhl.)

Sonderrath.

Und noch eine, so eine alte Carrosse; die immer auf dem Stuhle hin und her rutschte, als wenn sie auf einer siedenden Theemaschine säße, die hatte aber wenig zu Kaufe, sie nickte und räusperte genug, aber es half ihr zu gar nichts; so wie sie den Mund aufthat, war die Andere vor ihr her und riß ihr den Bissen von der Gabel. (Seybold lacht.) Und wer hat sie mir auf den Hals gesetzt? Kennst Du wohl den deutschen Eichenhain? Monsieur Wilibald?

Seybold (hastig).

Der war doch nicht auch hier?

Sonderrath.

Sicherlich; und that so fidel als wenn wir zusammen die Schweine gehütet hätten; er ist aber auch abgefahren, mit seinen Damen zugleich, eben wie du kamst.

Seybold (lachend).

O, das ist prächtig! Das ist mir zwei Louisd'ore werth, nur daß ich sie nicht gesehn habe, das kränkt mich. (Sich fassend und schüttelnd.) Aber ich möchte jetzt wohl selbst nach der Uhr sehn, Herr Speth bleibt wirklich lange aus.

Sonderrath.

Was suchst Du denn eigentlich bei ihm?

Seybold (räuspert).

Ich bitte Dich, wenn er kommt, sprich vernünftig mit ihm, Du bringst den Mann in großen Schaden.

Sonderrath.

Ach, hör', es ist mir selbst ganz fatal, aber unmöglich; bei so schönem Wetter, wer kann da in der muffigen Stube sitzen und — —

Seybold.

So schreib' im Freien! Du bist doch ein kurioser Mensch, daß Du zu Deiner Begeisterung schlechtes Wetter haben mußt.

Sonderrath.

Das nicht, verrückter Einfall, aber —

Seybold.

Nun, faß einen kräftigen Entschluß!

Sonderrath (mit halb verstecktem Humor).

Ich war eben dran, einen Entschluß zu fassen, wie Du kamst.

Seybold.

Nun, dann frisch voran! pack ihn fest.

Sonderrath
(nachdem er ihn einige Augenblicke fest angesehn).

Ich habe ihn fest gepackt.

Seybold.

Das ist brav, aber nun führ ihn auch aus.

Sonderrath.

Ganz gewiß, ich will noch heute daran.

Seybold.

Dann will ich Dich auch einmal loben.

Sonderrath.

Bemühe Dich nicht und sage mir lieber, was Du bei Speth suchst.

Seybold.

O nichts, Gedichte.

Sonderrath.

Du suchst Gedichte?

Seybold.

Nein, es ist wegen einer Herausgabe von Gedichten.

Sonderrath.

Wieder ein Bändchen schlechtes Zeug zusammen geschmiert?

Seybold.

Nein, von einer anderen Person, einer Frau von Thielen.

Sonderrath.

Und was geht Dich die an?

Seybold.

Ich bin ihr sehr befreundet und habe auch viele Verbindlichkeiten —

Sonderrath
(ihm die Hand auf die Schulter legend, nachdrücklich).

Dann thu ihr den Dienst und mache die Sache rückgängig; sage ihr, Du wärst bei Speth gewesen, er könnte nicht u. s. w. und —

Seybold.

Unmöglich, sie ist ja hier!

Sonderrath (rasch).

Doch nicht mit Dir gekommen?

Seybold.

I behüte, zwar auf demselben Dampfboot, allerdings.

Sonderrath
(mit komischer Verwunderung die Hände zusammenschlagend, ihn starr ansehend).

Seybold, Seybold! Ja, Seybold hat sich einen Blaustrumpf angeschnallt, eine litterarische Freundin!

Seybold (verlegen).

Du kennst die Frau nicht.

Sonderrath.

O ich kenne Blaustrümpfe genug, ich mag diesen nicht noch dazu kennen.

Seybold.

Sonderrath, es ist eine Frau, eine Frau, wie Du in Deinem Leben noch keine gesehn hast.

Sonderrath.

O weh, o weh!

Seybold (allmählich heftiger werdend).

Eine Frau, die genialer ist als wir Beide.

Sonderrath.

Jammer, Jammer! O Patroklos, bist du gefallen!

Seybold.

Du machst mich wirklich ungeduldig.

Sonderrath (declamirend).

„Durch zehn Lustern im Mondenschein gebleicht.“

Seybold (heftig).

Da kömmst Du recht; sie ist eine bildschöne Frau.

Sonderrath (sieht ihn verdutzt an).

Eine Frau wie eine Juno, nur viel anmuthiger, überaus anmuthig. (In ganz verändertem halbleisen Tone.) Seybold, Du bist so verliebt wie eine Nachtigall.

Seybold.

Das ist nun mal wieder ein verrückter Einfall.

Sonderrath (im selben Ton).

Seybold, Du wirst so roth wie ein Krebs.

Seybold (schnell).

Das ist nicht wahr.

Sonderrath.

Du wirst so stachlich wie ein Igel, und das ist noch das schlimmste Zeichen.

Seybold (verwirrt und erzürnt).

Soll ich mich nicht ärgern, daß du Deine trivialen Späße — ha — eine Frau, die so hoch in meiner Achtung steht —

Sonderrath (geht die Bühne entlang und pfeift)

Was soll das? (Wendet sich halb um.) Ist der Pantoffel von Sammet oder von Rindsleder?

Seybold (an sich haltend).

Es ist mir nicht der Mühe werth —

Sonderrath.

Hat er einen spitzen Absatz?

Seybold.

Nun ist's genug; (er geht zu Sonderrath und stellt sich vor ihn, sehr ernst.) Hör', Sonderrath, denk von mir, was Du willst und nicht lassen kannst, aber wegen der Frau bescheide Dich damit, daß du sie nicht kennst, und daß mir ihre Ehre weit höher steht, als meine eigene; vergiß nicht, Du hast ein böses Maul.

Sonderrath (verdutzt).

Teufel auch! (Reicht ihm die Hand) Du weißt wohl, daß ich Dich nicht verletzen wollte.

Seybold (faßt sie herzlich).

Von mir ist hier nicht die Rede.

## Zehnte Scene.

Die Vorigen. Herr Speth,

(tritt keuchend und glühroth herein, Ida mit ihm und setzt sich mit ihrer Stickerei an ihren früheren Platz, nachdem sie die Vorhänge völlig zurückgeschlagen).

Speth

(keuchend, nachdem er Sonderrath begrüßt hat; hastig).

Gottlob, daß Sie da sind; und Herr Seybold auch? Schön, schön, (zu Sonderrath) und Sie sind eilig? Ich hoffe, das wird doch nicht so arg sein.

Sonderrath.

Ich bin schon seit einer halben Stunde hier, Herr Speth.

Speth.

Wirklich? das ist mir leid, das ist mir leid, ei ei! Nun, Sie haben mich auch hübsch warten lassen; setzen Sie sich! (Er will einen Stuhl rücken und stolpert über die Ballen.) Wer Henker hat denn hier so wunderlich aufgeräumt?

Ida

(kommt und räumt die Ballen weg).

Fräulein Briesen.

Speth.

Recht so, Fräulein Briesen. (Er hat die Stühle gerückt.) Setzen wir uns!

Seybold.

Sie sind ja ganz außer Athem.

Speth.

Ich bin so gelaufen; meine Frau hat mir den Bedienten nachgeschickt, a propos, Sie speisen doch bei mir?

Seybold.

Ich kann nicht, ich bin anderwärts versagt.

Sonderrath.

Ich auch nicht, ich muß gleich fort.

Speth.

Nun, dann wollen wir es auf den Abend setzen.

Sonderrath.

Dann bin ich längst über die Berge.

Speth.

Was? Sie wollen ganz fort?

Sonderrath.

Mit dem Dampfboote.

Speth.

Unmöglich, das ist nicht möglich; wir haben ja noch Tausenderlei mit einander zu bereden.

Sonderrath.

Herr Speth, dann muß ich bitten, daß Sie keine Zeit verlieren; denn ich muß auf Ehre sogleich fort.

Speth.

Nun dann, wenn's nicht anders ist, zur Sache! (Sie setzen sich, außer Seybold, der am Tische stehn bleibt und die darauf liegenden Journale durchsieht.) Haben Sie nun das Manuscript bei sich?

Sonderrath.

Was meinen Sie?

Speth.

Ich meine, ob Sie das Manuscript mitgebracht haben?

Sonderrath (kleinlaut).

Das zwar nicht.

Speth (faltet die Hände und läßt sie sinken).

Um Gottes Willen!

Sonderrath (schnell).

Aber ein ganzes Paquet Gedichte von einem guten Freunde.

Speth (entrüstet).

Herr, was geht mich ihr Freund an, ich will meine Reminiscenzen am Rhein drucken lassen.

Sonderrath (erfreut).

Ach, Sie haben sich selbst daran gegeben, Gottlob! da fällt mir ein Stein vom Herzen!

Speth.

Herr, was fällt Ihnen ein? Bin ich ein Schriftsteller? Ihre Reminiscenzen will ich, die nenne ich die Meinigen, weil sie längst mir gehören.

Sonderrath.

Herr Speth, Sie haben vollkommen Recht; aber es nutzt Ihnen nichts, ich habe sie nun mal nicht vorräthig.

Speth.

Wo sind sie denn?

Sonderrath (stockend).

In der Feder.

Speth.

Alle?

Sonderrath.

Alle.

Speth.

Nicht ein einziges Heft fertig?

Sonderrath (schüttelt den Kopf).

Speth.

Nein, das ist zu arg; das ist ärger, wie ich's mir habe vorstellen können.

Sonderrath.

Herr Speth, ich will sagen wie der Knecht im Evangelio: „Herr, habe Geduld mit mir und ich will Alles bezahlen."

Speth.

Geduld? Ich habe Geduld gehabt, wie ein Müllerefel, zwei Jahre lang; nehmen Sie's mir nicht übel, Herr Sonderrath, aber Sie handlen unverantwortlich an mir.

Sonderrath (räuspert verlegen).

Speth.

Ich muß mich schämen wie ein begossener Hund, wenn mir Einer der Abonnenten auf der Straße begegnet; nicht mal in's Casino kann ich gehen, die Leute ziehen mich ordentlich auf mit Ihnen; bin ich Schuld, bin ich es?

Sonderrath.

Sie sollen nächstens befriedigt werden, ganz gewiß.

Speth.

Ja wohl, „die Reben blühn und Alles freut sich" —

Sonderrath (lacht).

Speth.

In aller Welt; sind das Gründe und Redensarten für einen gesetzten Mann, der einen Schnurrbart trägt wie ein Husar?

Sonderrath
(zupft lachend an seinem Schnurrbarte).

Speth.

Wahrhaftig, Herr Sonderrath, man kommt in Versuchung, mit Ihnen zu reden wie mit einem Kinde. Ich bin gewiß nicht der Mann, der Jemandem gern etwas Unangenehmes sagt.

Sonderrath (gutmüthig).

Nein, das sind Sie nicht.

Speth.

Aber bedenken Sie, daß ich mein Brod sauer verdienen muß. Ich bin zuweilen so herunter, daß ich vor Müdigkeit nicht einmal essen mag. (Er wischt sich die Stirn).

Sonderrath.

Sie dauern mich wirklich.

Speth.

Nun, wenn ich Sie dauere, so bringen Sie mich wenigstens nicht um meine paar Groschen! Fünftausend Thaler perdu, das ist kein Spaß!

Sonderrath (betreten).

Fünftausend Thaler? Unmöglich!

Speth.

Leider möglich genug; (ihm ein Papier reichend) da haben Sie die Berechnung.

Sonderrath (sieht gedankenlos hinein).

Speth (halb lachend).

Ist es nicht betrübt, daß ein Mann wie Sie, ein gekröntes, belorbeertes Haupt, vor einem ordinairen Buchhändler da sitzen muß wie Butter an der Sonne?

Sonderrath (sieht zu Seybold hinüber).

Seybold.

Ja, hilf Dir selbst! Du hast es reichlich verdient; ich würde Dich noch ganz anders herunter reißen.

Sonderrath.

Herr Speth, ich habe es schon gesagt, mea culpa; aber Sie müssen Nachsicht mit einer Poetennatur haben, die hat nun einmal etwas vom Irrwische an sich.

Speth.

Es kommt darauf an, was Sie billige Zwischenräume nennen; jeden Monat wenigstens muß ein Heft erscheinen können.

Sonderrath (rasch).

O, das geht auch ganz gut an; so einen Wisch schreibe ich in drei Tagen.

Speth (lachend).

Desto schlimmer, daß Sie in zwei Jahren nicht haben damit fertig werden können.

Sonderrath.

Sie sollen sehen, Sie sollen sehen, ich werde meinen guten Ruf glänzend — (man hört hinter der Scene läuten.) Was bedeutet das?

Speth.

Das Dampfboot fährt ab.

Sonderrath (hastig).

Auf der Stelle?

Speth.

Nein, in zehn Minuten.

Sonderrath.

Dann muß ich eilen. (Er greift nach seinem Hute.) Adieu Seybold, komm nach Bückeburg! Herr Speth, ich schreibe Ihnen.

Ida.

Es ist garnicht Ihr Dampfboot, es ist das andere, das Studentenboot.

Seybold (ihn am Arme haltend).

So renn doch nicht gleich wieder wie ein Postpferd! Deines fährt erst um Sechs.

Sonderrath.

Ich weiß, ich weiß; aber ich muß doch fort, laß mich! (Er sucht sich loszumachen.)

Seybold.

Wohin denn?

Sonderrath.

O — laß mich! Hörst Du?

Speth.

Sehe ich Sie noch?

Sonderrath.

Vielleicht, es kann wohl sein. (Er hat sich los gemacht.)

Speth.

Nein, versprechen Sie mir, daß ich Sie noch sehn soll.

Sonderrath (lachend).

Wenn Sie selbst wollen; es wird ganz von Ihnen abhängen.

Speth.

Wie so?

Sonderrath.

Fragen Sie Seybold; der ist mein anderes Ich, der weiß Alles, Adio! (Er geht hastig ab.)

## Elfte Scene.

Speth, Seybold, Ida (am Fenster stickend).

Speth
(steht auf und wendet sich zu Seybold).

Nun?

Seybold (zuckt die Achseln).

Ich weiß nichts.

Speth.

Aber er sagte ja —

Seybold (verdrießlich).

Er ist ein Windbeutel.

Speth (seufzend).

O, er hält mir gewiß nicht Wort; was meinen Sie, wird er Wort halten?

Seybold.

Ich hoffe es.

Speth.

Sie scheinen mir sehr zweifelhaft.

Seybold.

Doch eigentlich nicht; Sonderrath ist, wie gesagt, ein bischen sehr, sehr leichtsinnig; nun, dafür ist er ein Genie, aber eine grundehrliche Haut.

Speth (beklemmt).

Ich kenne das; der Geist ist willig und das Fleisch ist schwach, mit Solchen läuft man aber oft gerade am Schlimmsten an.

Seybold.

Nein, nein; Sie sollen sehn, die fünftausend Thaler brennen ihm jetzt auf der Seele, bis er sie herunter geschrieben hat, wenigstens hoffe ich das.

Speth.

Sie sind Ihrer Sache keineswegs gewiß.

Seybold.

Lieber Herr Speth, ich bin keiner Sache ganz gewiß, außer daß der Himmel heute nicht einfallen wird.

Speth.

Es wäre doch ein perfider Streich; bedenken Sie, fünftausend Thaler, ich will Ihnen die Berechnung machen: erstlich für die Stahlstiche —

Seybold.

Thun Sie das nicht, Herr Speth; es ist mir nur verdrießlich es anzuhören, und es ärgert Sie selber.

Speth.

O, es ärgert mich alle Tage.

Seybold (nachdenklich).

Dieses Mal hoffe ich Ihnen für Sonderrath stehn zu können; (rascher) denn ich will selbst mein Bestes dazu thun.

Speth.

Haben Sie sich denn schon in dem Fache versucht?

Seybold.

Das nicht, so meine ich es nicht; aber ich will direkt von hier nach Bückeburg gehn und dann werde ich doch sehn, ob er mir schreiben soll. Wenn's nicht anders ist, sperre ich ihn in seine eigne Stube ein.

Speth.

Das wäre gewiß sehr gütig von Ihnen.

Seybold (kleine Pause).

Ja, ich will sehn, was zu machen ist, und nun zu unserm Geschäft. Sie haben doch meine letzte Sendung erhalten?

Speth.

Ja wohl, freilich, die Gedichte von der Dame.

Seybold.

Es ist mir sehr daran gelegen, daß die Herausgabe keine Schwierigkeiten findet; ich habe der Frau von Thielen manche Verbindlichkeit, und sie hat sich schwer zur Veröffentlichung entschlossen.

Speth (beklemmt).

Ja, Herr Seybold, da hätten Sie vielleicht besser gethan, ihr den Willen zu lassen.

Seybold (erstaunt).

Wie?

Speth.

Gedichte sind jetzt ein schlimmer Artikel und vollends Frauenzimmer-Gedichte. Sehn sie, (er zeigt auf das Paquet) eine ganze Legion Krebse, „das Echo im Felsthale" von Claudine Briesen.

Seybold.

Das ist ja aber auch eine Närrin, ohne das geringste Talent.

Speth.

Sagen Sie das nicht; es klingt und schäumt doch mitunter recht gut. (Kleine Pause.)

Seybold.

Haben Sie etwas von der Frau von Thielen gelesen?

Speth (seufzt).

Confus, confus!

Seybold (erstaunt).

Ist's möglich, daß ein Mann wie Sie, der den ganzen Tag sich mit der Litteratur beschäftigt, das Talent so verkennen kann? Diese Originalität! Diese genialen Bilder! Diese —

Speth (bedenklich).

Mein lieber Herr Seybold, was ich denke, darauf kommt es gar nicht an, sondern lediglich auf das Publikum.

Seybold (wegwerfend).

Was nennen Sie Publikum?

Speth (gelassen).

Was mir die Bücher abkauft und bezahlt. (Pause.)

Seybold.

Glauben Sie, das Unternehmen werde sich nicht rentiren?

Speth.

Ich fürchte wohl.

Seybold (nach augenblicklichem Nachdenken).

Nein, so etwas Bedeutendes wird durchdringen, muß durchdringen.

Speth.

Nach meinem Tode vielleicht, das glaube ich selbst.

Seybold (schweigt verstimmt).

Speth.

Sehen Sie, ich spreche der Frau einiges Talent gar nicht ab.

Seybold (verbeugt sich).

Das danke Ihnen der Kuckuck!

Speth.

Ein bedeutendes Talent, wenn Sie wollen; aber es scheint ihr auch so gar nichts daran gelegen, ob sie verstanden wird oder nicht. Mit ein paar Worten, mit einer Zeile könnte sie zuweilen das Ganze klar machen, und sie thut's nicht . . .

Seybold (schweigt).

Speth.

Ist's nicht so?

Seybold.

Das habe ich ihr auch schon gesagt.

Speth.

Und sie thut's doch nicht! Was ist das? Eigensinn. Ich wette, die Frau ist reich und in glänzenden aristokratischen Verhältnissen.

Seybold.

Das haben Sie getroffen.

Speth.

Sehn Sie? Sehn Sie? Die schreibt für ihre Kaste, und wenn wir Anderen es nicht lesen wollen, so können wir es lassen; aber damit ist mir nicht geholfen. (Kleine Pause.)

Speth.

Wenn sie es will auf eigne Kosten drucken lassen —

Seybold (schnell).

Das geht nicht, das ist schimpflich.

Speth.

Oder wenn sie sich zu einer Umarbeitung herbeiließe —

Seybold.

O, damit darf ich ihr gar nicht kommen.

Speth.

Ja, was ist da zu machen —? (Ein Diener kommt.)

Diener.

Draußen ist eine Dame mit einem Bedienten, die nach Herrn Seybold fragt.

Seybold (hastig).

O, das ist sie, Herr Speth; ich bitte, nehmen Sie die Gedichte, wie sie sind, ich will es Ihnen auf irgend eine Weise compensiren.

Speth.

Ich will es mir überlegen.

Seybold.

Nein, Sie müssen sich auf der Stelle entschließen. Was wollen Sie? Gedichte? Recensionen?

Speth.

Nun, dann Recensionen.

Seybold.

Wie viele?

Speth.

Vierzig.

Seybold.

Das ist enorm; (es wird angepocht) nun ja; aber halten Sie Wort!

## Zwölfte Scene.

Die Vorigen; Anna von Thielen,
(eine große schöne Frau, von sehr vornehmem Anstande, sie ist einfach aber reich gekleidet).

Speth (für sich).

Da mache ich doch noch heute ein gutes Geschäftchen.

Frau von Thielen
(bleibt in der offenen Thür stehen).

Herr Seybold, sind Sie fertig?

Seybold.

Ja, meine gnädige Frau. (Greift nach seinem Hute.)

Frau von Thielen
(heftet ihre Augen auf ein hochstehendes Buch).

Herr Seybold, Sie sehen schärfer als ich; stehen dort die Schriften der Jane Baillie?

Speth (vortretend).

Ja wohl, meine gnädige Frau, zu Ihrem Befehle. (Er steigt auf die Bücherleiter und reicht sie ihr.) Zwei Bände.

Frau von Thielen.

Wie theuer?

Speth.

Drei Thaler.

Frau von Thielen
(nimmt von dem hinter ihr stehenden Livreebedienten ein zierliches Körbchen, langt ihre Börse hervor und legt das Geld auf den Tisch).

Speth (das Geld erfassend).

Eine ausgezeichnete Schriftstellerin.

Frau von Thielen.

Ja wohl.

Speth.

Es wundert mich nicht, daß Ihro Gnaden von einem ähnlichen Geiste so angesprochen werden.

Frau von Thielen
(sieht ihn befremdet an).

Speth.

Herr Seybold hat mir die angenehme Aussicht gegeben, Ihre Gedichte verlegen zu dürfen.

Seybold (unruhig).

Das ist ja nun abgemacht, Herr Speth.

Speth.

Ja wohl, allerdings, und ich freue mich der Ehre.

Frau von Thielen

(nickt mit dem Kopfe und lächelt höflich).

Speth.

Ich hätte freilich gern noch Einiges mit Ihnen besprochen.

Frau von Thielen.

Ich dachte, Herr Seybold habe Ihnen Alles Nöthige mitgetheilt.

Speth.

Allerdings, Alles nach Wunsch, die Poesien sind großartig, lebendig, genial.

Frau von Thielen (sieht Seybold an).

Seybold.

Herr Speth!

Speth (fortfahrend).

Einige kleine Abänderungen, gleichsam Erläuterungen, wären mir wohl wünschenswerth gewesen, (schneller) doch es ist auch so vortrefflich, überaus!

Frau von Thielen.

Haben Sie das Herrn Seybold gesagt?

Speth (verwirrt werdend).

O nein, nicht im Geringsten! Ich dachte nur, wenn Sie mir in Zukunft die Ehre gönnen wollten.

Frau von Thielen.

Sie fürchten, daß das Buch keinen Absatz finden werde.

Speth.

Doch nicht, nein.

Frau von Thielen.

Sie fürchten Schaden bei dem Unternehmen.

Speth (ganz verwirrt).

O, der könnte doch nur gering sein; es ist ja nur ein kleines Bändchen, gleichsam eine Bagatelle.

Frau von Thielen (feuerroth).

Darauf darf ich es doch nicht ankommen lassen. Herr Seybold, wollen Sie die Güte haben, sich das Manuscript wieder auszubitten?

Speth (erschreckt).

Gnädige Frau, bitte sehr! Ich bin ja ganz bereit, ganz bereit.

Frau von Thielen
(sieht über den Tisch hin und nimmt das vor ihr liegende Manuscript).

Sie sind sehr gütig, aber Güte soll man nicht mißbrauchen. (Freundlich) Guten Morgen! (Sie reicht Körbchen und Manuscript in der Thür dem Bedienten und geht ab mit Seybold, der Speth einen wüthenden Blick zuwirft.)

## Dreizehnte und letzte Scene.

Speth, Ida (am Fenster).

Speth
(nachdem er ihnen eine Weile wie versteinert nachgesehn).

Das muß ich gestehn, da fällt mir auch die Butter vom Brode! Hochmüthige Kreatur, behalte Deine Gedichte und lies sie Dir selber vor, dann hast Du ein Publikum, was Dich anbetet. Ich meine Wunder, wie gut ich meine Sache mache, und nun gehts mir so? (Nachäffend, doch vor Allem nur nicht karikirt.) „Guten Morgen!" Und der Seybold hätte mich auch lieber lebendig gespeist mit seinen Augen; ich habe mich doch wahrhaftig vor Höflichkeit zusammen geschlagen wie ein Taschenmesser, es ärgert mich noch hintennach. (Er setzt sich an den Tisch.) Schöne Geschäfte heute! Die Recensionen da bin ich nun mal darum, wenn er mir nur nicht für die Zukunft ganz rappelköpfisch wird; mich dünkt, er ist bis über die Ohren verliebt in die stolze Papelune. (Nachsinnend) Hm, was frag' ich nach ihren Gedichten? Die kann sie ihrer Kammerjungfer vorlesen, aber die Recensionen, die Recensionen! (Seufzend) Das ist ein Schnitt vom Brode (er tunkt eine Feder ein; Läuten hinter der Scene).

Ida (hastig).

Vater, Vater! Das Dampfboot fährt ab! (Sie steht auf.)

Speth.

Meinetwegen. (Er rechnet.) Sechs und fünf macht elf —

Ida.

Alles voll Festons, oben und unten, und drei Flaggen, blau, weiß und roth! (Lautes Hurrah noch ziemlich fern.)

Speth.

Schreit euch den Hals wund, ihr Narren! — Und sechszehn macht sieben und zwanzig — (Marsch von Blasinstrumenten) und sechs macht dreißig, nein, drei und dreißig; man kann nicht mal mehr addiren vor dem Gedudel da draußen.

Ida.

Welch' eine Menge von jungen Leuten, sie stehen Alle auf dem Verdeck, Kopf an Kopf, und Alle mit Rebenlaub bekränzt.

Speth.

Gut, daß sie stehn, so lange sie noch können, — und sieben macht vierzig; (er rechnet leise weiter und läßt dann die Feder sinken) hundert und zwanzig Louisd'or Schaden! O weh, o weh! — Nun, wenn mir nur der Sonderrath Stich hält, wenn mir nur die Reminiscenzen nicht echappiren! — Fünf Tausend Thaler perdu, das wäre noch ein anderes Leiden.

Ida.

Da zieht Einer von den jungen Leuten dem Andern den Kranz vom Kopf und steckt ihn an die weiße Flagge; (hastig) Vater, das ist Herr Sonderrath!

Speth (läuft an's Fenster).

Wo ist meine Brille? Ida, meine Brille!

Ida (hastig deutend).

Sieh, Vater, der, der, der sich eben das Glas Wein einschenkt!

Speth.

Der ist ja blau, und Sonderrath war grün.

Ida.

Er hat den Mantel umgeschlagen.

Speth (keuchend).

Meine Brille! — Geschwind, gleich sind sie hier unter dem Fenster.

Ida

(greift die Brille vom Tische).

Speth

(setzt sie hastig auf; Marsch und zweites Hurrah, ganz nah).

Ida.

Sieh, sieh, — er hebt das Glas auf, er nickt uns zu.

Speth

(nimmt die Brille ab und läßt die Hände sinken).

Perdu!

(Der Vorhang fällt während des Marsches.)

# Aus Familienbriefen.

# Einleitung.

Zu unserem größten Bedauern war es uns nicht gegönnt, der folgenden Abtheilung des Nachlasses der Dichterin die gehoffte und wünschenswerthe Vollständigkeit zu geben. Was Prof. Schlüter von den Briefen Annettens an ihn veröffentlicht hat,[1]) gehört nicht bloß unbestritten zu dem biographisch Wichtigsten, sondern auch zu dem allgemein Interessantesten, weil Charakteristisch'sten, was die Dichterin uns in Prosa hinterlassen. Ihr ganzes edeles, reines, reiches und gemüthvolles Wesen tritt kaum in ihren Gedichten so klar und liebenswürdig zu Tage, wie gerade in diesen Briefen.

Außer der Schlüter'schen Sammlung haben wir noch den äußerst wichtigen Abdruck von vier Jugendbriefen Annettens an Prof. Sprickmann, welchen Prof. H. Hüffer in seiner trefflichen Charakteristik der Dichterin in der „Deutschen Rundschau"[2]) besorgte. Ueber die Jugendzeit und erste literarische Thätigkeit der Droste sind diese Briefe zweifelsohne eine der besten und sichersten Quellen.

Es ist keineswegs anzunehmen, daß sich im Laufe der Zeit die Veröffentlichung der Correspondenz Annettens auf diese zwei Sammlungen beschränken wird. Je mehr das öffentliche Interesse für Deutschlands größte und edelste Dichterin geweckt wird, um so mehr Aufmerksamkeit wird man gerade der Correspondenz auch hier wie bei anderen Geistesheroen zuwenden.

Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß sich noch eine beträchtliche Anzahl Briefe der Dichterin finden wird. Wir erinnern

---

1) Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Zweite vermehrte Auflage. Münster, Adolph Russel's Verlag. 1880.

2) Annette von Droste-Hülshoff. Deutsche Rundschau. B. VII. S. 208ff.

hier nur an die jedenfalls bedeutendsten Freundescorrespondenzen mit L. Schücking, W. Junkmann, Frau Sib. Mertens, Fräul. Adele Schopenhauer, Fräul. Amalie von Hassenpflug, Frau E. von Hohenhausen-Rüdiger u. s. w., der ausgedehnten Verwandtschaftscorrespondenz gar nicht zu gedenken. Trotz mancherlei Bemühungen ist es uns indeß nicht gelungen, in den Besitz der einen oder anderen uns besonders wichtig scheinenden Briefsammlung jetzt schon zu gelangen.

Was sich im Archive von Hülshoff oder bei anderen nahen Verwandten der Dichterin an zufällig aufbewahrten Briefschaften noch fand, wurde uns von der Familie rückhaltlos zur Einsicht und freien Benutzung zugestellt. Die Anzahl der Nummern war eine nicht unbedeutende, allein bald mußte der Herausgeber schon beim flüchtigsten Lesen der Schreiben inne werden, daß sich die weitaus größte Mehrzahl zum Abdruck für das große Publikum nicht eigne.

Wenn die Frage, ob Annette ein „Blaustrumpf" d. h. bloß eine „schöngeistige" Dame gewesen, bisher noch nicht entschieden wäre, so müßte die Verwandtschaftscorrespondenz auch den letzten Zweifel daran beseitigen, daß diese Frage im entschiedenst verneinenden Sinne zu beantworten sei. In diesen Briefen an die Mutter, den Bruder Werner, die Schwester Jenny, den Onkel August, die Tante Sophie ist Annette einfach die liebenswürdige besorgte Tochter, Schwester und Nichte. Die Briefe sind, was Briefe im Allgemeinen sein sollen, nicht an die Oeffentlichkeit und die Zukunft adressirt, sondern bloß für den Adressaten bestimmt. Was diesen für den Augenblick am meisten zu wissen verlangt, das wird kurz ohne Reflexion und lange Umschreibung mitgetheilt. „Sippschaft ist ein weites Band — Geht gar viel hinein" heißt es in des „Pfarrers Woche" und das kommt auch dem Leser dieser Briefe zum Bewußtsein, wenn er — was keine Seltenheit ist, in kurzer abgebrochener Weise auf einer einzigen Briefseite 10—20 Vettern, Nichten, alte und neue Bekannte, Geburten und Todesfälle Revue passiren sieht. Daß durch diesen reichen Inhalt die Briefe für den Empfänger von dem größten

Interesse waren und eben wegen mancher persönlichen Notiz für die Familienchronik von Werth bleiben müssen (ein Umstand, dem wir die Aufbewahrung der Briefe wohl einzig zuzuschreiben haben), sieht Jeder leicht ein, aber die übrige Lesewelt würde damit nichts anzufangen wissen.

Da indeß manche Bemerkung der Briefschreiberin für ihren eigenen Charakter, die Zeitfolge ihres Lebens und Schaffens, ihre Beziehungen zu bekannten Persönlichkeiten, kurz für die Kenntniß ihres Wesens und Wirkens nicht ohne Wichtigkeit ist, so haben wir diese Stellen ausgezogen und bringen sie als Ergänzung unserer einleitenden Lebensskizze und als erwünschte Bereicherung des Quellenmaterials für den künftigen Biographen in den folgenden Blättern zum Abdruck. Manches freilich ist an sich ohne Interesse, — als Zug im Gesammtbilde, als Leitstein für den Forscher aber von wirklichem Werthe. Die Natur der Correspondenz bringt es mit sich, daß unsere Auszüge bei weitem nicht den Zusammenhang und die Ausführlichkeit haben, wie z. B. die freundschaftlich-literarischen Briefe an Schlüter oder Sprickmann. Eben darum bedauern wir auch so sehr, daß uns statt der wenigen zufällig aufbewahrten Familienbriefe nicht jene obengenannten, jedenfalls allgemeiner gehaltenen und darum wichtigeren Correspondenzen mit den Freunden zugänglich waren. Inzwischen wird jedoch unsere Aehrenlese den Freunden und Forschern schon auch willkommen sein.

Viele Briefe Annettens — man kann wohl sagen die meisten — tragen entweder gar kein Datum oder höchstens den Tag des Monats, nicht aber das Jahr. Meistens läßt sich das letztere jedoch aus einer oder der anderen Anspielung oder Familienangabe herausfinden, wodurch dann wieder einzelne, sonst unbestimmbare Angaben eruirt werden können. Wir haben darum überall, wo nöthig, in eckigen Klammern das Jahr hinzugesetzt, bisweilen freilich, wo alles Forschen umsonst war, mit einem Fragezeichen.

W. K.

## An ihren Vater.

Bökendorf, den 18. [? Wahrscheinlich 1819 oder 1820]

Es ist mir sehr betrübt, Du armer lieber Papa, daß man Dir meinetwegen so viel Unruhe gemacht, da doch gottlob, nichts an der Sache ist. Ich befinde mich jetzt sehr wohl, und habe mich auch nur einen einzigen Tag, gerade wo die Frau von Korff in Driburg war, übel befunden; ich habe das Ganze weitläufig in Mama's Briefe geschrieben, und will mich deßhalb nicht länger dabei aufhalten. Du schreibst mir, ich soll im Oktober herüberkommen; da ich mich aber so durchaus wohl befinde, und die hiesigen Aerzte behaupten, daß gerade die Bergluft dasjenige wäre, wovon ich auf die Dauer meine völlige Genesung erwarten müßte, so wollen die Großeltern noch nichts von abreisen hören. Was mich anbelangt, so thue ich das, was Ihr über mich beschließt, auf jeden Fall mit Freuden. Ich will nicht läugnen, daß ich sehr gerne mal wieder bei Euch wäre, aber doch kann ich versichern, daß ich, so oft ich auch an Euch denke, doch nicht eigentlich das Heimweh habe, wie die Frau von Korff meinte; freilich bleibt einem das väterliche Haus natürlich immer das Liebste, und es ist eine außerordentliche Freude, wenn man in einer fremden Gegend etwas von Hause hört, und so mögen meine vielen und dringenden Fragen nach Allem, was Münster anbelangt, die Frau von Korff wohl auf diese verkehrte Idee gebracht haben; zudem muß ich sagen, daß, da ich noch fast gar nicht bei den Großeltern habe sein können, es mir unbillig und auch etwas schämerlich vorkömmt, jetzt wieder fortzugehen, ohne den Zweck, weßhalb ich eigentlich hergekommen bin, erfüllt zu haben. Du mußt nun nicht denken, mein lieber alter Papa, als ob mir irgend ein Ort so lieb sein

könnte wie Hülshoff, aber ebenso mußt Du auch nicht glauben, als ob ich mich bloß durch Rücksichten hier zurückhalten ließe; ich versichere Dich, daß wenn ich nur im mindesten glaubte, daß mein längeres Hierbleiben meiner Gesundheit schädlich sein könnte, ich den vorgenannten Grund weiter nicht berücksichtigen würde, weil es alsdann doch noch eine nähere Pflicht wäre, für die Erhaltung meiner Gesundheit zu sorgen. Ich werde hier zudem so äußerst freundlich und liebevoll behandelt, daß ich nächst Hülshoff hier wohl am liebsten bin, doch richte Alles ein, wie du willst, mein liebster Papa, und vergiß, bitte, die bewußten Stunden nicht, ich denke auch immer daran, aber ein paar mal habe ich es in Driburg versäumt, weil ich schlief, ich habe es aber nachgeholt. Ich habe zu Driburg manche angenehme Leute kennen gelernt, die Krone des ganzen Bades war eine Frau von Stuttnitz, eine Frau von fünfunddreißig Jahren, die aber aussah, als wenn sie sechzig alt wäre, weil sie schon seit vielen Jahren ganz contract von der Gicht ist; sie besitzt einen ganz vorzüglichen Verstand, und nie habe ich bei einer so schmerzhaft leidenden Person so viel beständige und gottergebene Heiterkeit gefunden; sie wohnt in Gotha und hat mich auch gebeten, ihr zu schreiben, ich werde es auch thun, wenn Ihr erlaubt, und ich glaube, daß Ihr sie gewiß außerordentlich achtungswerth finden würdet. Die Frau von Sierstorpf hat uns außerordentlich viel Güte erwiesen, wie sie sich denn überhaupt ganz für ihre Gäste aufopfert; sie ist auch jetzt so schwach, daß sie die Weintraubenkur gebrauchen muß, wo sie in sechs Wochen gar nichts wie Weintrauben essen darf; ich habe mir das sehr angenehm gedacht, es soll aber beinahe gar nicht zu ertragen sein. Straube ist jetzt auch hier, er wird aber nicht nach Hülshoff kommen, weil er in Göttingen zu viel zu thun hat. Er ist vorgestern hergekommen und wird, glaube ich, morgen wieder fortgehn; der arme Schelm muß sich doch erschrecklich quälen. August wird aber nach Hülshoff kommen, der Tag ist noch nicht bestimmt, aber erster Tage, lieber Papa. Die Fräulein R. haben mir gesagt, daß bei ihnen im Eichsfelde so

viel schöne Orchis wüchsen, sie wollen sich von einem kunstverständigen Freunde die Namen der dort wachsenden Sorten aufschreiben lassen und schicken sie mir alsdann. Ich habe auch in D. einen Herrn von Knigge kennen lernen, einen Neffen des berühmten Knigge und selbst berühmt, weil er ein sehr geschätztes Werk, Reisen durch Asien, soll herausgegeben haben; er ist auch lange in Afrika gewesen und wußte sehr viel Interessantes zu erzählen, obschon er eine etwas ungünstige Physiognomie hat. Seine Frau ist eine Russin, spricht aber sehr gut deutsch. Leb wohl, lieber Papa, ich wollte auch noch gern an Jenny schreiben.

Deine treue Tochter Nette.

---

## An ihre Mutter.

Bökendorf. [1819 oder 1820?]

... Ich will Dir jetzt auch Verschiedenes von einigen Personen, die ich in Driburg habe kennen lernen, schreiben. 1. von Deckens selbst; der Oberst selbst ist 36 Jahr alt, groß und hat ein auffallendes, aber anfangs höchst unangenehmes Gesicht; wenn man ihn näher kennt, so gewinnen ihn die meisten Menschen sehr lieb, ich mag ihn auch wohl leiden, aber doch nicht so sehr. Er hat sehr viel Verstand und weiß es auch; er ist ein Schriftsteller und hat schon Verschiedenes herausgegeben, unter andern ein Bändchen Gedichte, wovon ich auch ein Exemplar habe; sie wollen aber nichts bedeuten, denn er ist gar nicht mit der Zeit fortgeschritten. Er ist übrigens ernst und verschlossen, aber sehr rechtlich, also ein braver Mann, hat aber für mich etwas Unheimliches. Seine erste Frau war eine [unleserlich] und von ihr sind die beiden Töchter, die auch in Driburg waren, nebst einem Sohn. Seine jetzige Frau, meine liebe Mina, ist eine Engländerin, geborne Brown (Braun); ihre Mutter war eine geb. Lady Hamilton, und sie ist somit eine rechte Nichte des jetzigen Herzogs von Hamilton. Sie ist sehr groß und schlank und Zug

vor Zug sehr schön; Stirne und Nase fast ganz wie Mimy S., aber sie hat einen sehr großen Mund und eine goldgelbe Farbe, dabei schwarzes, ganz krauses Haar und eine herrliche Figur, und doch kommt sie einem im Ganzen eher häßlich vor, ich glaube, weil sie zuviel wie ein Mann aussieht. Ich meine, sie hätte noch mehr Verstand wie ihr Mann, wenigstens viel mehr Geist und eine Sanftmuth, wie ich sie sonst nur bei meinem lieben Papa gefunden habe, und eine außerordentliche Andacht. Sie hält äußerst auf ihr Point d'honneur und ein edles, anständiges Betragen, und wo das angegriffen wird, kann sie auch wohl mal sehr fein und scharf sein. Ich glaube, Du würdest sie sehr lieb gewinnen; mir ist ihre Gegenwart im Anfang trotz aller Freundlichkeit etwas drückend; sie hatte mich außerordentlich lieb und mir, seit sie fort ist, schon 6 mal geschrieben, ich habe aber erst einmal antworten können. Sie ist 33 Jahre alt; mit ihren beiden Stieftöchtern würdet ihr euch alle herrlich schicken; die Aelteste, Annette, ist 26 Jahr; sie hat eine Stiftspräbende und nennt sich deßhalb eine Klosterdame, geht nie ohne Mütze, Fraise und lange Aermel und hält sich für stump steenolt; sie hat was Angenehmes, ist klug und gebildet, aber ein völliges Nönnchen. Die Jüngste, Sophie, ist 18 Jahre alt und so lieb, daß ich, wenn es nicht undankbar gegen die Decken wäre, wohl sagen möchte, sie wäre mir die Liebste von der ganzen Familie; sie hat viel von ihrer Schwester, aber ist dabei so freundlich und klug und angenehm, daß sie ein wahrer Abgott im Bade war, obschon sie und ihre Schwester immer für sich waren und mit Niemand Umgang suchten. Wir beiden wären wohl sehr enge Freunde geworden, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß die Decken etwas eifersüchtig darüber geworden wäre; übrigens steht die Mutter mit den Töchtern in der besten Harmonie, aber sie sind sich so wenig ähnlich, wie Mohren und Weiße. Die eignen Kinder der Decken gleichen alle wieder äußerlich auf die Mutter und sind alle sehr unartig, weil sie nach englischer Manier erzogen werden, aber zum Erschrecken klug, und haben alle einen seltsam italienischen Charakter; ich

werde Dir noch Einiges von diesen Kindern erzählen. — Es war auch ein anderer Schriftsteller in Driburg, Herr von Knigge, Vetter des alten Knigge. Dieser ist der berühmte Reisende durch Asien und Afrika; er soll darüber ein herrliches, gelehrtes Buch geschrieben haben. Er wohnte gerade neben uns, und wir waren schon längst die besten Freunde von wegen der Musik; denn im Decken'schen Saal stand ein Flügel, und so oft ich spielte, kam er herein, hörte aufmerksam zu und knüpfte nachher gewöhnlich ein von seiner Seite sehr kenntnißreiches und unterhaltendes Gespräch über die Musik an. Sobald ich wußte, was ich daran hatte, mußte er mir von seinen Reisen erzählen; er that es gern und es war immer uns Allen viel werth, wenn wir ihn dazu bringen konnten. Seine Frau ist eine Russin. — Eine allgemein ausgezeichnete Achtung genoß eine Frau von Stuttnitz aus Gotha; sie ist noch jung, aber ganz contract von der Gicht; man sagt, sie soll sowohl von Gestalt als Charakter wie eine Zwillingsschwester an die selige Hofräthin Blume gleichen. Sie bat mich, sie oft zu besuchen, und wir sind uns hoffentlich gegenseitig recht lieb geworden; sie weinte sehr, wie ich fortging, und ich war auch sehr betrübt, denn ich sehe sie gewiß in meinem Leben nicht wieder. Die Stuttnitz ist ganz intim mit dem Dichter Werner; ich habe viele seiner Briefe an sie gelesen, sie sind alle sehr schön aber phantastisch. . . .

---

## An Freifrau von Metternich
## geb. von Haxthausen.

Hülshoff, 22. Sept. 21.

Ich habe jetzt sehr wenig Zeit, denn der Onkel Max (Droste) hat mir ein selbstverfaßtes Werk über den Generalbaß geschenkt. — Eine Abschrift, denn es ist nicht im Druck — was folgt daraus? — daß ich aus Dankbarkeit das ganze Werk von Anfang bis zu Ende durchstudiere und auswendig lerne! — Ich kann nicht sagen, daß ich es ungern thäte, oder daß es mir schwer

würde, da ich schon manche andere Werke über den Generalbaß kenne, aber ich muß doch fast meine ganze Zeit daran setzen. — Außerdem wird jetzt fleißig hier im Hause gearbeitet. Jenny spielt und singt mit großem Eifer, da sie glaubt, in ihrer Abwesenheit manches verlernt zu haben. Tony und Elise (Tony Galieris und Elise Dücker) malen den ganzen Tag auf Sammt; Tony weiße und gelbe Narzissen, und Elise ein Rosenbouquet. Wir sehen uns fast den ganzen Tag nicht, so sehr sind wir sämmtlich beschäftigt.

Sag mir, liebste Tante, wie hat Dir neulich meine zweite Auflage, das andere Nettchen Droste, gefallen? Habe ich übertrieben? Deinem Sohne Clemens kannst Du nur sagen, daß er nicht daran zu denken braucht, sein mir gegebenes Stammblatt je mit Augen zu sehn zu bekommen, da er nicht mal so artig gewesen ist, auf ein paar Stunden von Münster herüber zu kommen und Abschied zu nehmen. Du kannst ihm den Mund nur recht wässerig machen und sagen, daß ich bereits das herrlichste Pensée von Federn darauf genäht gehabt hatte, — des sentimentalen Abschieds, der durch seine Faulheit an ihm vorüber ins Meer der Ewigkeit gerollt ist, gar nicht zu gedenken.

Von einem gewissen Onkel Philipp[1]) habe ich noch kein Wort geschrieben; das thue ich aber, um böse Leute nicht auf argwöhnische Gedanken zu bringen, denn ich muß gestehen, daß er mein Herz totaliter in der Tasche hat. — Grüß ihn doch 1000 mal. — Papa hat jetzt wieder neue Variationen gemacht auf das Thema „Wenn die Hähne krähen", die nach meinem Gefühl schöner sind, als alle vorhergehenden. —

---

[1]) Der Freiherr Philipp von Metternich, Gemahl der Adressatin.

## An ihre Mutter.

[Köln, September 1825?][1])

..... Wenn ich noch Etwas von meinen niedlichen Sachen in dem Koffer (mit den bestellten Kleidern) mitbekommen könnte, um meine Zimmer auszuzieren, z. B. das Kästchen von der Thielemann oder eins von meinen schönen Eau de Cologne-Gläsern, das wäre recht hübsch, doch wenn es nicht ganz gut geht, so ist es ganz einerlei. Aber vor Allem muß ich etwas Noten haben — (die zwei neuesten Sachen, nämlich die von Caraffa, die Variationen von Rode verlange ich nicht, denn ich weiß sie auswendig und bin sonst vielleicht gezwungen, sie an Jemand, den ich nicht kenne, auszuleihen) — und sonst noch Etwas, was ich noch nicht recht einstudirt habe, auch das Generalbaßbuch von Onkel Max — und doch ja die Ledwina, woran ich in diesem Winter ein gutes Stück zu schreiben gedenke. Jenny weiß wo Alles liegt. Das Generalbaßbuch muß auf ihrem eigenen Zimmer sein. Doch bitte ich um Alles dieses nur insofern es ganz gut angeht, denn ich kann es im Nothfall alles entbehren — die erstgenannten Sachen

---

1) So leicht es scheinen möchte, das Datum dieses Briefes festzustellen, so schwierig ist die Sache in Wirklichkeit. Einerseits muß festgehalten werden, daß der Vater Annettens noch lebte. Sie grüßt ihn in der Nachschrift. Also ist der Brief vor 1826 geschrieben. Andererseits haben wir die Taufe eines neuen Dampfschiffes rheinaufwärts. Erkundigungen an der Quelle, d. h. bei der Rheindampfschiffahrtsgesellschaft in Köln ergaben, daß das erste Dampfschiff auf dem Rhein überhaupt im Jahre 1817 aus London eintraf und als ein Meerwunder angestaunt wurde; daß aber „das erste Dampfboot der Kölner Gesellschaft, welches den Namen ‚Concordia' trug, am 1. Mai 1827 den Dienst zwischen Köln und Coblenz eröffnete. Zwei oder drei Jahre später dehnte sich derselbe bis Mainz aus; anfangs der dreißiger Jahre bis Straßburg." Da das Dampfschiff, von dem Annette redet, „Friedrich Wilhelm" heißt, muß also vor der „Concordia" ein anderes Schiff den Rhein zwischen Köln und Coblenz befahren haben. Erst nach Feststellung des Jahres könnte an eine solche des Monates (Papstmonat) gedacht werden. Wir haben den September angegeben, weil Annette von „diesem Herbst" redet, den sie in Köln zu bleiben gedenkt.

hier einkaufen, was das Letztere angeht, so weiß ich ja so viele Musik auswendig, und kann noch wohl was geliehen bekommen — und mit der Ledwina weiß ich ja, wie weit ich bin und könnte auch wohl so fortfahren.

.... Nun ich das Nothwendigste geschrieben habe, will ich Dir, liebste Mama, doch noch allerhand Allotria mittheilen. So bin ich gestern recht im Papstmonat hier angekommen, da das neue Dampfschiff „Friedrich Wilhelm", das größte und schönste Schiff, wie man sagt, was noch den Rhein befahren hat, vom Stapel gelassen, probirt und getauft wurde. — Das Erstere sah ich nicht, denn es war schon auf dem Wasser, als wir uns durch die Volksmenge gearbeitet hatten; dann aber sahen wir es ganz nah, wir standen auf der Schiffsbrücke, mehrere Male eine Strecke des Rheins herauf und herunter mit türkischer Musik und beständigem Kanonenfeuer durch die Schiffsbrücke segeln mit einer Schnelligkeit, die Einen schwindeln machte. Endlich legte es an der Schiffsbrücke an und das sämmtliche diplomatische Corps, was die Probe mitgemacht hatte, begab sich ans Land. Ein so großes Dampfschiff ist etwas höchst Imposantes, man kann wohl sagen, Fürchterliches. Es wird, wie Du wohl weißt, durch Räder fortbewegt, die, verbunden mit dem Geräusch des Schnellsegelns ein solches Gezisch verursachen, daß es auf dem Schiffe schwer halten muß, sich zu verstehen. Doch dieses ist nicht das eigentlich Aengstliche. Aber im Schiffe steht eine hohe dicke Säule, aus der unaufhörlich der Dampf hinausströmt in einer grauen Rauchsäule mit ungeheurer Gewalt und einem Geräusch, wie das der Flamme bei einem brennenden Hause. Wenn das Schiff stille steht, oder wenn der Dampf so stark wird, daß er die Sicherheitsventile öffnet, so fängt das Ding dermaßen an zu brausen und zu heulen, daß man meint, es wollte sogleich in die Luft fliegen. Kurz das Ganze gleicht einer Höllenmaschine, doch soll gar keine Gefahr dabei sein, und ich möchte diese schöne Gelegenheit wohl benutzen, um nach Coblenz zu kommen, was in fünf Stunden möglich sein soll.

Ich habe der Thielemann geschrieben und bereits Antwort von ihr. Sie wird wohl diesen Herbst nicht mehr nach Köln kommen, indessen bietet sie mir an, mich von Nonnenwerth, ohngefähr zwei Stunden hinter Bonn, abzuholen, damit ich einige Zeit bei ihr zubringen soll. — Wenn ich länger hier bleibe, so hat die Sache weiter keine Eil, und Du schreibst mir wohl erst, wie ich es machen soll. — Indessen, wenn ich später mal wieder auf acht oder vierzehn Tage nach Onkel Moritz gehen sollte, wie er es durchaus verlangt, so könnte derselbe mich sehr leicht nach Nonnenwerth bringen und auch wieder von dort abholen. Ich habe der Thielemann noch nicht geantwortet und will es auch nicht thun, bis ich einen Brief von Dir, liebste Mama, habe.

Hätte ich noch Zeit, so wollte ich Dir, liebste Mutter, noch allerhand schreiben, von Allem, was ich in der kurzen Zeit gesehen habe, unter andern von Schlegel, Ennemoser, D'Alton[1]), und was Dich sonst interessiren könnte. Doch nun will ich es auf den nächsten Brief versparen; ich soll doch wohl das Meiste gesehen haben.

---

1) Aus der Aufzählung dieser Bonner Professoren geht, wie übrigens auch aus der Art, in welcher sie von dem Onkel Moritz redet, hervor, daß Annette zuerst in Bonn die Verwandten besucht hatte und dann erst nach Köln zu Werner Haxthausen gereist war, von wo sie dann diesen Brief schrieb. — Den Besuch in Coblenz machte Annette während des Winters. In einem Briefe Werners v. Haxthausen (d. d. Köln, 4. Dec. 1825) heißt es: „Nette ist noch nicht zurück, wird aber nach ihrem letzten Briefe binnen wenigen Tagen zurückkehren. Die Generalin Thielemann wird sie selbst hierher bringen nnd dann von hier nach Schlenderhan (?) gehen, wo sie eine Freundin, Frau von Frentz, besuchen will . . . PS. So eben als ich schließen will, tritt Nette herein; sie kommt eben mit der Thielemann zurück und wird Dir bald schreiben. Sie ist frisch und wohl (hier fährt Annette selbst im Brief fort) — sehr wohl, gottlob, liebe Mama, aber wie es kömmt, daß ich Dir noch nicht geschrieben habe, das will ich Dir gleich morgen in einem vollständigen Briefe auseinander setzen. Caroline muß auch mir nicht böse sein, daß sie nichts von mir gehört hat bis jetzt; ich habe auch viel später von ihr gehört, als sie es wohl meint, jetzt will ich aber auch gleich schreiben. Leb wohl, liebste Mama, bis morgen, Deine Nette.

Lebe wohl, liebste, beste Mutter, ich küsse Dich und den liebsten Papa 1000 mal, auch Jenny und Werner. Jenny schreibe ich nächstens und ich bitte, schreib doch bald wieder

Deiner gehorsamen Tochter Nette.

---

An Freifrau Betty von Haxthausen
geb. von Harff. Köln, Johannisstraße.

Hülshoff, 25. [April 1826].

Ich muß mich gleich zu Anfang entschuldigen, liebste Tante, daß ich den Brief so voll schreibe; ich denke, mein Herzenstäntchen wird lieber einen effectiven Brief haben, als viel weißes Papier. — Ich bin vorgestern Abend glücklich, aber ermüdet hier angekommen, und habe meine lieben Eltern und Geschwister, Gottlob, Alle noch viel wohler aussehend gefunden, als da ich sie verließ. Ich hatte diese Freude nicht so erwartet, da die Mutter mir in der letzten Zeit zu Köln so viele Angst wegen ihrer Gicht gemacht hatte . . . Aber sie hat keine Spur davon zurück behalten, sie ist eben so rasch und rührig, eben so gute Fußgängerin wie sonst, und, wo möglich, Alles noch besser. — Auch der Papa sieht sehr gut aus, und die Jenny und der Ferdinand gar, sind beide auffallend stärker geworden. — Ich habe überhaupt Alles so zufrieden und glücklich wie möglich gefunden, — Werner ganz und gar liebenswürdig, aus Freude über seine nahe Heirath, — Papa ganz verklärt neben seinen Orchisbeeten, wo einige nagelneue Sorten, aus der Schweiz, blühen, unter uns gesagt, nichts weniger als schön; — die am Meisten in's Auge fallenden sind hellgelb, und machen ungefähr so viele Parade, wie eine Schlüsselblume, — aber das ist ganz einerlei, es macht ihm die größte Freude. — Mama ebenfalls höchst aufgeräumt und angenehm beschäftigt in der neuen Einrichtung, — und Jenny so zufrieden und gesund aussehend in ihren Oeconomie-Geschäften, daß ich am Ende glaube, dies ist ihr wahres Talent. — Wie man sich irren kann; ich habe

immer gedacht, sie würde weder Freude daran finden, noch sich dazu schicken, weil sie viele andere Liebhabereien hat und eine fast zu große Güte besitzt. Wenn ich Dir nun noch sage, daß der Ferdinand jetzt auch noch von den letzten Spuren seiner früheren Schwächlichkeit befreit ist, so siehst Du, liebe Tante, daß dieses für den Augenblick Alles Mögliche ist. — Will uns der Himmel noch sonst irgend ein großes brillantes Glück bescheeren, so haben wir gewiß Nichts dagegen einzuwenden, — aber wenn es nur immer so bliebe! — Ich bedurfte dieses angenehmen, heiteren Empfangs denn doch in der That! Ich habe mich unbeschreiblich schwer von Cöln getrennt; so lange der liebe Onkel noch bei mir war, kam es mir vor, als ob ich noch nicht fort wäre — aber am andern Tage, als ich so mit einem münsterischen Fuhrmann immer weiter fortfuhr, da war mir so zu Muthe, daß ich mir immer vorsagen mußte: „Du kommst ja zu deinen Eltern", um nicht den ganzen Tag zu weinen. — Am andern Tage ging es schon durch bekannte Oerter, und des Nachmittags um fünf Uhr sah ich meine liebe Mutter wieder, in einem Dorfe eine Stunde weit von Hülshoff, bis wohin sie uns entgegen gefahren; eine halbe Stunde nachher, unter Weges, Ferdinand, Caroline und Malchen, — dann zu Hülshoff den lieben Papa, und heute Mittag Jenny, die von Wilkinghegge herüber gekommen ist, mich zu sehn, — ich habe mich doch nicht wenig gefreut. — Ich mußte so lange erzählen, daß ich schon fast Nichts mehr weiß. — Am Abend fragte auch die Mutter viel und ernstlich darüber, ob ich mich auch gut betragen habe, und Dir immer gehorsam gewesen sei; — ich sagte, ich hoffe es, aber es war mir äußerst empfindlich, weil ich bedachte, wie oft ich Dir nur Kummer und Unannehmlichkeit gemacht habe. — Ich bitte Dich deßhalb auf's innigste um Verzeihung. — Du kannst nicht denken, wie weh es mir jetzt thut; ich bilde mir wohl ein, ich würde nun in der Lage ganz anders handeln, und doch kann ich es nicht mit Gewißheit sagen, — denn wenn ich an die arme Mertens denke, wie krank und schwach ich sie zurückgelassen habe, und daß ich sie vielleicht

nie wiedersehe, so möchte ich um Alles in der Welt Nichts gethan haben, was sie gekränkt hätte; — ich wollte, es hätte Alles zusammen bestehen können, das ist Alles, was ich sagen kann, — und daß es mir sehr empfindlich ist. — Liebe Tante, sei mir nur jetzt nicht böse, da ich fort bin, — ich habe Dich doch gewiß so von ganzer Seele lieb, wie Du es wohl nicht denken kannst, — und, ich bitte, mach' doch, daß mir der Onkel auch nicht mehr böse ist. — Ich habe ihm so oft, auch in andern Dingen, widersprochen, was ich auch weit besser nicht gethan hätte, — er hat doch oft so viele Güte und Liebe für mich gehabt. — Es ist mir so peinlich, daß meine Eltern so gewiß voraussetzen, daß ich mich immer gut gegen Euch müßte betragen haben, und daß ich mir doch selbst hierüber kein ganz gutes Zeugniß geben kann. — Wenn Ihr doch nur bald hierhin kämt! — Wir alle wünschen es so herzlich, vor Allem die Mama und ich. — . . . Du, liebe Tante, und die Mama, ihr habt zwar eigentlich keine Aehnlichkeit, aber ihr seid dennoch ganz wie für einander gemacht, darum habt ihr euch auch gegenseitig so lieb.

Maria Haxthausen scheint sich hier sehr gut schicken zu wollen, und gefällt hier im Hause allgemein. — Malchen ist sehr gewachsen, und sieht etwas besser aus, als bei meiner Abreise von Hülshoff, sie ist übrigens in diesem Winter, wo, weil Keines von uns zu Hause war, manche kleine Geschäfte auf ihr ruhten, um Vieles gewandter und umsichtiger geworden, und deßhalb jetzt ein großer Liebling meiner Mutter. — . . .

Wir werden wahrscheinlich wieder ein Kind zur Erziehung bekommen, wie früherhin die T . . . . ., Eins von den Kindern der Fr. v. der B . . . ., geborene D . . . ., die so unerwartet in Wochen starb, als ich noch in Köln war, und sieben kleine Kinder hinterließ, einen alten, kranken Mann, und äußerst wenig Vermögen. Es scheint, daß alle Verwandten zugreifen, um Eins der Kinder zu nehmen, — und so hat sich denn auch Mama zur Aufnahme eines kleinen Mädchens, für mehrere Jahre, erboten; — wir haben noch nicht Antwort erhalten,

aber an eine abschlägige ist nicht zu denken; es macht auch Nichts, — bei so besondern Umständen, würde ich es für Sünde an der armen seligen Adolphine halten, wenn wir ihr Kind nicht mit dem willigsten Herzen aufnähmen. — Ich will auch lieber ein Kind unterrichten, was uns bis zur vollendeten Erziehung bleibt, als jedes Jahr die Arbeit von vorn anfangen; — ich habe mich auch nun lange ausgeruht. — Malchen habe ich, auch vor der Reise nach Köln, nur sehr wenig Unterricht gegeben, da es sie so ungeheuer angriff, daß sie den ganzen Tag hindurch bleich war, wenn wir am Morgen irgend Etwas vorgenommen; jetzt scheint sie stärker zu sein. — Leb wohl, liebe, beste Tante; ich bitte, grüß alle Bekannte; der Raum ist zu beschränkt, sie alle zu nennen, der Mertens schreibe ich selber; ich danke Allen für die freundliche Aufnahme in Köln, — Dich, liebste Tante und den lieben Onkel umarme ich von Herzen, und danke Euch nochmals für alle Eure unvergeßliche Liebe für mich. —

Eure Nette. —

Meine Eltern und Geschwister grüßen tausendmal, und wünschen Dich, so bald als möglich, in unsrer Mitte — die Mutter sagt eben nochmals, ich solle doch machen, daß Du bald kämst.

---

## An ihre Mutter.

Bonn, 14. October [1830?]

Wenn Du denkst, meine liebste Mama, ich dächte nicht an Euch, oder hätte kein Verlangen von Euch zu hören, weil ich so lange nicht geschrieben habe, so thust Du mir aber erbärmlich Unrecht, — ich denke immer an Rüschhaus und Hülshoff, und Dich und Jenny, — und ich bin in der größten Unruhe, daß ich Nichts von Euch höre, — weder von Euch noch den Böckendorfern, — weder Onkel Moritz noch ich. — Schreibt mir doch, ich bitte inständigst, sobald als möglich; — ich selbst habe eine kleine Unpäßlichkeit gehabt, — unbedeutend, aber es hat mich

doch am Schreiben gehindert, — ich bin nämlich mit einem gewaltigen Katarrh hier angekommen — und der hat erst vor 4 Tagen aufgehört — ist das nicht arg? — Doch habe ich mich dabei lange nicht so matt und miserabel befunden, wie sonst wohl bei ähnlichen Gelegenheiten, — nur die Augen waren mir ziemlich angegriffen, darum mochte ich nicht schreiben, — jetzt ist Alles wieder besser, und ich fühle auch weniger Beklemmung in der Brust, als wie ich noch in Münster war. — Mit Arno habe ich nicht geschrieben, weil ich gerade nach Plittersdorf geholt wurde, wo ich die Mertens sehr leidend antraf, — es waren aber nur Krämpfe, und so konnte ich nach drei Tagen wieder hieher gehen, — sie brachte mich sogar selbst zurück, obgleich sie in den Tagen, die ich bei ihr war, mehrere Male vor Schmerzen ohnmächtig wurde; — sie ist übrigens, im Ganzen, ziemlich gesund jetzt; dies war nur so ein einzelner Anfall, sonst kann sie gewaltig viel vertragen, und ist so gut zu Fuße, daß ich mich darüber wundern muß, — sie läuft von Plittersdorf nach Bonn und wieder zurück in einem Tage, und dabei den ganzen Tag auf den Straßen umher. Mit Tony glaubt sie ganz prächtig fertig geworden zu sein, — sie hat rechten Nutzen von ihrem Aufenthalt zu Plittersdorf gehabt. — Auch Herr Mertens hat sich so gut mit ihr unterhalten können, und dieses ist auch wohl der Grund, warum sie so wenig empressirt gewesen ist, Tony weiter zu schaffen, obgleich sie das nicht gerade eingestehn will. —

... Ich bin nur erst dieses einzige Mal in Plittersdorf gewesen, und gehe auch wohl nicht wieder hin, wenn ich nur kurze Zeit noch bleiben sollte, (worüber aber freilich noch Nichts ausgemacht ist), denn Pauline ist sonst so allein, da Clemens immer viel zu thun hat, und Pauline sich noch gar nicht wieder zum Ausgehn oder Besuchmachen entschließen kann. Ich, auf meine eigne Hand, gehe gar nicht aus, außer nach Onkel Moritz; der Onkel sieht wohl aus, und ist gewöhnlich guter Laune, — die Tante Sophie hingegen schlecht, obschon sie nicht sonderlich klagt, sie ist auch immer recht aufgeräumt,

aber sieht, wie gesagt, recht mager und grün im Gesicht aus. — Marie ist wie immer, nur gesunder; Guido sehr hübsch, ganz über Erwarten hübsch geworden, — mit Arno schien es dieses Mal im Hause ziemlich gut gegangen zu sein; — der Onkel ging, jetzt in der Ferienzeit, viel mit Guido auf die Jagd, oder zum Scheiben-Schießen, und war somit fast den ganzen Tag abwesend; — Arno war dann bei der Mutter und Marie, und somit war Jedermann in seinem Esse und zufrieden. Sie haben noch gar keine Nachrichten von Onkel Werner und seiner Gesellschaft, und warten mit Schmerzen darauf. — Diderich Asseburg wird wohl dieser Tage ankommen, und wir dann, hoffentlich, Etwas erfahren. — Der Onkel meinte gestern, er könnte wohl schon, als am Abende ganz spät, eintreffen; ob das nun geschehen ist, weiß ich nicht, denn ich habe heut nicht nach Haxthausens gehn können, weil ich meine eben angekommenen Kleider fortpacken mußte und dann diesen Brief schreiben wollte. Der Koffer von Stuttgart (?) geht, wie ich glaube, heute weiter, nach Hamm, und den Schlüssel schicke ich hierbei. — Meine Schreibsachen, die ich übrigens jetzt herausgenommen habe, haben Gottlob, nichts beschädigt; wir haben nicht Alles finden können an Weißzeug, was Jenny mir auf den Zettel geschrieben hatte, — aber wir mochten auch nicht Alles so durcheinander werfen, — ich habe doch Weißzeug genug; — die Tante und Marie haben mir den Koffer wieder packen geholfen, oder vielmehr, sie haben es fast allein gethan, und ich habe zugesehn. — Pauline und Clemens sind sehr gut gegen mich; — ich habe ein paar Zimmer in einem Nebengebäude, wovon eine Klingel in die Küche geht, — wenn ich dort bin, kommt es mir vor, als ob ich mein eignes Haus für mich hätte, so angenehm und ungenirt ist es. Ich habe mich bei einem Friseur abonnirt, und so würdest Du das Vergnügen haben, mich täglich à la dernière mode aufgetakelt zu sehn — das ist nun schon gut — bequem und auch gar nicht theuer, — aber wie man mir zusetzt Kleider zu kaufen, das kannst Du gar nicht denken, — es macht

mich höchst unglücklich. — Einen Hut habe ich mir schon kaufen müssen — und heute soll ich wahrhaftig wohl an mein Merinos-Kleid dran müssen — mehr will ich aber Nichts thun, obgleich man mich mit Vorschlägen beinahe todt macht. — Einige wollen mir durchaus einen neuen Ueberrock aufschwätzen, und Pauline meint, ich könnte es gar mit dem Schwarzen wohl thun, dann müßte ich aber einen neuen Pelzkragen darüber nehmen, was am Ende fast ebenso theuer ist; — einen schwarzen Tüllschleier über meinen neuen Hut soll ich nehmen; ich habe aber gesagt, das thäte ich nicht; — einen niedlichen Shawl oder schwarzes Blondentuch; thäte ich nicht; ein hübsches seidenes Kleid, wenn ich in Gesellschaft ginge, — ich ginge nicht in Gesellschaft; — einen ganz hohen Schildpatt-Kamm; — thät ich nicht! — Es ist wirklich unverschämt, es ist als ob die Leute mich wenigstens für die Frau von L . . . . hielten — aber es kommt daher: Jeder räth mir etwas Anderes, und meint, das Uebrige könnte ich entbehren.

Wann ich nun zurückkommen kann, davon ist gar keine Rede, — sie meinen Alle, ich bliebe den ganzen Winter hier, — ich wäre aber lieber wieder bei Euch, so gut es mir sonst hier geht, — aber wir von Rüschhaus sind gar zu sehr an einander gewöhnt, und ich bin immer auch Angst, es möchte Jemand krank werden, von Euch oder meinen Bekannten, die Amme oder der alte Sprickmann, — kurz, wenn ich könnte, so käme ich viel lieber bald wieder, — aber da ich gar keine Gelegenheit dazu sehe, so schweige ich vorläufig ganz still, — sie würden es mir hier alle übel nehmen, wenn sie merkten, daß ich wieder nach Haus verlangt, da sie doch allerseits das Mögliche thun, mir den Aufenthalt angenehm zu machen; — ich schweige auch ganz still, wenn sie es für bekannt annehmen, daß ich den Winter über bleibe. Ich habe mich abonnirt beim Friseur und in der Leihbibliothek, und die Mertens denkt sogar ihren Mann dahin zu bringen, daß er den Winter über in Bonn wohnt, weil ich hier bin — das wird mich

aber Alles nicht hindern, zu echappiren, um wieder zu Euch zu kommen, sobald ich eine Gelegenheit sehe. Das Einzige, was macht, daß ich mich nicht noch mehr darum umsehe, ist, weil ich noch immer für möglich halte, daß wir im nächsten Jahre, möglicher Weise, reisen könnten, und durch meinen Aufenthalt hier die Kosten der Reise hierher wieder etwas aussparen möchte. —

Schreibt mir doch sogleich, liebste Mama, ich bitte, wie es Euch Allen geht, was Ihr von Onkel Werner und den Tanten wißt, wie ich wieder zu Euch kommen kann, — aber bitte vergiß es nicht, — ich bin ganz elend daran, — Keiner schreibt, weder an mich noch an die Andern. Galieris soll ja verwundet sein, — das stand schon vor etwa 10—14 Tagen in der Zeitung, ob schwer oder nicht, ist nicht angemerkt, — auch ist es nachher weder bestätigt noch widerrufen. — Weißt Du nichts Genaueres davon, beste Mama? — Wie hier Alles nur der Politik lebt, kannst Du denken; bei Euch wird es ebenso sein. Uebrigens ist jetzt hier Alles äußerst ruhig; — diese Handelsstädte fürchten zu sehr das Fallen der Papiere, als daß sie nicht auch den Krieg fürchten sollten; in Köln haben die Schiffer den Wagen des Prinzen Albrecht ausgespannt und selbst gezogen; — die arme Prinzessin aber, wie sie den Zusammenlauf des Volkes gesehen und mitten auf der Rheinbrücke ist angehalten worden, hat gemeint, die aufrührerische Menge wollte den Wagen in den Rhein werfen, und hat ganz laut geschrieen und geweint, bis der Prinz sie beruhigt hat, demungeachtet würden diese Gegenden gewiß nicht ruhig bleiben, wenn das Feuer einmal in gerader Linie bis hierher gedrungen wär, aber sie fangen auf ihre eigene Hand Nichts an, denn ihr Vortheil leidet zu sehr darunter. Ich habe hier schon viele gelehrte Herrn gesehn, aber wenig Interessantes darunter, ich glaube aber, daß es weniger an diesen Herrn selbst, als an ihrem Verhältniß zu Clemens liegt; — entweder es waren Feinde, und so machen sie ihren ceremoniellen Besuch mit ein paar abgedroschenen Phrasen ab, — oder es waren Ver-

bündete, wo sie dann sogleich zusammen ihr Steckenpferd bestiegen und mir dann in ein paar Augenblicken so unverständlich geworden waren, daß sie ebenso gut hebräisch hätten sprechen können. —

Adieu, beste, liebste Mama; ich will aber nun auch ganz fleißig schreiben, so lange ich noch hier bin, gleich mit der nächsten Post an Jenny. Bitte schreibt doch auch. Viel Schönes an Jenny, Werner, Line, die Kinder, Wilmsen, die Amme, Trude, — von Deiner gehorsamen Tochter

Nette.

---

## An ihre Schwester Jenny.

Bonn, [1830].

Von den Wintervergnügungen hier in Bonn habe ich nichts mit bekommen, in Gesellschaften und auf Bälle wollte ich nicht gehn, aber ich hatte mich im Theater abonnirt und zu einem allerliebsten Studenten-Concert, wo so wie in der Liedertafel Stücke bloß von Männerstimmen aufgeführt wurden; dann war ich Ehrenmitglied eines sehr niedlichen musikalischen Kränzchens — doch bin ich um das Meiste schändlich drum gekommen, es kam daher, weil ich 6 Wochen bei der armen Mertens zur Pflege war, deßhalb thut es mir auch gar nicht leid, aber ich will es Dir erzählen, was ich Alles versäumt habe. Im Theater: Die Stumme von Portici — Cortez — Fra Diavolo — die Räuberbraut — Faust — Jean de Paris — und mehrere andere, wo ich mir weniger draus mache. Von 6 Studenten-Concerten habe ich nur 3 gehört und von 16 Kränzchen auch nur 3 — aber ich mache mir Nichts daraus! so schlecht bin ich nicht — ich wollte nur, Du hättest sie statt meiner mitmachen können. Auch ein sehr berühmter Flötenspieler Drouet und ein sehr berühmter Sänger Vruyt — und ein dito Clavierspieler Blaheatka waren derweil hier. Vorgestern hat mir ein geistlicher Herr eine Vase von Amethyst geschenkt, ist

das nicht schön? aber es ist kein klarer Amethyst und die Vase ist überhaupt nicht schön von Form, es ist aber doch was Merkwürdiges. Auch Muscheln habe ich, aber keine ganz besondere und manche hübsche Mineralien, und viel schöne Münzen; und die Mertens hat mir zu Weihnachten einen schönen Kasten mit Einsätzen geschenkt, voll geschliffener Steine! Du bekommst auch etwas von mir: ich habe in die Gemälde-Lotterie gesetzt — entweder gewinne ich ein Gemälde oder wenn ich eine Niete ziehe, so bekomme ich in Steindruck die Umrisse von allen Gemälden, die verloost sind, also auf jeden Fall Etwas — und das ist für Dich.

---

## An ihre Mutter.

Bonn, 13. Januar 31.

Du siehst aus diesem langen Bogen, liebe, beste, alte Mama, daß ich wenigstens den Willen habe, recht viel zu schreiben, — ob ich dazu komme, daß weiß Gott, — obgleich ich Nichts, gar Nichts zu thun habe, und auch nirgends hingehe, — aber ich habe mein Nichtsthun so künstlich eingetheilt, daß mir keine Minute übrig bleibt, und ich den ganzen Tag wie auf der Flucht bin. Du kannst meine höchst einfache und pünktliche Lebensordnung schon aus meinen früheren Briefen beurtheilen, — eben in derselben Form besteht sie noch immer; — ich lebe so sehr nach der Uhr, daß ich mich ganz desorientirt fühle, sobald ich mal etwas Anderes vorgenommen habe. — Wir sind hier Gottlob Alle wohl, nur Pauline kann noch immer nicht wieder zu ihrem früheren guten Aussehen und Kräften kommen, im Gegentheil, obgleich sie wieder ziemlich heiter ist, so meint doch Jederman hier, daß sie von Tag zu Tag abnehme. Uebrigens ißt sie gut, schläft gut und macht täglich durch Schnee und Eis die fatigante Parthie in die Baumschule mit, — aber es ist wahr, sie sieht elend aus und klagt auch häufig über Allerlei, was aber wie Rheumatismus aussieht. Es sind

hier, seit ich hier bin, viele Leute gestorben, die Werner wohl, zum Theil, kennen wird; — Professor H . . . am Miserere; — er hinterläßt eine Frau mit 6—7 unversorgten Kindern. Die Wittwe wird noch wohl Etwas aus der Wittwenkasse bekommen, aber das verzögert sich noch, und wird der armen Frau auch vorläufig nicht zu Gute kommen, da die Schulden so groß sind. Man macht sich große Hoffnung darauf, daß Fürstenberg etwas thun soll, — er hat auch schon was gethan, — eine Summe Geldes hingeschickt, und auch ziemlich viel, — aber man hofft auf eine Pension, — ob er das thun wird, ist sehr die Frage. — Du kannst Dir übrigens gar nicht denken, was man hier überall für Ansprüche an ihn macht, als ob er der Schatzmeister des ganzen Reichs wäre; — es kann hier auf 20 Stunden Weges kein Haus abbrennen, keine Kirche oder Schulhaus gebaut werden, 2c, 2c.. — daß man nicht meint, es wäre F. seine verfluchte Schuldigkeit, wenigstens die Hälfte des Schadens zu tragen. — In diesem armseligen Jahre kommen, glaube ich, dergleichen Bittschriften zuweilen 3 — 4 in einem Tage, und jeder Bittsteller macht sich wenigstens auf ein paar hundert Thaler Rechnung. — Ich kenne F. übrigens sehr wenig, und kann nicht sagen, daß er mir, bis hiehin, besonders gefällt, aber von dem Vorwurf des Geizes, den man ihm so häufig in Münster macht, muß ich ihn total frei sprechen, — er gibt ungeheuer viel; — ich glaube, daß er von all dem Anlauf zuweilen nicht weiß, wo ihm der Kopf steht.

Gestern ist, unter der Hand, der Verkauf von H . . .'s Bibliothek gewesen; — wie immer, haben die am Meisten gethan, die am Wenigsten hatten, — Prof. Munchow, der sehr wenig übrig hat, hat dennoch viele Bücher weit über den Ladenpreis bezahlt, — der arme D'Alton, der, wie ich fürchte, selbst sehr brouillirt mit seiner Kasse ist, hat, da er nichts Anderes thun konnte, mehrere seiner eigenen Bücher herbeigeschleppt, um damit einige Werke aus H . . .'s Bibliothek zu complettiren, damit sie besser verkauft würden, — ist das nicht rührend? — Dagegen benehmen sich eingeborene Bonner,

denen sie schuldig sind, wie wahre Esel. — Einer von ihnen, — Werner kennt ihn, hat bei seiner Rechnung Zinsen von Zinsen berechnet; — Clemens sagt, wenn man wollte, könnte man ihn verklagen, denn das sei keinem Kaufmann erlaubt. — Du denkst gewiß, warum ich Dir das Alles so weitläufig schreibe, da Du die Leute gar nicht kennst, — aber es interessirt vielleicht Werner, und ich selbst habe den Kopf davon ganz voll, da ich immer davon reden höre, — die Leute kenne, und weiß, welch ein berühmter Mann in seiner Art H . . . gewesen ist, und nun geht es so! — Auch der berühmte Staatsrath und Däne, Niebuhr, ist vor 14 Tagen sehr schnell gestorben, und einige Tage nachher seine Frau ebenfalls — beide an einer Lungenentzündung; sie hinterlassen vier unerwachsene Kinder; der allgemeine Antheil ist nicht so groß wie bei H . . ., da bedeutendes Vermögen da sein soll, und die Professorin Bethmann-Hollweg sogleich die Kinder vorläufig zu sich genommen hat, — aber die Universität hat einen berühmten Mann an ihm verloren, und man glaubt, es würden in Zukunft gar keine Engländer mehr hierher kommen, — da diese bloß um Niebuhr zu hören, Bonn besucht hätten. — Der Staatsrath H . . . ist auch gestorben, aber das ist ein steinalter Mann, und nicht beliebt, aber unversorgte Kinder hinterläßt er auch, und kein Vermögen. — So geht es hier mitunter erbärmlich zu, — aber ich und meine nächsten Umgebungen sind ganz passabel wohl. —

Nun will ich aber auch Jenny's letzten Brief beantworten. — Die Sachen für Weihnachten habe ich sämmtlich erhalten, — sie sind alle sehr gut ausgefallen, und haben viel Freude gemacht; — ich danke Jenny herzlich für die Mühe, die sie sich darum gegeben hat, — auch der schöne Ring und die 10 Pistolen sind mir glücklich zu Handen gekommen, und ich danke nochmals für Alles. — Der Tod des armen H. v. Graes hat mich sehr frappirt . . . Die Mertens hat noch nicht lange einen Brief von Tante Betty an mich geschickt, — er war sehr lang, aber dennoch wird wohl Nichts darin gestanden haben, als was

ihr auch wißt, — eine lange Reisebeschreibung, — so lang, daß das Papier darüber zu kurz wurde, und sie von dem, was mich am Meisten interessirt hätte, ihrem jetzigen Leben, Nichts mehr sagen konnte, als im Allgemeinen, daß Rom sie sehr frappirt, und sie sich Alle wohl befinden, bis auf Sophie, die die dortige Küche nicht vertragen zu können schien, und vielleicht mit Schadow's zurückkehren würde, wie Jenny mir auch geschrieben hat. — Jenny frägt in ihrem Briefe, wann ich wieder zu kommen gedächte; — ja, liebste Mama, darüber hast Du nur zu befehlen; — von hier aus weiß ich, vor den Osterferien, keine Gelegenheit, wißt (ihr) aber dort Eine, so bin ich jeden Augenblick bereit, denn so gut es mir übrigens hier auch geht, so ist es mir doch noch nie in meinem Leben so wohl irgendwo geworden, daß ich nicht immer mit dem größten Vergnügen wieder nach Haus gegangen wäre; — ja, wenn ich Dich und Jenny und die Hülshofer im Koffer hätte mitnehmen können, dann wäre es ein Anderes . . .

Ich will Euch doch jetzt auch schreiben, was ich noch durch Onkel Moritz von dem Offizier habe erfahren können, der den alten Drosten kennt; — er heißt von Lancken, war in den Jahren 1818 — 19 Lieutenant beim 8. Uhlanenregiment in Bonn, wo er damals dem Onkel Moritz die bewußten Nachrichten hat zukommen lassen, — die aber in Nichts Weiterem bestanden, als daß in seiner Geburtsgegend bei Königsberg in Ostpreußen ein alter Herr von Droste, damals (18 — 19) sich aufhalte, der keine Verwandten habe, und sich sehr freuen würde, Jemand seines Namens zu sehn. — Dieser Offizier hat um das Jahr 1820 ein Fräulein Parich aus der Gegend von Egeln im Magdeburgischen geheirathet und ist mit dieser nach Egeln gezogen, wo er lange gewohnt hat, ist aber jetzt nicht mehr dort, wie ein Bekannter beim Regiment, an den Onkel Moritz sich gewendet hat, geantwortet hat; — dieser wußte nun nicht, wohin er nachher gezogen ist, meinte aber, im Magdeburgischen würde man das überall wissen, Er habe aber dort keine Bekanntschaften, und habe bloß

den Lancken vom Regiment her gekannt, — und ebenso geht es Onkel Moritz auch, — Du siehst, liebe Mama, die Sache ist sehr weitläufig, aber es ist nicht unmöglich, daß Werner in Münster Offiziere findet, die ihm, wo nicht von dem Droste, doch wenigstens von dem Lancken Nachricht geben können. —

Plittersdorf, 7. [?]

Mein Brief ist schon fast acht Tage alt geworden; — ich bin hier um die Mertens zu pflegen, die sich, grade an dem Tage wo ich angefangen zu schreiben, durch einen Stoß sehr am Kopfe verletzt hatte; — ich habe viel Angst um sie ausgestanden, — aber jetzt wird, hoffentlich, alle Gefahr überstanden sein, — doch ist sie noch sehr schwach und schläft des Nachts äußerst wenig. — Doch Gottlob daß die Schmerzen im Kopf nicht zur eigentlichen Entzündung gekommen sind; — sie hat diese Nacht einige Stunden geschlafen, und hat guten Appetit; — hätte ich doch nur Nachricht von der armen Line, sie liegt mir beständig in den Gedanken; — bitte schreibt mir doch gleich, — das arme Ding! — Hier haben wir vor 14 Tagen ein gewaltiges Nordlicht gehabt, es hat den ganzen Himmel fast eingenommen gehabt und in den schönsten bunten Farben gespielt, — ich habe aber leider Nichts davon gesehen. — Dem lieben alten Hans hoffe ich Goldtinte und noch mehrere schöne Sachen mitbringen zu können, — sage es ihm aber nicht, denn ich weiß es noch nicht gewiß, — aber ich habe gute Aussichten dazu. — Es ist hier sehr mildes Wetter, aber acht sehr kalte Tage haben wir doch auch gehabt, so daß der Rhein an einigen Orten stand, und in diesem Augenblick gewaltige Eismassen an meinem Fenster vorbeisegeln. Köln ist halb verrückt über den Prinzen Wilhelm und seine Frau, die es jetzt in seiner Mitte hat, — aber das sind Sachen, die mich nicht interessiren. — Im Carneval gehn Clemens und Pauline nach Köln, — ich werde mich aber hübsch zu Haus halten, — es kostet nur viel Geld, und ich habe gar kein Verlangen darnach. — Noch Eins: es ist eine gewisse Madame D . . . hier bei Mertens

um die Haushaltung zu führen; sie taugt aber nicht dazu und geht in den nächsten Tagen fort; — es ist eine Verwandte von der Frau von D . . . ., die einen Franzosen geheirathet und mit ihm nachher lange Jahre in Paris zugebracht hat, sie hat auch eine sehr hübsche Tochter und mit dieser zusammen möchte sie jetzt eine Art Schule irgendwo anlegen, wo die Kinder aus der Stadt zu ihr kämen, um Unterricht im Französischen, Zeichnen und allenfalls auch Musik zu nehmen; sie fragte mich, ob ich nicht glaubte, daß Münster dazu passend sei? und bat mich, mich darnach zu erkundigen, was ich ihr auch nicht abschlagen konnte; — sie wünschte wenigstens 5—6 Schülerinnen sicher zu haben; sie kann das wohl leisten, was sie verspricht und ist auch nicht gerade übel . . . Könntest Du, liebste Mama, oder Jenny, mir nicht Etwas in der Art antworten? — und allenfalls eine andere Stadt in Vorschlag bringen? —

Das Papier ist zu Ende, und ich mag die andere Seite nicht beschreiben, sonst kann der Brief mit dieser Post nicht mehr fort. Adieu liebste, beste Mama, tausend Herzliches an Alle, und bitte, schreibt mir doch auch von allen Bekannten.

Deine gehorsame Tochter Nette.

Wie geht's Onkel Max? Johannes? Constans? Sprickmann? Rosina Wintgens und Tante Sophie Schmiesing Bönninghausen? Der Amme? Lisette? Trutchen? Wilmsen? dem Pastor von Roxel? dem Pastor, und Tantchen zu Nienberge? dem alten Trap? dem armen Bücken? lebt meine schwarze Mutius noch und die alte Madam?

---

## An ihre Mutter.

Plittersdorf, 11. März [1831?]

Was Du von mir denkst, meine liebe alte Mama, das weiß der liebe Gott, aber das weiß ich wohl, daß ich ganz unschuldig

bin, und in den letzten vier Wochen oft nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Ich bin jetzt schon in der 5. Woche bei der Mertens, die sehr gefährlich krank gewesen ist, — ich habe viel Last gehabt, so viel wie in meinem Leben noch nicht. — Ich habe die arme Mertens Tag und Nacht verpflegt — fast ganz allein, — denn ihrer Kammerjungfer hatte sie grade zuvor aufgesagt, weil sie trinkt, und konnte sie nun gar nicht mehr um sich leiden, . . . ihre beiden ältesten Mädchen sind in der Pension, — Adele Schopenhauer immer krank, — so war ich die Nächste zu der Sache. — Die arme Billchen hat die ersten 14 Tage keine einzige Stunde geschlafen, — jetzt ist es viel besser, aber doch stehe ich fast jede Nacht ein- oder ein paar Mal auf. Dabei habe ich die ganze Haushaltung übernommen, und gewiß mehr als 20 Schlüssel täglich zu gebrauchen; zwischendurch muß ich dabei nach den Kindern sehn, da die Madame D. fort ist. — Ich thue das Alles herzlich gern und befinde mich wohl dabei, aber müde bin ich oft wie ein Postpferd. Ich bin in dieser Zeit nur einmal auf eine Stunde nach Bonn gefahren, um mich nach der Grauert zu erkundigen, — habe aber fast Nichts erfahren, — die Grauert selbst hat fast Niemand mit Augen gesehn, sie muß gar keine Bekanntschaften gehabt haben, — von den Domestiquen, die Niebuhrs damals gehabt haben, ist — — Bonn, 20. So alt ist dieser Brief geworden, derweil habe ich Deinen lieben Brief bekommen, liebe Herzensmama, wie freundlich schreibst Du mir, — ich meinte, ich sehe Dich vor Augen! und den alten Hans! und Heinrich! — was habt ihr Alles ausgestanden! — Es ist nirgends mehr Freude in der Welt! — Hier war es auch wieder sehr schwer, das heißt in Plittersdorf. — Die Mertens war so elend, so matt, daß ich dachte, sie wäre in den letzten 14 Tagen der Schwindsucht, aber es sind Alles nur Krämpfe gewesen — sie ist jetzt besser – das Kopfübel ist gehoben, sie nimmt stärkende Bäder, wonach, wie der Arzt meint, ihre Kräfte sich vielleicht sehr bald wieder herstellen werden. — Die Adele ist gekommen, mich abzulösen, und nun bin ich wieder hier. —

Ach Gott, was habe ich für Angst ausgestanden! — Wie Dein letzter lieber Brief kam, war Alles so, daß ich keine Minute von ihrem Bette gehn und an kein Schreiben denken konnte; — sie war den Tag gerade so, daß sie fast gar nicht mehr sprach, und 24 Stunden lang Nichts aß, weil sie vor Schwäche nicht schlucken konnte. — Und doch ist keine Todesgefahr da, wie der Doktor versichert . . . .

Nun zu dem, was ich über die Grauert habe erfahren können . . .

Onkel Moritz mit allen Seinigen ist wohl; er wird Dir wegen Arno antworten; Du erhältst den Brief mit diesem zugleich, Johannes nimmt Alles mit. — Dieser war hier täglich im Hause, und ist seiner sehr guten Aufführung wegen hier überall geachtet, hat aber äußerst wenig Umgang mit andern Studenten. — Denk' Dir, Mama, mit Deinem letzten Briefe zugleich bekam ich einen von Johannes, der mir vorschlug, mit ihm auf dem Dampfboot bis Wesel, und dann mit einem Hauderer weiter, zu Euch zu kehren, — ich kriegte in dem Augenblick ein solches Verlangen nach Haus, daß ich es beinahe gethan hätte, so wenig schicklich es mir auch selber vorkam, aber die Mertens hatte kaum ein Wort davon gehört, als sie so erbärmlich anfing zu weinen, daß ich, per Compagnie, mit daran kam, und ihr versprach, nicht eher zu gehn, bis sie sich wenigstens einigermaßen erholt hätte, — das kann nun noch immerhin einige Wochen dauern. Ich wollte, sie könnte mich nachher begleiten, und ein paar Wochen bei Werner und Line mit mir zubringen; — ich weiß gewiß, sie würde sehr bald wieder besser, wenn sie nur ein paar Wochen aus dem weitläufigen Haushalt weg wäre; — sollte das nicht möglich sein, daß sie herüber käme? Wenn ich wüßte, daß Werner Nichts dagegen hätte, dann schlüg' ich es ihr mal vor . . .

Ich schicke allerhand Sämereien hierbei für Jenny, die mir die arme Mertens gegeben hat; — es sollen sehr seltene Arten dabei sein. — Wenn sie jetzt dieselben nicht selbst brauchen kann, so sind sie doch gut für Onkel Domprobst.

Die alte Schopenhauer wünscht so sehr verschiedene Sorten Chrysanthemum oder Anthemis zu haben, und da ich weiß, daß Jenny so viele Sorten hat, so habe ich gesagt, ich hoffte ihr vielleicht von Münster aus einige Sorten verschaffen zu können. Wenn Jenny ihre nicht mehr hat, oder nicht gut dazu kommen kann, so gibt der Domprobst vielleicht Stecklinge her; ich habe ja gesehn, daß diese Blumen sich so sehr vermehren, — daß Jenny immer viel wegwarf. Es wäre sehr gut, wenn Jenny das könnte, denn Adele Schopenhauer ist es eben, die ihr so sehr schöne seltene Farben schenken will, d. h. Mir für Jenny. — Wenn Werner sich nun entschließen könnte, der Mertens von den vielen Sorten Syringen, die wir haben, einige junge Pflanzen zu schicken, so könnte man das Alles in einem Transport schicken; die Mertens frägt so gewaltig darnach, und hat nur drei Sorten, die gewöhnliche blaue, die dito weiße, und noch eine, wovon ich nicht erfassen kann, ob es die Chinensis oder die gewöhnliche rothe ist. — Von doppelten weißen oder blauen hatte sie in ihrem Leben Nichts gehört, und wir haben ja auch noch mehr Sorten, — ich glaube ja neunerlei. Ueberhaupt hat die M. noch viel Mangel an Blumen im freien Lande, und Jenny könnte noch einige Zwiebeln von den hübscheren Irisarten, und allenfalls ein paar Sorten Aconith zulegen (die M. hat nur den gewöhnlichen blauen Voter Kopp in Nack) so würde mich das sehr freuen, wenn es aber nicht sein kann, so macht es Nichts, ich habe der M. noch Nichts davon gesagt, außer zu den Syringen habe ich ihr einige entfernte Hoffnung gemacht. — Mit meiner Rückreise wird es nicht so viele Schwierigkeiten haben: — wenn ich noch in den Ferien gehe, so hat sich Clemens selbst erboten, mich zurückzubringen; späterhin würde es Onkel Moritz vielleicht thun, und ich habe noch von einer andern Gelegenheit, aber erst im Mai gehört; das ist mir sehr lieb, denn ich möchte jetzt meine Abreise gern nach dem Befinden der Mertens einrichten; ich habe sie so lange gepflegt, es

kömmt mir vor, als dürfte ich sie jetzt auch nicht so ohne Weiteres im Stiche lassen! Ich weiß, lieb Mamachen, Du denkst darin grade wie ich. . . . .

Adieu Herzensmama, diesen Brief nimmt nicht Johannes mit, sondern der Professor Vogelsang, der schon morgen abreist; die Sämerei für Jenny gebe ich aber Johannes mit und wahrscheinlich auch noch wieder Briefe. Adieu, ich küsse tausendmal Deine Hände.

Deine gehorsame Tochter Nette.

1000 Schönes von Clemens und Pauline; viel Grüße von mir an Alle. Was macht Onkel Fritz? Engel Wrede? F. Böselager? Schreibt Tony auch bisweilen?

---

## An ihre Mutter.

Bonn, 12. Januar [1837].

Alle Tage habe ich mir vorgenommen zu schreiben und bin nicht dazu gekommen, sieh! liebste Mama, da sind nun vier Parthien, die sich einbilden, es sei meine Schuldigkeit, alle Tage wenigstens einige Stunden bei ihnen zuzubringen — nämlich Haxthausens, Schopenhauers, die Mertens und die Böselager, — alle diese haben sich durchaus nicht vorgestellt, daß ein Tag hingehn würde, ohne daß wir zusammen kämen. Da dieses nun nicht möglich ist, so thue ich wenigstens was ich kann — zu dem Onkel geh ich aber doch am öftersten, darüber wird es Mittag; gleich nach Tische, d. h. um 2 oder 2½ machen Pauline und ich unseren täglichen Spaziergang gerade wie zu Clemens Zeiten mit Betty. Wir gehn recht weit, mitunter eine halbe bis ¾ Stunden, was mich aber nicht halb so ermüdet wie in der Schweiz oder selbst wie zu Rüschhaus, weil wir immer auf der Chaussee bleiben, die so eben ist wie ein Brett. Kommen wir zurück, so fängt es schon an zu dämmern, und obgleich ich mich jeden Morgen mit dem Schreiben auf den Abend vertröste, so bilde ich mir doch jeden Abend ein,

meine Augen litten es nicht, weil sie mir nach dem langen Gehen in der Kälte, nachher in der warmen Stube allemal anfingen zu brennen. — Ich sage dieses nicht um mich rein zu waschen, aber so ist es gekommen und ich habe deßhalb auch sehr gefehlt und bitte Dich, meine liebe Mama, um Verzeihung, denn ohne meine arge Trägheit hätte mich dies doch nicht abhalten sollen und können. Nun zu meiner Abreise. Es ist also beschlossen, daß man mich bis Düsseldorf bringen will, d. h. zu Wagen bis Köln und dann gleich mit dem Dampfboot weiter; dann müßten nun eben die Pferde in Düsseldorf sein, oder noch besser in Ruhrort, oder am Allerbesten wär es wohl, ich führ bis Wesel; denn ich glaube nicht, daß die Pferde, wenn sie in 2 Tagreisen von Münster bis Düsseldorf gingen, schon um 10 Uhr dort sein könnten, was meinst Du dazu, liebe Mama? —

---

## An ihre Mutter.

Poststempel: Münster, 16. Februar 1838.

Ich habe jetzt ein neues Gedicht geschrieben, von der Größe wie das Hospiz auf dem St. Bernard, es heißt „die Schlacht im Loener Bruch" und besingt die Schlacht bei Stadtlon, wo Christian von Braunschweig die Jacke voll kriegt. Man findet es besser als meine übrigen Schreibereien und ich habe einen sehr artigen Brief von Hüffer bekommen, der um den Verlag bittet, ich habe ihm denselben auch zugesagt, falls ich es herausgebe. Ich schrieb dies an Adele Schopenhauer und bekam gleich die Antwort, ich möge das ja nicht thun und keinen obsuren Verleger nehmen, das falle auf das ganze Werk zurück; sie habe einen Verleger für mich in Jena, es war aber zu spät. Wenn es herauskommt, muß es bei Hüffer sein, und ich habe noch einen Grund dafür, es wäre mir nämlich unerträglich, wenn ein Buchhändler hinterher sagte, er hätte dadurch Schaden an meinen Sachen gehabt und es doch nur aus Gefälligkeit für mich übernommen, und

das hätte leicht bei Dumont in Köln und auch bei dem Jenenser sein können, da sie ja nie eine Zeile von mir gesehn hatten, und gewiß nur Braun und Adele zu Gefallen es übernehmen wollten. Hüffer aber hatte es vorher gelesen und dann ganz von selbst den Antrag gemacht und so kann er mir nichts vorwerfen, wie es auch ausfällt. Bitte, liebe Mama, antworte mir doch gleich, ob Du nichts gegen die Herausgabe hast, denn Hüffer hätte es gern gleich zur Ostermesse. — Es wäre dann die Schlacht im Loener Bruch, der Barry, des Arztes Vermächtniß und eine Auswahl von kleinen Gedichten, z. B. der Graf von Thal, die Elemente, die Säntislieder, die Weiherlieder, nur einige Wenige, um die größeren Gedichte zu trennen. Sag Laßberg aber bitte nichts davon, das würde ihm ganz verrückt vorkommen. Ich habe auch viele alte Tröster nachgeschlagen, und mir überall Rath's erholen müssen, um damit fertig zu werden. Ich will nur eine ganz kleine Auflage von 500 Exemplaren gestatten, aber dann auch für die erste Auflage kein Honorar nehmen; erlebt es keine zweite, so hat Hüffer auch keinen Profit, erlebt es eine zweite, so weiß ich, was ich bis dahin fordern kann. Zu Freiexemplaren habe ich auch keine rechte Lust, es ist mir immer so lächerlich gewesen, wenn ein Schriftsteller sein eigenes Werk verschenkt. Die Leute müssen freundlich thun und das Ding herausstreichen, das verbittert ihnen das ganze Geschenk. Und dann sind so Viele, die gar keinen Sinn für dergleichen haben, oder Gefallen daran, z. B. N. N., der sich dann hinsetzen würde und mir ellenlange Briefe schreiben, um mir auseinander zu setzen, wie grundlos schlecht dies alles wär. L . . . würde es auch nicht gefallen und mich verlegen machen wegen der Antwort und Beide könnte ich doch nicht übergehen, kurz, Freiexemplare wären für mich eine wahre Last, bei Jedem müßte ich einen Brief schreiben, ich kann nicht ohne Schaudern daran denken! — Nein ich mag keine. Bitte antworte mir doch gleich, ob Du etwas gegen die Herausgabe hast, denn bis Ostern ist kaum noch Zeit, einen Vers zu drucken und ich bringe den Verlegern einen großen Schaden, wenn sie

es nicht auf die Leipziger Messe liefern können und einen fremden Namen möcht ich nicht annehmen, entweder ganz ohne Namen, oder mit den Anfangsbuchstaben A. v. D.

---

## An Sophie von Haxthausen.

Rüschhaus, 9. Februar 1838.

Du fragst wegen dem Erzbischof? Da Ihr den Merkur haltet, so weißt Du das Hauptsächlichste; es ist eine traurige Lage für uns. Die Erbitterung ist schrecklich. Ich war am Tage des Aufstandes in Münster. Ich war diesen Abend zum Thee bei einer Oberregierungsräthin Rüdiger, Tochter der Elise Hohenhausen, die sich mir durch Nettchen Kettler hatte vorstellen lassen, worauf man es schicklich fand, daß ich ihr einen Besuch mache. — Ich beredete die Bornstedt, mit der ich zuweilen bei Schlüter zusammen treffe, mit mir hinzugehen und wir drei Frauenzimmer waren allein hinter dem Theetisch; es war schon spät und die Rüdiger sagte mehrere Male: „hören Sie doch, wie das auf den Straßen rennt;" ich sagte immer: „das ist Nichts, irgendwo ein Peter oder dgl." Mit einem Male hören wir von Weiten (sie wohnt am Ende der Rothenburg nach Aegidistraße zu) ein furchtbares Hurrahgeschrei, es kam vom Domhof und Markte, wir sprangen an's Fenster und sahen die ganze Rothenburg und Aegidistraße voll Militair mit gezogenen Säbeln und ich lief auf der Stelle unten ins Haus, um zu sehn, ob ich Jemand finde, der mich fortbrächte. Der Sohn vom Hause war bereit, und ich zog in großer Eile ab, trotz allen Bitten der Rüdiger, die zitterte wie Espenlaub. Durch zahllose Umwege kam ich endlich bei Ahlers an und brauchte fast eine halbe Stunde dazu. Ich stellte mein Licht zurück, lehnte das Fenster an und blieb nun auf wie Jedermann in dieser Nacht.

Der Anfang des ganzen Tumultes war so: Die Gemüther waren schon durch die Arrestation des Erzbischofs auf's Aeußerste

erbittert, nun kam dazu, daß, nachdem kürzlich eine Menagerie in Münster abgezogen war, die Militärbehörde die Bude gekauft hatte, um darin bei schlechtem Wetter exerciren zu lassen. — Das Volk aber glaubte, es sei geschehen, um die Rekruten heimlich knuffeln zu können. — Darüber waren schon allerlei Kleinigkeiten vorgefallen, einige Plakate an den Bäumen und Buden selbst mit dem geistreichen Inhalt „weg mit der Bude“ oder „weg mit den Preußen“ 2c. Da dies sie nicht wegblasen wollte, hatte man mehrmals Versuche gemacht, die Bude anzuzünden, überhaupt, die Wahrheit zu sagen, wird den Preußen grad nicht viel guter Wille gezeigt. Der Adel hatte sich seit der Verhaftung des Erzbischofs gänzlich zurückgezogen; alle Lustbarkeiten waren eingestellt, weder Soirées noch Klubbälle, und wurden sie eingeladen, z. B. bei Vinke, so machten sie kein Geheimniß daraus, daß die allgemeine Kirchentrauer ihnen nicht gestatte, sie anzunehmen. Die Gassenbuben waren sehr arg, sie schnitten den Soldaten Gesichter, sagten, wenn exercirt wurde: „wo Soldaten sind, mott auck hansneert weeren“ und rollten den Offizieren Steine an die Füße, und N. N. wurde arretirt, weil er einem Unteroffizier auf der Straße 2 Ohrfeigen gegeben. Den Preußen, besonders den friedlichen Civilisten war, höllenangst; sie wagten kaum Abends aus dem Hause zu gehn, und es gab manch lächerliche Anekdote davon — nun — an diesem Abend wurde wieder ein Junge attrapirt, der die Bude anstecken wollte, und heulend und mit Arm und Beinen sperrend zu Hause geführt wurde. Mancher vorübergehende Bürger legte sich mit guten Worten drein, sagte: „laßt ihn laufen, es ist ja ein Kind“ 2c. Das hielt etwas auf; wer vorüberging, blieb stehn, und bald stand ein ziemlicher Trupp um die Wache und den heulenden Jungen. Jetzt wurde den Soldaten bange, der Offizier trat vor und befahl den Bürgern, auseinander zu gehn, ein lautes Gelächter war die Antwort. Die Soldaten rückten an (immer nur noch die Wache), die Bürger theilten sich, ließen sie durch, traten hinter ihnen wieder zusammen und lachten. So ging es einige Male, immer stolzierte die Wache durch, und

immer traten die Bürger wieder zusammen und lachten. Der Offizier proclamirte zwei mal ganz laut, daß sie auseinander gehn sollten. Dann lachten sie noch viel ärger und blieben bei ihrem alten Manöver, doch hatte kein Einziger die geringste Waffe, nicht mal einen Stock in der Hand. Sie schimpften auch nicht, sondern lachten bloß. — Jetzt ließ der Offizier einhauen, ein Herr Bürger wurde verwundet und schrie und nun erhob sich ein fürchterliches Hurrahgebrüll und „Vivat Clemens August", „Nieder mit den Preußen!" und drgl. Einige wenige Steine flogen, wie sie gerade auf der Straße lagen, indem kamen die Husaren herangeritten, nachdem die Wache geschickt hatte; sie hieben ohne Rücksicht rechts und links ein, die Bürger wurden wüthend, viele liefen fort um Steine zu holen und in einer Viertelstunde waren mehrere Tausend auf dem Domplatze und Markte, es war ein gräuliches Gebrüll und Gelächter. Auf dem Domplatze soll der Steinhagel arg gewesen sein, aber sonst keine Waffe ist zum Vorschein gekommen, nur immer wieder vor den Soldaten auseinandergelaufen und hinter ihnen geschlossen und gelacht, es war fast auf allen Straßen zugleich los. Am Bispinghof, wo die Schlächter und Bäcker sich versammelt hatten, soll der Lärm sehr arg gewesen sein, aber keiner hat einen Soldaten zu verletzen gesucht. Auch auf dem Steinwege und der Salzstraße drängten sie zu ganzen Haufen, und immer „Vivat Clemens August!" „Nieder mit den Preußen!" „ajas, ajas, wat möttet sich de Kölnsken schämen!" (weil sie den Erzbischof hatten fortführen lassen). Unterdessen wurden die Kanonen aufgestellt an allen Thoren und auch auf dem Domplatze (sie sind aber nicht gebraucht worden). Nun kam Wrangel herbei und wüthete, daß das Militär auch zu schießen verstehe. Kein eingeborner Offizier war beordert, es waren nur Preußen, aber unsere Bauernjungens auch dabei, hauten eben nicht schärfer als sie mußten. Unter dem Bogen stand Alles gedrängt voll müßigen Zuschauern, meist Frauen und Kindern. Wrangel wollte, man solle schöne Attaque commandiren, d. h. alle einzeln auseinander, und dann nach allen Seiten einhauen, ein paar

menschliche Offiziere sollen Vorstellungen gemacht haben, weil es an Offizieren fehle, um Ordnung zu halten. Wrangel ließ das Mindensche Regiment, was aus lauter Protestanten besteht, vorher herankommen, schickte die Bauernjungens in die Nebenstraßen, die kleinen Haufen zu verscheuchen, und übernahm nun selbst das Commando. Ich stand am Fenster, sah die Flüchtigen unaufhörlich vorbei laufen, noch immer schreiend: „Vivat Clemens August!" und die Bauernjungens hinter ihnen her mit gezogenen Säbeln, die viel fluchten und in der Luft fochten, aber keinem was thaten. Es war, sobald man den ersten Schrecken über das Gebrüll überwunden hatte, eher lächerlich als schrecklich. Einige Kerls fielen auch unter meinem Fenster und schrieen noch im Fallen: „Vivat ꝛc. ajas ajas! de Kölnschken ollen wiwer," und die Soldaten blieben so lange zurück in vollem Fluchen und Blitzen mit den Säbeln, bis sie wieder aufgestanden waren und einen guten Vorsprung hatten. Vom Markt her hörte ich wohl ärgern Lärm, dachte aber, es würde auf dieselbe Art und Weise hergehn, als auf einmal ein schreckliches Jammergeschrei von dort herüberdrang. Wrangel hatte befohlen, auf die Weiber und Kinder einzuhauen, d. h. nicht mit diesen Worten, sondern „Schöne Attaque": „Säubert die Colonnaden". Ich will Dir nur gleich sagen, daß Niemand getödtet ist, eine Menge verwundet, die Soldaten ritten in die Hausthüren und hauten in die offenen Zimmer hinein; bei einem Bürger sind sie bis an den Küchenherd geritten, und haben dort die Frau und 2 Männer gestochen, die Bürger schäumten vor Wuth, aber sie waren gänzlich unbewaffnet, der Steinvorrath längst zu Ende und so zerstreuten sie sich. Um 2 Uhr war Alles vorüber, nur das Militär blieb bis am Morgen in den Straßen aufgestellt; und die Woche hindurch wurde jede Nacht patrouillirt. — Du kannst denken, wie die Stimmung seitdem ist, d. h. zwischen der geringern und Mittelklasse, denn unsere angestellten Landsleute aus dem vornehmen Bürgerstande sind kaum dahin zu bringen gewesen, die Klagen derjenigen anzunehmen, die in den Häusern oder doch ganz unthätig und vom Weitem stehend, verwundet wurden.

Nur 18, die schwer verletzt und wovon zuviel Redens war, als daß sie es hätten ignoriren können', sind verhört worden, und nur zum Schein, denn die Klage ist gar nicht übergeben worden.

Im Ganzen sollen hauptsächlich bei dem Einhauen unterm Bogen gegen 300 Bürger verletzt sein. F. F. und N. N. sollen, als es zu arg ward, sich aus eigner Macht zu Fuße dazwischen gegeben und den Husaren zugerufen haben: „Wer scharf haut, den steche ich durch;" über die Sache wird aber nicht gesprochen, weil es ihnen Strafe zuziehen könnte. Die Preußen meinen, der Adel habe mit darunter gesteckt und an diesem Abend Geld ausgetheilt; ich brauche Dir nicht zu sagen, wie falsch das ist, indessen sind wir jetzt in völliger Ungnade. Ferdinand Galen hat keineswegs niedergelegt, sondern um Versetzung gebeten, und auf der Stelle den Abschied bekommen. Ich wollte, sie machten es mit Allen so, und wir hätten unsere Leute alle wieder, sie kosten mehr Zulage, als wenn sie zu Hause wären. Der Adel aus dem Rheinlande und Westphalen hat Deputirte in der Sache des Erzbischofs nach Berlin geschickt, aber keiner der Königlichen Familie und sogar keiner der Minister hat sie vorgelassen, obgleich sie sich nur als Privatleute angemeldet, ob nachher noch als Deputirte, weiß ich nicht, aber jedenfalls sind sie nicht vorgelassen. Von hier waren Bocholz, Engelbert Landsberg und Max Schmiesing, die beiden ersten haben, nachdem die Prinzen sie zu sehn verweigert, sich um die Minister nicht bekümmert, da es ihnen mit diesen doch wie den Uebrigen gehen würde, und sie sich von ihres Gleichen keine solche Grobheit wollten gefallen lassen. — So stehn die Sachen; was es weiter geben will, weiß Gott, Alles ist in Spannung und Verwirrung; in Paderborn ist auch ein Aufstand gewesen, nach einem Briefe von Sophie schlimmer als in Münster, aber man weiß hier fast nichts davon, obgleich er schon einige Tage vor dem hiesigen stattfand, so wird Alles vertuscht. Die Bischöfe von Paderborn und Münster haben seit dem deutlichen Ausspruch des Papstes, auch widerrufen, was sie früher unterschrieben, die Regierung ist aber doch so klug, keine Notiz davon zu nehmen.

Ehe der Erzbischof eingezogen wurde, hat die Regierung ihm die Verdoppelung seiner Einkünfte angeboten, wenn er nachgeben wollte, denk Dir, wie .......! Als dies nichts geholfen, gedroht, daß sie ihm seine Einkünfte entziehen wollte, worauf er geantwortet, daß er täglich nur 4 gg. brauche und glaube, seine Diöcese würde ihn nicht verhungern lassen. Dies wurde gleich bekannt und Unterschriften gesammelt. Fürstenberg unterschrieb sich zu 4000 Thaler jährlich, als schon eine Revenue von 30,000 Th. zusammen war, sahn sie, daß diese Drohung umsonst sei und zogen ihn ein. — Viele haben ihn jetzt besucht: Erbdroste Plettenberg, Korff Schmiesing, Eng. Landsberg, Westphalen, Fürstenberg und viele Andere. Werner wollte auch hin, aber es hieß neulich, es werde Keiner mehr zu ihm gelassen außer seine nächsten Verwandten und diese nur in dringenden Familienangelegenheiten; ob es sich bestätigt, weiß ich nicht, da ich schon seit 4 Wochen wieder hier bin und Nichts erfahre. Der Erzbischof wird in Minden anständig behandelt, darf aber Niemanden schreiben, mit Niemanden ein Wort allein reden und das Haus nicht verlassen, ohne einen Gensdarmen; er bittet Alle, die zu ihm kommen, doch von Nichts als gleichgültigen Dingen mit ihm zu reden, mit Demagogen hat er nichts zu schaffen, das versteht sich. . . .

---

## An ihre Mutter.

Bökendorf, 1. August [1838].

. . . Hassenpflugs werden jetzt wohl nicht lange mehr bleiben; ihr Aufenthalt hat sich so in die Länge gezogen, weil sie sich einige, leider vergebliche Hoffnungen machten, deren Realisirung sie so nahe glaubten, daß sie meinten, sie hier abwarten zu können. Jetzt aber, wo das Alles aus ist, werden sie nach Göttingen ziehen, sobald die Grimms ihnen dort Quartier gemiethet und die nöthigsten Vorbereitungen getroffen haben, was sich höchstens bis Ende des Monats hinziehen kann. Ich habe schon gesagt, daß mir Schlüter bisweilen schreibt; er schickt dann die Druckbogen, wie sie nach und nach heraus kommen,

aber leider doch zu spät, um die Druckfehler zu verbessern, deren einige recht schlimme eingeschlichen sind. Einer der schlimmsten ist im ersten (?) Gesange des St. Bernard, wo es heißt „Der Bruder nun in seiner Noth — beginnt aufs Neu das Kreuz zu reiben — als solle nicht ein Stäubchen bleiben rc. Es muß aber heißen das Kleid zu reiben. Nun lautet es, als ob der Bruder sich den Buckel jucke. So etwas ist sehr fatal; man muß es jetzt eben mit Geduld tragen bis zur etwaigen zweiten Auflage. Jedermann sagt, es sei so schwer, Druckfehler aufzufinden, daher komme es, daß in allen Büchern welche stehen bleiben, die vom Correktor übersehen würden. Ich begreife es nicht, und habe diejenigen, die noch in den Bogen stehen geblieben, beim ersten Blick gesehn. Ich denke deßhalb die zweite Auflage, wenn es dazu kommen sollte, jedenfalls selbst unter Aufsicht zu nehmen, obgleich, wie ich höre, Schlüter und Junkmann allen möglichen Fleiß sollen angewendet haben, und ich eine saubere Abschrift davon gemacht hatte, die Junkmann lesen konnte wie Gedrucktes. Bis jetzt sind fertig der St. Bernhard, des Arztes Vermächtniß und von der Schlacht im Loehner Bruch der erste Gesang, vom zweiten ein Stück, somit bei Weitem das Meiste, und in 14 Tagen oder 3 Wochen wird das Buch wohl im Laden zu haben sein. Hüffer hat ganz neue Typen dazu kommen lassen und legt großen Werth darauf. Ich habe wenig Sinn für dergleichen und kann nicht sehen, daß die Buchstaben wesentlich schöner wären als die andern. Er hat zu Werner gesagt, daß schon so Viele nach dem Buche gefragt hätten. Das freut mich für ihn und für mich auch, denn es wäre mir unausstehlich, wenn er Schaden daran hätte. — . . .

Mein Versuch, vor's Publikum zu treten, läßt sich überhaupt für den Anfang recht gut an; ein gewisser Zeitschrifter, ich glaube in Berlin oder sonst wo, der ein Taschenbuch Cölestine herausgibt, mit sehr schönen Kupfern, und wie ich höre, ziemlich schwierig mit dem Aufnehmen sein soll, denen, deren Gedichte er aufnimmt, aber zum Lohn denjenigen der Jahrgänge, worin ihre Gedichte stehn, übersendet, und dem Schlüter ohne mein

Vorwissen des Pfarrers Woche geschickt hat, hat ungemein verbindlich geantwortet und außer dem Jahrgang 1839, worin es erscheinen wird und den ich noch bekomme, den vorigen Jahrgang 38 mir geschickt, wie Schlüter schreibt, als besonderes Ehrengeschenk und stumme Bitte, ihm ferner Beiträge zukommen zu lassen. — Auch ein Anderer vom Rhein, dessen Namen mir nicht sogleich beifällt, der ein rheinisches Odeon herausgiebt, der nach Münster reiste und, durch Schlüters Vermittlung, die Druckbogen gelesen hat, bemüht sich mit fast lächerlicher Höflichkeit um Beiträge. — Junkmann schreibt etwas spöttisch, ich solle doch einem Manne nichts abschlagen, der mich die Aloe Westphalens genannt habe. Ich könnte das auch auf die schönen, reifen Jahre beziehen, in denen ich anfange, poetisch aufzublühn. (Das letztere sage ich, nicht Junkmann.) Obgleich ich wohl weiß, wieviel ich von solchen Reden zu glauben habe, so denke ich doch, solche Leute wissen ungefähr, was im Publikum aufkömmt und nehme es immer als ein gutes Omen. — Bitte behalte dies Letztere aber Alles für Dich, es würde mir wohl als Prahlerei ausgelegt werden, und freut mich doch hauptsächlich Deinetwegen; ich möchte so gern, daß Du doch etwas Freude von meinen Schreibereien hättest, meine liebste Mama.

---

## An Sophie von Haxthausen.

Hülshoff, 25. April 1839.

. . . Daß der Erzbischof (Clemens August) jetzt in Darfeld ist, weißt Du; es soll sehr bedenklich mit ihm stehen, die Aerzte fürchten die Wassersucht und dann hat er noch so viele andere Uebel dazu! Den haben doch die Preußen allein auf dem Gewissen! Mangel an Bewegung soll der einzige Grund seiner Krankheit sein, wenigstens daß seine Uebel so gefährlich geworden sind; an eigentliche Heilung ist, wie ich höre, nicht zu denken und sehr zweifelhaft, ob er noch soweit aufkommt, daß er wenigstens so voran leben kann. — Gott im Himmel erhalte ihn! Sonst fürchte ich, dreh'n die Preußen dem Papst am Ende doch noch

eine Nase, und wir bekommen so ein aufgeklärtes Muster wie den sel. Spiegel. Einen, der sich schon übel gezeigt hat, wird der Papst freilich nicht bestätigen, aber die Preußen werden schon einen aufzuschnüffeln wissen, dem man nichts nachsagen kann, und den sie doch genug kennen, um zu wissen, daß er in ihren Kram paßt. Mich ärgert am meisten, daß die Regierung jetzt den Ruhm großer Milde in Anspruch nehmen wird; in den Zeitungen wird es heißen: „auf den ersten Wink von der Gefahr des Erzbischofs habe der milde und gütige König ihn sogleich den Seinigen wiedergegeben, nur mit jener Beschränkung der Freiheit, die die Umstände unumgänglich nöthig machten," d. h. mit Gensdarmen rechts und links und nachdem sie ihn erst unheilbar hatten werden lassen. — Es ist schändlich! Er soll äußerst trübe und niedergeschlagen sein . . . Möglich, daß Du noch nichts vom Tode des alten Professors Werneking weißt, obwohl das schon 2 Monate her ist. Gott hat ihn plötzlich fortgenommen, aber doch in einem schönen Augenblick. Dieser gute Mann war nämlich sehr fromm und wohlthätig, wohl mehr, wie es bekannt wurde; er behandelte viele Arme unentgeltlich, und trieb das so ganz im Stillen. Jeden Abend, wenn es ganz dunkel geworden war, ging er gleichsam heimlich aus in alle die kleinen Häuserchen, und stand den Kranken bei — auch mit Geld und Lebensmitteln, wo es nöthig war. So hatte er sich an einem Februarabende, wo es bitter kalt und er sehr unwohl war, auch hinausgemacht; auf der Straße begegnet ihm noch ein Bekannter, der sagt: „Herr Rath, Herr Rath! in dem Wetter und in Ihrem Alter!" Kaum zwanzig Schritt weiter gleiten ihm seine armen alten Beine aus, und er fällt hin wie ein Klotz, so fürchterlich, daß die Hirnschale bricht, ein Splitter ins Gehirn dringt, und er fast auf der Stelle todt bleibt. Man sagt, er soll sich noch ein Mal halb aufgerichtet und gesagt haben: „Herr, erbarme dich meiner!" Dies erzählt eine Frau, die gerade daneben gestanden und auch Leute zu Hülfe gerufen hat. Wenn ich denke, wie manches Mal ich ihn mit dem lieben sel. Papa und dem sel. Onkel Johannes habe bei den Blumen

stehn sehn, dann ist es mir doch ganz wehmüthig, daß diese Reliquie aus der guten alten Zeit nun auch fort ist. Alles geht fort, Eins nach dem Andern! . . .

---

## An August von Haxthausen.

Rüschhaus, 29. August [1840].

Deinen Auftrag, lieber August, betreffend die Wallfahrts- oder Arbeitslieder frommen Inhalts, habe ich auszurichten gesucht und deshalb allen alten Weibern des Kirchspiels die Cour gemacht, — dennoch war der Erfolg so gut wie gar keiner, da die drei oder vier derartigen Lieder, die mir wie verschlagene Kanarienvögel in die Hände fielen, sogleich von Mama für echte Paderbörner erkannt wurden, die sie hundertmal in Bökendorf gehört; wirklich waren sie hier nicht allgemein, sondern nur einzelnen Personen bekannt, die mochten sie von einer paderbörnschen Magd gelernt haben, und ich muß bekennen, daß mein gutes Münsterland sich dieses Mal als echt dürre Sandsteppe ausgewiesen hat; sonderbarer Weise haben wir, diese frommen Leutchen, überhaupt nicht halb so viel gottselige auch nur ernste Poesien, als Euer Janhagel; — unsere Volkslieder sind über die Hälfte lustigen oder lockeren Inhalts, das scheint Dir wohl nicht so, aber wir haben Dir dergleichen nicht eingeschickt, weil sie immer zugleich grausam dumm waren. — Alte Kirchenlieder haben wir etwa 4—5, Wallfahrtslieder durchaus nur ein einziges, was Du kennst, ich habe es oft in Bökendorf gehört, und bei der Arbeit singen wir gar nicht, außer beim Spinnen die ordinären Volkslieder. — Nun hat mir Schlüter, dem ich meine Noth klagte, beikommendes Buch gegeben, was zwar und meist Kirchenlieder, aber auch einige andere enthält. . . .

NB. Man sagt, den Zeitungsartikel, worin Jacob Grimms Ernennung zum Bibliothekar, wenngleich nicht authentisch, angekündigt war, soll Bettina verlangt haben, um durch allgemeine Freude der Berliner darüber den guten Willen der Behörde etwas nachzuschieben. — Gott gebe, daß es hilft! — Daß Du

Dir so viele, obgleich vergebliche Mühe gegeben, für N. N., dafür danke ich Dir herzlich. — Der arme Schelm dauert mich sehr, und fängt jetzt auch an, körperlich unter seiner Lage zu erliegen, mit Stunden hat es keine Art, da niemand Englisch lernen will, und für das Französische mehrere geborene Franzosen da sind, die man natürlich vorzieht, so muß er, gesund oder krank, auf Leben und Tod schriftstellern, er kommt jede Woche hier so in Schweiß gebadet und abgehetzt an, als ob er 10 Stunden gemacht hätte, es ist traurig, ein gutes Talent und gute Gesundheit so unter seinen Augen verkümmern zu sehen. — Denk doch an ihn, wenn Dir etwas passendes in den Weg läuft, ich bitte Dich darum. Was denket man bei Euch von Hassenpflugs Berufung nach dem Haag? — Hier sind die Meinungen seltsam getheilt. Alle, die ich vom Adel gesprochen, meinen, es habe nichts zu bedeuten, und H. werde sich schon theils mit den Gesetzen, theils mit der Nothwendigkeit rechtfertigen können, wogegen alle Bürgerlichen ihm schon mit Wehklagen das Armensünderglöcklein läuten — mich dünkt hieraus zu erkennen, wo die eigentliche widerhaarige liberale Partei steckt, obgleich es bei der erzbischöflichen Gelegenheit umgekehrt aussah, aber da kam das liebe Brod in Gefahr — —. Ich mache übrigens keine Ansprüche darauf, hiervon das Mindeste zu verstehen, doch interessirt mich die Sache selbst natürlich sehr. Mama wird nun in die Schweiz reisen, wann ist noch nicht ausgemacht, doch jedenfalls noch im Herbste und denkt im Frühlinge die sämmtlichen Laßberge mit herüber zu bringen; ich bleibe hier, theils weil ich kein Geld habe und dann mag ich auch gerade jetzt Werner und Line nicht verlassen, die ganz unzweifelhaft ihren kleinen F e r d i n a n d binnen dieser Zeit verlieren werden. Er ist jetzt etwas besser und wird wohl über die Herbstmonate hinwegkommen, aber über den Winter gewiß nicht. — Louise ist zwar da, doch unserer zwei ist nicht zu viel. Ich denke zuweilen, ich wollte, es wäre alles vorüber und der arme Junge aus den Leiden und dann kommt's mir wieder recht schlecht vor, als ob ich ihn mit dem Gedanken todt schlüge; nun, es wird

doch alles gehen, wie es leider nicht anders kann. Adieu, lieber August, ich mag diese Post nicht vorübergehen lassen des Buches wegen, dessen Expedition ich gern so viel wie möglich abkürzen möchte; also adieu! Mama grüßt herzlich.

Deine Nette.

---

## An ihre Tante Betty Haxthausen.

Hülshoff, 12. December 1840.

Deinen Brief vom Sechsten habe ich erst gestern erhalten, liebe Tante, und beeile mich, ihn zu beantworten, da ich mir denken kann, daß Du mit Ungeduld darauf wartest, um mit der P . . . endlich auseinander zu kommen. Was nun die Frage wegen der Reisekosten betrifft, so habe ich Deinen, sich darauf beziehenden Brief zwar nicht zur Hand und kann ihn mir auch augenblicklich nicht verschaffen, da er in meinem Schreibtische zu Rüschhaus liegt, wohin ich, eines sehr hartnäckigen Katarrhs wegen, der mir schon seit 3 Wochen Stubenarrest gibt, nicht selbst kommen, und mich doch auch nicht entschließen kann, Jemanden Anderm alle meine Papiere Preis zu geben, da ich durchaus nicht bestimmen kann, in welchem Fache der Brief liegt; indessen erinnere ich mich doch bestimmt, daß allerdings vom freien Herüber- und Zurückschaffen die Rede gewesen ist, — und ich damals, entweder durch Dich selber, liebe Tante, oder durch Sophie, beauftragt gewesen bin, dieses zuzusagen. — Uebrigens kann es ja aber gar keinem Zweifel unterworfen sein, daß dieses nur bis Münster gilt . . . Was Du mir von dem guten Bartscher schreibst, hat mich recht betrübt; nach den letzten Nachrichten durch Onkel Fritz, hatte ich mir seine Gesundheit als bedeutend gestärkt gedacht, und nun steht's so! — Mehrere meiner genaueren Bekannten, z. B. der blinde Schlüter, Junkmann sind ihm sehr befreundet, und wenn er, wie ich jetzt fast fürchte, denselben Weg gehn sollte, wie der gute selige Vierkant, so würde die Betrübniß hier groß sein; — auch mir wär es sehr leid, er hat mich immer so an meinen seligen Bruder er-

innert. Ich habe gestern auch Briefe von Meersburg erhalten, — von Mama und Jenny — es ist, Gottlob, Alles gesund dort. Mama schreibt mir eine Neuigkeit, die Dich doch auch interessiren wird: Herr Kressibuecher ist nämlich Bräutigam. Sie schreibt: „Wir saßen gestern eben zu Tische, als Kressibuecher kam, der seit Allerheiligen in Kreuzlingen ist; ich hatte ihn schon mehrere Male gesehn, er war Wein-Reisender und in dieser Qualität bei uns, — dieses Mal aber kam er uns zu sagen, daß er sich auf seinen Reisen bereits eine Braut erhandelt habe, eine Jungfer Sulzberger aus Frauenfelden, wo er auch in Zukunft wohnen wird. Die Heurath ist am ersten Februar; er kömmt in eine angesehene, reiche Familie; ein Bruder ist Oberst, ein Anderer Ingenieur-Hauptmann, der zugleich eine Mehlhandlung und Weinstube hat; bei diesem wohnt die Schwester schon seit mehreren Jahren und führt das Geschäft, was ihr Bruder jetzt dem zukünftigen jungen Ehepaare gänzlich überlassen will. Kressibuecher hat dazu bereits ein schönes Haus für 200 Gulden gemiethet; schreib dieses auch nach Bökendorf, worum mich Kressibuecher besonders gebeten hat 2c. 2c." — Es freut mich, daß der arme Schelm ein Unterkommen hat; es ist doch eine ehrliche Seele! — Mama war auch auf 8 Tage in Berg und ist von ihrem dortigen Aufenthalt sehr zufrieden; Emma sei sehr herzlich gewesen und sah wohl aus, leide nur viel an Zahnschmerzen, sei aber sonst gesund und scheine recht glücklich zu sein; die Kinder seien niedlich, obwohl nicht grade hübsch und ächte Thurns, der Knabe genau wie der selige Theodor, das Mädchen gleiche Emma'n.

Von hier läßt sich nichts Besonderes sagen; Du kannst denken, liebe Tante, daß der Tod unsers guten kleinen Ferdinand dem ganzen Hause noch immer einen etwas trüben Anstrich gibt; das Kind war in den letzten 2 Jahren so lieb und fromm; übrigens scheint Linchen's Gesundheit doch nicht gelitten zu haben, und das ist jetzt die Hauptsache. — Die übrigen Kinder wachsen jetzt recht stämmig heran, bis auf den kleinen Friedrich, der freilich wohl sein Lebelang ein armseliges Krüppelchen bleiben

wird. Das Herz thut Einem weh, wenn man das Kind ansieht, wie es so gar keine Idee von seinem Zustande hat; dieses Nichtfühlen seiner Lage ist zwar ein Glück, erhöht aber den traurigen Eindruck. Liebe Tante, ich muß mich schämen, daß ich dem lieben Onkel die verlangten Melodieen noch nicht geschickt habe. In Rüschhaus bin ich dadurch abgehalten worden, daß meine Mutter in den letzten Wochen vor ihrer Abreise sehr viel auf meinem Zimmer war, und ihr das Geklimper würde unangenehm gewesen sein; doch habe ich, wenn sie grade nicht da war, die Zeit benutzt und mehrere Melodieen aufgesetzt, und glaubte hier in Hülshoff Alles sehr schnell in's Reine bringen zu können; statt dessen habe ich hier noch keine Taste berühren können, da ich bei meiner Ankunf das Klavier in's Wohnzimmer gestellt fand und wegen des kranken Kindes, dessen Nerven keine Musik vertragen konnten, die Klavierstunden für Heinrich und Anna aufbestellt worden waren, — und jetzt ist Linchen noch zu betrübt, als daß ich es wagen möchte. Gestern war aber die Rede davon, daß der Musikmeister solle wieder bestellt werden, und wenn das geschehn ist und die Kinder selber wieder spielen, will ich mich gleich daran geben. —

In Havixbeck wird der Verlust Viktorinen's auch nur sehr langsam verschmerzt; besonders der Vater kömmt gar nicht aus seiner trüben Stimmung heraus; ich glaube, der alte Herr ist jetzt in seinem neunzigsten Jahre, und seine Kinder leben eigentlich in täglicher Angst, ihn zu verlieren. Es ist einerseits ein großes Glück, seine Eltern so lange zu behalten, aber andererseits finde ich daß man sie in reiferen Jahren weit härter verliert, als in der Jugend, wo Einem der Himmel noch voll Geigen hängt und man die Fähigkeit besitzt, sich überall zu attachiren. — Von den, großentheils traurigen Neuigkeiten der letzten Zeit, dem Tode Boto Stolberg's, der jungen Erbdrostin, der Fürstenberg, werdet ihr wahrscheinlich durch Asseburg's weit genauere Nachrichten haben, als wir hier in Hülshoff. Ich will Dir also Lebewohl sagen, liebste Tante, und mich noch zuletzt wegen der Eile und Nachlässigkeit dieses Briefes entschuldigen, da wir

stündlich Onkel Fritzens Wagen erwarten, der Luise Wendt heute von Münster zurückbringen soll, wo ich dem Kutscher dann gern diese Zeilen mitgeben möchte, weil von hier aus wöchentlich nur einmal Gelegenheit nach Münster und diese jetzt noch zu weit entfernt ist, als daß ich darauf warten möchte.

Tausend, tausend Liebes und Herzliches an den lieben Onkel, an Maria und Lottchen und behalte ein wenig lieb

Deine Nette.

Linchen und die Kinder grüßen bestens; Herr Wilmsen will auch noch besonders genannt sein. Werner ist grade abwesend in Heesen.

Meiner alten Male Hassenpflug doch 1000 Grüße; es wäre eigentlich an ihr die Reihe zu schreiben und ich habe darauf gewartet; da ich aber aus Sophien's Brief wohl sehe, daß sie nicht kann, so werde ich ihr gleich morgen schreiben. Auch Gretchen viel Herzliches von mir.

---

## An August von Haxthausen.

Rüschhaus, 20. Juli 1841.

Lieber August!

Schreiben hätte ich längst sollen, das ist gewiß und wenn ich einige Hoffnung auf ein günstiges Resultat hätte, so würde ich versuchen, mich weiß zu waschen; da ich es aber höchstens vom Mohren bis zum Neger bringen würde, gebe ich dieses ohne Weiteres auf und mich Deiner angeborenen Gnade gefangen; — nur zweierlei muß mir doch zu Gute kommen, vorerst daß ich viel unwohl gewesen bin, wo mir dann das gebückte Sitzen so miserabel bekommt, daß es mir nicht ganz übel zu nehmen ist, wenn ich immer vom schlimmern Tage zum bessern aufschiebe, worüber es dann oft in die Wochenrechnung hineingeht; und dann waren ein paar Freunde, mit denen ich Deinen so freundlichen Vorschlag wegen des Thomas a Kempis bereden wollte, verreist, so daß ich sie erst am letzten Sonntage treffen konnte. Wir haben nun überlegt, daß wenn

es Dir recht ist, Deine Güte einem gewissen T. zu Nutzen kommen soll. — Wir sind hier Alle, Gottlob, wohl. Mama fast noch rüstiger, als vor ihrer Reise, war aber durch die traurige Nachricht von Bonn[1]) zuerst apprehensiv geworden; Du weißt, wie reizbar ihre Nerven sind, zudem hatte sie den lieben Onkel erst soeben gesehen, erwartete ihn täglich, da er gleich nach Mariens Abreise hierher kommen wollte und war eben daran, Alles für ihn einzurichten, als Werner die betrübte Botschaft brachte. — Da sind denn alle die Apprehensionen von Schlag und Brustwasser, die sie seit einigen Jahren ganz vergessen hatte, wieder zum Vorschein gekommen, — körperlich angegriffen war sie auch, kurz, es war ein trübseliges Ding wie sie sich ängstigte; mit dem ersten Eindrucke hat sich auch dieses nach und nach verloren und seit acht Tagen spricht sie nicht mehr von Uebelbefinden, — Gott Lob und Dank. Denn sie war auf dem besten Wege wirklich krank zu werden. — Wir sind jetzt sehr gespannt auf einen Brief von Jenny, — in ihrem letzten glaubte sie die Abreise sehr nahe; denn man hat dort zu Hause gutes Wetter und wird eher durch die Hitze zurückgehalten; Laßberg's Badecur war kurz vor dem sechsten beendet, also ein großer Stein aus dem Wege; kommt es dieses Mal nicht dazu, dann lasse ich mir mein Lebtag nichts wieder weiß machen. — Einen Koffer mit ihren Effecten haben wir schon hier, dagegen ist manches zurückgeblieben, was hierher gehört, z. B. ein wunderschönes Buch für mich und ein Dolch für Werner. Du siehst, sie meinen es ernstlich. — Dennoch bin ich weit entfernt vom festen Glauben. — Mama hat leider der Jenny ganz ungebeten versprochen, daß ich auf den Winter hin sollte, falls die Reise zu Wasser würde, und ich suche vergebens nach einem Jesuitenmäntelchen, um vorbeizukommen. Mama ist zwar gottlob gesund, aber doch nicht jung mehr, und ich mag kein ganzes Jahr wegwerfen, was ich mit ihr zubringen könnte.

Nun zu unserm litterarischen Treiben! — Junkmann

---

1) Von dem unerwartet raschen Ableben eines Bruders der Mutter.

liegt brach, oder vielmehr läßt sein mühseliges Aemtchen ihm keine Zeit, nach Stimmung seinen Acker zu bauen, — es ist schade darum! — er hat viel Talent, eine eindringliche Sprache und sehr erwünschte Richtung, die er mit optima fide und allem Eifer verfolgt. — Du weißt, daß der Landtag alle Hände so voll zu thun hat gehabt, daß die Schulangelegenheiten gar nicht haben zur Sprache kommen können. Manche sagen nicht mit Unrecht, sie hätten dafür einige Privatsachen z. B. Jagdrechte 2c. weglassen sollen, — es ist traurig, daß so sehr viel Verstand und Geistesthätigkeit dazu gehört, das Allgemeine aufzufassen, und die ehrlichsten Leute, die sich nicht mit Millionen bestechen ließen, ihr zerbrochenes Töpfchen für den Hauptschaden halten. Gutsbesitzer, Kaufmänner, Städter, jeder stimmt für sein Interesse; — so richten sie sich gegenseitig zu Grunde, und das Resultat ist, daß sie alle mit gleich langer Nase abziehen. Die Bornstedt hat jetzt einen Sankt Ludgerus unter der Presse, auf Subskription, man sagt, es soll sich ganz gut machen. Ich will es wohl glauben, ihr Leben der hl. Katharina fand auch ganz anständigen Beifall und Absatz; sie hat Bekannte, die ihr die besten Quellen zu öffnen wissen, wo sie dann zumeist abschreibt, was ihr aber Niemand nachrechnet; zudem hat sie sich den Stil von Guido Görres zu eigen gemacht, und der ist für viele sehr ansprechend.

Schücking hat sein malerisches Westphalen beendigt, es findet Beifall und guten Absatz. Schreiben soll und muß er Tag für Tag auf Leben und Tod, und nun wird es ihm schwer, nachdem er sich so lange und außschließlich einem Gegenstande zugewendet hat, zu einem andern über zu gehen; diese Steifheit der Richtung war ihm früher nicht bekannt, da er bisher nur kleinere Auffätze schrieb; so machte sie ihn ganz muthlos, und er meinte schon, alle seine Fähigkeiten seien unter dem vielen Kummer erdrückt und verkommen, jetzt aber hat er sich aufgerafft, vorerst eine Baurede für den Kölner Dom, damit wird er wohl, denke ich, wieder in Schuß kommen. Ich habe mein Buch über Westphalen, was den Titel „Bei uns zu Lande auf dem Lande"

führen soll, bereits angefangen und ein ziemlich Stück hineingearbeitet, es scheint mir ganz gut und doch verlor ich den Muth, da ich meine lieben Eltern so deutlich darin erkannte, daß man mit Fingern darauf zeigen konnte. Das war eigentlich nicht meine Absicht; ich wollte nur einige Züge entlehnen, übrigens mich an die allgemeinen Charakterzüge des Landes halten; nun fürchte ich, Jedermann wird es für ein Portrait nehmen, und jede kleine Schwäche, jede komische Seite, die ich dem Publikum preisgebe, mir als eine chemische Impietät anrechnen. — Eben jetzt heute bin ich zu dem Entschluß gekommen, es meiner Mutter vorzulesen und ist sie es zufrieden, so schreibe ich weiter, wo nicht, so gebe ich es auf und schreibe etwas Anderes. — Gott weiß, wie lange wir sie noch haben; — mein Vater sagte immer, nach siebenzig ist jeder Tag geschenkt und sie ist nahe an siebenzig — nachher würde mich jedes Wort, was ich gegen ihren Willen geschrieben habe, wie ein Stein drücken. — Ob es wohl überall so schwer zu schreiben ist wie hier? — Mein Lustspiel, worin höchstens einer Persönlichkeit, der Bornstedt, zu nahe getreten sein konnte, ist auch von meinem Kreise förmlich gesteinigt und für ein vollständiges Pasquill auf sie Alle erklärt worden, und doch weiß Gott, wie wenig ich an die guten Leute gedacht habe. — Schücking und die Rüdiger waren die Einzigsten, welche nichts Anstößiges darin fanden, obwohl Beiden ihre Rollen zugetheilt wurden und zwar Letzterer eine recht fatale. Meinen Gedichten geht es schon gut in der weiten, wüsten Fremde. Es sind kürzlich wieder zwei Recensionen heraus gekommen (in Dresden und München) so gut wie Du bei mir gelesen. — Einer der Recensenten (der Dresdener) ist so artig gewesen, mir das Blatt unter Umschlag an meinen Verleger zuzuschicken, hat sich aber nicht genannt. Ein gewisser Engel, der in Hamburg am „Telegraphen" schreibt, ist noch galanter, und sagt (in seinen Reiseskizzen glaube ich) als er auf Münster kömmt, wie man eine Stadt so wenig beachten könne, wo man vielleicht Levin Schücking und Annette Elisabeth von D.-H. begegnen könne, wobei er sich des Breiteren

über mein Büchelchen ausläßt. Die Bornstedt ist furiös darüber gewesen; sie hat behauptet, der Mensch sei von irgend Jemand dazu gekriegt, sonst hätte er anstatt meiner wohl sie genannt. Denn sie habe viel geschrieben, und einen Namen in der Litteratur, meine paar Brocken kenne kein Mensch. Alles das könnte mich ganz stolz machen, wenn ich nicht die niederschlagende Gewißheit hätte, daß meine erste Auflage noch nicht vergriffen ist. Man sagt mir, es komme daher, weil mein Verleger keine auswärtigen Connexionen habe und nirgends hin größere Sendungen mache, so daß entferntere Buchhändler, die es eigens müssen kommen lassen, keinen Vortheil dabei sehen, um so mehr, als Hüffer es schon sehr theuer abläßt (fast einen Thaler). Ob dies der alleinige Grund sein kann, weiß ich nicht, und denke vielmehr, es wird immer ein zu kleines Publikum haben, um eine gute Buchhändler-Spekulation zu sein. Uebrigens glaube ich, daß die Auflage jetzt bald vergriffen ist (sie war auch klein, 600 Exemplare) und was irgend verkauft wird, geht in's Ausland, hier liest es keine Seele; meine eigenen Verwandten und ältesten Freunde haben noch nicht hineingesehen. . . . . Nun adieu, lieber August, tausend Grüße von Allen an Carl, Fritz, Sophie von Deiner

Nette.

---

## An ihre Mutter.

Meersburg, 26. Oktober [1841].

Es sind jetzt vier Wochen, seit ich von Dir bin, meine liebste Mama, und ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß ich täglich an Dich und Alles, was ich in dem guten Westphalen zurücklassen mußte, gedacht habe; — da ich aber wußte, daß Jenny Dir gleich nach unserer Ankunft geschrieben, so hab' ich bis jetzt gewartet, wo ich Dir über Alles, — das gänzliche Erholen der Kinder, die Art, wie mir die Luft bekömmt, Emma Gaugreben 2c. 2c. etwas Bestimmtes sagen kann. — Vorerst also: die Kinder sind ganz wieder wie früher, rothbäckig, mit runden Gesichtchen, und Jedermann findet sie während der

Krankheit, und auch schon nachher, bedeutend gewachsen, besonders Gundel, die jetzt der Hildel an Größe so wenig nachgibt, daß wir zuweilen meinen, sie seien schon ganz gleich. Emma Gaugreben hat so lange zwischen Leben und Tod geschwankt, daß sie erst seit einigen Tagen für gerettet erklärt ist, und Gaugreben, der die ganze Zeit wie außer sich gewesen ist, hat Laßbergen diese Nachricht in ein paar Zeilen selbst mitgetheilt, und daß er uns werde wissen lassen, sobald sie im Stande sei, Jemanden zu sehn, wo wir dann wohl gleich hinfahren werden; — jetzt darf sie noch kein Wort sprechen, Thekla hat auch nicht kommen dürfen, und nur Tante Emilie hat es durch vieles Weinen und Lamentiren dahin gebracht, daß man sie vor einigen Tagen auf ein paar Minuten zu ihr gelassen hat. . . . Neun Tage hat sie ganz ohne Bewußtsein gelegen; als sie zu sich kam, gleich nach Wochen- und Monatstag gefragt, und als sie daraus ihre lange Ohnmacht und Gefahr gesehen, auf der Stelle die Sakramente verlangt, und auch mit voller Besinnung empfangen, gleich darauf aber wieder das Bewußtsein verloren; von da an ist's doch täglich um ein Härchen besser geworden; bis vor einigen Tagen hat ihr Leben indessen immer noch so auf der Wippe gestanden, jetzt aber soll alle Gefahr vorüber sein und sie wird sich nur sehr, sehr langsam erholen. — Betrübt ist's, daß sie auch ihr Kindchen verloren hat, doch hat sie diese Nachricht ziemlich gut ertragen, da sie es, wegen großer Schwäche und aus Mangel an Milch, kaum einmal gesehen hatte, — die Andern im Hause haben sich aber sehr erschreckt, da man es mit Einmal sterbend in der Wiege fand, nachdem es noch ein paar Minuten zuvor ganz gesund getrunken hatte, und dann schlafend hingelegt war. Man sagte Emma nur, ihr Kind sei krank und habe das Kopfwasser, worauf sie antwortete: „ach Gott! dann wird es auch nie gesund, und es wäre besser, der liebe Gott holte es,“ — wo es denn nachher nicht schwer war, ihr den Tod beizubringen. — Nun will ich Dir auch sagen, wie es mir geht, — sehr gut —; die Reise hat mich wohl tüchtig abstrapazirt, aber doch nicht ärger wie vor sechs Jahren,

— nach acht Tagen war ich wieder wie vorher, und seitdem fühl' ich ganz merklich, wie wohl mir die Luft bekömmt — mein Magenübel hat schon sehr nachgelassen, die Schwerathmigkeit auch; ich spaziere täglich eine Stunde am See hinunter, was, mit dem Wege hinauf, eine ordentliche Tour für mich ist, und doch wird es mir nicht viel schwerer, als zu Rüschhaus an manchen Tagen die Treppe zu steigen, und ich hoffe wirklich, daß dieser Aufenthalt mir wieder für eine lange Zeit gut thun soll. — Laßberg und Jenny thun Beide Alles, mir mein Hiersein angenehm zu machen; ich wohne übrigens in Deinem ersten Quartier, wo Alexander gestorben ist, was mir anfangs ein wenig grauserlich war, jetzt aber weiß ich nichts mehr davon, und ziehe diese Wohnung der andern weit vor, erstlich weil sie geräumiger und dann weil sie um vieles ruhiger und abgelegener ist. Ich denke dort tüchtig an meinem Buche zu arbeiten, wenn der Koffer mit meinen Papieren erst angekommen und vor Allem, wenn es ruhig geworden ist, denn diese drei Wochen durch geht's hier nur wie ein Strom aus und ein, da Alles Jenny und mitunter auch mich begrüßen will. Jetzt sind, seit Sonntag, die drei Strengs hier; die guten Dinger waren so froh und herzlich, und ich habe sie wenig verändert gefunden, außer Carolinen, die Gottlob in den fünf Jahren sich sehr erholt hat, und flinker Berg-steigt, als ich; Verkümmerung merkt man ihnen nicht an, sie sehn so glau aus den Augen wie immer, sie haben mich mit ganzen Lasten von Grüßen an Dich beladen, dito Stanzen, vor Allem die Frau, die den ganzen Tag nur von ihres Louis Kunstwerken sprach, was ich aber ganz gern anhörte, da man aus jedem Worte merkt, wie glücklich die Leute jetzt miteinander sind. — Therese Heisdorf habe ich auch kennen gelernt, sie war zweimal hier in derselben Woche, auf einen und auf zwei Tage, und gefällt mir so gut, wie sie Jedem nothwendig gefallen muß. . . .

Auch N. war hier, — zweimal, — auf einer Hin- und Rückreise nach Heiligenberg, wo es ihm nach seiner Meinung höchst glorieux, nach Theresens aber sehr ordinär gegangen

ist. Er hat jetzt seine Selbstbiographie (wie es in der Vorrede heißt: „auf vielfaches Ersuchen“) herausgegeben, die nur merkwürdig ist durch ihren Mangel an Merkwürdigkeiten, wie ihm denn auch nie etwas Besonderes passirt ist, außer daß ihm seine Frau auf und davon ging, was er aber nur mit den Worten berührt: „um diese Zeit verlor ich meine Frau reell.“ Er schien übrigens wirklich erfreut, uns halbe Landsleute zu sehn, und sprach von Nichts als unsern Domstiftern, Majoraten und Familienpakten, um seinem Begleiter, einem Herrn von Hornstein zu zeigen, daß hinterm Berge auch noch Leute wohnen. — Auch Uhland war hier; Gott, was ist das für ein gutes, schüchternes Männchen! Ich sagte ihm, daß wir in Tübingen ihm gegenüber logirt, und man uns sein Haus gezeigt habe; er lachte und sagte, „dort, dem Lamme gegenüber, wohne ein Kaufmann Uhland, der dem Wirthe ohne Zweifel viel wichtiger geschienen habe.“ — Du siehst, wie bunt es hier bisher zugegangen ist; dazu die täglichen Parthieen, zum Figel, Frieden, der Krone, haben mich bisher noch nicht zur Ruhe kommen lassen, was wohl recht gut sein mag, um meinen ersten Widerwillen gegen das Gehen zu überwinden. — Ich denke, fortan wird es aber stiller werden, und ich endlich ordentlich an die Arbeit kommen; ich habe eine rechte Gier darnach (vielleicht eben weil ich nicht kann) und mache täglich in meinem Kopfe schon allerlei Vorarbeiten. — Soeben sagt mir Jenny, daß ich Dir schreiben solle, daß Schücking hier ist; — es ist richtig, in ihrem Briefe konnte es noch nicht stehn. — Laßberg hat ihm nach Darmstadt, wo er sich gerade bei Freiligrath aufhielt, geschrieben, um einen Catalog von seiner Bibliothek zu machen; Laßberg ist ganz von selbst auf den Einfall gekommen, da er sich schon längst, nach seiner geheimnißvollen Weise, ganz im Stillen, nach einem Menschen umgesehn, der, bei den nöthigen Kenntnissen, keine große Forderungen mache und ihn nicht im Hause genire; so habe ich nichts von dem Plane gewußt, bis er zur Ausführung kommen sollte, habe mich aber recht gefreut Schücking zu sehn, der vor etwa zehn Tagen angekommen und

den ganzen Tag so fleißig bei der Arbeit ist, daß Laßberg ihn lobt; — wir sehn ihn selten, außer bei Tische, da er in den freien Stunden (Abends bei Licht) an seinen eigenen Schriftstellereien arbeitet, oder auch in's Museum geht, die Zeitungen zu lesen. — Den Freiligrath hat er ganz verändert gefunden — er geht gar nicht aus, arbeitet wie ein Pferd, und trinkt keinen Tropfen Wein; die Frau scheint ganz das Regiment und den Knopf auf dem Beutel zu haben; — als Schücking da war, hat er ihm doch gern etwas zu Gute thun wollen, es aber nicht anders anzufangen gewußt, als daß er einige Visiten mit ihm gemacht hat, wo er hoffen konnte, daß ihnen ein Glas Wein vorgesetzt würde, was denn auch geschehn ist. — Die Frau ist sehr hübsch und auch gescheut, aber ceremonieuse, voll Sentenzen, und überhaupt durch und durch eine Gouvernante (was sie auch früher war); sie erinnerte in Wesen und Redensarten sehr an Adele, nur viel strenger und Alles mehr auf die Spitze stellend, und sie hat, während Schücking da war, ihrem Manne ein paar Mal über einige unbedachte Worte eine Scene gemacht, daß dieser ganz betrübt darüber ist, und fürchtet, sie werde den guten Anfang wieder verderben. — Es wäre traurig, da in Freiligrath doch eine sehr gute Natur zu stecken scheint, und er sich gern bessern will. —

Den 28. Gestern konnte ich nicht schreiben, weil ich nach den Kindern sehn mußte, da Laßberg und Jenny nach Heiligenberg gefahren sind; er hatte die Nacht nicht gehustet, das Wetter war schön, so hieß es denn mit einem Male: „in einer Stunde müssen wir im Wagen sitzen;" — nun! es ist überstanden und Jenny hintennach gut zufrieden mit dieser Tour, da sie die meiste Zeit bei Theresen gewesen ist, und die Fürstin ihr so viel schöne Sachen, Glasscheiben, Roccoco 2c. 2c. gezeigt, daß sie sich dieses Mal sehr gut amüsirt hat. — Die Kinder gingen ihnen entgegen bis Deisendorf, (Laßberg hatte es so angeordnet) mit dem Fasser und dem neuen Mädchen, die übrigens leider blutwenig von einer Französin hat; — sie ist eigentlich nur ein Mädchen aus Constanz, was in der Schule Französisch

gelernt und es nachher auch gesprochen hat, aber jetzt sehr aus der Uebung ist. — Bis jetzt hat sie noch kein französisches Wort vorgebracht, ist aber still und von anständigen Manieren, auch ist Jenny sonst mit ihr zufrieden, nur fürchte ich, sie bleibt nicht, denn sie sieht trübselig aus, sitzt in den Ecken und weint, und Strengs meinen, sie hätte das Heimweh nach Constanz, — das kann sich aber noch geben. — Strengs sind nun fort, per Dampf. — Visiten habe ich hier noch nirgends gemacht, werde aber, da es nun ruhig zu werden und Jenny freie Zeit zu bekommen scheint, nächstens in's Institut zu den Klosterfrauen, und zu der Tochter unsers guten Herrn Hufschmid (der, nebenbei gesagt, mein ganzes Herz gewonnen hat) gehen. —

Den 29. Es ist, als wenn dieser Brief gar nicht zu Ende soll. — Gestern unterbrach mich Jenny, weil uns Herr Jung zu einem physikalischen Experiment eingeladen habe, und da ich mich nun doch in's Geschirr werfen müsse, solle ich auch gleich meine Visiten abmachen. — Das Experiment war sehr gelehrt und wichtig, aber blutwenig daran zu sehn; Herr Jung aber kommandirte und zerarbeitete sich wie ein Spritzenmeister — er ist mit Leib und Seele bei seiner Wissenschaft, und gefällt mir deßhalb auch besser wie Herr . . . ., der mich im Aeußern an Schrey und mit seinem Klaviertrommeln an Wenzelo erinnert, sonst, dünkt mich, auch gutmüthig und gefällig. — Wer mir sehr gut gefiel, war der alte Director, den wir auf seiner Stube besuchten, da er krank gewesen ist; — er war noch sehr hinfällig, und man fürchtet, er werde doch nicht lange mehr leben, was mir leid sein würde, denn er scheint mir ein sehr würdiger Mann. — Nachher waren wir bei den Klosterfrauen und Kessels. — Die alte Frau v. Kessel war auf ihrer Rückreise mit dem Wagen umgefallen, und hatte sich den Fuß verstaucht, war aber fast wieder besser — sie hat mir einen angenehm verständigen Eindruck gemacht, obwohl die Aehnlichkeit mit der alten Filheringschen allerdings groß ist. Sie gab mir Empfehlungen an Dich, und wußte nicht Respekt und Dankbarkeit genug zusammen zu bringen. — Von den Töchtern

gefällt mir bei Weitem Fräulein Fritze am besten, die mich ungemein an Tony Lützow erinnert hat .... Tony erzählt mir, daß die Bornstedt ihr ihre ‚Catharina‘ geschickt habe, und zugleich einige Subcriptions-Listen für den ‚Ludgerus‘, mit der Bitte, sie unterzubringen —; sie habe dann einige Unterschriften zusammengebracht und ihr geschickt, mit dem Zusatze, „es sei ihr leid daß ihr (der Bornstedt) Name am Rheine so ganz unbekannt sei, sonst würde sie wohl mehr ausgerichtet haben“; das wird der armen Bornstedt eine bittere Pille gewesen sein, und thut mir wirklich leid, da sie sich dergleichen so nah nimmt. — Unsere kleinen Reisefata, die an sich nicht weit her waren, hat gewiß Jenny in ihrem Briefe verbraucht, also nur davon: daß ich Carl ganz gefunden, wie Du ihn beschrieben, — daß ich Gretchen in Coblenz wohl aussehend und sehr freundlich gefunden habe, aber besorgt um die Male, mit deren Besserung es so sehr langsam ging, — daß Armin viel von Wilhelm Ernst hat, — und daß ich in Coblenz hundekrank war, mich die ganze Nacht brechen mußte, und bei dieser Gelegenheit mein Haar in Brand steckte, so daß ich jetzt noch etwas mehr kurze Flusen am Kopfe habe als früher.

... Ich habe die beiden Kinder sehr lieb, aber das kleine Ding doch am Liebsten, weil sie so ganz ohne Berechnung ist, und wenn man sie etwas fragt, so zeigt die Antwort immer ihre Herzensmeinung, weil sie Alles für Ernst nimmt, was die größere gleich als Spaß oder eine Frage in den Wind erkennt. So fragte ich gestern: „was gäbt ihr wohl darum, wenn die Großmutter nun auch den Winter hier wäre?“ H. war gleich fertig: „Das ganze Haus und die Stadt, und das ganze Land, 2c.“ ad infinitum. — G. dagegen war ganz klemm, und stöhnte vor Ueberlegung, dann sagte sie: „kömmt sie aber auch gewiß?“ „O!“ sagte H., „es ist nur Spaß!“ „Nein,“ sagte G., „es ist kein Spaß, und dann, wenn sie ganz gewiß kömmt, will ich meine schönste Puppe an's Becke-Mädle geben,“ — ist das nicht niedlich? — Es ist komisch, wie die kleinen Dinger sich als gereiste Leute geriren, — H. der Leocadie und den Kindern im

‚Frieden' vom Dampfboot und Kölner Dom erzählt, und G. immer dazwischen sagt: „und drei Katzen hatten wir in Rüschhaus, und ein Kalb und zwei Hunde, und eine Katze hatte eine ganz schwarze Nase.“ — Ich habe der H. gesagt, daß Herr Figel mir seines Zopfs wegen so gut gefiele, daß sie ihn nun nicht mehr zu nehmen brauche, ich wolle ihn selber heirathen; anfangs war sie sehr froh darüber, seit ich ihr aber gesagt habe, daß sie ihn fortan Onkel nennen und ihm die Hand küssen müsse, hat sie ihn doppelt in Aversion genommen, und sagt, um mich davon abzubringen, „daß Alles, was zu Herrn Figel gehörte, ganz krumm wäre, ich würde also auch krumm werden, wenn ich ihn nähme;“ — man kann wirklich tausend Spaß mit den Kindern haben. . . .

Von Münster habe ich noch gar keine Nachricht, was mich wegen meines armen Schlüterchens besorgt macht, da Junkmann mir versprochen hatte, gleich zu schreiben, wie die Operation ausgefallen sei; — wenn es nur beim Alten bleibt, das wäre ein halbes Leiden; ich fürchte aber, die Augen könnten sich entzünden, wenn so viel daran gemeistert wird, — das wäre doch sehr betrübt! Uebrigens hoffe ich, daß er jetzt angestellt wird, da der andere Professor Schlüter gestorben ist. — Dieser hatte ja, wie ich meine, eine von den zwei einzigen Stellen, die in Münster für ihn passen; — das wäre doch noch ein großer Trost, falls es mit dem Sehen nichts wäre. —

Daß ich von Adele keine Nachricht habe, ist meine eigene Schuld, da ich ihr von Rüschhaus, wegen der Unsicherheit meiner Mitreise, geschrieben, daß sie mir nicht antworten solle, bis sie einen Brief von Meersburg erhalten, und dazu habe ich freilich noch nicht kommen können, — habe deßhalb auch noch keine Nachricht über den Thomas a Kempis, — hoffe aber in diesen Tagen ihr schreiben zu können, — sage dieses doch, nebst tausend Herzlichem, an August, und daß ich fleißig sein, und von hier ganz sicher etwas Fertiges mitbringen würde; in meinem Koffer, (der noch immer nicht da ist), liegt, was von dem Westphalen („bei uns zu Lande und auf dem Lande“ heißt's eigentlich) fertig

ist, nebst dem Material, den geistlichen Liedern, um sie hier durchzuarbeiten und in's Reine zu schreiben; — auch das Lustspiel habe ich zur Feilung mitgenommen. — Wenn ich hinzufüge, daß Therese so gut wie gar keine Zeit hat, und ich meine Strümpfe selber stopfe, ferner ein Paar Pantoffeln für Laßberg zu Weihnachten sticke und noch der Therese Geisdorf versprochen habe, ihr etwas auszuschneiden, so siehst Du, daß ich einen guten Berg Arbeit vor mir habe, — das Buch und die Pantoffeln müssen aber vorgehn, — vom Uebrigen, was möglich ist. — Da Schücking so wenig Zeit hat, werde ich Jenny Abends vorlesen, was fertig ist, — sie sagt, das störe Laßberg gar nicht in seinem Puffen, — und ohne Jemandes Theilnahme arbeitet man nicht mit Lust. — Ich mache kein Couvert, weil ich fürchte, der Brief liegt schon ad infinitum; wir sitzen so lange zu Tische, und spazieren dann bis es dunkel und der Nachmittag hin ist, und die Morgen sind auch schon kurz, und bis jetzt fast hingegangen mit Ankleiden, Frühstücken und heimlich an den Pantoffeln sticken, wobei bisher die besuchenden Damen immer aus- und eingingen, ich also doch Nichts schreiben konnte. — Heute ist der erste Tag, wo ich etwas zusammenhängende Zeit habe. — Pfaffenhofen war auch hier und hat mit mir Münzen getauscht, wobei ich nicht zu kurz gekommen bin; — gegen sechs von meinen Medaillen, von ihm drei andre Medaillen, einen goldenen Nero, fünfzig Consular-Münzen, einen Bracteaten, und 60 kleine alte deutsche Silbermünzen — ist das nicht ein brillanter Tausch? —

Nun adieu, liebe Mama, tausend Liebes und Herzliches an die lieben Onkel und Tanten, Onkel Fritz, August, beide Sophieen, Tante Dorly, Fränzchen, Ludowine, kurz alle Lieben. — Deinen nächsten Brief erhalte ich wohl von Rüschhaus, dann bitte, schreib mir doch, was meine Alte macht, — auf Catharintag und Nikolaus pflege ich ihr etwas zu schicken, — bitte, wolltest Du das wohl für mich besorgen? — Nochmals adieu; ich küsse Deine lieben Hände

Deine gehorsame Tochter Nette.

Von denen ich keine Grüße geschrieben habe, die magst Du Dir nur dazu denken, — alle Welt gibt mir so viele Grüße auf, daß ich Eins über's And're vergesse.

---

## An ihre Mutter.

Meersburg, 26. Januar [1842].

Wir haben jetzt seit 3 Wochen feste Schneebahn hier, liebste Mama, und diese weiße Decke, die nicht wanken und weichen will, erinnert mich doch etwas an die Schweiz, obwohl es nicht sehr kalt dabei ist, ich glaube in den härtesten Tagen nicht zehn Grad; zuweilen kommen sogar ganz laue Winde, die bei uns Thauwetter bringen würden, hier aber immer eine neue Lage Schnee. — Mit meiner Gesundheit geht es noch immer verhältnißmäßig sehr gut, obwohl mich dieses Winterwetter natürlich etwas zurücksetzt, und zuweilen wieder ein wenig Beklemmung bringt, wenn ich aber bedenke, wie es in den beiden letzten Wintern war, wo ich wochenlang den schrecklichen Husten mit Fieber hatte, so kann ich mein jetziges Befinden nicht genug rühmen. Ganz verlieren werde ich die Schwerathmigkeit in meinem Alter wohl nicht und so z. B. beim Steigen wohl immer etwas beengt bleiben, aber es wird doch so werden, daß es euch wenig genirt und ich alt genug dabei werden kann. Meine Spaziergänge habe ich bis vor 8 Tagen regelmäßig fortgesetzt, seitdem ist es aber so glatt geworden, daß ich in einem Tage wohl 7—8 Mal gefallen bin, — nun habe ich mir die Terrasse rein fegen lassen und spaziere dort täglich einige Stunden, was mir faute de mieux, auch recht gut thut. — Ich habe schon einen ganzen Wust geschrieben, August würde sich aber ärgern, wenn er hörte, daß es meist Gedichte sind, von denen ich gegen Ostern wohl einen neuen dicken Band fertig haben werde, während das Westphalen nur langsam voran rückt. 28. Gestern bin ich den ganzen Tag vom Physikus Scheppe und seiner Frau in Beschlag genommen worden. — Am Morgen waren sie hier, um meine Münzen und geschnittenen

Steine zu besehen und am Nachmittag waren wir zu ihnen geladen. Er war schon einige Male hier um Jennys Muscheln zu ordnen und zu numerieren und Jenny wünschte sehr, ihn als eine Art Hausfreund zu acquiriren, da sie ihn nicht nur sehr gern hat, sondern auch behauptet, er sei voll Kenntnisse und der Einzige in Meersburg, dessen Umgang Laßberg wirklich freue und unterhalte. Es scheint auch so, denn so oft er kömmt mit seinen dicken Folianten unterm Arm, packt ihn Laßberg sogleich und läßt ihn sogar nicht wieder los, so daß aus den eigentlichen Zwecken des Kommens, Botanisiren, Muscheln- und Mineralien-Bestimmung nichts wird. Scheppe und ich sind auch große Freunde und haben uns werthvolle Geschenke an Versteinerungen und Schneckenhäusern gemacht, denn er kriecht eben so wie ich am See und in den Weinbergen umher und ist lange vor mir gekrochen, so daß die Meersburger an diese neue Art von Vierfüßlern gewöhnt sind, was mir jetzt gut zu statten kömmt, denn es fällt Keinem ein, etwas Besonderes darin zu finden, die Höflichsten bleiben sogar stehn und geben mir die Stellen an, wo seltene Sorten zu finden sind und wo der — — Wir waren gestern recht munter zusammen und es wurden so viele Gespenstergeschichten erzählt, daß wir vor Grausen kaum nach Hause kommen konnten. Der Physikus war ungläubig und erzählte lauter Stückchen, die sich kahl auflösten, aber auch an sich unbedeutend waren, Kessels hingegen gaben die prächtigsten Beiträge, meistens aus eigner Erfahrung, daß Einem die Haare zu Berge standen, — sie haben unter Anderm ein berüchtigtes Spukhaus bewohnt, und sind so geplagt worden, daß sie nach 3 Monaten ausziehen mußten. — Ein anderes Mal waren sie lange zum Besuch in einem Schlosse, wo die Bewohner, besonders der Hausherr und seine Frau, häufig doppelt gesehn wurden und Einem in den abgelegenen alten Gängen begegneten mit brennenden Lichtern in der Hand, während sie doch ganz ruhig in der Wohnstube saßen und lasen oder strickten. Ich gehe zuweilen zu Kessels oder den guten Klosterfrauen, deren freundliche und verständige Unterhaltung

mich sehr anspricht, sonst zu Niemanden, denn ich habe keine Zeit, da der Nachmittag fast ganz mit Spazierenlaufen hingeht und ich Morgens auch sehr spät an die Arbeit komme und ich muß jede Minute zu Rathe halten, wenn ich diesen Winter was Ordentliches zu Stande bringen will. Jeden Abend um Acht, wenn wir schon Alle im Speisezimmer sind, Laßberg aber noch seine Parthie erst ausspielt, lese ich Jenny und Schücking vor, was ich den Tag geschrieben; sie sind Beide sehr zufrieden damit, aber leider von so verschiedenem Geschmacke, daß der Eine sich immer über das am meisten freut, was dem Andern am wenigsten gelungen scheint, so daß sie mich ganz confus machen könnten und ich am Ende doch meinen eigenen Geschmack als letzte Instanz entscheiden lassen muß. — Uhland kennt Schücking nun schon und Maurer-Constant, einen berühmten und reichen Mann aus Schaffhausen, der vor einigen Monaten mit Frau und Tochter hier war, auf einen Nachmittag; dann war neulich Reuchlin aus Lindau hier, ein ebenfalls berühmter, sehr lebhafter und interessanter Mann, zwar nur protestantischer Pfarrer in Lindau, aber bekannt und angesehn im markgräflichen Hause zu Salmansweiler; er war nur auf einen Nachmittag da, will aber öfters wiederkommen; auch Wessenberg erwarten wir nächstens. — Weißt Du wohl, daß die Fr. v. Kessel die Stieftante von allen den Brentano's ist? Bettina, Clemens 2c. sie hat es mir gestern erzählt. — Des alten Brentano's erste Frau war auch eine geborne Brentano, die zweite die la Roche, und die dritte ihre Schwester. — Sie kannte alle die Kinder sehr gut, hatte aber nichts von ihren Werken gelesen, weil sie sie noch nicht hatte bekommen können. Das sind auch ein Paar von den Schriftstellern, die bei uns so großes Aufsehn machen und hier in Oberdeutschland so gut wie garnicht bekannt sind. Heute Mittag war ein gelehrter Herr aus Coburg hier, ein Herr Fromann, der aussieht wie ein wunderliches altes Protrait, mit über den Teller geschnittenen Haaren und daumdicken Augenbraunen, sonst, wie mich dünkt, eine gutmüthige, harmlose gelehrte Seele, — wir haben uns mit den Nibelungen zu

Tische gesetzt und sind damit aufgestanden. — Nun muß ich Dir noch sagen daß wir hier ein brillantes Liebhaber-Theater haben und schon zwei mal gespielt worden ist, zuerst um Neujahr der „Wildfang", dann am vorigen Montage „das Alpenröschen." —

---

## An ihre Mutter.

Rüschhaus, 24. August 1842.

Ich sitze hier still in meinem Kanapee und denke an mein Mütterchen, Sophie, Male, August und alle andern Lieben in Bökendorf und Abbenburg . . . . . .

Nun zu meiner Reise (von Meersburg nach Rüschhaus). Die W . . . . kamen mit großen Plänen an, die von Tag zu Tag mehr einschrumpften, da ihnen Meersburg immer anmuthiger und ihre Beine immer müder vorkamen, zuerst war von Turin und Genua die Rede, dann von Mailand, dann vom Rigi, zuletzt nur noch vom Appenzeller Land, dahin zogen sie denn auch wirklich aus, kamen aber zurück, ohne etwas gesehen zu haben, außer ein paar Stückchen am Bodensee und einer hübschen Schlucht bei St. Gallen. — Laßberg konnte sich nicht genug über diese geringen Erfolge wundern, sie waren aber ganz glückselig in Meersburg, wo sie in ihren Staatszimmern den ganzen Morgen frühstückten, schrieben, lasen, die Schiffe beobachteten und mit den Kindern spielten; — Alles im tiefsten Negligee. Nachmittags führte Laßberg sie umher, nach Salmansweiler, Constanz, Ueberlingen oder mindestens Figel et Consorten. — Rosine zeigte sich sehr tüntlig und Anna sehr brauchbar und praktisch, so daß ich nicht begreife, wie Rosine hat jemals ohne Anna reisen können; mit Laßberg schickten sich Beide sehr gut, besonders Rosine, die immer ihr Bestes that, ihn zu unterhalten. —

Auf der Tour nach Ueberlingen stiegen wir aus um ein seitwärts sehr hübsch auf der Höhe gelegenes kleines Klostergebäude, mit herrlicher Kirche zu besehen, was um einen Spottpreis zu verkaufen und fast umsonst zu vermiethen stand, und Rosine faßte den Entschluß, Sophie zu vermögen, mit C. und

den Töchtern einen Sommer dort zuzubringen. (Sie wollte dann auch hinkommen, und wenn sie sich dort gefiel, das ganze Ding kaufen.) — Das Letztere schien ihr nicht unwahrscheinlich, und das Erstere so gut wie sicher, — mich würde es sehr freuen für Jenny. — In dieser Zeit hatten wir Hagelschlag diesseits und dann über'n See weg auch jenseits, aber in so einem schmalen Strich, daß wir uns anfangs nicht viel darum bekümmerten, bis wir erfuhren, daß es gerade den armen Gaugreben getroffen und seine ganze Ernte in den Grund geschlagen hatte, so daß ihm auch nicht eine Traube am Stock, nicht ein Apfel auf dem Baume geblieben ist; — es war nur noch gut, daß Thekla gerade in Berg war, alles mit erlebte, und den in diesem Jahr so hart bedrängten armen Schelm wohl weniger drängen wird. Der kann auch von einem Unglücksjahr nachsagen von Leiden und Kosten! Emma so elend, Er so krank, das Kind todt, Hagelschlag — Alles auf einmal! — Du mußt nämlich wissen, daß er nach meinem Besuch im Frühjahr, wo ich ihn unwohl traf und verließ, keineswegs besser, sondern sehr krank geworden ist, und man eine Zeitlang die Halsschwindsucht fürchtete, jetzt ist er jedoch hergestellt, auch Emma bessert sich fortwährend, doch so langsam, daß sie noch immer nicht über das Gehen an zwei Stöcken hinaus ist, — als wir abreisten, war sie in einem Bade bei St. und ihre Briefe sprachen von viel Langeweile und Heimweh, und wenig Besserung. Unsere Abreise war am 28. oder 29. Juli, (ich weiß nur daß es ein Freitag war). Die guten Klosterfrauen und Fräulein von Kessel fanden sich noch am Dampfboot ein; Jenny war recht betrübt, auch die Kinder weinten uns lange nach, — es war ein recht betrübter Abschied — am andern Ufer fanden wir unseren Hauderer schon bereit, am Wagen standen Luise Streng und Gaugreben. Letzterer lief gleich aufs Steuerbureau, um unsere Sachen neu plombiren zu lassen, da in Meersburg, wie sich jetzt fand, die Scheine auf den unrechten Ort ausgestellt waren. Gaugreben kam zurück und wir fuhren ab, und ohne besondere Vorfälle bis Schaffhausen, wo wir bei ziemlich guter

Zeit ankamen, und uns gleich auf den Weg zum Rheinfalle machten, ich wollte einen Führer nehmen, die sparsame Rosine meinte aber, wenn wir nur dem Laufe des Rheins folgten, könnte uns der Fall nicht entgehen, so kam es, daß wir wenigstens eine Stunde vorantrabten, ehe wir Laufen zu sehen bekamen, und gegen das Ende des Weges von einem so furchtbaren Gewitter überfallen wurden, daß uns nach einigen Minuten das Wasser zu den Schuhen hinaus lief, (von oben her waren wir ziemlich durch Schirme geschützt); wir flüchteten in das erste Haus von Laufen — das Gewitter hörte auf, aber der Himmel bezog sich zu einem Abendregen, — nun ging die Noth an, daß Rosine nicht mobil zu machen war, obwohl man genug sehen konnte, daß der Regen nicht aufhören würde, und die Sonne schon zum Untergange stand, — sie wollte weder los, noch viel weniger nach einem Wagen schicken, sondern immer warten, — warten, — endlich brachen Anna und ich auf, sie mußte nothgedrungen mit, und war nachher denn doch sehr glücklich, den Fall gesehen zu haben, der auch wirklich dieses Mal superbe war und ganze Fuder Schaum über sich warf; — zuletzt kam noch eine prächtige Beleuchtung durch einige Sonnenstrahlen, die so eigen schräg durch die dunklen Wolken herein fielen, und ich nehme jetzt alle meine früheren Verläumdungen gegen ihn zurück, — es war ein Glück, daß wir Rosine losgeschickt hatten, denn die letzte Hälfte des Rückwegs war es doch fast stockfinster und der Pfad wie eine Straßenrinne, (vulgo Gauschke); — im Gasthof tauchte ein neues Malheur auf, — wir konnten nicht zu unsern Kleidern kommen, weil Alles plombirt und schwere Strafe darauf stand, die Plombe vor der Schweizergränze abzunehmen. Du kannst Dir Rosinens klägliches Gesicht nicht denken! — Sie resolvirte sich endlich, ihre Fußbekleidung von der Wirthin zu borgen — eine Maaßregel, die mir hinsichtlich der Schuhe eklich war, und der ich mich deshalb durch schnellen Einkauf von ein Paar Schuh und Strümpfe entzogen hatte und längst im Trocknen saß, als die Andern noch immer mit der Wirthin parlamentirten. Am

anderen Morgen setzten wir uns auf die Schnellpost und fuhren nur immer fort — fort — fort, Dienstag, die Nacht und den folgenden Morgen bis Stuttgart. — Den ersten Tag, Samstag, hielten wir in Stockach Mittag, wo ich Herrn Flink und den Direktor Napholz traf, die von Baden-Baden heimkehrten, — der alte Herr hatte sich doch sehr erholt, und ich freute mich, ihn noch mal zu sehen. Sonntag Morgen um halb fünf waren wir in Tübingen, hier wurde uns beim Umspannen ein Billet in den Wagen gereicht vom protestantischen Pfarrer Reuchlin, einem Freunde Laßbergs, früher unser Nachbar in Friedrichshafen und jetzt seit einigen Wochen als Pfarrer nah bei Tübingen versetzt, einem sehr gelehrten Herrn, von dem ein historisches Werk, ‚Port royal' betitelt, jetzt großes Aufsehen macht. — In dem Billete stand: „Da er sich die Freude nicht versagen könne, mir Lebewohl zu sagen, so würden wir ihn am nächsten Berge finden." — Das war ein Plaisir für Rosine! die durch Laßberg, der ihn sehr lieb hat, schon so viel Rühmliches von ihm gehört hatte, — sie hielt immer den Kopf zum Wagen hinaus, daß ihr der Regen in den Nacken lief — richtig! da stand er, den Regenschirm über dem Kopfe, stieg ein und fuhr wohl eine Stunde weit mit, von wo er dann eiligst auf einem Richtwege seinem Dorfe zutrabte, und meine Reisegefährtinnen in Exclamationen über sein bescheidenes Wesen und seine geistreiche Unterhaltung zurück ließ. — In Stuttgart kamen wir um zehn an, wo uns Albert Schott, den die W . . . s zu Meersburg hatten kennen gelernt, am Wagen empfing und uns sagte, daß seine Frau das Essen für uns bereits über dem Feuer habe, ferner der Professor Steele uns um drei auf dem Museum erwarte, — das war mehr Ehre als Vergnügen, denn wir waren todtmüde, und mußten die folgende Nacht wieder durchfahren — es ging aber nicht anders, Schott war zu wenig reich und seine Haushaltung zu klein, als daß wir ihn hätten mit seinen Anstalten dürfen sitzen lassen, — zuerst ging es also in die Kirche, dann ich vorerst allein zu Schotts — auf der Thürschwelle saßen zwei allerliebste kleine Mädchen, wovon das

Eine gerade ganz betrübt zum Andern sagte, „die fremde Frau kömmt gar nicht und wir müssen hier immer sitzen," wie lustig sprangen sie voran, als sie hörten, daß ich die fremde Frau wäre! — Der Mittag war angenehm — das Diner gar nicht überladen, sondern ganz häuslich, Schotts Frau überaus angenehm und hat mich an meine liebe Male erinnert — kein Fremder da außer einem Freund Laßbergs, Gustav Pfeifer; — nach Tisch besahen wir das Museum — dann Kaffee bei Schotts — dann in die Anlagen und um Neun wieder auf die Schnellpost, ohne uns ausgeruht zu haben. Es ging eben nicht anders. Am anderen Morgen um Elf waren wir in Heidelberg, stiegen gleich am Eisenbahnbureau ab, fuhren mit diesem heulenden Ungeheuer in einer halben Stunde die sechs Stunden nach Mannheim, von dort gleich aufs Dampfboot, was uns Abends endlich nach Mainz und dort nach zwei Nächten zuerst wieder in ein Bett brachte. Hier trennte ich mich am anderen Morgen von meinen Reisegefährtinnen, die nach Wiesbaden und dort einige Zeit verweilen wollten, — wie ich gleich merkte, viel länger, als ich Lust hatte, sie in Bonn zu erwarten, da mich außerordentlich nach Rüschhaus verlangte, wo ich Dich, liebe Herzensmama, zu finden glaubte. — Ich sagte ihnen vorher, länger als fünf Tage warte ich nicht, sie accordirten noch um ein paar Tage — und wir schieden als die besten Freunde, wie ich ihnen auch nachrühmen muß, daß sie recht bequeme freundliche Reisegefährten sind, — so ließ ich sie in ihren Betten, fuhr um halb fünf per Dampf immer voran, und war Abends in Bonn, wo ich von Pauline äußerst freundlich empfangen wurde und gleich an Jenny schrieb. — Dort besuchte ich Nettchen Böselager, die mir manches Alte erzählte, was mir noch neu war, z. B. von der Hochzeit in Wehrden rc. rc. — Herrn Mertens fand ich sehr aufgedunsen und übel aussehend, und seine Frau zu ihrer Ehre sehr niedergeschlagen darüber. Die fünf Tage vergingen, ich setzte noch drei zu, dann ward es mir zu viel, obwohl in Paulinens Garten gerade Ausgrabungen im Gange waren, die sehr interessant zu werden versprachen,

da man bereits ein römisches Bad aufgefunden hatte, ich ging den letzten Vormittag noch zu Mertens, der mir sagte, daß er noch an diesem Tage nach St. Thomas fahren werde, einer ihm gehörigen Fabrik, 6—7 Stunden von Bonn. Als ich am folgenden Tage das Dampfboot bestieg, war das erste Wort, was ich da hörte, daß Herr Mertens gestern nach St. Thomas gefahren, und heute Morgen dort todt im Bett gefunden sei. — Du kannst denken, wie ich mich erschreckt, ich habe seitdem schon einen Brief von seiner Frau, die gefaßt aber doch sehr erschüttert scheint; er war ungewöhnlich wohl und gut gelaunt abgereist und hatte ihr von unter Weges noch ein Billet geschrieben, weil er etwas vergessen hatte; in St. Thomas, wo sein Compagnon und Schwiegersohn (Esser, Theresens Mann) für ihn das Geschäft führt, hatten sie ihn besonders heiter und scherzhaft gefunden, er hatte Alles mit großer Zufriedenheit besichtigt, lange mit seinem Enkelchen gespielt, bei Tisch Abends mit Appetit gegessen und viel discurirt, und Morgens liegt er kalt und steif in seinem Bett, so daß er wahrscheinlich schon um Mitternacht gestorben ist, und zwar, wie es scheint, ohne sich zu bewegen, denn er hat ganz ruhig und gerade gelegen. — Von Bonn bin ich immer durchgefahren, erst mit dem Dampfboot bis Wesel und dann gleich weiter mit der Schnellpost bis Münster. Es ging ganz gut, ich hatte ordentlich aussehende, schweigsame Reisegesellschaft und mit meinem einzigen Schäflein, meinem Reisesack, auch keine Scheerereien. In Münster kehrte ich bei Ahlers ein, um H. T...... n zu entgehen, der vielleicht abgereist war, vielleicht aber erst auf dem Punkte dazu, und mir einen langen Brief nach Meersburg geschrieben hatte, worin er mir berichtet, daß bei seiner bevorstehenden Abreise nach München ihm noch 130 rx. fehlten, die er seinen Eltern zurück zu lassen wünschte; — da nun mein ganzes Vermögen in drei Thalern bestand, fühlte ich einiges Verlangen, mich seiner Gegenwart zu entziehen. Ich hielt mich daher möglichst incognito, sah Niemand als die Rüdiger und Schlüters, denen ich Verschwiegenheit einknüpfte, und zog am andern Morgen zu Fuß ab nach Rüschhaus. . . .

---

## An Sophie von Haxthausen.

Rüschhaus, 23. Sept. 1842.

Schönen Dank, altes Herz, für die schönen Flattousen, die Du mir durch Marien hast zukommen lassen, sie waren, dem Inhalte nach, klar, großartig, und auch einiges Wahre daran, (z. B. daß ich eine alte Jungfer bin) — dem Style nach gedrängt, bündig und kraftvoll. — Dennoch, dennoch! — „O! könntest Du mir nur in's blaue Auge sehen!" — ist Dir jemals die verkannte Unschuld zu Gesicht gekommen? Das ist ganz genau mein Portrait, nur daß ich etwas zu dick bin für Jemanden, der aus der Kummerschale trinkt. — Ernstlich, Sophie, hast Du nicht geglaubt, daß ich wirklich hundekrank war, als ich es schrieb? Das ist schlecht von Dir, und Du magst Dich freuen, daß Du diese Sünde so kommode in den Jubiläums-Ablaß einschmuggeln kannst, — ich versichere Dich, ich war ganz herunter, und so muthlos wie Anno 1830, bei dem miserabeln Aufenthalt in Münster. — Man sollte einem halb Genesenden nie sagen, wie bedenklich es mit ihm gestanden hat, denn Rückfälle kommen immer, und dieser war ein arger Rückfall, so daß ich schon halb und halb darauf gefaßt war, den Winter nicht hier bleiben zu können, — davon glaubst Du nun kein Wort, und es ist doch wahr; — zum Glücke war es schon viel besser, als Mama zurückkam, und jetzt habe ich mich wieder an's Clima gewöhnt, und bin, unbeschrieen, flink auf den Strümpfen. — Mama ist, Gottlob, auch wohl, sehr heiter, denkt nicht an ihr Uebel, sondern hat so viel zu sehen, zu fragen und zu erzählen, daß sie nicht zum Schreiben kommen kann, und da ich jetzt schreibe, ihren Brief an Dich noch etwas aufschieben will; — die Zeit, wo sie ihr Herzklopfen hätte haben müssen, ist glücklich vorübergegangen, ohne andre Fatalität, als daß ich einmal tüchtig ausgeschimpft worden bin, weil ich Morgens um Fünf an ihrer Thür herumlusterte („wie 'ne alte Katze", sagt Mama), was freilich dumm war, aber man hatte mir die Sache so gefährlich gemacht, daß sich meine Unruhe doch wohl begreifen läßt. — Ich mache mir

jetzt Hoffnung, daß das Uebel, da es gerade in dieser schlimmen Aequinoktialzeit ausgeblieben ist, ganz fortbleiben, oder wenigstens allmählig ausschleißen wird. — Gott gebe es! — Hätte ich diesen Winter eine Ahnung davon gehabt, ich hätte keine ruhige Stunde in Meersburg verlebt, aber wie ich Mama jetzt sehe, so resolut und munter, und wie sie so rüstig nach Hülshoff hin und her segelt, kann ich mir ihren früheren Zustand gar nicht vorstellen. — Nochmals, Gott erhalte nur Alles wie es jetzt ist, dann will ich gar nichts Anderes wünschen. — Wie es in Meersburg steht, habe ich schon so genau an Mama geschrieben, daß ich nichts mehr hinzuzufügen weiß . . . . .

Den 24. Ich wurde gestern durch Besuche unterbrochen, und heute hat sich, leider, bei Mama wieder etwas Herzklopfen eingestellt, doch, wie sie selbst sagt, nur sehr gering, — es macht mich aber doch trostlos, ich hoffte so sicher, es würde ausbleiben! — jetzt kann ich mich nur noch mit dem Ausschleißen trösten, weil es doch über die Zeit hinaus und nur so wenig gekommen ist. — Ich will morgen nach Münster und selbst mit dem Doktor sprechen, — Mariechen versichert auch, alle Aerzte sagten, es seien nichts wie die Nerven und nicht im Geringsten gefährlich, — ich möchte es aber doch gern selbst hören, — ach Gott! was lebt man doch in Noth und Sorgen, wenn man angefangen hat alt, und für sich und die Seinigen apprehensiv zu werden! — Jetzt kommt es wohl daher, daß Mama gestern Abend einen Brief an . . . . hat schreiben müssen, — das kann sie gar nicht vertragen, — hätte sie es mir nur gesagt, hätte ich meine faulen Finger doch recht gern daran gekriegt, obgleich ich jetzt immer übel werde beim Schreiben.

Ich habe auch einen Auftrag, oder vielmehr eine Bitte und Anfrage bei August, weßhalb ich ihm eigentlich selbst schreiben wollte, weil er aber etwas Eil hat und Mariechen diesen Brief, nebst dem Hute für Gretchen, sogleich zur Post bringen soll, so möchte ich es Dir wohl auftragen, da die Gelegenheiten nach Münster jetzt sehr selten sind', seit wir die B. offenbarer Unterschleife wegen, nicht mehr benutzen. — In Stuttgart

gibt nämlich der Professor Bauer ein Werk heraus „Deutschland im neunzehnten Jahrhundert", dessen Ausarbeitung viele Gelehrte unter sich getheilt haben, — hierbei hat Schücking nun, noch in Meersburg, Westphalen übernommen, weil er dorthin zurückzukehren und dann alle Quellen zur Hand zu haben glaubte; nun sitzt er in Bayern beim Fürsten Wrede, wird auf's Aeußerste um seinen Beitrag gedrängt und stößt, obwohl er sein Land, sowohl durch Beobachtung als Lesen gründlich studirt hat, doch überall auf Schwierigkeiten und Lücken, wie es so ganz ohne Hülfsmittel nicht anders möglich ist; — er schreibt mir den lamentabelsten Brief von der Welt, daß er sich schon an Mehrere in Münster um Auskunft in den verschiedenen Zweigen gewendet, und endlich: „Wirksamkeit der Landstände und Gesetzgebung sind Punkte, die ich auch gern berühren möchte, wenn ich die Quellen hätte. Ich möchte in dieser Beziehung wohl Ihren Herrn Onkel August um Materialien bitten, was sagen Sie dazu? Bitte suchen Sie doch unter der Hand zu erfahren, ob er vielleicht einmal etwas Derartiges auf's Papier geworfen hat, was er nicht selbst zu benutzen denkt, und was mir doch Gold werth sein könnte; in diesem Falle werde ich ihm sogleich schreiben, wenn Sie glauben, daß er es nicht allzu unbescheiden findet. 2c." — Ich antwortete ihm: „Ich müsse erst durch Mama erfahren, (der Brief ist schon ziemlich alt), ob mein Onkel in Berlin oder in Apenburg sei. Im letzteren Falle übernehme ich es bei demselben statt seiner anzufragen, da sonst mit bloßem Hin- und Herschreiben Wochen verloren gingen." — Wolltest Du nun, liebste Sophie, dieses dem August sagen, oder noch besser, ihm diesen Brief schicken, so wäre mir das äußerst lieb; — hat er nichts zu geben, so hätte ich gern bald möglichst Nachricht, damit Schücking sich anderwärts umhören kann. Es braucht übrigens nicht viel zu sein, denn der Aufsatz umfaßt eine solche Masse von Gegenständen, — Landschaft, Volkscharakter, Sitten, Gewerbe, Statistisches, Regierungsform, 2c., auch Sagen und Volksaberglauben, — kurz alles Mögliche, — so daß Jedes nur einen enggemessenen

Raum hat. Kann und will aber August dem armen Schelm mit Etwas aushelfen, so wäre es gut, wenn er es mir schickte, da Schücking von Münster eine Büchersendung erhält, der es dann beigepackt werden könnte, und die schon darauf warten kann. — Ich hätte Augusten gern selbst geschrieben, aber da Marie heute geht, gibt's unter acht Tagen keine Gelegenheit wieder, und ich habe die Sache doch schon zu sehr auf die lange Bahn geschoben. — Grüße ihn herzlich von mir, — sage ihm, ich arbeitete fleißig an meinem Buche über Westphalen, und hätte außerdem einen dicken Band Gedichte zum Drucke fertig, — im Auslande ginge es mir sehr gut, ich hätte jetzt acht gute Recensionen bekommen, und drei Verleger hätten sich mir angeboten, — hier zu Lande spielte ich aber noch immer die Rolle des begossenen Hundes. — Mariechen drängt mich, und ich werde unversehens schließen müssen. — Der Male will ich jetzt nach Hannover schreiben, da sie wohl schon dort ist; daß ich sie nicht habe sehn können, ist mir sehr betrübt, auch mit Gretchen wäre ich sehr gern mal ordentlich zusammen gewesen; auch dieser alles Herzliche, wenn sie noch bei Euch ist. — Gestern war N. N. hier; ich hatte ihn seit neunzehn Jahren nicht gesehen, — lieber Gott! was für ein betrübtes altes Männchen! ich glaube, Tante Dina würde sich entsetzen. — Auf dem Rücken genau wie L. nach zehn Jahren sein kann, lang und gebückt wie ein Fidelbogen, neun und neunzig Falten im Rocke, einen glänzenden kahlen Kopf, mit einem dünnen Kränzchen von schneeweißen Haaren; W. ging neben ihm her wie sein Sohn und zuckelte doch auch ziemlich altfränkisch in seinem alten Jagdflaus; ich schlug innerlich die Hände über den Kopf zusammen; dabei war er so verdüstert und fremd, daß er uns kaum die Hand reichen mochte; was doch aus einem Menschen werden kann! —

Da haben wir's! Mariechen will fort, ich muß Dir also adieu sagen, altes Herz, grüß doch Alle 1000 mal, — ich wollte, es wäre erst wieder Frühling, und meine Wanderungen von Apenburg nach Bökendorf wieder im Gange, — Gott weiß,

wie oft ich an Euch Alle gedacht habe in diesem langen auswärtigen Jahre, adieu, adieu,

Deine Nette.

---

## An Sophie von Haxthausen.

Meersburg, 11. Januar 1844.

Schimpf nicht, Sophie, oder vielmehr, gib das Schimpfen dran, denn geschehene Dinge sind nicht zu ändern, weder meine Faulheit, noch Deine schönen Reden über mich. — Aber faul bin ich auch nicht gewesen, da thu ich mir selbst zu kurz, ich habe mich vielmehr reine kaputt geschrieben, und morgen geht die ganze Pastete an Schücking ab, der dann sehn mag, wie er mit Cotta fertig wird. — Soviel zur Entschuldigung meines Stillschweigens, und nun will ich Dir, so gut ich kann, haarklein schreiben, wie es hier zugeht . . . .

Mama hat im untern Stocke ein wunderhübsches Quartier, wo sie mit der Kammerjungfer (Settchen Koppelhoff, ihr von Stapel für diese Zeit geliehen) ganz für sich knüseln kann, — zwei Zimmer und einen Saal, unter dem Fenster gleich die Blumenbeete des Hofs und drüber weg die Aussicht auf See und Alpen, — sie sieht Alles, was in's Haus kömmt, und wird von Niemand gesehn. — Zwei Ausgänge, einer oben in's Haus hinauf, der andere über die Entrée gleich zum Hause hinaus, also ganz ungenirt und doch nicht ängstlich, da das Mädchen auch dort schläft und den ganzen Tag bei ihr ist. — Mit dieser, (dem Mädchen), ist sie überaus zufrieden; sie ist todtfromm, willig, auch geschickt, und Mama sehr angenehm, da sie sie so an die selige Lisette Kroege erinnert, ihr soviel von ihr erzählen kann, und selbst so theilnehmend zuhört, wenn Mama von ihr erzählt. — Die Kinder kommen fleißig herunter, und ein allerliebst zahmer Kanarienvogel, der ihr fast die Mirrhe aus der Hand frißt, und eine Reihe Blumentöpfe, die schon voll Knospen sind, tragen auch viel zu ihrer Vergnüglichkeit bei — und was noch das Beste ist, — denk Dir, sie hat Hoffnung, ihr Herzklopfen

ganz los zu werden! Der hiesige Doktor Kraus hat ihr vor fünf Wochen tägliche Fußbäder und Tropfen verordnet, wonach, wie er meinte, das Uebel noch einige Male, aber schwach und in immer größeren Zwischenräumen kommen, und dann ganz ausbleiben würde, und bis jetzt legt sich auch Alles dazu an. — Das Herzklopfen ist drei Wochen ausgeblieben, dann auf einige Stunden und ungewöhnlich gering gekommen, und jetzt wäre bald wieder die Zeit da, der wir, wie Du denken kannst, mit der größten Spannung entgegen sehn. — Wenn Gott uns das Glück doch gäbe! Dann kann mein armes Mütterchen doch noch Plaisir von ihrer Rüstigkeit haben, jetzt ist sie wahrhaftig schlimmer daran und genirter als andre Leute, die wirklich kränklich sind. — Bitte betet doch mit uns, daß Gott ihr hilft! — . . .

Mit unserer armen alten Freundin C. geht's nach der alten Weise, (NB. wir haben heute den zwölften und so eben ist Dein Brief angekommen, Gottlob, daß ihr Alle gesund seid! Ich will nur gleich fortfahren und Deinen Brief mit beantworten; die gute Mama will Dir zwar durchaus selbst schreiben, aber wir möchten sie gern davon abhalten, da das Schreiben ihr so leicht das Herzklopfen bringt, und sie jetzt grade in einer Kur ist, auf die wir unsre ganze Hoffnung setzen, — sei mir nicht böse darum, altes Herz, ich will Dir auch so ausführlich schreiben, wie ich nur weiß und kann). . . .

Nun muß ich Dir doch auch von meinem kleinen Ankaufe schreiben, meinem Häuschen und Weinberg, wie ich dazu gekommen bin, und wie es beschaffen ist. — Es ist ein großes Gartenhaus, liegt grade Jenny's Garten und Häuschen gegenüber, aber höher, und ist wenigstens noch einmal so groß; — es heißt das Fürstenhäuschen, weil Einer der letzten Bischöfe es gebaut hat, um dort im Sommer die Nachmittage zuzubringen, sowohl der herrlichen Aussicht wegen, als auch weil er kränklich war, und die Luft dort so rein ist. — Es enthält fünf Piecen, zwar klein aber doch brauchbar; — zuerst unten das größte Zimmer, mit einem Kachelofen, daneben die kleine Küche, wo

der Heerd mit dem Ofen verbunden ist, so daß beide mit einem Feuer können geheizt werden. — Aus der Küche führt eine Wendeltreppe in den oberen Stock, vermittelst einer Fallthür; — wenn man Abends die Fallthür zumacht, so ist die Entrée auch ein kleines Zimmerchen, wo eine Kammerjungfer schlafen und ein Schrank stehen könnte; dann kömmt ein recht nettes, heizbares Wohnzimmer, und dahinter ein Schlafzimmerchen; — oben ist etwas Bodenraum und unter dem ganzen Hause her ein großer Keller; — das Gebäude ist im besten Zustande, sehr fest und massiv aus gehauenen Steinen aufgeführt, das Dach noch im vorigen Jahre durchaus reparirt, nur die Fenster sind alle fort, bloß Läden da, die Gottlob immer fest geschlossen gewesen sind, so daß die Zimmer nichts gelitten haben. Hierzu gehört ein Jauchert (etwas mehr wie ein Morgen) Rebland, sehr gut im Stande gehalten, und mit lauter guten Sorten bepflanzt, Muskateller, Traminer, Gutedel ꝛc. ꝛc., die in guten Jahren etwa zwanzig Ohm Wein bringen sollen. — Die Hälfte davon hat eine sehr gute Lage nach Süden, die andere weniger, — es gehört auch noch ein Bleichplätzchen dazu; ein Brunnen ist nicht da, aber grade daneben eine Quelle, die Sommer und Winter fließt. — Diese niedliche Miniatur-Besitzung, die ihre Herrn weit weg in Freiburg hatte, war Jedermanns Augenmerk, und als sie zum Verkauf kam, strömten alle Honoratioren zu. Ich ging auch hin, warum weiß ich kaum, — ich dachte wohl, es wäre hübsch, wenn ich es kaufen könnte, um es einstens, da es doch an Jenny's Garten stößt, ihren Kindern zu hinterlassen, — aber es fiel mir nicht ein, daß ich es könnte. So wie ich hereinkam, fragte mich einer der Honoratioren: „Wollen Sie mitbieten?" Ich sagte, „vielleicht, je nachdem es fällt," — worauf gleich mehrere der Herrn fortgingen, auch mehrere der Bauern, und die andern blieben ruhig sitzen und boten nicht, außer einem Bauer, der auch bald still schwieg, als ich ganz piano anfing, gegen ihn zu bieten, und so wurde mir schon nach einen paar Minuten die ganze Geschichte für 400 Thlr. zugeschlagen, — was sagst Du dazu? — Alle sagen, ich hätte

lächerlich wohlfeil gekauft, — die Reben allein kosteten hier, in schlechter Lage ebensoviel, und in guter wenigstens das Doppelte, und das Haus hätte ich ganz umsonst. — Der Verkauf ist zwar noch nicht bestätigt, aber Alle sagen, das werde nicht ausbleiben, da die Besitzer dieser Kleinigkeit zugleich ganz große anstoßende Strecken mit haben versteigern lassen, die Alle so hoch aufgetrieben sind, daß dieser kleine Schaden gegen den großen Profit gar nicht in Betracht kömmt, und sie gewiß deßhalb die Auktion nicht umstoßen werden. — Das Geld dazu bekomme ich jedenfalls für die erste Ausgabe meiner Gedichte; gibt's mir Cotta nicht, so haben mir schon Andere höher geboten — ich habe recht Freude an dem Kauf! Jenny wird es mir verwalten, und gewiß schon sorgen, daß es nicht schlechter wird. — . . .

Schücking ist jetzt Mitredakteur der Allgemeinen Augsburger Zeitung, wohnt in Augsburg, ist seit drei Monaten verheirathet, Gottlob, sehr zufrieden, und schreibt mir oft; auch seine Frau hat mir wieder geschrieben, einen sehr natürlichen, herzlichen Brief; — sie scheint voll des besten Willens zu sein ihn glücklich zu machen; — er schreibt, aus ihrer Schriftstellerei werde jetzt nicht viel mehr, sie habe meistens die Küchenschürze vor, oder flicke ihm sein Weißzeug, — das hat mir sehr tröstlich geklungen. — Der Himmel hat den armen Schelm so lange und bitter geprüft, ich hoffe, jetzt läßt er's ihm auch mal gut gehen. Er fängt jetzt an, ziemlich berühmt zu werden, — sein neuster Roman, „das Schloß am Meere", findet großen Beifall, so auch seine Erzählungen in verschiedenen Taschenbüchern. — Er bleibt aber immer dieselbe gutmüthige, unschuldige Seele. — Da er jetzt viele Gelegenheit hat, Handschriften von berühmten Männern zu bekommen, so hat er mir neulich ein ganzes Paquet geschickt, und man merkt dem Briefe an, daß er es nicht abwarten kann zu erfahren, wie ich mich drüber freue. — Im Frühling kömmt er mit seiner Frau hierher, und wir freuen uns Alle darauf, selbst Mama erweicht sich gegen ihn, da sie hört, wie Jenny und Laßberg ihn loben, und am meisten Eindruck macht es

ihr, daß alle Dienstboten rühmen, „daß er nie in kein Wirtshaus nit gange, und nie kein Mädel kein unrecht Wort nit gesagt hab" — darum hoffe ich, wird's ihm auch gut gehn, — ein unschuldiges Leben ist die beste Vorbereitung zu einer glücklichen Ehe. —

Gestern erhielt Mama einen Brief von Engel Wrede, die ihr schreibt, daß T . . . glücklich wieder eine Stelle hat, bei einer verwittweten Gräfin Renesse in Belgien, 1000 Franks (gegen 300 Thlr.) Gehalt, und nur ein kleines Mädchen zu erziehn. — Gottlob und Dank! — Engel hat gehört, die Gräfin sei eine vernünftige, gute, aber fast bis zur Barschheit resolute Frau, und das scheint mir gerade die rechte Person für T . . ., denn Zwang muß sie durchaus haben, verdient aber doch übrigens eine gute, vernünftige Behandlung. — Ich habe die Familie Renesse vor achtzehn Jahren in Coblenz recht gut gekannt, und als einfache, verständige Leute recht gern gehabt, aber die Eltern sind jetzt beide längst todt, die Tochter an einen Grafen Beissel verheirathet, und die Söhne waren damals noch Alle ledig, außer dem ältesten, den ich nicht gekannt habe; wahrscheinlich ist dieser seitdem gestorben, und diejenige zu der T . . . kömmt, seine Wittwe, obgleich auch mehrere der jüngeren Söhne später geheirathet haben. — Die Familie war sehr reich, lebte Winters in Coblenz, Sommers in Belgien, in dem Schlosse Eldern, auf fast fürstlichem Fuße. — Doch hatte der Graf seinem Vermögen durch Sammeln, — hauptsächlich von Gemälden — etwas stark zugesetzt, und seine Freunde waren nicht ganz ohne Besorgniß deßhalb. Nach seinem Tode sind aber von allen Seiten, London, Paris, Wien, die Käufer zu seinen berühmten Sammlungen so zugeströmt, daß enorme Summen sollen herausgekommen und alle Löcher überflüssig gestopft sein. —

Den 14. Mama hat leider diese Nacht einen, jedoch nur kurzen und leichten Anfall von ihrem Herzklopfen wiederbekommen, — das ist betrübt, — aber es war doch nur unbedentend, und wieder über die Zeit hinaus, am vierzehnten Tage — der Doktor wird sich nicht viel daraus machen, da er es vorausgesagt hat,

— indessen hatte ich gehofft, es würde nun wieder so viel länger, — etwa 6 Wochen ausbleiben; — man muß Geduld haben und das Beste hoffen! — Mama läßt Dich bitten, Du möchtest doch an ihren Flachs denken; sie ist so zufrieden mit dem Leinen, was sie von dem vorigjährigen Garn hat weben lassen, und jetzt als Hemden trägt. — Laßberg hat heute einen Brief von Heiligenberg bekommen, — die Fürstin Hohenlohe geb. Fürstenberg ist gestorben, nachdem sie lange an einer Art Auszehrung gekränkelt hat, doch für den Augenblick sehr unerwartet; sie hat sich sogar ungewöhnlich gut befunden, und gesagt, sie wolle sich mal tüchtig ausschlafen, man solle sie ja nicht stören, und wie es den Leuten nun zu lange wird, und sie nachsehen, ist sie entweder schon todt gewesen, oder hat noch ein paar mal aufgeathmet. — Ihr Bruder soll untröstlich darüber und so angegriffen sein, daß man für ihn selbst fürchtet, um so mehr, da er in diesem Jahre doch schon viel gekränkelt hat; wenn er stürbe, so wäre das ein großes Unglück für Viele...

Den Tod von Marie Therese Robiano, geb. Stolberg werdet ihr schon wissen; die Familie schmilzt doch auch zusammen wie ein Schneeball! — Von Hülshoff hören wir, daß der gute alte Lütke Brintrup ganz am Ende liegt, und jetzt wohl schon todt sein muß; — Du kennst ihn gewiß, — er wohnt neben unserer Allee und man geht auf dem Wege nach Roxel vorbei, — ein schöner, großer Mann, den wir Alle sehr gern hatten. — Unser Mariechen hat auch geschrieben; Alles in Rüschhaus und Hülshoff ist gesund, auch der liebe Onkel Fritz in Münster, und meine Alte (Amme) hält sich diesen Winter besonders gut; mit Mariechen selbst will es aber noch immer nicht, sie wird nicht schlimmer, aber auch nicht besser, und schreibt: „wenn sie an die Meersburger Treppen denke, so freue sie sich, zu Hause geblieben zu sein, das Bischen Steigen in Rüschhaus würde ihr schon so sauer." — Nun adieu, liebes Herz, — . . . adieu, adieu,

Deine treue Nette.

## An August von Haxthausen.

Meersburg, 2. August 1844.

... Wir erwarten täglich Werner, der uns abholen, in den ersten Tagen dieses Monats hier und vor Ende desselben in Hülshoff sein will. Wenn Du auf Deiner Rückreise Münster passiren solltest, so triffst Du uns schon wieder in Rüschhaus —, und ich freue mich herzlich darauf. Ueberhaupt wird einem jedes Wiedersehn immer lieber, je mehr man im Leben die Ungewißheit desselben kennen lernt. Darum gehe ich trotz meines Verlangens nach Hause, betrübt von hier, obwohl ich außer zwei Damen, — der Fürstin Salm geb. Hohenlohe und einer Engländerin — die noch obendrein ziemlich entfernt wohnen, gar keinen Umgang habe; aber ich habe jetzt zweimal ein ganzes Jahr hier zugebracht, ein paar recht schöne, friedliche Abschnitte meines Lebens, in denen ich viel gearbeitet und mich jedem Fleckchen der Umgebung eingewöhnt habe; und Gott weiß, ob ich wieder herkomme. — Laßberg ist 75 Jahre alt! — Ich bin hier jedesmal gesunder gewesen, als sonst seit 15 Jahren, wenigstens was die Brustbeschwerden betrifft, und vergesse ganz, was es thut, niemals einen freien Athemzug zu haben. —

Auch Mama hat das Klima anfangs sehr gestärkt; sie war flink wie mit 40 Jahren und das Herzklopfen nahm so ab, daß sie sich nicht einmal darum niederlegte; aber wie es immer an fremden Orten geht — jeder neue Arzt will an ihr zum Ritter werden und dann plagt man sie so lange mit Schwitzen, Bädern und Purgiren, bis ihre Nerven ganz herunter sind und das Uebel in doppeltem Grade wieder da ist. — Dann setzen die Herrn den Hut auf und erklären Bewegung, Diät, Gemüthsruhe und Enthaltung von aller Arznei sei ihrem Zustande das einzig Zuträgliche. — Ich wollte, sie fingen damit an! Auch jetzt haben sie sie wieder ganz herunter gebracht, aber seit 3 Wochen, wo sie nichts mehr einnimmt, hat sie sich merkwürdig erholt und kömmt wenigstens nicht schlimmer nach Hause zurück, wie sie abgereist ist, aber meine Hoffnung auf eine durchgreifende

Besserung in dieser Luft ist für diesmal wieder vereitelt. — Ich mag nicht daran denken, denn es hätte gewiß so gut werden können. —

Mit meinem literarischen Treiben geht's gut. Cotta hat mir, da ich seit einem Jahre nichts mehr ins Morgenblatt geschickt hatte, einen überhöflichen, bittenden Brief geschrieben und ein Prachtexemplar der Nibelungen (Folio mit Holzschnitten) geschenkt. Hierauf habe ich ihm den Verlag eines Bandes meiner Gedichte, dem auch die ältern zum Theil einverleibt sind, angeboten. — Als Antwort hat er erst weitläufig auseinandergesetzt, wie wenig oder nichts er andern, selbst Uhlanden und Lenau'n für die erste Auflage gegeben habe und sich dann zu 500 Thlr. für die erste Auflage verstanden und für jede größere 1000 in Aussicht gestellt, obwohl der Contract nur auf eine Auflage von 1200 Exemplaren lautet und zwar auf meinen eigenen Wunsch, da ich eine vielleicht momentane Stimmung des Publikums nicht benutzen mag, Cotta'n möglicherweise in Schaden zu bringen. Sind die Gedichte es werth, oder hält das Publicum sie wenigstens dafür, so bekomme ich doch später meine 1000 Thlr.

Es ist seltsam, wie man an einem Orte — (hier in Oberdeutschland, Sachsen 2c.) so gut angesehen und zugleich an einem andern (Westphalen) durchgängig schlimmer als übersehen sein kann. Ich muß mich mehr als ich selbst weiß, der schwäbischen Schule zuneigen. — Das Buch erscheint zur Michaelis-Messe; ich habe bereits eine Menge Druckbogen erhalten und kann mit der Ausstattung zufrieden sein: schöne, neue Typen und sehr weißes Velin-Papier. — Zunächst erscheint dann wohl ein Buch über Westphalen, was freilich lange noch nicht fertig ist; aber ich schreibe schnell, wenn ich mal dran komme, was sogleich geschehen soll, wenn ich in Rüschhaus zur Ruhe gekommen bin. Gott gebe, daß mir Stimmung und passable Gesundheit bleiben, um noch recht viel verdienen zu können; denn ich möchte gar zu gern zwei kleine Stiftungen machen. Der Anfang ist gemacht, zu der ersten habe ich meinen

Brautschatz überwiesen, und zum Behuf der letztern für meine neu erworbenen 500 Thl. ein hübsches, massiv gebautes und bewohnbares Gartenhaus vor dem Thore von Meersburg gekauft, mit soviel sehr guten Reben, daß ich in fruchtbaren Jahren wohl 2 bis 3 Fuder (16 bis 24 Ohm) machen kann. Der Kauf ist, wie Du siehst, sehr vortheilhaft. Jedermann sagt, die Reben allein seien das Doppelte werth. Aber es ist heuer eine Art Hungerjahr hier in Schwaben; niemand hat Geld zum Kaufen und man hat sich hier in den Kopf gesetzt, Mama und mich für halbe Milionärinnen zu halten; so hat mir keine Seele aufgeboten. Ueberhaupt habe ich Glück bei diesem Kauf, bin bei ziemlich blindem Zutappen an einen in jeder Hinsicht vortrefflichen Winzer gerathen, und meine Stöcke hängen so voll Trauben, daß die Leute der Merkwürdigkeit halber extra hin spazieren. — Ich denke, mit den Stiftungen wird's sich auch machen, daß ich noch bei meinem Leben Gedeihen sehe. — Du weißt, ich selber brauche blutwenig und habe an meinen 300 Thlr. immer über und über genug gehabt, und so will ich alles, was ich verdiene mit Schreiben und auch den Ertrag des Weinberges in die Stiftungen stecken. . . .

Vor einigen Tagen war Prof. Oken hier; ich sah ihn schon vor 8 Jahren in Eppishausen; ich mochte ihn damals nicht, seines laigen Cynismus halber; jetzt hat ihn das Alter sehr gemildert, er ist ein liebenswürdiger, freundlicher Greis geworden, originell und unnüsel wie Jacob Grimm. Der arme Schelm war zu Fuße von Zürich nach Ulm getrabt, um die Spuren einer Römerstraße zu verfolgen, immer in vollen Platzregen und hatte fast nirgends etwas anderes, als Koth und Gesträuch gefunden, was seinen armen alten Körper so rheumatisch gemacht hatte, wie einen Barometer; — er trocknete und wärmte sich hier ein Bischen aus und trabte dann trübselig wieder Zürich zu. —

Sonst habe ich hier noch viele berühmte Leute gesehen, lauter Nibelungenreuter, die viel zu gelehrt sprachen, als daß ich sie verstanden hätte. Einer derselben, Prof. Ettmüller, ebenfalls

aus Zürich, hat mir gestern eine uralte Melodie des Nibelungenliedes geschickt, die Dich gewiß interessiren wird, und „die deutschen Stammkönige," ein episches Gedicht in altem Versmaße, propre, aber nach alten Sagen bearbeitet, was schön sein soll; (ich habe noch nicht hineingesehn). Diese beiden als Geschenke, und leihentlich ein, wie ich glaube, sehr werthvolles Manuscript spanischer Romanzen (ohne Melodieen) aus dem 15. Jahrhundert, wovon ich fast kein Wort verstehe und Laßberg, glaube ich, noch weniger, obwohl er sich's nicht dünken läßt und mit der Brille auf der Nase sehr ernsthaft darüber sitzt. — Meine Haupt-„Liebschaft" hier (Umgang kann ich es leider nicht nennen, da ich sie fast nie sehe) ist ein allerliebstes altes Jüngferchen aus Constanz, Fräulein Lottchen Ittner, Tochter eines Gelehrten, die Latein spricht wie Wasser, aber vor Blödigkeit fast ihr Schürzchen zerreißt, wenn man sie anredet, vom Vater Münzen, Kupferstiche rc. geerbt und damit ihr Zimmerchen wie ein Puppenschränkchen ausgeziert hat. — Man kann sie nicht ohne Rührung ansehen; sie hat ein Gesichtchen, worin die Güte förmlich festgetrocknet ist und bringt ihre Zeit damit hin, kranken oder sonst verlassenen alten Leuten vorzulesen — die Zeitungen, wenn's anders nicht sein kann, obwohl ihr diese in den Tod zuwider sind. Meine zweite „Liebe" ist der Provisor in der Apotheke, meinem Thurm gegenüber, auch ein kleines grauköpfiges Wurzelmännchen, der aus bloßer Treue schon der vierten Generation derselben Familie dient, obwohl ihm 10mal bessere Stellen angeboten sind, jetzt einen schlimmen Herrn hat, der die Armen drückt, und aus seinem dünnen Provisor-Beutel den Leuten das Geld zusteckt, womit sie seinen Herrn bezahlen. — Ich habe ihm lange nachgestellt und ihn oft in meinen Thurm zur Münzschau eingeladen, aber der ägyptische Joseph will nicht daran und ich mag mich begnügen, ihn aus der Ferne zu betrachten, wenn er seines Herrn krummbeinige eheleibliche Cretin's an die Mauer spazieren trägt. — Du siehst, es giebt hier mitunter nette Leute; wenn die Schwaben gut sind, so sind sie gleich recht gut, sonst durchgängig etwas dickhäutig und dick-

köpfig, aber doch durch die Bank fromme Schlucker und das Sprichwort „ehrlich wie ein Schwab" ist nicht umsonst da. Es wohnen hier noch viele ehemalige Diener und Beamte der letzten Fürstbischöfe von Constanz, (die hier bekanntlich residirten) und ich habe mich bei diesen Leuten aus der guten alten Schule, die so ehrerbietig sind und doch so würdig ihre Stelle auszufüllen wissen, recht erholt von der geistreichen Tactlosigkeit unseres modernen Bürgerstandes; — dazu die himmlische Gegend, die gesunde Luft, das romantische alte Schloß und Musik von allen Ecken: Musik von Blasinstrumenten auf dem See und in den Felsparthieen, Musik von Männerstimmen täglich im Seminar und wunderschön! — Kurz, Meersburg hat wirklich etwas Zauberhaftes, Du mußt nothwendig kommen und sehen, ehe es zu spät wird. Bedenke 75 Jahre! Ich möchte gar zu gern auf unserer Rückreise Malchen Hassenpflug sehen, die dann wohl in Coblenz ist, fürchte aber, unser Dampfboot braust daran vorüber, — es wäre mir hart, wird aber doch so kommen, denn das Reisen beschleunigt bei Mama ihre Anfälle, drum müssen wir voran machen, so schnell wir können. Auch in Tübingen — Stuttgart hätte ich sowohl Angenehmes als Nöthiges zu schaffen, werde aber alles an den Nagel hängen müssen. Nun adieu, lieber August, grüß die Grimms herzlich von mir — und Hassenpflug's auch! Das Zusammenleben mit letzteren ist mir immer noch so ganz neuerlich vorgekommen und nun — sagt mir Hanne — sind die Kinder fast erwachsen. Wie alles verschwimmt und sich verändert! Von den Kindern kann man wirklich nichts besitzen; wir bleiben nicht in ihnen und sie bleiben in uns nur als Erinnerung, die nirgends mehr passen will. Frag doch den Lutsch (Louis), ob er sich meiner noch irgend erinnert! — Adieu! Du wirst mir hierher nicht mehr antworten können; wer weiß, wie es Werner mit der Eil kriegt und wir nicht in acht bis zehn Tagen schon auf den Rädern sitzen.

Mit alter Treue Deine Nette.

---

An Sophie von Haxthausen.

Rüschhaus, 23. April 1845.

Du wirst selbst wohl denken, liebe alte Sophie, weßhalb ich erst jetzt antworte. Wir haben euch täglich, — seit das Wetter so schön ist, stündlich — erwartet und je länger es währte, je sicherer dachten wir euch schon auf den Rädern. — Nun ist vorgestern Dein Brief gekommen, und unsre schönen Luftschlösser sind kaput. — Es ist recht betrübt, daß ihr nicht kommt, aber uns doch lange nicht so betrübt, als wenn wir es vor sechs Wochen erfahren hätten, denn jetzt liegt unsre eigene Reise schon näher, und Ende Mai sind wir so Gott will Alle zusammen. — Wir würden schon eher kommen, wenn der lange Winter nicht Alles so weit hinausgeschoben hätte. — Wäsche, Arbeit in Feld und Garten, und nun findet sich zum Ueberfluß, daß in meinem Zimmer ein Balken einstürzen will, und wir vor der Abreise uns noch mit Maurern und Zimmerleuten herumarbeiten müssen. Du wirst Dich wohl des immerwährenden Fleckens am Plafond, neben dem ersten Fenster erinnern, und hast gewiß manchen Tag einen hölzernen Napf darunter stehen sehen, es konnte zuweilen gießen wie eine Dachrinne. Am Dache war aber der Schaden durchaus nicht zu finden, und die Leute hier herum glauben an ein unsichtbares Loch, durch das unser Hausspuk (Du kennst ihn ja wohl, der mit der weißen Timpmütze) aus- und eingeht. Jetzt hat Werner ein großes Blech legen lassen, und damit den Regen, hoffentlich auch den Spuk ausgesperrt, — aber als er neulich mit dem Stocke an meinen Balken stieß, fielen Stücke herunter, groß wie meine Hand, und vermufft wie Puffholz. In den nächsten Tagen soll nun der Plafond losgenommen werden und ich wage es wirklich nicht mehr, in der Sophaecke darunter zu sitzen, und muß jeden Augenblick aufsehn, ob die Pastete nicht herunter kömmt. Sonst sind wir, Gottlob, wohl, und im Geiste schon halb bei euch. Mama setzt schon keine Mütze auf ohne zu überlegen, ob sie mitreisen soll, und ich packe vor und nach meine Raritäten weg oder auch ein zum Mitnehmen. — Wie wächst

doch das Verlangen des Wiedersehns, wenn nicht nur so lange Zeit, sondern auch so viel Wunderliches, Fremdes, dazwischen gelegen hat! Alles Anders! Andre Gegend, andre Sprache und Sitten — Du glaubst nicht, wie ich mich wieder an jedem alten bekannten Gesichte freue! Oft kommen mir die 4 Wochen bis zu euch noch schrecklich lang vor, und dann wieder ganz kurz, wenn ich an die letztverflossenen denke, — mich dünkt, es war gestern noch März. — Die Zeit läuft immer schneller, — sogar dieser endlose Winter ist hingegangen wie ein Traum — Jetzt haben wir seit acht Tagen hier ein Wetter wie im Juni, vorgestern war die Hitze gradezu drückend, — Mama und ich saßen einander gegenüber wie ein paar schläfrige Eulen, und ich glaube, wir haben uns nach Tische Beide hingelegt, — von mir wenigstens weiß ich es gewiß. — Sonderbar kam Einem in den ersten Tagen diese Sommersonne über dem kahlen Boden und die Stille in der Luft vor, aber jetzt kömmt Alles mit Macht, — der Rasen ist bunt von Blumen und in diesem Augenblicke höre ich (mein Fenster ist offen) drei Nachtigallen und zwei Kuckucke sich antworten und außerdem noch eine Menge Lerchen und anderes Singzeug. — In Hülshoff ist Alles wohl; wir hoffen auf ein Mädchen, wo ich dann auf dem breiten Steine stehen werde. — Ich kann sonst nicht leiden, wenn man Pathenkindern andre Namen gibt als man selbst trägt, — aber mein Kind soll doch Elisabeth heißen. — Ich heiße ja gar nicht Annette, und sehe nicht ein, warum ich diese Falschheit in der Welt fortpflanzen soll! — Ich selbst würde mich zwar bedanken, wenn ich aus der alten Nette eine nagelneue Elisabeth werden sollte, es würde mir vorkommen, als müßte ich alle meine Erinnerungen damit verläugnen. — Werner ist vor vierzehn Tagen mit dem Wagen zweimal über und über gekehrt worden, auf dem Wege von Münster nach Hülshoff, hat aber, Gottlob, nichts gekriegt. — Es war grade am Aufthauen — drei Pferde nebeneinander gespannt, zwei an der Deichsel, das dritte daneben — da schlägt der Wagen an der einen Seite in ein Eisloch, und total um, — Kutscher und Jäger springen

glücklich herunter, — der Letztere nur halb glücklich, nämlich bis unter die Arme in einen „schalluhen Schlaut" (?) neben dem Fahrwege, — durch den starken Ruck bricht die Deichsel, — die beiden dadurch freigewordenen Pferde werden scheu, und reißen auch das dritte vom Wagen los, der nun zum zweiten Male umgekehrt wird, — und dann in's Weite! der Kutscher ihnen nach. — Unterdessen steht der Wagen auf dem Kopfe, die Räder in die Höhe, und drunter sitzt Werner in der Pfütze zusammen gekugelt wie eine Katze in der Mausfalle und schimpft aus Leibeskräften, bis sich der Jäger aus seinem Kolk gehaspelt hat, und den Wagen so weit aufrichtet, daß er drunter weg kriechen kann. — Der Kutscher hatte indessen seine Pferde, denen das Durchgehen im Drecke selbst langweilig geworden war, bald wieder eingefangen; der Wagen wurde in's Dorf geschafft, (die Geschichte passirte nämlich auf dem Damm von Roxel,) und unsre drei Helden zogen zu Rosse in Hülshoff ein. — Du kannst denken, in welchem Aufzug! Zwei, (Werner und der Jäger) klatschnaß, und der Dritte gesprenkelt wie eine Wachtel. — Schaden hat Niemand genommen, nicht mal der Wagen, außer der zerbrochenen Deichsel, doch war Werner am andern Tage etwas heiser, und Clövekorn setzte ihm zur Vorsicht einige Blutegel; am zweiten Tage kam er aber schon selbst nach Rüschhaus, um Mama, (der er übrigens gleich Nachricht geschickt hatte,) völlig zu beruhigen; — es fehlte ihm gar nichts mehr, nur seine Hände waren etwas geschwollen von der starken Anstrengung sich aus dem Wagenkasten zu arbeiten. — Uebrigens hat ihn der Landtag sehr mitgenommen, — er hat sich, (da er noch seine andern Geschäfte — Armencommission — Sparkasse — nebenher versehen mußte) überarbeitet, auch zuviel geärgert, und ist auffallend mager geworden. — Auch der gute Onkel Fritz hat den ganzen Winter mit seinem Magen zu schaffen gehabt, und Du wirst ihn ebenfalls mager geworden finden, doch soll er sich jetzt in Heesen sehr erholt haben. — Du glaubst nicht, wie sanft und freundlich er sein Uebelbefinden trug, da doch sonst Magenschmerzen, — besonders wenn sie,

wie bei ihm, mit dem Unterleibe zusammenhängen — so sehr auf die Stimmung wirken. — Recht trübe war er auch oft, aber immer geduldig und besorgt, Niemanden zu geniren. — Wenn es immer möglich ist, liebes Herz, sorg' doch daß ihm vorläufig nicht viel Unangenehmes vorkömmt, — die Aerzte sagen, sein Uebel könne sich leicht festsetzen, daß er es, in seinem Alter nicht mehr los würde, jetzt aber sei dies noch zu verhindern, durch eine Badekur in * * *, (Onkel Fritz weiß den Namen, will aber ungern daran,) dann durch Diät und Vermeiden unangenehmer Aufregungen. — Fritz muß jetzt hoch in den Sechzigen sein, da ist mit der Gesundheit nicht mehr zu spassen. — Ich grüße August viel tausendmal, und hoffe zu Gott, daß er noch in Apenburg ist, wenn wir kommen, — ich denke, der Bau in Tienhausen hält ihn noch eine Zeitlang fest, — es würde mich schändlich ärgern, wenn ich ihn wieder nicht zu sehn bekäme. —

Von Meersburg haben wir seit fast zwei Monaten keine Nachricht. — Am Ende Februar war Alles wohl dort, und Jenny schrieb: „in vierzehn Tagen werde sie mir schreiben, und im April (wir dachten Anfangs, wie gewöhnlich) ihren Lebensschein schicken," — nun ist heute schon der drei und zwanzigste! — Mama und ich sind mehr in Angst als wir es uns einander gestehn mögen, — ich passe jeden Abend der Bückerschen auf, die einen Brief nach dem andern bringt, aber immer keinen Meersburger! — Gott gebe, daß nichts dahinter steckt, als daß meine Weinstöcke erfroren sind, und sie sich scheut, mir dies zu schreiben; — ich will von Herzen froh sein, wenn es auf nichts Anderes heraus kömmt! — Laßberg ist jetzt im 76. Jahre, und es viel höher zu bringen, bleibt doch immer eine große Ausnahme. — Von Tante Dina ist nun heute der angekündigte Brief angekommen, sehr herzlich und freundlich aber wegen Settchens Herüberkunft Nichts, woraus man Etwas machen könnte. — Jetzt wird Mama sie nur gleich hierher kommen lassen, und dann später mitbringen, — d. h. Settchen und ich werden wohl mit der Schnellpost etwas früher kommen

als Mama, die auf der Heimreise eine weitläufige Tour vor hat, — über Heesen, — über Ostwigk, — über Schellenstein, — über Westheim. Das ist aber mehr, als ich jetzt noch leisten kann, da ich, außer in Heesen, nirgends heimisch wäre, und mich überall geniren und Alles mitmachen müßte. — Ich bin den ganzen Winter krank gewesen, und kann, leider Gottes, noch blutwenig vertragen. — So ist Mama denn sehr einverstanden, daß ich am selben Tage mit ihr ab-, aber direct reisen soll; — sie ist dann unterwegs ruhiger, weil sie weiß, daß Onkel Fritz nicht mehr allein ist. Uebrigens will sie ihre Tour sehr schnell abmachen, — in acht bis zehn Tagen, — ihres Herzklopfens wegen, was freilich jetzt viel gelinder ist, aber in fremden Häusern sie doch sehr genirt. — Mariechen reist natürlich mit ihr. Das arme Ding ist wieder recht herunter, ich fürchte, das nimmt noch ein übles Ende. — Jeden Winter hofft sie auf den Frühling und vergißt, daß dieser immer die schlimmste Zeit ist. Ist der Frühling da, und sie schlimmer, dann ist es wieder ein Trost, wenn ich sie daran erinnere, daß das jedes Jahr so war, und sie hofft auf den Sommer. Gottlob, daß manche Kranke so vergeßlich sind! — Sie hatte sich sonst während unsrer Abwesenheit sehr erholt, aber jetzt hat sie wieder gar keinen Athem. —

Schücking hat seit einigen Monaten einen jungen Sohn und ist wie besoffen vor Freude darüber! — er ist überhaupt sehr vergnügt, hat anständig zu leben, und einen angenehmen Kreis in Augsburg: Blazer (der Dichter), — Lißt (der Staatsökonom), — Kolb (Hauptredakteur der allgemeinen Zeitung). — Seine Frau habe ich in Meersburg kennen gelernt; sie ist sehr schön, sehr talentvoll, hat aber auch die Gnade von Gott dies zu wissen, weßhalb sie mir doch nicht recht zu Gemüthe wollte. Ihn macht sie aber sehr glücklich, hat ihn ungeheuer lieb und ist, was mir am Besten gefällt, eine sehr gute Wirthin. Gottlob daß der wenigstens auf einem grünen Zweige ist! Er hat es wohl verdient um die Seinigen! — Ich habe noch gar nichts von dem Tode des guten frommen Gretchen geschrieben

und er ist uns doch recht nahe gegangen, so wenig wir sie kannten. Sie ist freilich ein Engel im Himmel, aber so Viele hätten sie doch noch gern auf der Erde behalten. — — Wißt ihr noch nichts von Male? Ich bin sehr besorgt um sie; — das Düstere hat doch bei ihr das Uebergewicht; aus einem Grunde ist's vielleicht gut, daß sie Gretchen nicht mehr lebend getroffen, — sie hätte ihr gewiß zugeredet, katholisch zu werden, und sicher ohne Erfolg, was dann für Malchens ganzes Leben eine quälende Erinnerung gewesen wäre, — und das arme Ding hat doch nicht zu viel Freude auf der Welt! Wenn ich nur erst weiß, wo sie ist, möchte ich ihr so gern schreiben. — Meine gute Alte entbehre ich auch noch alle Tage, und wenn wir mal beisammen sind, will ich Dir allerlei von ihr erzählen, was Dich gewiß rühren wird. Schreiben kann ich es nicht gut, so viele letzte Beweise von Liebe und Sorge, — ich mag nicht daran denken, — es ist mir als wenn ich eine nahe Verwandte verloren hätte.

Den 24. Ich komme so eben aus der Messe für den lieben seligen Großvater und, denk Dir wie sonderbar! meine Alte behauptete, kurz vor ihrem Tode, aber noch ehe sie krank war, auf der Treppe vor meinem Zimmer die Krankenschelle gehört zu haben und ließ sich's durch Nichts ausreden. Die Schelle kam nicht, — der Pastor las Messe im Hause, und reichte ihr dann die Kommunion, — aber in diesem Augenblick geht die Krankenschelle die Treppe herunter, der Pastor hat in der Messe eine zweite Hostie konsekrirt, um sie gleich von hier einem Kranken zu bringen. Es hat mich ordentlich kalt überlaufen, weil es doch durch einen so seltsamen Zufall gekommen ist. Der Bote ist nämlich zum Pastoren gekommen, als er grade ausgehen wollte und die geweihten Hostien, die dieser sicher noch in der Kirche zu haben glaubte, hatte der Kaplan am vorigen Sonntag nach dem Hochamt ein paar Leuten gereicht, die vor der Messe nicht hatten zur Beichte kommen können, und doch ihre Ostern noch nicht gehalten hatten; — ist das nicht eigen? — Adieu, liebe Sophie, ich muß aufhören, um noch

einige Zeilen an Onkel Carl zu schreiben — leider post festum — denn er wünschte hauptsächlich zu wissen, was er von Hildesheim mitbringen solle, und sitzt nun, wie ich höre, längst in Bökendorf, wenn dieser Brief ankömmt, — aber ich will ihm doch danken für seinen so sehr freundlichen Brief. — 1000 Grüße an Alle, besonders Ludowine, — sie ist wohl sehr angegriffen durch die Nachricht von Gretchen! — Ist Onkel Fritz schon bei Euch? sage ihm, wir würden uns beeilen so sehr wir könnten. — Auch an Fränzchen, Tante Dina, viel Herzliches — und überhaupt an Alle. — Und nun adieu, — nach vier Wochen heißt es jeden Morgen: „Frau Möhne, watt schwitze ich!" und jeden Mittag ärgern wir uns, daß wir die Hälfte zu sagen vergessen, obwohl uns der Mund nicht still gestanden ist. Ach Gott, das sind doch die besten Zeiten! adieu.

Deine treue Nette.

---

## An den Bruder Werner.

Abbenburg, 5. Juli 1845.

. . . Ich habe wieder einen wunderlichen Brief bekommen, von einer jetzt sehr berühmten Klavierspielerin (sie unterschreibt sich „Kammervirtuosin S. Majestät des Kaisers von Oestreich") Clara Wieck, die an einen Componisten Robert Schumann verheirathet ist, der seit Kurzem durch eine Oper „das Paradies und die Peri" Aufsehn gemacht hat. — Sie schreibt etwas ängstlich und sehr complimentös; ihr Mann wünsche eine neue Oper zu componiren, sei aber mit den vorhandenen Texten und Schriftstellern nicht zufrieden und habe so oft geäußert, wie glücklich es ihn machen würde von mir eine Dichtung zu diesem Zwecke erhalten zu können, wie er aber nicht den Muth habe mich darum zu bitten, daß ich es ihr, als seiner Frau, verzeihen werde, wenn sie unter der Hand wage, was er nicht wagen möge, da es ihr eine gar zu große Freude wäre, wenn sie ihn mit einer Zusage überraschen könnte rc. Der Brief war von Dresden datirt. — Ich kann mich nicht dazu entschließen; das Operntextschreiben ist etwas gar zu Klägliches und

Handwerksmäßiges, obwohl es viel einbringen kann, denn bei Opern theilen Dichter und Componist sich in die Tantième, d. h sie bekommen von jedem stehenden Theater, wo sie aufgeführt wird, die Einnahme der so und so vielten 5. oder 6.—8. Aufführung, was bei Opern, die Glück machen, auf sehr bedeutende Summen anschwellen kann. Vorerst brauche ich übrigens noch nicht zu antworten und kann mich noch bedenken . . . .

---

An den

Fürstbischof Melchior, Freiherrn v. Diepenbrock.[1])

[1845.]

Ew. Fürstbischöfliche Gnaden

darf ich wohl nicht erst des freudigen Eindruckes versichern, den eine von so hochgeschätzter Hand mir zugedachte, noch obendrein von einer so angenehmen Gabe begleitete Zuschrift mir nothwendig machen mußte. Wenn die Antwort nicht so schnell erfolgte als schicklich und mir selbst erwünscht gewesen wäre, so hoffe ich in Ew. Fürstb. Gnaden Augen Verzeihung zu finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich an einem mehrtägigen Gesichtsschmerze gelitten, der mich arg geplagt und so lange er dauerte,

1) Gelegenheit zu diesem Schreiben boten eine Zuschrift Diepenbrocks an die Dichterin, worin die Bitte um ein Autograph von ihrer Hand für einen Freund des Fürstbischofs enthalten, und die begleitende Zusendung der eben erschienenen Uebersetzung: „Flämisches Stillleben, in drei kleinen Erzählungen von Heinrich Conscience. Aus dem Flämischen. Regensburg 1845" und einer neuen Auflage des „Geistlicher Blumenstrauß, aus spanischen und deutschen Dichtergärten. Sulzbach. 1829." (1862, 4. Auflage). Der Brief liegt uns bloß im Entwurf vor und bildet mit seinen Correkturen und seiner kleinen Schrift das beste Beispiel eines echten Annette Droste'schen MS. Er trägt kein Datum, da er jedoch den ersten Entwurf des Liedes: „Das Wort ist ein beschwingter Pfeil" (Vrgl. B. III. S. 507 und 464 f.) enthält und sich dieses Lied anderwärts schon vom 26. Juni 1845 in einem Album findet, so scheint er vor diesem Tage, also kurz nach der Ernennung Diepenbrocks zum Fürstbischof von Breslau (15. Jan. 1845 gewählt — 8. Juni 1845 geweiht) geschrieben zu sein. Das im Briefe erwähnte Autograph für den Freund des Prälaten war eben das genannte: „Das Wort ist ein beschwingter Pfeil" in der von uns (B. III S. 464) mitgetheilten Lesart.

des Schreibens völlig unfähig machte. Ich leide oft an diesem Uebel und es ist mir schon oft hinderlich gewesen, aber nie zu so ungelegener Zeit als dieses Mal, da es mich an einer so angenehmen Pflicht hinderte.

Ewr. F. Bischöfl. Zuschrift war mir um so werthvoller, als sie mir die erste mir genügende Zusicherung gibt, daß bis jetzt noch weder Mangel an Einsicht noch übel angebrachte Phantasie mich neben dem rechten Pfade her verleitet haben. Sie werden selbst fühlen, was mir diese Gewißheit in einer Zeit, wo die Aufgabe selbst des harmlosesten Schriftstellers so sehr an Verantwortlichkeit zugenommen hat, und vollends ein Frauenzimmer, die sich weder großer Kenntnisse noch reicher Erfahrung rühmen darf, leicht unklar wird und dadurch dem Mißverstehen Raum gibt, so daß sie jedes Wort zehnmal wägen sollte, ehe sie es niederschreibt. Die beigeschlossenen Zeilen für Ihren Freund enthalten deßhalb die Bittte um eine theure Gabe, deren ich mich immer noch zu bedürftig fühlte. Wenn Undeutlichkeit immer ein Mangel ist, so wird die beste Tendenzschrift durch diesen Fehler vollends zu einem grundirten Tuche, das jedem falschen Pinselstrich freien Raum gibt. Man muß leider auf Hundert rechnen, die bloß das Gift aus jeder Pflanze saugen, gegen Einen, der die Nahrung darin sucht. Jeder will heutzutage nur geben und Keiner nehmen, nämlich seine eigenen Ideen und Ansichten und die Anderen werden in der Regel nur angehört, um zu sehen, wie man sie am besten zustutzen und unter seine eigene Fahne als Bundesgenossen bringen oder als in ihren eigenen Worten gefangene Gegner darstellen kann.

Es ist so allgemein geworden, Stolz als Zeichen eines festen, Unglauben als eines freien, und eine gewisse Verderbtheit der Meinungen als Beweis eines originellen Geistes zu betrachten und es sind leider selbst ausgezeichnete und im Grunde gute Menschen so häufig von dieser Meinung angesteckt, und deshalb geneigt, gerade dem, dem sie wohlwollen, auch einen Theil ihrer Freisinnigkeit vorauszusetzen, nachzuspüren und aufzubürden. Wir bekommen dadurch mitunter so wunderliche

Auslegungen fremder Geistesprodukte zu Gesicht, an die der Verfasser nie gedacht hat, daß Sie fühlen, wie schwierig und gewagt jeder Versuch immer bleibt gegen solche absichtliche Blindheit bei allen Schriften, die, wenngleich mit entschieden moralischen Tendenzen, doch den profanen zugetheilt werden. Ich sehe aus jedem kritischen Blatte mit Erschrecken, was der Wunsch, immer dem Buche seine eigenen Ansichten oder Albernheiten unterzulegen, aus dem Bestgemeinten machen kann. Hat der Himmel mich bisher vor Fehlgriffen bewahrt, so sehe ich doch ein, wie ohne Gottes besonderen Segen der bloße gute Wille in seiner ganzen Schwäche dasteht.

Gottlob ist unser gutes Westphalen noch um 100 Jahre zurück — möge es nie nacheilen auf dem Wege des Verderbens, und mögen andere Länder auf ihrem Kreislauf bald wieder bei ihm eintreffen!

Mit den übersandten Büchern haben Ewr. Fürstbischöflichen Gnaden mir ein überaus liebes Geschenk gemacht, sowohl der verehrten Hand als des Inhaltes wegen. Dieser Conscience führt den Namen mit der That, und jeder Erzähler sollte sich ihn als Vorbild wählen. Wie weiß er mit den einfachsten und zugleich reinsten Mitteln auf eine Weise zu wirken, der sich schwerlich Jemand entziehen kann und seine Ernte ist gewiß.

Von den schönen spanischen Dichtungen kannte ich bis jetzt nur eine, ‚die Macht der Seele' und zwar, wie ich jetzt sehe, in sehr verfehlter Uebersetzung — es wundert mich nur, daß die von Ewr. Fürstbisch. Gnaden mir nicht früher zu Händen gekommen ist; ein derartiges Buch sollte in keiner katholischen Haushaltung fehlen; denn wenngleich die spanischen Gedichte theilweise zum völligen Verständniß einen höheren Grad von Bildung verlangen, so sind die angehängten deutschen doch so vollkommen klar und bei aller Schönheit dem allgemeinen Begriffe so zugänglich, daß jeder Stand gleiche Erbauung und Freude in ihnen finden kann. Es ist mir nur leid gewesen, keinen der Verfasser genannt zu finden, während sich so mancher unwürdige Name in unserer Literatur breit macht. Die, ich

möchte sagen, Durchsichtigkeit dieser Gedichte läßt mich mit doppelter Beschämung an die Undeutlichkeit denken, die man meinen eigenen Versuchen leider so allgemein vorgeworfen hat.[1])

Sie beten gewiß für Ihre Landsleute, beten Sie auch für mich, mein hochgeehrter Landsmann! Unser gemeinschaftliches Vaterland ist bisher noch Gottlob ziemlich frei vom allgemeinen Typhus der Demoralisation; was dort wächst, ist wenigstens nicht in der Wurzel angesteckt, so müssen wir Alle zusammen halten, hoch und gering, und wer nur eines Schärfleins Herr ist, soll es hergeben zum Baue des Dammes gegen Sittenlosigkeit und Unnatur, der die Irreligiösität so sicher folgt, wie der Sünde der Tod.

Verzeihen Sie, wenn ich etwas kühner geworden bin, als es Ihnen gegenüber ziemt, es ist mir unwillkürlich aus der Feder geflossen und so mag es stehen bleiben. Vielleicht hat mich auch eine Voraussetzung verleitet, die, wie ich jetzt fast fürchten muß, irrig ist, da Ewr. Fürstb. Gnaden in Ihrer verehrten Zuschrift ihrer nicht erwähnten. Ich habe nämlich bisher immer des Gedankens mich erfreut, Ewr. Fürstl. Gnaden zwar nur oberflächlich aber doch persönlich zu kennen. Man hatte mir gesagt, der junge ernste Theolog von Diepenbrock aus Bochold, den der verstorbene Professor Katerkamp vor einer schönen Reihe von Jahren uns einmal an einem Nachmittage nach Hülshoff zuführte, sei derselbe, auf den jetzt so Viele mit Verehrung und Zuversicht sehen. Habe ich mich geirrt, so diene dies wenigstens einigermaßen meiner Kühnheit zur Entschuldigung; man läßt schwer von einem Glauben, durch den man sich geehrt und erfreut fühlt. Sollte Ewr. Fürstb. Gnaden Freund noch andere Autographen wünschen, die ich mir vielleicht durch meine Bekannten, z. B. die Stolbergsche Familie, verschaffen könnte, so bitte ich diesen Herrn um seine Wünsche

---

1) Da der Abschnitt: „Wenn Undeutlichkeit immer ein Mangel ist — Gegner darstellen kann" ohne Verweisungszeichen auf dem Rand des Conceptes geschrieben ist, so wäre es ebenso leicht möglich, daß er an diese Stelle gehört.

und mir die Gelegenheit zu geben, zu zeigen, mit welcher Freude und Bereitwilligkeit ich verharre

Ewr. fürstb. Gnaden unterthänigste Dienerin
Annette v. Droste.

---

An Werner von Haxthausen.

Rüschhaus, 22. Nov. 1845.

Lieber Herzens-Onkel!

Welch große Freude hast Du mir gemacht, Du guter lieber Onkel! Was für Biester! Creaturen darunter, die mir mein Lebtage noch nicht vor Augen gekommen sind! und alle so wohl erhalten! — Ich habe ein paar Tage nichts gethan, als begucken; dann kriegte ich die Angst, daß sie mir staubig werden möchten und habe sie in meinen neuen Glasschrank gelegt und meinen Tisch daran gerückt, damit ich doch zwischendurch immer am Besehen bleiben kann. Und wo hast Du die kleine Pharaons-Muschel her gekriegt? Das ist ein äußerst rares Stück, ich habe sie ein paar mal in ganz großen Sammlungen, aber immer zuletzt, als das Beste von der ganzen Geschichte gesehen. — Die beiden Muscheln mit den langen Beinen sind auch sehr schön, und den prächtigen braunen Muschelriesen habe ich noch nie gesehen; auch von den kleinen waren mir ein paar noch unbekannt. Kurz, es ist alles wunderschön! Könnte ich Dir nur wieder eine Freude machen! Vorerst schicke ich Dir meine Chodowiecki's, es sind nur leider nicht viele, ich will aber sehen, daß ich was anwerbe. — Ich weiß eine ganze Masse; sie sind aber in Händen, die schwer loslassen; alle die in Blei und Glas gefaßten Bildchen, womit die Tante Schmiesing von Freckenhorst seltsamen Andenkens ihr Stübchen von oben bis unten behängt hatte, — jetzt in Händen der Frau von W * * *, einer Holländerin, die sehr gut weiß, wie viel Groschen einen Thaler machen und leider auch weiß, daß die Chodowiecki's jetzt gesucht werden, wie sie selbst gegen mich geäußert —, so fürchte ich, daß dort nicht viel zu machen ist, will aber doch, wenn

ich sie diesen Winter in Münster sehe, mein Heil versuchen, ob sie sie mir gegen saubere Stahlstiche vertauschen will, deren ich eine gute Menge habe; auch noch andere weiß ich, die Du wahrscheinlich leicht bekommen könntest. August hat nämlich zwischen den alten Kalendern, die er in Berlin auf einer Versteigerung gekauft hat, mehrere mit Kupfern von Chodowiecki und zwar, wie mich dünkt, solchen, die ich in Deiner Sammlung noch nicht gesehen habe und ich glaube nicht, daß er Werth darauf legt. — An die bewußten Gemälde denke ich freilich, habe aber bis jetzt noch nicht nach * * * kommen können, da mein Husten mir seit 6 Wochen in die linke Seite gefahren, und dort als Rose aufgeblüht ist, die sich immer noch nicht geben will. — Mama war einmal dort und auch willens, sich nach den Bildern umzusehen oder ganz piano umzuhören, fand aber Besuch dort, der sie daran verhinderte. Man muß dort vorsichtig zu Werke gehen, denn sie sind sehr argwöhnisch und meinen dann gleich, Krösus-Schätze zu besitzen, die man ihnen abluchsen wolle, um selbst damit ein Millionär zu werden. Sind die Bilder aber noch vorhanden, hat sie ihnen ihr windbeuteliger Schwager nicht längst abgeschwätzt, so bekomme ich sie auch und zwar billig. — Am Liebsten möchte ich sie umtauschen, was mir vielleicht gelingt, da ich so vieles besitze, was in die dortigen Sammlungen paßt; dann hättte ich die größte Freude, dir, mein Herzens-Onkel, auch mal was zu schicken, wovon ich sicher wäre, daß es Dir erwünscht wäre. — Hierbei auch mein Schuldbetrag, den ich Dir längst zurückgelegt und nur noch nicht abgeschickt, weil ich Dich nicht recht zu finden wußte und Geldbriefe ungern aufs Ungefähr wandern lasse, zugleich schließe ich bei, was ich bis jetzt für Petschaft eingenommen: also

| | |
|---|---|
| Für meine Tuchnadel mit elfenbein. Pferdchen . | 14 Thr. |
| Rest für Gemälde . . . . . . . . . . | 5 „ |
| Für 5 Petschaften à 1 Thr. . . . . . . . | 5 „ |
| Für 3 kleinere dto. à 20 Gr. . . . . . . | 2 „ |
| | Summa 26 Thr. |

Ich habe also noch in Händen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 14 Petschaft à 1 Thr. . . . . . . | 14 Thr. | — | Gr. |
| 1 kleines dto. à . . . . . . . . . | — „ | 20 | „ |
| 4 Messerhefte à 8 Gr. . . . . . . | 1 „ | 2 | „ |
| 1 Stockknopf . . . . . . . . . . | — „ | 16 | „ |
| Summa | 16 Thr. | 8 | Gr. |

So gern ich Dir noch schreiben möchte, lieber Onkel, so thue ich doch am Besten, jetzt aufzuhören, um eine sichere und in jeder Beziehung passende (ich habe nicht gern, daß von den Ausgaben für meine Sammlungen viel geredet wird und mag doch den Domestiquen kein Stillschweigen gebieten) Gelegenheit nicht zu versäumen: Ich habe hier nur eine passende Person, mit der ich dergleichen zur Post schicken mag und die geht sehr selten. — Also adieu, mein lieber Onkel! Von Onkel Fritz kann ich Dir noch wenig schreiben; ich sah ihn 2 Tage nach seiner Ankunft in Münster und fand ihn nicht übler aussehend als bei unserer Abreise von Abbenburg, aber etwas müde und angegriffen von der Reise. Gestern ist Mama zu ihm gefahren und noch nicht zurück, weßhalb ich Dir keine Grüße von ihr senden kann; ich werde sehr gedrängt, zu eilen; — nochmals adieu. Deine Dich herzlich liebende und gehorsame Nichte

Nette.

---

## An Sophie von Haxthausen.

Rüschhaus, 19. Januar 1846.

. . . Ich bin jetzt wieder homöopathisch, mein Leiden ist fast ganz gehoben, aber seit 14 Tagen ist mir das linke Ohr fast ganz zugeschwollen, es braust mir darin wie ein Mühlenwehr und ich begreife jetzt wohl, weßhalb taube Leute gewöhnlich so einfältig sind; ich bin auch halb simpel; sonst bin ich in diesem Winter ungewöhnlich wohl. — Um August's Lieder habe ich mich natürlich in dieser Zeit nicht bekümmern können, will mich aber jetzt mal darnach umhören, grüße ihn doch. Ist es bei Euch auch so mildes Wetter wie hier? Die Schneeglöckchen

haben schon ganz dicke Knospen, mit den Blumen im Munde, und die Weidenkätzchen schon zum Theil ihre braunen Käppchen abgeworfen. Wenn das so fort geht, steht im Februar Alles in Blüthe, Gott behüte uns dann vor einem kalten März und April. — In Hülshoff sind sie mit der neuen Bonne sehr zufrieden, sie weiß zwar blutwenig, wie alle Französinnen, hat aber vielen Takt, ein stilles, bescheidenes Wesen, eine gute Art mit Kindern umzugehen, spricht ein sehr schönes Französisch und ist sehr fleißig. Wenn es so bleibt, können sie von Glück nachsagen, aber mit Franzosen kann man 7 Scheffel Salz essen und kennt sie doch noch nicht. . . .

Meine gute Rüdiger schreibt fleißig, ist aber mit sammt ihrem Manne sehr mißvergnügt in Minden, und sie arbeiten aus allen Kräften, von dort weg zu kommen; ihr Haus beschreibt sie düster und melancholisch wie einen Kerker; — es ist dasselbe, was der Erzbischof bewohnt hat, und sie meint, jetzt bedauere sie den armen Mann erst recht, und fühle seine Hypochondrie ordentlich mit. Ich bekam gestern noch einen Brief von ihr, wo sie eben von einem ganz kurzen Ausflug nach Berlin zurückgekehrt war. Sie hat dort Grimms besucht, die sie äußerst freundlich empfangen und sich sehr herzlich nach uns Allen erkundigt haben. Auch Bettinen hat sie aufgesucht, die fast den ganzen Besuch über nichts gethan hat als Schimpfen, auf die Katholiken, die Westphalen, und besonders den westphälischen Adel. Als die Rüdiger das nicht so geduldig hingenommen, sondern ihr tüchtig darauf gedient hat, hat sie endlich abgebrochen und angefangen zu prahlen, daß die Lichtfreunde sich so viele Mühe gegeben hätten, sie an ihre Spitze zu bekommen, sie wolle aber nicht.

Adele sitzt noch immer in Bonn, und schreibt ein Buch nach dem andern, aber keine Briefe, wenigstens mir keinen, und ich kann noch immer ihre Adresse nicht bekommen. Bei sehr vielem Trüben in der Familie, wegen Krankheiten, sagt sie: Ich gehöre zu den Schwarzsehern, und war so verduselt von der immerwährenden Angst, daß es mir unmöglich war,

einen zusammenhängenden Brief zu schreiben. Den Denkzettel für den lieben seligen Onkel habe ich jetzt gestern geschrieben und Mama nimmt ihn mit nach Münster; sucht selbst die Bilder bei Deiters aus, und läßt dann Beides, Bilder und Zettel, bei Deiters, damit der Druck sogleich beginnen und wir Euch das Paquet schicken können. Ich habe den Zettel nur kurz gemacht, die langen schwülstigen Zettel waren mir immer zuwider, und in diesem Falle, der mich so nahe angeht, schienen sie mir unerträglich. Ich habe aber doch Alles gesagt, wie lieb ihn alle Menschen hatten, und wie sehr er es verdiente, und auch ein kleines Gebet hinzugefügt. Für diejenigen, die ihn gekannt und geliebt haben, ist es gewiß grade recht so, und für Andre, die aus bloßer Neugierde über solche Zettel herfallen, werden sie ja nicht geschrieben. —

# Aus der Jugendzeit.

# Einleitung.

Indem wir unter dem Gesammttitel „Aus der Jugendzeit" außer den eigentlichen Jugendgedichten drei mehr oder minder umfangreiche Fragmente, eines Dramas und zweier Prosaerzählungen aus dem Nachlaß der Dichterin mittheilen, glauben wir ausdrücklich und entschieden erklären zu sollen, daß es keineswegs in erster Linie der innere selbstständige Werth dieser Bruchstücke war, der uns zum Abdruck derselben bewog. Es ist hauptsächlich das literarhistorische, biographische und kritische Interesse, welches wir bezwecken, und die für eine kritische Gesammtausgabe heutzutage geforderte Vollständigkeit des zur Beurtheilung des Werdens und Seins nöthigen oder nützlichen Materials. Wenn diese Vollständigkeit bei Autoren dritten und vierten Rangs eine ungerechtfertigte Belastung des Bibliothekenbestandes ist, und wenn wirklich vielfach in den heutigen großartigen „Nationalbibliotheken" nach dieser Richtung hin durch „deutsche Gründlichkeit" gesündigt wird, so glauben wir uns doch bei einer Dichterin wie Annette von Droste-Hülshoff, die einerseits in ihrem hohen Verdienst voll gewürdigt, andererseits aber in ihrem Werden noch so wenig gekannt ist, den Dank des Literarhistorikers und Kritikers zu verdienen, indem wir die im freiherrlichen Archive so lang vergrabenen, für die Dichterin wichtigen Dokumente gleichsam als Marksteine ihrer Entwickelung der öffentlichen Forschung und Benutzung zugänglich machen. Zu diesem Glauben hat uns das Interesse vollauf berechtigt, welches zur Zeit von competentester Seite unseren gelegentlichen Mittheilungen aus diesen Fragmenten zu Theil wurde. Sodann aber stehen wir auch nicht an, einzelnen Partieen der größeren Fragmente, vorzüglich den beiden prosaischen, einen eigenthümlichen Reiz und relativen literarischen Werth zuzusprechen. Besonders

bei dem Bruchstück der ‚Ledwina' wird es der Leser bedauern, dieses Seelengemälde nicht in dem angefangenen, von jeder Schablone freien Stil vollendet zu sehen. In ‚Bertha' blitzt bisweilen durch die jugendlichen Längen die ganze Kraft und Tiefe der späteren Dichterin hervor, während ‚Joseph' einen feineren humoristischen Ton anschlägt, der auf volle Reife schließen läßt.

Wie aber der Werth dieser Fragmente vorzugsweise ein biographisch-literarhistorischer ist, so müssen wir wegen der nöthigen Aufklärung über Entstehungszeit und Bedeutung der einzelnen Stücke auch auf die Biographie der Dichterin zu Anfang dieser Gesammt-Ausgabe verweisen.

Zur Vollständigkeit der Werke müßten wir eigentlich auch die zu Schriften Anderer beigesteuerten Sachen anführen. Wie wir in Schückings ‚Lebenserinnerungen' lesen (I, 148), schrieb Annette für dessen Roman der ‚Familienschild' „ein beträchtliches Stück des zweiten Theiles — ich kann jetzt selbst nicht mehr meine geringen, zur Abrundung hinzugefügten Zuthaten von dem, was sie verfaßt, unterscheiden." — Für den Roman desselben Verfassers ‚Eine dunkle That' (Leipzig 1846) lieferte sie „die reizende Schilderung eines Stiftsfräuleins in ihrem alten Curiengebäude, die etwa von S. 63—100 reicht." Ueber den Antheil am ‚Mal. u. rom. Westphalen' heißt es: „so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden." Als solche Beiträge bezeichnet H. Hüffer (Allg. Zeit. Beil. 85. 1886) „die Ortsbeschreibungen von Büren, Fürstenberg, Bruchhausen, Velmede, Meschede, Klusenstein und Arnsberg, alle in das letzte Drittel des Buches gehörend . . . in den ersten Dritteln möchten einige Oertlichkeiten an der oberen Weser, der Köterberg, Herstelle, Corvey von Annette selbst oder nach ihren Andeutungen beschrieben sein."

W. K.

# Jugendgedichte.

Im April 1807.

O lieblicher Morgen,
Wie reizend bist du!
Du scheuchest die Sorgen,
Die Ruhe gibst du.
Wie rieselt jetzt die Quelle,
Wie tanzt der Wasserfall,
Wie tönt von Well zu Welle
Sein brausend starker Schall.

Wie duften die Blumen,
Die Rose erhebt
Sich schüchtern, vom Summen
Der Bienen belebt.
Die Nachtigall hebt singend
Ihr schönes Haupt hervor,
Um den Preis mit ihr ringend
Schwingt sich die Lerch' empor.

---

Den 2. August 1807.

Ich kenne die Freuden des ländlichen Lebens,
Ich kenne die Freuden der lärmenden Stadt,
Ich sehnte mich oft nach Gesundheit vergebens,
Ich seufzte nach Tugend, die Stadt macht nur glatt.
Doch ach ich verdanke mein ruhiges Leben
Dem Freunde, der hiervon gerettet mich hat.
Er sprach: willst Du jetzund Gehör mir nur geben,
Verlasse das eitle Leben der Stadt.
Wo findet man wohl die erfrischenden Lüfte?
Wo sind wohl die Blumen auf grünender Flur?
Wo sind die erquickenden heiteren Düfte,
Wo? als bei dem ländlichen Reiz der Natur?
Da ward ich erst glücklich, da lernt ich erst Tugend,
Da fand ich das frohe gesellige Glück.
Nie sehn' ich mich zu der verflossenen Jugend,
Nie sehn' ich mich je zu den Städtern zurück.

---

Den 3. August 1807.

## Der Schwermüthige.

Wenn in dem dunkeln Haine
Die sanfte Nachtigall,
Wenn ich so traurig weine,
Mir bringt der Schwermuth Schall,
So ist's als bräch mir schier das Herz
Vor lauter wehmuthsvollem Schmerz.

Wenn auf der hellen Haide
Die frohe Lerche steigt,
Ach, diese Augenweide
Macht auch mein Herz nicht leicht.
Dann denk' ich an's entflohne Glück
Es wich wie Du so schnell zurück!

Geh ich zur kleinen Quelle
Und folg' ihr überall,
So sprech ich: murmle helle,
Du Bach klar wie Krystall.
Ich hol' dich schnelles Ding nicht ein,
So wird's auch mit dem Glücke sein.

So macht mir alles Kummer
Das Beste wird zur Qual,
Und selbst im tiefsten Schlummer
Verfolgt's mich überall;
O böse Mörderin meiner Ruh,
Melancholie, wann weichest Du!

---

Den 16. April 1808.

Wenn ich, o Freund, hier im Haine
Oft dem Spiele der Phantasie folge,
So erzeugt sie mir Bilder in der Ferne,
Welche mir so schön scheinen.
Oftmals dacht' ich, hier im Walde
Baut' ich mir ein stilles Hüttchen,
Freundlich umschläng das kleine Geländer
Wilder Jasmin im Abendschimmer.

Freundschaft wohnte in meiner Hütte
Und Stille im Gärtchen,
Sanft ruhte ich im Arme des Weibes
Und sanft bei den Kindern.
O Du, die mit sanften Schwingen
Ueber die Seele des Menschen fliegt,
Nichtige Phantasie! zerstöre die Bilder
Die Du mir erzeugt!

---

## Der Abend.[1]

(1809)

Oft gepriesen ist zwar die Kühle des thauigten Abends,
Doch gepriesen zu oft ist nie das Gute und Schöne.
In dem Garten belauscht' ich heute das friedliche Dunkel,
Welches mit Ruhe erquickt das Meer der unendlichen Schöpfung.
Einsam wandelt ich hier durchkreuzend die sandigen Wege,
Zwischen den Zwiebeln, die hoch da standen und strotzend von Blüthe.
Alle streckten sie sich, als wollten gen Himmel sie wachsen,
Eine vorzüglich erhob [sich] neben mir, höhnend sich messend;
‚Strecke Dich immer, Du Ding, Du bist doch nicht größer, als ich bin.'
Gnüglich nun lenkt ich den Schritt und blickte zur anderen Seite.
Sieh', da erblickte ich jetzt des Blumenkohls gelbliche Blüthe,
Gelb und feige sich bückend, so stand er, der Ekel der Zunge;
Auch die zierlichen Bohnen, die hohen, am Stocke erwachs'nen,
Vitzebohnen, so nennt man sie in der Sprache der Küche,
Auch die niedrigen, doch weit mehr enthaltenden, dickern;
Und der Blumen Gemisch, der Kürbisse prangende Staude;
Alle standen sie da beglänzt vom freundlichen Monde.

---

1) Wir geben das Gedicht ganz nach der uns vorliegenden Abschrift, die wahrscheinlich eine Schönschrift der Dichterin selbst ist. Die Verszeilen sind dort so eingetheilt, daß jede je eine Hälfte des Hexameters umfaßt, entweder bis zur Cäsur oder von da bis zum Schluß.

Wenig kümmern indeß mich Küchensachen und Blumen,
Darum wandt' ich mich weg, und siehe, die Fläche des Baches,
Welcher den Garten umkreist, war sanft versilbert vom Monde.
Staunend stand ich hier still, versenkt im entzückenden Anschaun.
Aus der Wonne Gefühl erweckte die Stimme der Glocke
Mich, ich horchte und, o! es tönte der achte der Schläge!
Jetzund eilt ich hinweg zum schaurigen Dunkel des Parkes.
Freundlich schimmerte durch die Aeste die trauliche Luna.
Aber jetzt wag' ich mich in die heimlichsten, dunkelsten Gänge.
Schaurig ist's hier fürwahr, mir bangt bei jeglichem Laute;
Und es bildet die Angst mir trügend schreckliche Bilder,
Sehe ich moderndes Holz, des Glühwurms kleine Laterne,
Zaubert die Phantasie mir feurige Männer und Geister,
Flinke Elfen, die sich im Tanze durchkreuzen und Gnomen!
Bange wird es mir drin, und ich eile hinaus in das Freie,
In das freundliche Feld, wo schon der Weizen heranreift.
Und es rauschet das Korn; es zirpt die Grille im Grase,
Und es liegen umher in blauer Ferne die Berge,
Sanft beschienen vom Glanz des allbeleuchtenden Mondes.
Schweigend wandelte ich am silbernblinkenden Bache,
Und es stimmte mein Herz sich still zur Freude voll Wehmuth.
Wehmuthsvoll begann ich und sang voll innrer Empfindung:1)
„Sage, wo wohnet das Glück? wo wohnet die Ruhe des Herzens?
Wohnt es im goldnen Pallast, und wohnt es im fürstlichen Saal?
Ach da herrschet der Neid, da herrschen der Eifersucht Schrecken.
Dort kann nicht wohnen das Glück, wo Bruder den Bruder nicht liebt.
O so wohnt es vielleicht an Indiens reichen Gestaden —
Bei dem Wilden, der frei Freiheit und Gleichheit nur kennt?
Aber die Musen, sie sind die Trösterinnen im Leben,
Sage, besitzt der das Glück, der nicht die Himmlischen kennt?
Ach so wohnt es nicht hier, es wohnt nicht bei Reichthum und Ehre,
Sage, wo wohnt denn das Glück, wo wohnet die friedliche Ruh?
Suche das Glück in Dir selbst, der Zufriedenheit, such's bei den Musen,
Dem, der's im Busen nicht trägt, gibt es das Irdische nicht!"
Als ich geendet das Lied, so ging ich voll innerer Schwermuth
Still die Felder entlang, betrachtend die Wahrheit des Liedes,
Aber es löset Aeol2) des Westes gebundene Flügel,

---

1) Die folgenden etwas fehlerhaft gebauten Distichen bilden zu je zweien eine Strophe im Original.

2) Die Dichterin liebte von Jugend auf die Aeolsharfe und pflegte eine solche gern in ein Fenster im obern Stock von Hülshoff zu setzen und lauschte voll „Freude und Wehmuth" den wunderlichen Tönen.

Ha wie schütteln sich schon des Parks erhabene Gipfel —
Ach wie weht es so kalt und mahnet nach Hause zu gehen.
Und ich folge dem Ruf und eile geschwind durch die Felder
Und den Garten in's Haus, wo lange das Essen schon wartet.

---

Im November 1809.

Röthlich sinkt die Sonne schon hernieder,
Und es kehrt die Dämmerung zurück,
Ihren Strahlen, kürzer stets und trüber,
Folgt der lange, sehnsuchtsvolle Blick.
Und ermüdet von des Tages Lasten
Wallt der Mensch der stillen Heimath zu,
Um im Arm der Liebe dort zu rasten,
Zu genießen einer süßen Ruh.
Horch! der Drossel Töne hallen wieder
Aus dem nahen Buchenhain hervor
Tönen Philomelens Klagelieder,
Und entzücken sanft des Horchers Ohr.
Doch geendet sind die Abendlieder,
Alles eilt dem nahen Neste zu,
Schweigend steigt der Abend jetzt hernieder,
Und versenket die Natur in Ruh.
Langsam ziehn die Wolken nun vorüber
In die Ferne mit bedächtgem Schritt.
Hätt' ich jetzt der Vögelchen Gefieder,
Macht' ich gern die große Reise mit.
Und ein Kranichheer zieht durch die Lüfte,
Stimmt zur Wehmuth das erfüllte Herz,
Ihre Stimmen hallen durch die Klüfte,
Regen namenlosen Wonneschmerz.
„Führet mich fort, ihr gefiederten Wesen,
Von der Erde nichtigem Tand,
Wo Cypressen die Gräber umschatten,
Dorthin wo Freundschaft und Liebe sich gatten,
In das ewige Sonnenland.
Führt mich, ich sehne in ewiger Jugend
Nie mich zum Wohnsitz des Lasters zurück,
Nie zu der Erde, dem Grabe der Tugend,
Diesseits ist Trauer, nur jenseits ist Glück.
Hier herrschen Intriguen, hier spielen Kabalen,
Hier herrschet ein schrecklicher König, das Gold,
Und von des Armen sauerem Schweiße,
Und von der Wittwen und Waisen Thränen
Nehmen die Fürsten des Lasters Sold.

Und es steht der Mensch in der Blüthe der Jugend
Umkreist vom ewigen Wirbel der Zeit,
Ihn zieht das Laster, ihm winkt die Tugend,
Er wählt und ist keinem zu folgen bereit.
Doch es zieht ihn das Laster mit kräftigem Arme,
Und warnend hält ihn die Tugend zurück,
Er sinkt, es verschlingt ihn der schreckliche Strudel,
Und ewig verscherzet ist sein Glück.
Drum führt mich, ich sehne in ewiger Jugend
Mich nie zu dem Wohnsitz des Lasters zurück,
Nie zu der Erde, dem Grabe der Tugend,
Diesseits ist Trauer, nur jenseits ist Glück."
Doch sie ziehn vorüber, meine Thränen
Rühren keines Thieres kaltes Herz,
Arme Vögelchen! ich konnte wähnen,
Ihr verständet meinen stillen Schmerz?
Ja sie ziehn und lassen keine Spuren
Als des Herzens süßen Schmerz zurück,
Ziehen über Berg und Thal und Fluren,
Ihnen folgt der thränenvolle Blick.
Und es sinkt die schwarze Nacht hernieder,
Jedermann begiebt sich nun zur Ruh,
Alle schließen gern die Augenlider,
Selbst Natur zog ja den Vorhang zu.

---

## Edgar und Edda.

(1810.)

Wild brauste der Sturm durch die Wälder,
Es rauschte der Regen herab,
Durchnäßte die wogenden Felder
Und stürzt vom Gebirghang herab;
Es flogen die Wolken, es wälzte der Nord
Durch der Burg hochwölbende Hallen sich fort,
Und Edda in einsamer Kammer
Rang weinend die Hände voll Jammer.
Des Lebens Höchstes und Bestes
Dem reinen zärtlichen Sinn,
Ihr einziges Gut und ihr größtes
Das war auf immer dahin.
Im Grausgewühle von Blut und Mord
Da fraß ihn die wüthende Feldschlacht fort,
Ihn, dem ihr Herz sich ergeben,
Ihr höchstes Kleinod, ihr Leben.
Hinsank der muthige Krieger
Im wilden Getümmel der Schlacht,
Er fiel als Held und als Sieger,
Ihn umschattet des Todes Nacht,
Und hin nach der Heimath mit liebendem Blick
Da kehrte noch einmal ihr [sein] Auge zurück,
Und es flohen schnell in die Lüfte
Des Lebens schwerathmende Düfte.

Und es eilte die wartende Braut
Auf des Söllers erhabenster Spitze,
Zu ersehen das Antlitz so traut
Von ihrem weitschauenden Sitze,
Sonst umschwebte der Horen flüchtiger Tanz
Schnell die holde Jungfrau im bräutlichen Kranz,
Jetzt wurden Minuten zu Stunden,
Schwer schleppend die trägen Sekunden.

Von der Felsenburg nahen Zinnen
Zog sich lang der Schatten herab,
Blutroth sank die Sonne, es schienen
Roth des Meeres Wellen, ihr Grab,
Leise Dämmerung legte sich auf die Flur,
Tiefe Stille herrscht durch die ganze Natur,
Nur der Uhu erhob sein Gewimmer
Aus der öden Felsenburg Trümmer.

Und horch, wie Hufschlag es tönt
Vom Gebirg durch das Dunkel hernieder,
Es bebt die Erde, es dröhnt
Des Gemäuers Feste es wieder.
Es wälzen sich wogende Wolken von Staub,
Heim kehren die Freunde, beladen mit Raub:
Ach, es fehlt der Tapferste, Größte,
Der mächtigste Führer, der Beste.

Sonder Hörnerschall und Gesange
Eilt die Schaar in die Burg hinab,
Statt der Freude jubelndem Klange
Herrschet Trauer stumm wie das Grab,
Denn mit edler Wehmuth im männlichen Blick
Bringen Edgars Leiche die Krieger zurück,
Uebergeben ihn der Getreuen,
Ihn dem Schooß der Erde zu weihen.

Edda eilt mit flüchtigem Schritte
In den Schwarm der Männer so wild,
Ach da lag in der Krieger Mitte
Blaß entstellt das theuere Bild.
Es ergreift die Arme nagender Schmerz,
Tief verwundet seufzt das liebende Herz,
Hochringend die Lilienhände
Erfleht sie des Lebens Ende.

Jetzt seit sieben schrecklichen Tagen
Barg den Theuren des Grabes Nacht,
Es wurden die Tage mit Klagen
Die Nächte mit Thränen verwacht.
Es flogen die Wolken, es wälzte der Nord
Durch der Burg hochwölbende Hallen sich fort,
Und Edda in einsamer Kammer
Rang weinend die Hände voll Jammer.

Und sie eilt mit wankendem Schritte
In das Grabgewölbe hinab.
Dumpfhin hallen jegliche Tritte
Durch die langen Hallen hinab;
Kalte Mitternacht thaut hin auf die Flur,
Todtenstille herrscht durch die ganze Natur,
Die Geister aus ihren Klüften
Entsteigen des Moders Grüften.

Des Gewölbes klirrende Riegel
Oeffnet leis die zitternde Hand,
Langsam knarrt sich öffnend die Thüre,
Flatternd rauscht ihr seidnes Gewand,
Und da weht ihr kalter Leichengeruch
Aus des Chores weit geöffnetem Zug,
Doch sie eilt mit festem Schritte
In des weiten Gewölbes Mitte.

An des Sarkophages Stufen
Sinkt sie hin im wilden Schmerz,
Das geliebte Leben zu rufen,
Zu erwärmen das kalte Herz.

Es sauset der Wind durch der Felsen Spalt,
Es knarrt die Thür durch des Sturmes Gewalt,
Leis klirret des Riegels Schwere
Umwallet vom luftigen Meere.
Und sieh, aus der Gräber Grüften
Da hebt's sich wolkig und weiß,
Eilends schwirrt's in den dumpfen Lüften,
Es naht sich luftig und leis,
Und spielt um Eddas zitternde Hand,
Die Geister luftigen Kuß nicht empfand,
Sie umfing den Marmor mit Sehnen,
Netzte Edgars Asche mit Thränen.

Da erbebten des Sarges Stufen,
Ein langer Schatten entsteigt
Durch der Treue Thränen gerufen,
Und naht sich luftig und leicht.
Nicht wie sonst umstrahlt von des Panzers Licht,
Todtenblässe deckte das schöne Gesicht,
Und es klafft mit offenem Munde
Unter seinem Herzen die Wunde.
Und er sprach die bedeutenden Worte:
Edda, wo der Richter wohnt,
An der ew'gen Vergeltung Borte
Wird die treue Liebe belohnt . . . .
(Cetera desunt.)

---

## Bettellied.1)

(1811?)

Die Ihr sie kennt, des Lebens Freuden,
Und froh genießt des Lebens Glück,
Beherzigt auch der Armen Leiden
Und werft auf sie des Mitleids Blick.
Seht hier ein Weib von sechzig Jahren:
Einst war ich auch gesund und froh;
Doch hab ich leider viel erfahren,
Eh Freud' und Glück mir ganz entfloh;
Mit krankem Manne, taubem Kinde,
Die nunmehr ich ernähren muß.
Die Zähre weicht die harte Rinde,
Oft unser einziger Genuß.
Das Maaß des Unglücks ganz zu füllen,
Fiel uns die Kuh — ein Schwein — ein Pferd;

Ich füge mich des Schicksals Willen,
Bleibt mir gleich nichts, das mich ernährt.
Ich wollte dennoch nicht verzagen,
Kauft auf Credit noch eine Kuh;
Doch legt auch die nach wenig Tagen
Gleichfalls auf immer sich zur Ruh.
Kein Tropfen Milch, kein Bischen Butter
Für meinen armen, kranken Mann;
Ich acht' es nicht, doch meine Mutter,
Die achtzig Jahr bald zählen kann.
Noch hatt' ich früher eine Stütze —
Sie fiel — dies war mein größter Schmerz,
Mir war, als wenn ein Strahl vom Blitze
Zerschmetternd träf mein Mutterherz.

---

1) Als einst Annette mit ihrer Stiefgroßmutter, der Freifrau Maria Anna von Haxthausen. geb. v. Wendt, im Bade zu Driburg war, wandte sich eine Frau aus der Umgegend um Unterstützung an diese und schilderte in lebhaften Farben ihre Noth. „Kind," sagte die Großmutter, „kannst Du nicht ein kleines Gedicht darüber machen, das auf einen Teller gelegt, bei den Badegästen die Runde macht?" Annette that es sofort und die Sammlung hatte den gewünschten Erfolg. Vrgl. Briefe an Schlüter. Anhang. S. 225.

Nicht sehen konnt' er uns verschmachten,
Für uns floß mancher Tropfen Schweiß;
Großherzig wollt' er gar nichts achten,
Verdoppelt' Arbeit, Müh' und Fleiß.
Mein Sohn — fast wär das Herz gesprungen,
Wie man ihn zwang, von mir zu gehn,
Doch konnte ohne meinen Jungen
Vielleicht nicht die Armee bestehn!
Ach, dann und wann uns nur ein Töpfchen
Voll Milch, Ihr Herren, reich begabt;
Glaubt nur, daß uns davon ein Tröpfchen
So gut wie Euch Tokayer labt.
Helft mir sie tilgen, meine Schulden,
Für mich so groß, für Euch so klein,
Dann will ich Alles gern erdulden,
Dann drückt mich nicht mein Leichenstein.
Gott lohn es, was Ihr thut den Kranken,
Und glücklich wird es um euch stehn;
Und kann ich hier mich nicht bedanken,
Kann's wohl im Himmel einst geschehn.

---

## „Drei Tugenden."

(1813.)

Drei Tugenden stählen des Menschen Sinn
Auf dieser gefährlichen Reise,
Sie führen zur Quelle des Lichtes hin,
Es verehrt sie jeglicher Weise.
Sie stützen des Sterblichen wankendes Herz,
Versüßen des Lebens bittersten Schmerz.

II.

Des hohen Glaubens erhab'nes Gebot
Führt aufwärts mit mächtigem Streben
Die begeisterte Seele zum ewigen Gott,
Zu der Geister verborgenem Weben.
Hoch über des Mondes erleuchtendem Blinken,
Hoch über der Sterne hinziehendem Winken.

III.

Und raubet der Neid noch das einzige Glück
Dem Tiefgekränkten die Ehre,
Dann zum Himmel schaut er mit hoffendem Blick,
Sein Geist eilt zur höheren Sphäre:
Er folget der Gottheit unendlicher Spur,
Und ein Pünktchen scheint ihm die Erde nur.

IV.

Doch hin zu der Gottheit inn'gem Verein
Führt die Liebe die glaubende Seele,
Sie weihet die Erde zum Himmel uns ein,
Rein rinnt sie aus himmlischer Quelle:
Sie trügt nicht der Worte tönender Schall,
Die geheiligte Liebe umfasset das All.

V.

Und siehe, in ewigem Kreise sich dreht
Die Zeit und das wechselnde Leben,
Fest wie die unendliche Gottheit steht
Der Tugenden ewiges Streben;
Mag zitternd das Weltall verrauchen, vergeh'n,
Fest werden die ewigen Tugenden stehn.

VI.

Drum wohl, dem der Seele erhabener Schwung
Die mächtigen Dreie gegeben,
Denn Liebe führt zur Begeisterung,
Denn die Hoffnung gibt ihm das Leben,
Denn der Glaube zeigt hin, wo er Seligkeit trinkt,
Wo die Hoffnung ihn führt, wo die Liebe ihm winkt.

---

## Die Engel.

(1813.)

In des Abends leis sich senkendem Thau
Schweben die Englein herab aus ätherischem Blau
Um der Kindlein zarte Hülle sie schweben,
Und bewahren das leise zitternde Leben,
Senken in's Herz des Guten heilige Saat,
Daß es keime zur hohen kräftigen That.

II.

Und der Träume banges Gewirre umfliegt
Wild das Lager, wo still das Kindlein liegt,
Doch vor der schützenden Engel ernsterem Blick
Fliehet schnell das wilde Gewirre zurück,
Und in des sanften Traumes hinschwebendem Sein
Fühlet das Kind der hohen Gottheit Verein.

III.

Und wie ein Kindlein sanft und mild von Gestalt
Zeigt sich der zarten Seele die hehre Gewalt,
Lieblich lächelt des göttlichen Kindes Blick,
Freundlich lächelt das schlummernde Kindlein zurück,
Und in des ersten Erkennens freudigem Sinn
Sinkt es vor seinen Erlöser liebend hin.

IV.

Stammelt der Unschuld erstes heiliges Flehn,
Freudig es die bewachenden Engelein sehn,
Wie die kindliche Seele zur Tugend gezeugt
Sich vor der Gottheit in Kindesgestalten neigt;
Und auf der schützenden Engel ernstem (sic!) Gebot
Tragen die Lüfte das heilige Flehen vor Gott.

V.

Und es weichen dem Lichte die Nebel der Nacht,
Plötzlich nun das schlummernde Kindlein erwacht,
Späht nach des göttlichen Kindes liebendem Blick
Aber es floh die holde Erscheinung zurück.
Doch was die Seele in bebendem Traume empfand,
Löschet nimmer der Wirklichkeit eisigte Hand.

VI.

Und es sinkt voll Andacht anbetend hin
Vor dem Gotte, der ihm im Traume erschien,
Aber die Engelein schweben leis empor,
Singen in der Geister ewigem Chor:
„Wohl uns! die Seel', die du uns Jehovah vertraut,
Haben wir rein Dir bewahret, die himmlische Braut."

---

## Die Sterne.

Frage. (1813.)

Kennst Du die Sprache der Sterne
Am bläulichen Himmelsrand?
Sie winken so ferne, so ferne,
So heimlich und doch so bekannt.
Sie heben mit leisem Beben
Die Gedanken aus ihren Schranken
In ein fremdes, heiliges Land.

Wie weilet so gerne die Seele
In eurem unendlichen Plan,
Daß nichts die Wahrheit verhehle,
Daß schwinde der täuschende Wahn,
Doch schweigen die bleichen
Gestirne wie das Grab. O hinab, hinab!
Zu des Geheimnisses Urquell hinab.

Es gibt eure Freude kein König,
Es gibt sie das tiefe Gefühl.
Wie seid ihr dem Herzen so wenig,
Wie seid ihr dem Herzen so viel!
Hoch glänzt, von Himmelsbläue umkränzt,
Die flammende Bahn, o hinan, hinan!
Zu des Geheimnisses Urquell hinan.

Bei euch fühlt der Geist sich entbunden
Von des Lebens drückender Last,
Hat endlich selbst sich gefunden,
Sein tiefes Innere erfaßt;
Er sieht, von Lichtglanz umglüht,
Euren mystischen Lauf. O hinauf, hinauf!
Aus der Wirklichkeit finstern Schranken hinauf.

Da winket die Sprache der Sterne
Am wolkenden Himmelsrund,
O winkt nicht so ferne, so ferne,
O öffnet den ewigen Mund,
Und hebt, von Wonne durchbebt,
Die Gedanken aus ihren Schranken,
Und thut die Wahrheit mir kund!

---

## Antwort.
(Vernunft und Begeisterung.)

In des Aethers freundlich lächelnder Bläue
Lacht ein Ziel uns, es winken die Sterne heran,
Tugend, nimmer begleitet von nagender Reue,
Zu ihr führet der Wahrheit ätherische Bahn,
Dorthin schreitet Vernunft, die gesucht und gefunden,
Mit ihr schwebet die Tochter der flüchtigen Stunden,
Holde Begeistrung, die helle, sternigte Bahn.
Fest und leise mit abgemessenem Schritte
Wallt Vernunft zum hohen Ziele hin,
Vorsicht nur begleitet ihre Tritte,
Und der ernst unwandelbare Sinn;
Ewig bleibt sie in sich selbst gegründet,
Sie umstrahlt ein leuchtend helles Licht,
Wo der Erden Umlauf sich einst ründet',
Sproßte sie; die Welt gebar sie nicht.
Gleich wie der Aar in die Lüfte sich schwinget,
Durch die duftigen Wolken wohl dringet
Zu der mächtigen Sonne heran,
Schwebt bei der Sterne hinwinkendem Flimmer
Hell die Begeistrung in röthlichem Schimmer
Hin durch der Phantasie hebende Lüfte,
Hin durch des Irrthums umnebelnde Düfte,
Zu dem bestimmeten Wege heran.
Bei der Sonne majestätischem Scheine [Schimmer?]
Tritt Vernunft die große Reise an,
Ihre sichern Schritte fehlen nimmer,
Heller Glanz erleuchtet ihre Bahn.
Wenn des Irrthums finstre Schatten fallen
Erhellt ihr eignes Licht sich dann,
Und so kömmt sie ohne je zu fallen
Bei der Wahrheit hellem Wege an.
Doch bei der Sterne sanft blinkendem Flimmer,
Und bei des Mondes erleuchtendem Schimmer
Schwebet Begeistrung allmächtig empor,
Sanft von den nächtlichen Lüften getragen,
Ohne im wallenden Dunkel zu zagen,
Hinan durch die sternigten Lüfte wohl schwirrend,
Oft sich im dumpfigten Nebel verirrend
Hin zu dem Wege, den Wahrheit erkor.
Und so wandeln die mächtigen Beiden vereinet;
Sie umschließt ein sanft beglückendes Band,

Wenn in der flüsternden Nacht Duft Begeistrung verrinnt,
Reichet Vernunft ihr die mächtig haltende Hand.
Schaut sie selbst dann zu kalt auf die Menschheit hernieder,
Gibt Begeistrung, die heilige Tugend, Thränen ihr wieder,
Und so schweben vereint sie zum ewigen Land.

---

## Der Dichter.

Das All der Welten unendlich umkreist,
Im schwebenden Fluge mein unsteter Geist,
Wo führst du mich hin? Du gewaltige Macht,
Durch Räume voll Dunkel, durch Weiten voll Nacht.
Ich führe Dich hin, daß Du schauest das Licht,
Wohl ahndet's Dein Busen, doch kennt er es nicht;
Ich führe Dich hin durch die Räume voll Nacht,
Daß Du schauest die Klarheit in leuchtender Pracht.
Von leuchtendem Glanz ist ihr Thron rings umhellt,
Doch fern nur ein Schimmer erreichet die Welt,
Dran labt sich das kleinliche Menschengeschlecht,
Er heißt die Vernunft ihm, er heißt ihm das Recht.
Drob freut es sich gnüglich, nicht ahnend, daß hell
Dem Tropfen auch sprudle ein strahlender Quell;
Ein engendes Band hüllt die Sinne ihm ein,
Und Sonnenlicht wähnt es den kärglichen Schein.
Doch regt sich zuweilen lichtdürstend ein Geist,
Die engenden Bande der Sinne zerreißt
Er mächtig, durchdringet im Fluge die Nacht,
Es schwindet der Nebel, er schauet die Pracht.
Begierig dann schlürft er den Strahlenduft ein,
Und reget die Schwingen und senkt sich hinein,
Berauscht sich in Gluthen und badet voll Lust
Im Meere voll Lichtes die glühende Brust.
Doch darf er nicht weilen, die Erde, sie zieht
Ihn mächtig zurück in ihr kleinlich Gebiet;
Und kehrt er nun wieder, im Busen so warm,
Wie scheint ihm dann alles so kärglich, so arm!
Ihm träufelt das Licht von den Fitt'gen, ihm glüht
Das Feuer vom Auge, verachtend er sieht,
Wie stolz sich das Volk bläht beim ärmlichen Schein,
Und hüllt in errungene Klarheit sich ein.
Die Erde, sie hat ihn verloren, er lebt
In süßer Erinnerung, die hold ihn umschwebt,
Das Außen verwirrt und befremdet er schaut,
Doch drinnen da ist er so innig vertraut.

Drum nennet ihn seltsam und thöricht die Welt,
Und sieht nicht den Glanz, der ihn freudig umhellt,
Er höret es lächelnd, kein Tadel ihn drückt,
Er ist ja im Innern so glühend beglückt.
Dem Tode schaut froh er in's blasse Gesicht,
Er ist ihm ein Bote, er führt ihn zum Licht,
Sein Geist schwingt sich frei in die Welten hinaus,
Sie grüßt er bekannt wie sein heimisches Haus.

---

## Der Philosoph.

Finster ziehen die Wolken am Himmel,
Lang' verhallt ist des Tages Getümmel,
Grübelnd wacht er noch bei dem Schimmer
Seiner Lampe im einsamen Zimmer.
Und er schaut mit forschendem Blicke
In die grauen Zeiten zurücke,
Will erspähn viel dunkle Kunde
Aus der Alten belehrendem Munde.
Und wohin die Blicke sich wenden,
Steht's geschrieben von tausend Händen,
Dich beseelt ein unsterbliches Leben,
Von gewaltiger Hand Dir gegeben.
Doch will forschend weiter er dringen,
Gleich den Alten nach Wahrheit ringen,
Da viel Lichtlein den Schriften entschlüpfen,
Und die Hand ihm tanzend umhüpfen.
Wo auch hin er sich grübelnd mag wenden,
Da die Lichtlein die Augen ihm blenden
Selbst die Worte der weisen Alten
Jetzt mit Trug und Lüge nur walten.
Und wohin auch spähen die Blicke,
Hallt's aus eignem Busen zurücke:
Thorheit wohnt auch im grauen Scheitel,
Aller Menschen Wissen ist eitel.
Und er schreitet hinaus in's Freie,
Da umwehn ihn Lichtlein aufs neue,
Wollen irren die festen Schritte;
Er durchwandelt ernst ihre Mitte.

Wo sich hebt das Gebirg in die Lüfte,
Steigt er sinnend hinab in die Klüfte,
Denn es ist, als ob es ihm riefe:
„Mensch! die Wahrheit wohnt in der Tiefe!"
In der Bergschlucht verschlung'nen Wegen,
Strahlt ihm fern ein Schimmer entgegen,
Dahin lenkt den Schritt er, ohn' Grauen,
Voll Begier die Wahrheit zu schauen.

Und es glühn in bemooster Halle
Ihm entgegen die Bergcrystalle,
In gar seltsame Formen sich windend
Und viel heimliche Sprüch' ihm verkündend.

Und hervor im wogenden Dunkel,
Strahlt es leuchtend hell wie Karfunkel:
Dich beseelt ein unsterbliches Leben,
Von allmächtiger Hand Dir gegeben.

In verwundersam schlingenden Zügen,
Schaut viel Kunden er noch, die nicht trügen,
Tief ergrübelnd die mystische Sprache
In dem funkelnden Berggemache.

Ihrer Worte Deutung erwägend
Und in innere Seele sich prägend,
Sucht der Erdensohn zu ergründen,
Was die Erdkrystalle verkünden.
Ernst und still mit innerer Wonne
Kehrt er wieder zum Reiche der Sonne,
Doch im Busen trägt er die Sprache
Aus dem unterird'schen Gemache,
Was im wallenden Zauberdunkel
Ihm geleuchtet hell der Karfunkel,
Was die glühenden Bergkrystalle,
Ihm verkündet in moosigter Halle.

---

## Das befreite Deutschland.[1]

(1814.)

1. Aus der Wolke quoll der Thau herab
Und der Nachtwind säuselt linder,
Sorglos ruhn der Erde Kinder,
Doch mein Auge nicht der Schlaf umgab,
Ungesehen rann die Thrän' herab. —
O Germanien, du Felsen alt,
Grauer Sohn des freien Norden,
Dich beherrschet feindliche Gewalt,
Bist dem fremden Manne worden.

2. Ist der alte Aar dem Nest entflohn?
Ließ von scheuer Furcht bezwungen
Seinem Feind zum Raub die Jungen?
Lang, du arme Brut, entfloh er schon,
Und der Sohn der Fremde spricht dir Hohn!
O des deutschen Herrscherstammes Sproß
Flohst du feig in deine Hallen!
Schaust voll Furcht vom hohen Kaiserschloß,
Siehst dein Deutschland hülflos fallen!

3. Sieh, da ward es hell im Geiste mir,
Und ich sah von Glanz umfahen
Eine Lichtgestalt sich nahen,
Und wie Flötenlispel klang es mir
„Jüngling! Deutschlands Schutzgeist naht sich dir.
Um des Frevlers Haupt die Donner zieh'n,
Werden treffen ihn im Rausche,
Niederschmettern seine Stirne kühn,
Darum fasse Dich und lausche!"

4. Und da drang an mein begeistert Ohr
Durch der nächtigen Lüfte Stille
Wildverworrner Stimmen Fülle,
Wie wenn sich aus wunder Brust empor
Drängt des Schmerzens banger Schrei hervor.
Horch, das sind die Völker, die er schlug,
Die verzweiflungsvoll in Ketten
Ihn belasten mit des Elends Fluch,
Ach! und können sich nicht retten.

---

1) Aus einem fliegenden Blatt von der Hand Annettens. Die erste Veröffentlichung dieses Gedichtes geschah in Pick's „Monatsschrift für rheinisch-westphälische Geschichtsforschung u. s. w." III. Jahrg. 1877 S. 465. Der dortige Abdrucker gibt einige Verschiedenheit der Lesarten: I. 3. Sprachlos ruhn 9. Bist des fremden II. 2. stolze Aar 4. Lang die arme Brut entflohen schon V. 9. Deine Freiheitssonne. XIII 6. ich es und treu 8. O mein Vaterland einst wirst du frei. — Unsere obenstehende Version ist genau der Originalhandschrift entnommen.

5. Und ein leises Aechzen schlich herbei
Wie das Ach des Thränenmüden,
Horch, das ist die Stimm' aus Süden —
Warst Helvetien so groß, so frei,
War dein Volk so edel und so treu:
Weh! sie sanken blutend in der Schlacht,
Deine Söhne treu und bieder,
Und mit ihnen sank in Todesnacht
Ihre Freiheitssonne nieder.

6. Und wo Welschlands reiner Aether glüht
Und aus voller Brust ergossen
Der Begeistrung Thränen flossen,
Des Gesanges heil'ge Blum' geblüht,
Und der Geist im kühnen Bild geglüht:
Ach da füllt der Eris Schwert mit Blut
Die Gefilde hell und golden,
Und vor ihrer Fackel düstrer Glut
Floh'n die Grazien, die Holden!

7. Und nun nahte leis ein trüber Laut,
Wie der Seufzer banger Sorgen,
Horch, das ist die Stimm' aus Morgen;
Ueber Oestreichs Haupt der Himmel graut,
Und in Abend ein Gewitter braut. —
Und es naht der Sturm, er naht mit Macht
Wird verderbend sich ergießen,
Wenn nicht seines Schicksals grauser Nacht
Ihn sein alter Muth entrissen.

8. Ach vom hohen Kaiserhaupte fiel
Deutschlands edle Herrscherkrone;
Und sie nahm mit frechem Hohne —
Seiner wilden Ehrbegierde Spiel —
Der Tyrann, ein langersehntes Ziel.
Deine Völker, Franz, die treu dir glüh'n
Gabst du preis den bösen Gästen,
Soll Germaniens Beherrscher flieh'n
Vor dem schlechten Mann aus Westen?

9. Und ein banges Wimmern füllt die Luft
Wie die Klag' bei blassen Resten,
Horch, das ist die Stimm' aus Westen;
Schmeichelnd führt, gehüllt in Nebelduft,
Der Tyrann sie an des Abgrunds Kluft,
Und sie beben wild entsetzt zurück,
Seh'n vor den enthüllten Sinnen
Ihres Freiheitstaumels kurzes Glück
Eine Truggestalt, zerrinnen! —

10. Wo die Seine rauschend sich ergießt,
Baut den Thron auf tausend Leichen
Sich der Mörder sonder Gleichen,
Um ihn der Verzweiflung Thräne fließt;
Schrecklich hast du, Gallien, gebüßt!
Deine Felder sind vom Blute roth,
Ausgestorben deine Hallen
Donnernd ist des Bourboniden Tod
Auf dein sündig Haupt gefallen!

11. Und nun Jubelklänge mich umziehn
Wie das Jauchzen wilder Horden,
Horch, das ist die Stimm' aus Norden!
Und sie nah'n, sie nah'n die Retter kühn,
Her vor ihnen Glück und Freiheit zieh'n;
O Germanien! mein Vaterland!
Rief ich bebend vor Entzücken, — —
Als gelöscht von unsichtbarer Hand
Schwand das Bild vor meinen Blicken.

12. Gleich dem Nebel, der das Thal durchzeucht,
Wenn er kämpfend sich gestaltet
Und manch' Duftgebild' entfaltet,
Schnell zerrinnend die Gestalt erbleicht
So das Bild vor meinen Sinnen fleucht.
Nächt'ge Stille wieder mich umgab,
Und die Sternlein blinkten helle,
Freundlich lächelnd sah der Mond herab
Durch der Wölkchen Silberwelle.

13. Doch mir losch das Bild im Busen nicht,
Und wenn mit des Unheils Wüthen
Der Erynnien Fackeln glühten,
Strahlt' es hell mir mit der Hoffnung Licht;
Spottend sah's die Welt und faßt es nicht,
Aber liebend hegt' ich es und werth,
Und es konnt' den süßen Glauben,
Ihn befreit zu sehn, den Vaterheerd,
Mir der Menge Hohn nicht rauben.

14. Und sie nah'n, sie nah'n, die Retter kühn,
Vor den Helden stark aus Norden
Flieh'n entsetzt die Räuberhorden;
Her vor ihnen Glück und Freiheit zieh'n
Und entgegen Deutschlands Herzen glühn.
Naht der Brenn'1) und von der Wolga fern
Rußlands Macht, in ihrer Mitte
Oestreichs Herrscher, seinem Volk ein Stern,
Und der Wogensohn, der Britte.

15. O Germanien, meine Heimath schön!
Sieh, der Tiger flieht vom Raube,
Und mich täuschte nicht mein Glaube;
Der Allmächt'ge hat erhört mein Fleh'n
Und dies Auge hat Dich frei geseh'n!
Doch verzeih' der Thräne, daß sie rinnt,
Ist gleich frei Dein Arm von Ketten,
O Germanien, Du Heldenkind,
Konntest selber Dich nicht retten . . .

16. Doch im Herzen heiße Dankbarkeit
Weih' zum Preis der edlen Retter
Ich der Nachwelt diese Blätter,
Daß vernehme es die ferne Zeit:
Deutschland ward durch euren Arm befreit,
Blutend floh vor euch das Räuberheer,
Freiheit kehrt zum Vaterheerde
Und kein Frankenfußtritt schändet mehr
Unsre heil'ge deutsche Erde!

---

## Unruhe.

Januar/Februar 1816.

1.

Laß uns hier ein wenig ruhn am Strande,
Foibos' Strahlen spielen auf dem Meere.
Siehst du dort der Wimpel weiße Heere?
Reis'ge Schiffe ziehn zum fernen Strande.

2.

Ach wie ist's erhebend sich zu freuen
An des Ozeans Unendlichkeit,
Kein Gedanke mehr an Maß und Räume
Ist, ein Ziel, gesteckt für unsre Träume,
Ihn zu wähnen dürfen wir nicht scheuen
Unermeßlich wie die Ewigkeit.

---

1) Der Brandenburger, d. i. die Preußen.

3.

Wer hat ergründet des Meeres Grenzen,
Wie fern die schäumende Woge es treibt?
Wer seine Tiefe,
Wenn muthlos kehret
Des Senkbleys Schwere,
Im wilden Meere
Des Ankers Rettung vergeblich bleibt?

4.

Möchtest du nicht mit den wogenden Seglern
Kreisen auf dem unendlichen Plan?
O ich möchte wie ein Vogel fliehen,
Mit den hellen Wimpeln möcht ich ziehen
Weit, o weit, wo noch kein Fußtritt schallte,
Keines Menschen Stimme wiederhallte,
Noch kein Schiff durchschnitt die flücht'ge Bahn.

5.

Und noch weiter, endlos, ewig neu
Mich durch fremde Schöpfungen voll Lust
Hinzuschwingen fessellos und frei,
O das pocht, das glüht in meiner Brust.
Rastlos treibt's mich um im engen Leben,
Und zu Boden drücken Raum und Zeit,
Freiheit heißt der Seele banges Streben
Und im Busen tönts Unendlichkeit.

6.

Stille, stille, mein thörichtes Herz,
Willst du denn ewig vergebens dich sehnen,
Mit der Unmöglichkeit hadernde Thränen
Ewig vergießen in fruchtlosem Schmerz?

7.

So manche Lust kann ja die Erde geben,
So liebe Freuden jeder Augenblick.
Dort stille Herz dein glühend heißes Beben,
Es gibt des Holden ja so viel im Leben,
So süße Lust, und ach, so seltnes Glück.

8.

Denn selten nur genießt der Mensch die Freuden,
Die ihn umblühn, sie schwinden ungefühlt,
Sei ruhig Herz und lerne dich bescheiden,
Giebt Foibos' heller Strahl dir keine Freuden,
Der freundlich schimmernd auf der Welle spielt?

9.

Laß uns heim vom feuchten Strande kehren,
Hier zu weilen, Freund, es thut nicht wohl;
Meine Träume drücken schwer mich nieder,
Aus der Ferne klingt's wie Heimathslieder,
Und die alte Unruh' kehret wieder,
Laß uns heim vom feuchten Strande kehren,
Wandrer auf den Wogen, lebet wohl!

10.

Fesseln will man uns am eignen Herde!
Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum,
Und das Herz, dies kleine Klümpchen Erde,
Hat doch für die ganze Schöpfung Raum.[1]

---

## Venuswagen[2] (D)

1. Ein Rosenblatt vom Busenstrauß
Fiel vor der Gräfin Schuh;
Da lacht sie in die Nacht hinaus:
„Glück zu! mein Blatt, Glück zu!
Und laß dich's nicht verdrießen,
Du Blume Liebeslust,
Du liegst zu meinen Füßen,
Du liegst an meiner Brust."

2. Sie spricht so wild, sie lacht voll Hohn,
Und doch so matt und weich;
Der Gatte schläft wohl lange schon,
Das Schloß steht öd' und bleich;
Der Buhle ist gegangen,
Die Wang' ist ihr so heiß.
Was will sie noch verlangen?
Ach, was sie selbst nicht weiß.

3. „In gold'nem Käfig fing es sich,
Das muntre Vögelein;
Jetzt stellt man Rosennetz' um mich,
Ich trete kühn hinein.
Den Gatten muß ich hassen;
O Buhle! lieb' ich Dich?
Ich mag es nimmer fassen,
Es ist so schauerlich."

4. Die Bäume schütteln still das Haupt,
Es regt sich das Gesträuch;
Ein Blüthenschwarm, dem Beet geraubt,
Erfüllt die Lüfte gleich;
Sich in der Locken Prangen
Ein Venuswagen fängt;
„Ach, armer Schelm, gefangen!
Schau, wie's in Schlingen hängt."

5. Mit ihren Fingern goldberingt,
Löst sie das Taubenpaar,
Da schwirrt es, wie die Mücke singt,
Vernehmlich durch ihr Haar:
„Ich könnte Dich verrathen." —
— Mein Gott! wer ist, der spricht? —
Da weht es wie durch Saaten:
„Allein ich thu' es nicht."

---

1) Vrgl. Deutsche Rundschau VII 217.

2) Die Blüthe des Eisenhuts enthält unter ihrer Haube zwei kleine Gebilde, welche an Vögelchen erinnern. Daher im Volke der Name Venuswagen, weil die Liebesgöttin mit zwei Täubchen oder Sperlingen fährt.

6. Ihr schaudert und die Blume sinkt,
„Tritt ungestraft hervor!“
So ruft sie keck, ihr Auge blinkt,
Da zittert's hell empor.
„O Herrin, wende, wende,
Die Todesnacht ist heiß,
So dunkel ist das Ende,
Mein Jesu!“ ächzt es leis'.

7. Die Gräfin regt den schönen Mund,
Doch keine Lache schallt;
Sie wandelt um des Gartens Rund
Und durch des Parkes Wald;
Sie will das Haupt erheben,
— Die Stirn ist ihr so naß, —
Sie steht und will nicht beben,
— Allein sie ist so blaß. —

8. Da zieht es wie ein Feuerstrahl
Durch die Gemächer dort;
„Was will das Licht in meinem Saal?“
Die Dame schreitet fort;
Da schlüpft's mit scheuem Tritte
Durch's blühende Revier.
Die Gräfin kennt die Schritte:
„Lenore, ich bin hier.“

9. ‚Mein Gott, wie habt Ihr lang verweilt!‘
Ruft die, vor Angst noch bleich.
Da nahen Tritte: ‚Eilt, o eilt,
So eben sucht man Euch‘.
„Was hat man denn zu fragen,
Was gibt's zu Nacht für Noth?“
‚O Herrin, laßt Euch sagen,
Der alte Veit ist todt!

10. Oft lag er still im Todeskampf,
Oft sprach er gar nicht mehr,
Dann rief er wie aus inn'rem Krampf
So tief und hohl und schwer:
Ich muß die Gräfin sprechen,
O ruft sie, weckt sie auf!
Eh' kann mein Herz nicht brechen,
Mein Jesu, ächzt' er auf.

11. Man zauderte, man stand und stand,
Da griff in Wahnes Hauch
Des Alten dürre Knochenhand
Nach einem Blüthenstrauch,
Den jüngst der Sturm gebrochen,
Und sprach in irren Weh'n:
Du hast noch nie gesprochen
Und kannst mich doch versteh'n.

12. Er sah ihn mit dem tiefem Blick
So lang' und schaurig an;
Er sprach so leis in sich zurück,
Dann lag er still und sann;
Er drückt ihn an die Wange;
Maria, Königin!
Mein Gott, wie lange, lange! —
Sein Leben war dahin.

13. Was wollte doch der alte Mann?
Ihr habt ihm nie vertraut.‘
Die Gräfin blickt sie eisig an;
Die Zofe schweigt, ihr graut.
„Ich will den Alten sehen,
Lenore, folge mir.“
Und durch das Dunkel gehen
Die Beiden für und für.

14. Wie eine graue Aloe,
Gebrochen von der Zeit,
Die starren Augen in die Höh',
Das war der alte Veit.
An seinen Wangen fliehen
Die Blüthentauben hin,
Und blaue Vöglein ziehen
Auf weißem Grunde hin.

15 Wer hat gestört den Blumenzug,
Ein Taubenpaar entführt,
Dort, wo die Blüthe wie im Flug,
Den todten Mund berührt?
Und hätt'st Du nicht geschwiegen
Vor sieben Monden scheu,
Du hättest mögen siegen,
Nun aber ist's vorbei.

16. Die Herrin schaut wohl unverwandt,
Doch spricht sie gar kein Wort;
Sie nimmt den Zweig aus seiner Hand,
Sie schreitet langsam fort.

„Ihr Zofen, löst den Schleier,
Das Haupt ist mir so schwer.“
Sie tändelt mit der Leier,
Allein sie singt nicht mehr.
17. Willst Du die Herrin sehn? o schau,
Sie liegt so schön und bleich,
In ihrer weißen Hand den blau
Geheimnißvollen Zweig.
Die Tauben schweigen stille,
Der Gatte kniet und weint,
Und durch der Schleier Hülle
Die Morgenröthe scheint.

## Lied.[1])

Als ich ein Knabe sorglos, unbewußt,
Nur kannte meiner Jugend reine Freuden,
Da legte still in meine zarte Brust
Mein Vater früh die Stütze künft'ger Leiden.
Mein Kind, was auch Dein Leben schlägt,
Gedenke stets in Lust und Schmerzen:
Dein Gott und Herr, der all die Welten trägt,
Er trägt auch Dich an seinem Herzen.
Und als die Seuch' in meine Heerde kam,
Und mit dem Scheiden meiner kleinen Habe
Auf immer mehr die Hoffnung Abschied nahm
Von meiner Liebe schmerzlich süßer Gabe,
Da sann ich zweifelnd, aufgeregt
Versenkt in trüber Ahnung Schmerzen:
Mein Gott und Herr, der all die Welten trägt,
Trägt der auch Dich an seinem Herzen?
Doch zitternd heb' ich dankerfüllt den Blick,
Denn wie die Sonne aus des Nebels Wiegen
Ist meines Lebens allerschönstes Glück
Mir aus der dunkeln Zukunft aufgestiegen;
Und jubelnd sprech' ich tiefbewegt,
Nur Wonne kennend, keine Schmerzen:
Mein Gott und Herr, der alle Welten trägt,
Der trägt auch mich an seinem Herzen.

## An die Mutter.

Ach, meine Gaben sind gar geringe,
Es hinkt um vierzehn Tage nach
Und trägt gar lächerlich kleine Dinge,
Mein Namenstägelchen, dünn und schwach!
Ein homöopathisch Würstchen vor Allen,
Das ich am Munde mir abgespart,
Und auch die Kastanien sind fleißig gefallen,
Und fleißig haben wir sie bewahrt.

1) Wahrscheinlich auch von der Dichterin als Bruchstück aus einer projektirten Oper componirt.

Nur einmal sahn die Kinder mich
sammeln,
Und hörten, es sei für die Großmama,
Da hättest Du sehn soll'n krimmeln
und krammeln
Die kleinen Fingerchen, hier und da!

Die faulen haben sie nur gebraten,
Und alle die guten gelegt bei Seit',
Und konnten kaum der Lust entrathen,
Zu sehn, wie sich Großmütterchen
freut.

Gut sind die Kinder, ich sag's auf's
Neue,
Dein immer in zärtlicher Liebe gedenk,
So mein' ich denn, dies Schärflein
der Treue,
Sei Dir auch heute das liebste Geschenk.

---

Mit Geschenken.

An * * *1)

## Die beiden Zwerge.2)

Nimm's nicht so genau, geliebtes Kind,
Wenn die beiden grau geschmückten3) Knaben
Auch ein wenig scheel und bucklicht sind;
Diener sind sie von gar seltnen Gaben.
Ewig offne Augen wachen treu,
Und der Mund kann weise Sprüche singen
Sonst der ird'schen Nahrung frank und frei,
Denn es fehlt die Gurgel zum Verschlingen.
Edle Würfel in des Schicksals Hand
Werden sie nur stets zur Freude schallen.
Sie verlieren niemals den Verstand,
Sind sie zehnmal auf den Kopf gefallen;
Und besiegt im Kampf sieht man sie nie,
Jeder Fall muß mit Triumphe schließen,
Keine Niederlage gibt's für sie;
Immer stehn sie tapfer auf den Füßen. —
Was sie sind, sie bringen's Jedermann,
Glück und schnellen Trost in flücht'gen Leiden,
Darum, Liebste, sieh sie freundlich an,
Nimm's nicht so genau mit diesen Beiden. —

---

1) Die folgenden kleinen Begleitgedichte finden sich auf einem ganz und gar zerknitterten Blatt, dessen Rückseite eine Einladung zu einer „Matinée musicale" bei Frau Mertens enthält. Vielleicht sind auch die Geschenke für diese Freundin bestimmt gewesen.

2) Die nachstehenden Verse sind eher einem Räthsel als einer Erklärung gleich; welche Art Zwerge oder Kunstfiguren alle die gerühmten Vorzüge enthalten, wissen wir und die wir drum frugen, nicht anzugeben.

3) oder „ungeschickten"?

II.

## Mütze und Kragen.

Helle Bänder, ihr sollt die liebe Stirne umwehen,
Zarte Schleier ihr sollt hüllen die treueste Brust!
O, so mögen die Götter der Liebe und Treue euch segnen,
Mit der magischen Kraft stählen das schwache Geweb,
Daß die Schleier ein Schild des Lebens, so mir das Liebste,
Daß ihr Bänder im Wind immer nur flüstert von mir.

III.

## Der Ring mit dem Spiegel.

Ich reiche Dir den Zauberring;
Wo sich die Hände trauen,
Schau festen Blickes auf das Ding —
Willst Du mein Liebstes schauen.

IV.

## Der Perlmutterring.

(Mit einer eingeschnittenen Rose.)

Die Muschel darf sich um die Perle schlingen,
Drum hat dies Bruderhand Dir still bestimmt.
Und eine Rose darf man der wohl bringen,
Die gern aus jeder Brust die Dornen nimmt.

V.

## Napoleon.

Hier hast Du, Freundin, den Napoleon;
Es ist Dein Held, ich wußt' es immer schon,
Doch willst Du wissen, was ihn bête gemacht —
Er nahm sich mit dem Siegel nicht in Acht.

VI.

## Der Fächer.

Nimm mich, freundliche Hand, ich will getreulich Dir dienen,
Wenn der sarkastische Spott fein auf die Lippe sich stiehlt;
Wenn beim Dampfe des Thees, beim Gesumme nichtiger Rede
Morpheus' schaukelnder Arm [zärtlich umschlungen] Dich hält;
Aber vor Allem, wenn Stolz und Stolz im Kampfe sich nahen
Und der prahlende Wind nun zum Orkane erwächst.

VIII.

## Das Büchelchen.

Dies Büchlein nimm mit mildem Sinn;
Zwar ist's im Grunde leer —
Und doch ist gar was Liebes drin,
Schau nur bedächtig her.

# Bertha.

## Trauerspiel in drei Aufzügen.

---

(Bruchstück)

1814.

## Personen.

Reichsgraf.
Reichsgräfin.
Bertha, \
Cordelia, } ihre Töchter.
Ferdinand, ihr Sohn.
Minister.
Ministerin.
Laurette, ihre Tochter.
Eduard Felsberg, reisender Musikus.
Graf Reihersdorf.
Graf Hellbronn.
Marco Godowesi, Kammerdiener.
Katharina, eine alte Wärterin.
Ein Bauernmädchen.
Dienstboten.[1])

---

1) Die vorstehenden Personen sind diejenigen, welche in dem Trauerspiel wirklich auftreten. Die Dichterin hatte beim Beginne ihrer Arbeit folgende Benennungen angenommen:
Antonio, Marquis von Montebello.
Cassandra von Montebello, seine Gemahlin.
Don Giovanni.
Donna Cordelia.
Donna Blanca.
Guilelmo, reisender Musicus.
Alfonso, Marquis von Roccassano, Bruder des Marquis.
Eleonora von Roccassano, seine Gemahlin.
Donna Elmira, ihre Tochter.
Claudina, Kammermädchen der Donna Blanca.
Theresina, Kammermädchen der Donna Cordelia.
Celia, Kammermädchen der Donna Elmira.
Roger, Kammerdiener des Don Giovanni.
Das Stück selbst trug den Titel: „Blanca oder die Alpen."

# Erster Aufzug.

## Erste Scene.

(Gespräch zwischen Donna Cordelia und Donna Bertha. Cordelia sucht Bertha von ihrer Liebe zu Eduard zu heilen auf eine sehr undelikate Art. Cordelia stickt an einem Schirm, Bertha singt bei einer Harfe.)

**Bertha.** Am hellen Gewässer der spiegelnden Fluth
Da steht eine freundliche Hütte,
Draus tritt bei des Morgens erneuter Gluth
Ein Mädchen mit wankendem Schritte.
Sie schauet mit trauernden Blicken umher
Und nieder zum Anger sich bücket,
Masliebchen und Veilchen und Blümelein mehr
Mit zitternden Händen sie pflücket.
Sie windet ein duftendes Kränzchen daraus,
Wirft's in die krystall'ne Helle,
Schaut dann in die bläuliche Ferne hinaus
Und dann in die silberne Welle.
‚Wie ist mir so weh, was durchbebt mir die Brust
Mit unbekanntem Verlangen!
Es füllt mir die Seele mit inniger Lust
Und doch mit unendlichem Bangen.
Ich blühte so frisch wie die Rose im Mai,
Wie das Kränzchen, das ich gewunden,
Es flohen im rosigten Schimmer vorbei
Die leichten, ätherischen Stunden.
O weh, verbleicht sind die Wangen nun,
Verwandelt das Lächeln in Thränen,
Es läßt mich nicht weilen, es läßt mich nicht ruhn,
Mich treibt unbegreifliches Sehnen.‘
Die wenigen übrigen Blümelein dann
Ergreift sie mit thränendem Blicke,
Drückt feste dem klopfenden Busen sie an
Und wankt in die Hütte zurücke.
(Sie bleibt nachdenkend auf ihre Harfe gelehnt.)

**Cordelia.** Geliebte Schwester, sieh den Schirm doch an,
Ob er nicht hübsch wird; vom Altare schlägt
Die rothe Flamme lodernd in die Höh',
Und in die Wolken dringt der dicke Rauch.
Ein Vogelheer durchflattert ängstlich dort

Vom Dampf umnebelt die getrübte Luft
Und sucht der heißen Wolke zu entfliehn.
Am Fuße des Altares knieet still
Und demuthsvoll die junge Priesterin.
Viel Ausdruck hat ihr heiliges Gesicht;
Sieh nur die feuchten Augen an; gewiß
Ich habe recht natürlich es gemacht.
Meinst du nicht? Doch Du hörst mich wieder nicht,
Bist ganz zerstreut, ich bitte Dich, sieh her,
Sieh meine schönen, bunten Bilder an,
Sieh das Gebilde meiner fleiß'gen Hand,
Bertha!

**Bertha.** Was sagst du? Sagtest Du etwas?

**Cordelia.** O, sieh mich nicht mit diesem Blicke an,
Dem stillen, trüben, der das Herz mir engt.
Zwar nimmer war so heiter Dein Gemüth
Wie mein's, das keine bange Sorge kennt
Und nur im Kreise holder Häuslichkeit
Für sich und seine stillen Pflichten lebt.
Doch wie seit ein'gen Wochen ernst und düster,
So sah ich nimmer Deinen scharfen Blick.
Im Winkel trauert einsam Dein Geweb',
Nicht mehr gefördert von der fleiß'gen Hand.
Und stundenlang wallst einsam Du umher
Im sonn'gen Garten, setzest dann Dich nieder,
Schaust unbeweglich auf den Boden hin,
Als wolltest Du die Körner Sandes zählen,
Und spielest mit den Fingern, seufzest tief;
Auch rinnt oft unbemerkt vom Auge Dir
Die Thrän' herab auf den beblümten Rasen.
So hab' ich oftmals trauernd Dich gesehn,
Wenn Deine Thränen rings den Boden netzten,
Und trübe Schwermuth im Gesicht Dir lag.
Allein Du sahst die bange Schwester nicht,
Sah'st nur Dein eig'nes, inn'res, tiefes Leid
Und blicktest starrend in die blaue Ferne,
Und auf den bunten, blumenreichen Rasen.
Dann schlich sie traurig, unbemerkt von dannen,
Wohl wissend, es vergröß're nur Dein Leiden
Und mach' noch stiller Dich, zurückgezog'ner,
Wollt ich Dich mit vorwitz'gen Fragen quälen,
Und schloß mich trauernd dann in meine Kammer
Und weinte bitt're, heiße Schwesterthränen.
Allein Du hörst nicht.

**Bertha.** Ja, ich höre, Liebe;
Allein Du irr'st Dich, ja gewiß, Du irrest.
**Cordelia.** Ich irre? Nein gewiß, ich irre nicht!
Auch sagst Du's, meinen Fragen auszuweichen.
O, jedes Deiner Wort' ergreift mein Herz
Verwundend es, wie scharfe gift'ge Dolche.
Du willst dem treuen Schwesterherzen nicht
Vertrauen, was die Seele schwer Dir drückt?
Das kommt von Deinem allzuvielen Denken
Und langen Wachen und Alleinesein.
Doch wenn Du wolltest an Dir gleiche Seelen
Dich schließen, eine traute Freundin wählen,
Wenn auch Cordelia nicht, Deine Schwester;
Denn nimmer kann mein stilles, muntres Wesen
Wohl Deinem hohen, ernsten Geist genügen.
Doch willig übertrag' ich meine Rechte
Für Deine werthe Ruh' an eine Andre.
**Bertha.** Du bist mir lieb und werth vor allen Andern,
Mein Cordchen, theure Schwester meiner Seele,
Durch gleiches Blut mir nicht allein so theuer,
Auch durch dies Herz, so sanft, so liebevoll.
Wenn stille Trauer meine Seele drückte
Und ich es einem Wesen könnte klagen,
Wie sollt' ich von der Schwester mich entfremden,
Vom selben Schooß geboren, mir verbunden
Durch alle heil'ge Bande der Natur,
Und fremden kalten Herzen es vertraun!
O Theure, oft seh' ich Dein ruh'ges Leben,
Dein frommes, unschuldsvolles, stilles Wandeln
Mit trüben Blicken an, und möchte gerne
Dir gleich thun, aber, ach, ich kann es nimmer!
Mein Geist ist unstät und hinweggezogen
Wird er gewaltsam wie von Meereswogen.
**Cordelia.** Zu männlich ist Dein Geist, strebt viel zu hoch
Hinauf, wo Dir kein Weiberauge folgt;
Das ist's, was ängstlich Dir den Busen engt
Und Dir die jugendliche Wange bleicht.
Wenn Weiber über ihre Sphäre steigen,
Entfliehn sie ihrem eignen bessern Selbst;
Sie möchten aufwärts sich zur Sonne schwingen
Und mit dem Aar durch duft'ge Wolken dringen
Und stehn allein im nebeligten Thal.
Wenn Weiber wollen sich mit Männern messen,

So sind sie Zwitter und nicht Weiber mehr.
Zwar bist Du, Bertha, klüger viel wie ich,
Denkst tiefer viel, bist älter auch an Jahren,
Doch glaube dieses Mal nur meinen Worten,
Das gute Weib ist weiblich aller Orten.

**Bertha.** Ich glaube Dir, Du gutes Mädchen, gern;
Doch ist es das nicht, was die Seel' umdüstert.
Es ist ein weiches, trauriges Gefühl,
Was von dem bangen Auge Thränen heischt.
Dacht ich einst höher, 's war ein schöner Traum,
Er ist verschwunden, ewig nun dahin
Und ließ mir die Erinn'rung nur zurück,
Jetzt hebt's mich nicht auf Schwingen mehr empor,
Es drückt mich nieder, macht mich muthlos, krank!
Sei ruhig, Kind, es wird schon bald sich geben.
Ich glaub', es thut die schwüle Sommerluft,
Die ungewohnte Hitze dieses Jahr's.

**Cordelia.** Gib nicht der heitern Sommerluft die Schuld;
Das Träumen trägt sie, das einsame Wandeln.
Laß Deine Hand die feine Nadel führen,
Und unter ihr entblüh' ein schönes Bild.
Wenngleich im Anfang Dir es widerstrebt
Und Dich hinwegreißt von dem blanken Rahmen;
Du förderteſt schon früher solches Werk
Und fertigtest manch schönes Prachtgewand
Mit kunstgeübter Hand, eh' noch der Gram
Die Wange Dir umschattet' und den Blick.
Wenn ich bei meinen zarten Bildern sitze,
Betrachtend sie mit inniglicher Lust,
Die schönen Schirm' und flatternden Gewänder,
Die ich verfertigte mit eig'ner Hand,
Dann strahlt die Freude von den Augen mir,
Und es beflügelt sich die leichte Nadel,
Um mehr zu schaffen noch der schönen Arbeit.
O süße Bertha, herzensliebe Bertha,
Du würdest sicher dessen Dich erfreun.

**Bertha.** Sind Deine seid'nen Fäden stark genug,
Aus finsterm Bergschacht den versunk'nen Schatz
Hinauf an's helle Tageslicht zu ziehn?
O Cordchen, was dem Einen wohlthut, senkt
Den Andern tiefer in die Schwermuth hin.
Bei Deinem farbigen Gewebe kann
Ich keine Ruhe finden ganz allein.

In meinem stillen Träumen liegt mein Glück.
Ich hab' auch meine schönen, zarten Bilder,
Doch trag' ich in dem vollen Herzen sie,
Und nicht auf Schirmen und buntfarb'gen Kleidern.
Bei meiner Harfe leisen, süßen Tönen
Ziehn sie in langer bunter Reih vorüber
Und laben mir das Aug' des innern Sinn's.

**Cordelia.** O Deine Harfe, o die mordet Dich,
Und tönt mit ihren silberhellen Saiten
Dir diese Träume in Dein banges Herz!
Wenn oftmals traulich wir ein Weilchen kosen,
Und munt'rer Du dann scheinst, die Stirne heller,
Dann greifst Du plötzlich in der Harfe Saiten,
Und trüber wird Dein Blick, Du singst das Lied,
Vom Hüttenmägdlein, singst es immer wieder
Und lullest Dich in finstre Schwermuth ein.

**Bertha.** Laß mir die übrigen, die wen'gen Blümlein
Aus meines Lebens früh gewelktem Kranze.
Es sind die einz'gen, wen'gen, die mir blieben;
Drum schließ' ich fest sie an die wunde Brust!
Sieh, meine Harfe ist mir jetzt mein Alles,
Das, was Dir Deine farb'gen Bilder sind,
Sie tönt mir Ruh in meine kranke Seele
Und thauet Balsam in die Wunden mir.
Wir lieben stets und suchen ja am meisten
Des Frühlings erste Kinder und die letzten,
Die uns der Herbst beut; denn es sind die einz'gen,
Die uns noch übrig bleiben; darum suchen
Wir emsig auch und pflegen sorgsam sie
Und trauern, wenn sie welken, ihnen nach.
Ich bitte, Cordchen, laß mir meine Freude.

**Cordelia.** O diese Blümlein hauchen süßes Gift
Und bleichen Deine frischen Rosenwangen.

**Bertha.** Ja, hingebleicht sind meine Rosenwangen
Und hingewelket meines Lebens Rosen,
Um nimmer, nimmer wieder aufzublühn,
Und ließen nur den Stachel mir zurück.

**Cordelia.** Was sagtest Du da?

**Bertha.** Nichts, ich bitte Dich,
Laß Deinen Schirm mich sehn, ich find' ihn schön
Und möcht' auch wohl solch kunstreich Werk beginnen.

**Cordelia.** Und willst der Schwester Deinen Kummer bergen?

**Bertha.** Wüßt' ich es, was mir fehlt, Cordelia,
Ich würd' es Deinem treuen Blick enthüllen

Und Trost mir suchen an der Schwester Brust,
Allein, gewiß, ich weiß es nicht, Geliebte,
Doch rührt es sicherlich von Krankheit her;
Denn glaube mir, ich bin nicht recht gesund.
Zerstreuung nur, Cordelia, Zerstreuung,
Die wird mir wohlthun, Du hast wirklich Recht.
Ich bitte, laß uns von was andrem reden.
Was scheint Dir von Laurette, der Cousine?

**Cordelia.** Recht artig scheint sie mir, recht wohlerzogen
Und auch recht lieb und hold. Im Anfang zwar
Schien zu verschlossen mir ihr Blick, nicht g'nugsam offen
Die Miene und zu überdacht die Worte;
Allein ich that ihr Unrecht. Sanft und gut
Ist ihr Gemüth und ohne Trug die Worte;
Im Sinne wohnt kein Falsch, wie ich es wähnte,
Und gut bin ich dem Mädchen schon von Herzen.
Kömmt sie nicht arglos Jedem gleich entgegen,
Wie wir es gerne sehn und selbst es thun,
So denk', sie ist am Hofe auferzogen
Wo Mißtrau'n, kalte Vorsicht Sitte ist.
Und still und fern, wie wir, vom Stadtgeräusche,
So lebten wohl nur wenig Grafentöchter,
Darum verzeih' ich ihr den Schleier gern,
In den sie hüllte die Nothwendigkeit
Und den sie willig ablegt bei der Freundin.
Allein Du schweigst? Scheint Dir nicht also, Bertha?

**Bertha.** Ich habe wenig sie bis jetzt beachtet;
Auch scheint mir das, was Dir im Anfang schien.
Doch thu' ich ihr gewißlich Unrecht, will
Mich ferner fester an sie schließen, sehn,
Ob sie die glatte Hülle von sich streift
Und sich als meines theuren Oheims Tochter,
Als uns're nahe Blutsverwandtin zeigt.
Es widersteht mir wirklich ihr Gesicht,
Doch sag ich's noch, ich thu' ihr sicher Unrecht.

**Cordelia.** Du thust es sicherlich, und zwar recht großes.

**Bertha.** Ja, nimmer kann des theuren Onkels Tochter,
Das einz'ge Kind von uns'rer güt'gen Tante,
Das mind'ste Falsch in ihrem Herzen hegen,
Wenn nur die kleinste Aehnlichkeit der Eltern
Dem Kinde eigen. O wie freut' er sich
Und wir uns, als so plötzlich, unvermuthet
Er in den Saal trat. Bruder, liebe Schwester!

So rief's, und in den Armen lagen sie
Einander, weinten dann vor Freude.
**Cordelia.** Ja, selbst des Bruders ernstes Auge heitert
Sich auf und strahlte ungewohnte Freude,
Als nun „mein Ferdinand, mein guter Junge!"
Ihn nannt' der Onkel und an's Herz ihn drückte.
**Bertha.** Und Laura?
**Cordelia.** O, die war noch fremd, und stand
So kalt und freudlos da, als käme sie
Von ungefähr hinzu bei diesem Jubel
Und wünschte nur, sie könnte sich entfernen
Mit guter Art; doch sieh, da kommt sie selbst.

## Zweite Scene.

Laurette, die Vorigen.

**Laurette.** Ei sieh doch, guten Morgen, liebe Kinder,
So früh schon auf, schon fleißig bei der Arbeit?
Ich wähnte Euch noch schlafend, wollt' Euch wecken,
Und schlich mich leise drum in Eu'r Gemach.
Da fand ich leer die Betten, öd' die Zimmer
Und ausgeflogen schon die Vögelein.
Dann sucht' ich lang vergeblich Euch im Garten
Und find' Euch endlich hier in diesem Zimmer.
's ist unverzeihlich, so den schönen Morgen
Im dumpfen, öden Zimmer zu vertrauern.
Es ist so heiter, ist so hell da draußen,
Und auf dem Grase perlt so frisch der Thau.
Ich bitt' Euch, kommt mit mir hinaus in's Freie.
**Bertha.** Kaum hätt' ich es gedacht, daß unsre Laura
So früh sich in des Morgens Kühle wagte.
Ich glaubte, Ihr vom Hofe kenntet nimmer
Des Morgens stille Reize und des Abends
Und achtet' auch nicht uns're stillen Freuden,
So wenig, wie die Euren wir beneiden.
**Laurette.** Da irrst Du, theure Bertha, in der Stadt,
An Höfen, in Palästen und in Hütten
Und überall, wo gute Herzen schlagen,
Da wohnt auch unvergänglich noch der Sinn
Für der Natur geheime, reine Freuden.
Glaubst Du, wir könnten gänzlich von ihr scheiden
Und jeder Keim erstürb' in uns'rer Brust?
Doch weil wir nicht ihr süßes Wirken kennen,

So können wir uns auch nach ihr nicht sehnen.
Allein, wenn sie sich unsern Blicken zeigt,
Erwacht der mächt'ge Trieb in unserm Busen,
Und liebend sinken wir an's Mutterherz,
Und höher, höher hebt sich uns're Brust,
Im Vollgenuß der ungewohnten Lust.
Komm, liebe Bertha, komm, Cordelia!

**Cordelia.** Will meine Schwester Bertha Dich begleiten,
So will ich willig sie Dir überlassen.
Allein ich kann gewiß nicht, sieh mein Schirm
Wird gar nicht fertig.

**Laurette.** O Hausmütterchen,
Das viele Sitzen schadet der Gesundheit,
Und frische Luft ist ihr zuträglich; komm!

**Cordelia.** Sieh, Bertha ist viel klüger und erfahrner,
Als ich, weiß besser viel zu reden,
Ist älter, angemess'ner Deinen Jahren.
Wie wär's so lieblich mit der holden Bertha,
Die dorten sitzt, mit dieser Bertha, mein ich,
Der sinnenden —

**Laurette.** Hörst Du, wie sie Dich lobt?

**Bertha.** O ja, ich höre, habe auch nicht nöthig,
Mich zu vertheid'gen, denk ich; 's glaubt doch Niemand.

**Cordelia.** Ich mein', es müßt' besonders lieblich sein,
In der Gesellschaft dieser holden Bertha
Den blumenreichen Garten zu durchwandeln.

**Laurette.** Ich seh', Du willst nicht mit; doch sage mir,
Was hast Du denn so Eiliges im Werke?
Und seit wie früh blinkt in der Hand die Nadel?

**Cordelia.** Ich sticke einen Schirm von weißem Atlas
Und seit der frühen Lerche erstem Ton
Führt meine Hand die blanke Nadel schon.

**Laurette.** 's ist wohl Dein Lieblingsvögelein, die Lerche,
Weil sie so hold und heiter ist, wie Du.
O wärst Du doch so sorglos auch wie sie
Und glichest ganz dem lieblich heitern Bilde,
Dann ducktest Du nicht bei dem Rahmen hier
Und sorgtest ängstlich, wie den Schirm Du endest.
Du würdest schnell die dumpfe Stube meiden
Und eilen hin durch die beblümten Weiden.

**Cordelia.** Doch sieh nur, viel noch, viel der Arbeit fehlt
Und staubig wird der Schirm mir in den Händen.

**Laurette.** Laß sehn! O nein, welch wundersam Gebild!
Wie können Weiberhände solches schaffen!
Ich bin doch auch des Rahmens nicht unkundig,
Und fertigte manch' blendendes Gewand
Mit fleißiger und kunstgeübter Hand,
Daß höchlich all' der ganze Hof es lobte
Und selbst der Fürstin scharfes Kennerauge
Mein kunstreich Werk bewunderte und ich
Mich stolz der Nadel Meisterin schon glaubte.
Allein solch ein lebend'ges, zartes Bild,
Das so das Auge anspricht und das Herz,
Vollendet' nimmer ich in Jahresfrist
Mit aller Müh' und aller Sorgsamkeit.

**Cordelia.** Es ist für eine liebevolle Mutter.
Darum begann ich es mit Liebe, förd're
Mit Liebe es und so gelingt es mir.

**Laurette.** Nun ist's begreiflich mir, wie's Dir gelang.
Und liebevoll wird sie's mit Liebe lohnen,
Das kindlich fromme Pfand des stillen Dank's.
Es sind des Dankes Thränen, Deines Dankes,
Die hier dem Aug' der jungen Priesterin
Entgleiten und den hellen Schleier netzen,
Und diese Flamme, die so rein und hell
Von dem Altare in die Höhe lodert,
Das ist Dein heiliges Gebet zu Gott,
Dein stilles für der Mutter theure Wohlfahrt.
Nicht eitle Kunst erschuf dies schöne Bild,
Es schuf ein kindlich Herz für eine Mutter.
Doch sage mir es an, wer lehrte Dich,
Dein volles Herz im holden Bild ergießen?

**Cordelia.** Im Kloster zu Trient, wo ich erzogen,
Da lehrte die Aebtissin mich die Kunst,
Auf weichen Atlas aus vielfarb'ger Seide
Ein Leben gießen zart und wunderhold,
Befeuernd dann mit solchem Wort die Arbeit:
„Seid fleißig, Gräfin, laßt den Muth nicht sinken,
Wenn auch im Anfang eurem thät'gen Fleiß
Nicht euer Werk entspricht; in kurzer Zeit,
Seid anders emsig ihr, wird der Erfolg
Die Mühe lohnen, und ein zartes Bild,
Und Wald und Flur und glänzendes Gefild,
Ja, was nur immer hold im Sinn euch schwebt
Und tief in eurem vollen Herzen lebt,

Wird unter eurer thät'gen Hand entblühn."
Dann strahlte froh mein Auge, schneller flog
Die Nadel, unermüdet weilt' ich dann,
Wenn früh die Sonne aus dem Meer sich hob,
Bis spät das Abendroth am Himmel glüht
Am Rahmen; so erlernt' ich diese Kunst.

**Laurette.** Und herrlich lohnte Deine Mühe sich!
Doch uns're liebe Schwärmerin, die Bertha,
Sie ist ja wieder ganz vertieft und lehnt
Auf ihre Harfe sich. Nun, Bertha, ich
Sah ja von Dir noch nie ein solch Gebild,
Warst Du nicht auch im Kloster zu Trient?

**Bertha.** Von meiner Kindheit bis zu dieser Stunde
War ich von diesem Wohnort nie entfernt;
Denn meiner Mutter bange Sorgfalt mochte
Die Pflege meiner schwächlichen Gesundheit
Nicht einem fremden Wesen anvertraun.
Doch fehlt' es nimmer mir am Unterricht.
Sie lehrte mich mit liebevollem Sinne
Die Kunst des Rahmens und das Reich der Töne.
Durch sie ward mir der Harfe süßer Trost,
Die leise Sprache meiner Silbersaiten,
Die bald mit ihrer sanften Harmonie,
Mich ganz hinwegzog von dem hellen Rahmen,
Mit süßem Zauber meinen Geist entführend
Der kalten Wirklichkeit beengten Schranken
In's helle Reich der gold'nen Phantasie,
Und dorthin, wo uns ew'ger Lichtglanz glühet.

**Laurette.** Und also in den Wolken war Dein Geist,
Wenn Du so sinnend in die Ferne blicktest?
Das hätt' ich nicht gedacht, daß meine Bertha
Schon über unsere Welt hinaus sich sehnte,
Wo hell die Sterne strahlen und die Monde glüh'n.
Vielleicht schon höher in den Himmel, nicht,
Mein heil'ges Kind, das ist gewiß recht fromm?

**Bertha.** Da, wo der Sturm der wilden Leidenschaft
Im bangen Herzen schweigt und gold'ne Ruh'
Und heil'ger Friede in die Brust sich senkt,
Da ist's der Seele wohler doch als hier,
Wo sie dem Schifflein gleich auf wildem Meer
Von ihrer eigenen Begierden Wogen
Umhergeworfen, schwebend hin und her
Vom mächt'gen Arm des Schicksals fortgezogen,

Bald schwindelnd zu des Glückes Thron sich hebt,
Bald nieder in des Elends Abgrund sinkt,
Von Freud und Leide gleich erschüttert bebt
Und Gift nur aus dem Freudenbecher trinkt,
Von Lieb und Haß und Neid und Eifersucht
Und wie sich alle die Dämonen nennen,
Die unsers Lebens spiegelhelle Fluth
Mit wilden Stürmen trüben, gleich gequält,
Da ist's dem armen, dem gebrochnen Herzen
Doch wohl vergönnet, nach der dunklen Nacht
Als seiner letzten Freistatt hinzublicken;
Es sehnt sich fort aus diesem Thal der Leiden.

**Laurette.** Und wehe dem, der nicht das Heiligthum
Des kranken, leidenvollen Herzens ehrt.
Im stillen Schweigen frech entweihend es
Durch seines bittern Spottes gift'ge Pfeile;
Und weh' mir, daß die Freundin meiner Seele
Mich solchen schwarzen Frevels fähig glaubt,
Im argen Sinne deutend meine Worte.
Nein, Bertha, grad' und bieder ist mein Sinn,
Und von den Lippen fließt ohn' Arg das Wort.
Allein nicht wähnt' ich Dich so kummervoll,
Daß nur des Grabes finst'rer Trost Dir bliebe,
Des Unglückskindes grauenvolle Hoffnung,
Und hin sich sehnt Dein sanfter Geist voll Liebe
Hinab zur letzten Ruhstatt der Verzweiflung.
Noch blüh'n Dir ja viel holde Lebensblumen,
Mit süßem Duft den Lebensweg Dir füllend,
Wie Vatertreue, zarte Mutterliebe,
Ein Schwesterherz und treue Freundeshand.
All Herzen, die Dir heiß entgegenschlagen
Und liebend hören Deines Mundes Klagen.

**Bertha.** Auch war nicht also meiner Rede Sinn.
Noch tobt Verzweiflung nicht in meinem Busen;
Und viele theure Bande fesseln mich
An's Leben mit der Liebe Zauberkraft,
Und viele sanfte, liebevolle Blicke
Erhellen meinen düstern Lebenspfad,
Daß grell und dunkel mir das Grab sich zeigt,
Und gern ich noch ein wenig droben bliebe.
Ich rede von der süßen, innern Wehmuth,
Die oftmals uns so wundersam ergreift,
Wenn hell am Himmel glüht das Abendroth,

Und Schweigen in der öden Gegend herrscht,
Auch wenn die Sternlein freundlich niederblinken
Und hoch am Aether der gehörnte Mond
Im blauen Meere schwimmt, dann wird's so weh,
So bange mir und mitempfindbar nur,
Dem je dies süße Leben schon die Brust
Durchsäuselte wie lindes Zephyrwehen.
Wer's nie empfand, der wird es nie verstehen!

**Laurette.** Wohl kenn' auch ich dies wundersame Regen,
Wenn's oft so enge uns im Busen wird
Und hin sich sehnt nach unbekannten Wesen,
Uns fremd und doch verschwistert uns'rer Seele,
Wie eingewoben unserm innern Sein;
Das sind die Träume Deiner goldnen Harfe.

**Bertha.** Ja, meine Harfe ist mir jetzt mein Alles,
In Lust und Trauer treue Freundin mir.
Sieh', wenn der Schmerz die Seele mir durchzittert,
Dann spielt mein Finger in der Harfe Saiten,
Und ihr entschwebt ein klagender Gesang.
In Thränen löst sich auf der tiefe Schmerz,
Und lispelnd hallt ihr silberheller Klang
Mir sanften Frieden in das kranke Herz.
Wenn hoher Freude voll mein Busen bebt,
Daß nicht ihr Uebermaß die Seele faßt,
Und möchte hin sich in das All ergießen,
Erliegend unter seiner süßen Last,
Dann rauscht der Jubel in der Harf' Accorden
Und Hochgesang tönt ihre Harmonie.
Hat dann das volle Herz sich ausgeströmt,
So flieht der wilde Rausch, und sanft Entzücken
Gießt in die Brust sich, malt sich in den Blicken.
(Man hört Flötentöne in der Ferne.)

**Laurette.** Was ist das? welcher wundersüße Ton
Fließt durch die Lüfte an mein trunk'nes Ohr!

**Cordelia.** Ein Jüngling von Helvetiens Alpenhöhen,
Bewandert in dem weiten Reich der Töne,
Durchstreifte Welschlands blühende Gefilde,
Das Land der Bildnerkunst und des Gesang's
Und dann im Fluge unser edles Deutschland.
So kam er jüngst, da wild der Regen schoß
Und Stürme durch die dichten Wälder brausten,
Durchnäßt und müde hier in dieses Schloß,
Um Obdach flehend vor der grausen Wuth

Der Elemente, da schon finst're Nacht
Die Thäler deckte. Gern ward's ihm gewährt.
Und weil er viele wundersame Dinge
Erzählt', mit süßen Redekünsten ganz
Das Ohr bezaubernd und den Sinn, wie auch
Durch seiner Flöte liebliches Gelispel,
So baten wir ihn sämmtlich, länger doch
Bei uns zu weilen, wenn es etwa nicht
Das Ziel der Reise zögert'. Willig ward
Uns dieser Wunsch gewährt. Seit dreimal sich
Des Mondes Glanz erneut, verweilt er hier
Und füllt, still wandelnd durch des Gartens Düfte,
Mit süßer Harmonie die reinen Lüfte.

**Laurette.** Wie ist sein Name?

**Cordelia.** Eduard Felsberg heißt er.

**Laurette.** Wie, doch jener schöne, edle Mann nicht,
Den gestern ich an Deines Bruders Seite
Bewundernd sah? Sein hoher, stolzer Wuchs
Und seine freie, offne Miene ließ
Mich einen Krieger nur vermuthen, einen Helden,
Und nicht den Künstler, nicht den weichen Sänger.

**Cordelia.** Zwar edel ist sein Geist und männlich stark
Und so auch seine Bildung groß und edel,
Doch inniger Empfindung voll sein Herz und leicht
Rührt der Natur verborg'nes Wirken es.
Oft, wenn er kühn die majestät'schen Reize
Der stolzen Alpen seines Vaterlandes
Mit der Begeist'rung dichterischem Pinsel
Uns malte, schimmert' hell in seinem Auge
Der hohen Rührung Thräne, zitternd stockt'
In ihrem Lauf die Rede und er schwieg,
Das volle Uebermaß nicht länger tragend.

**Bertha.** Wenn voll der stillen Unschuld seines Volkes
Er redet von dem starken Freiheitssinn,
Der unvergänglich sie beseelt, dann blitzt
Ihm aus dem Auge Feuer keck und stolz.
So steht er Ares' hoher Macht vergleichbar,
Als möcht' er das geliebte Vaterland
Mit einem starken Arme decken, es
Vertheid'gen mit dem andern. „Freiheit!" tönt's
Mit starker, herzerschütternder Gewalt,
Daß laut es „Freiheit, Freiheit!" wiederhallt
In seiner Hörer tief bewegten Herzen.

**Laurette.** O edler Jüngling, Deines Landes Zier,
So stolz und doch zugleich so sanft und weich,
Wie wünsch' ich näher ihn zu sehn, den Mann,
Den zwei so holde Mägdlein loben.

**Cordelia.** Ja, spotte nur, Du wärst ihm selber gut.

**Laurette.** Meinst Du, mein liebes Kind? das könnte sein.
O horch, die süßen Töne kommen näher!
(Bertha steht auf und tritt an's Fenster.)
Mich dünkt, gewaltig still ist uns're Bertha,
Drückt etwa ihr ein stiller Gram die Brust?

**Cordelia.** Nein, liebe Laura, nichts, so viel ich weiß.

**Laurette.** Vielleicht der Tod von einer treuen Freundin,
Die ihrem Herzen nah' vor allen Andern,
Und was uns sonst wohl unerwartet trifft
In unsers Lebens jungem Blumenlenze.
Wenn solch ein Unfall sie betraf, ist's recht,
Der liebevollen Freundin es zu bergen?

**Cordelia.** Kein Unfall traf sie, Liebe, nein, gewiß nicht,
Auch hat sie keinen Kummer, den ich weiß,
Und nie verhehlte sie mir ihren Schmerz,
Und keine Freude, die ihr lächelte,
Genoß sie ungetheilt, getrennt von mir;
Denn liebevoll und hold ist ihr Gemüth,
Sich innig an die einz'ge Schwester schmiegend,
Allein auch ernst und still gedankenvoll
Und höher, wie mein blödes Auge reicht.
Darum befrag ich nimmer sie, wohl wissend,
Ich faßte nicht der Worte tiefen Sinn;
Doch hüllte Trauer ihren Blick so ein,
Ich brauchte nicht sie ängstlich zu befragen,
Sie würde an das Schwesterherz es tragen.

**Laurette.** Allein sie war doch gestern noch so froh,
Mit lieblichem Gespräch uns all' erheiternd,
Und süß wie Honig, lebend wie ein Quell
Floß von den Lippen ihr die sanfte Rede
Und (Bertha sieht sich um) horch wie leise, wie so sehnsuchtsvoll,
Nun wieder stärker tönt's, nun mählich schwindend,
Als möcht' es die entzückte Seele hauchen
In's weite All. Siehst Du ihn, liebe Bertha?
(Die Flötentöne entfernen sich immer mehr und verstummen.)

**Bertha** (wendet sich wieder zu ihnen).
Da drüben wandelt still er zwischen Blumen,
Sich jetzt umwendend nach des Parks Alleen.

**Laurette.** Wie ist nun so verändert ihr Gemüth,
So bald verschwunden diese heitern Mienen!
**Cordelia.** Die Freude gestern über eure Ankunft,
Die unerwartet', überraschende
Gab ihren Blicken diese Heiterkeit
Und ihrer Rede ungewohnten Scherz.
Jetzt, da der Freude erster Sturm verrauscht,
Wird wieder stiller sie, in sich gekehrter.
Doch engte stiller Kummer ihre Brust,
Verstimmend ihrer Seele Harmonie,
Laurette, sie verhehlte mir es nie.
**Laurette.** Es gibt der Freuden, gibt der süßen Schmerzen,
Die wir voll Sorgfalt jedem Aug entziehn
Und selbst dem treusten, dem geprüftesten . . .
(Bertha sieht sich wieder um.)
Ist unser schöner Flötenspieler fort?
**Bertha.** Er schwand so eben in des Parkes Dunkel
Und seine Töne hör' ich auch nicht mehr.
(Sie kommt zurück und setzt sich.)
**Laurette.** Dein Blick ist wie begeistert. Sicher hallt
In Deinem Innern noch der Flötenton.
**Bertha.** (für sich) O Gott, es hallt und wird wohl ewig hallen!
**Laurette.** Der gute Jüngling wär' ein schlechter Hofmann.
**Bertha.** Warum?
**Laurette.** Weil er zu offen ist, zu bieder
Für den verkehrten Sinn der Höflinge.
**Cordelia.** Schon oft hört' ich vom Hofe reden, von
Dem Glanz, der ihn umstrahlt, der üpp'gen Pracht,
Doch blieb mir nicht davon ein deutlich Bild.
Da war vor ein'gen Wochen noch ein Mann,
Ein junger Reichsgraf hier, hieß Sommerfeld.
Der sprach von nichts als lauter großen Leuten,
Ministern, Hofmarschällen, Kammerherrn,
Und wie sie alle heißen, ferner noch
Von ihren Röcken, Dienern, Equipagen,
Und das den ganzen lieben, langen Tag,
Daß oft mir Zeit und Weile lang ward und
Ich kaum den Schlaf dem müden Auge wehrte.
Allein so viele Langeweile mir
Das Hören oftmals machte, schien mir doch,
Für kurze Zeit wär's wohl ein lustig Leben.
**Laurette.** Da sprach er wohl von den Dämonen nicht,
Die still im Finstern schleichend, jedem Schritt
Des treu bewährten Mannes Schlingen legen;

Der giftigen Cabale, schlingend sich
Mit tausend Banden um den sichern Fuß;
Der wilden Eifersucht, die gleich Hyänen
Mit toller Raserei hervor sich stürzt,
Mit grimm'gem Zahn zerfleischend ihren Raub;
Dem dürren Neid, deß rothe Fackel hell
Im Dunkel glänzt, beim Tageslicht erlischt,
Und seiner Schlangen tödtlich wirkend Gift
Spritzt bis zum Günstling an des Fürsten Seite;
Der Wollust, die, ein Scorpion in Blumen,
Die Hand verletzet, die ihn freundlich streichelt,
Und all der Teufel, die dort herrschen still!
Mir sinkt der Pinsel aus den starren Händen,
Ich kann das grause Schreckbild nicht vollenden.

**Cordelia.** So malte auch mein Vater mir den Hof,
So schwarz und gräßlich, mit so grellen Farben.
Allein wie konnte denn mein edler Oheim
So hoch sich schwingen durch die Ungeheuer,
Die ihn umkreisen, hemmend seinen Flug,
Und immer noch so fest stehn auf der Höhe,
Sich sonnend in dem Strahl der Fürstengunst.

**Laurette.** Darum, weil offen stets er handelte,
Nicht krumme Wege ging, und Keinen neidete;
Drum durft' es keiner dieser Kriecher wagen,
Ihn zu verläumden; denn Hippolytus,
Reichsgraf von Löwenstein, war ohne Flecken,
Und selbst des Argwohns schärfstes Auge konnte
Ihn keines Fehlers zeihn, des kleinsten nicht.
Nur einmal wagt' ein nied'rer Schmeichler es,
Mit lästernd frecher Zunge ihn zu schmähn,
Allein des Fürsten heller Blick durchschaute
Der Bosheit fein Gewebe und entlarvt
Ward der Verräther. Schöner blühte nun
Mein Vater in der Gnade Sonnenschein
Und zu der Rechten seines Fürsten strahlte,
Wie in der Krone hell der Diamant
Er Glück und Frieden auf das frohe Land.

**Bertha.** So glänzt die Sonne heller nach dem Wetter,
Wenn eilend nun die schwarzen Wolken fliehn
Und dankend dann der Huld der großen Götter
Die Hirten wieder in die Felder ziehn.
Sie tritt hervor aus finstrem Wolkenschooße,
Mit neuem Glanz erleuchtend ihre Bahn,

Und Jeder staunt bewunderungsvoll das große,
Beglückende Gestirn des Tages an.
Und dieser Sonne strahlend helles Wandeln
Wollt' eines niedern Schmeichlers Lippe schmähn?
Sie müßte durch die dichte Hülle brechen,
Zerstreuend finst'rer Lästerung Gewölk,
Und färben schamroth der Verläumder Wangen,
Ein Brandmal drücken auf die freche Stirn,
Wenn Treu und Glauben noch auf Erden wohnt
Und noch ein Gott in seinem Himmel droben.
O pfui doch, versank der Lügner nicht
Im trüben Schlamme seiner eignen Schande?

**Laurette.** Man merkt's, daß noch die gift'ge Hofluft nicht
Dein unschuldsvolles Wesen angehaucht.
Noch kann Dein arglos Herz es nicht begreifen,
Wie einem Mann, der Jedem Gutes thut
Und Jeden liebt, so bitt'rer Haß verfolgt.
Bei uns am Hofe ist nur ein Gewebe
Von Trug und schlaner gleißender Intrigue.
Das heilige Gefühl der Dankbarkeit,
Das so natürlich unsern Herzen, schwand
Schon längst vor diesen schwarzen Höllengeistern;
Und das Gebilde will die edle Hand,
Der es das Dasein dankt, voll Neides meistern.
Der Genius der Liebe ist entflohn;
Es herrscht die kalte Selbstsucht nur, die bleiche.
Als Staffel zu der Ehre goldnem Thron
Betritt der Sohn des Vaters blut'ge Leiche.
Die fernere Beschreibung, bitt' ich euch,
Erlaßt mir, besser wär' es viel für mich,
Ich spräche nicht davon, ich muß ja doch
Zurück in dieses ew'ge Sündenleben.
Und wenn den Abscheu, der so innig mir
Im Busen wohnt, mit Worten auf ich rege,
Ertrüge wohl die Rückkehr nimmer ich.

**Cordelia.** Doch sage mir, warum verlaßt ihr nicht
Den Hof, dies grause Schreckensbild der Hölle,
Den faulen Sumpf verworfner Lüste, flieht
In der Natur stets offne Mutterarme?

**Bertha.** Und rauben Tausenden Bedrängten so
Die einz'ge Stütze, ihre letzte Hoffnung,
Verlieren tausend süße Freudenthränen
Und laden tausend bittre auf sein Haupt,

Daß all die Blicke, die ihm segnend folgten,
Bang weinend jetzt und ohne Trost ihm nachsehn,
Verfallen hündschen Kriechern, feilen Händen;
Und ungerührt soll er das Auge wenden
Und laben sich am hellen Freudenquell
Der liebenden Natur, die Keinen läßt,
Der von sich nicht die treue Mutter stößt?
Schamroth ja müßte er die Blicke senken
Vor dieser frommen Mutterliebe Bild.
Nein, dulden muß er standhaft diese Leiden
Für seines theuren Vaterlandes Glück
Und stehen fest auf seiner Höhe, Frieden
Herunter thauend auf des Landes Kinder,
Wenn anders er mein edler Oheim noch,
Der würd'ge Graf von Löwenstein noch ist.

**Laurette.** Du nahmst vom Munde mir das Wort, so denkt
Mein edler Vater, Dein geliebter Oheim,
Und nie wird seine eigne Lebensruh'
Er mit des Vaterlandes Wohl erkaufen.

**Cordelia.** Nicht überdacht war meiner Rede Sinn,
Sonst hätt' ich nie solch albern Wort geredet.

**Laurette.** Und sieh, das fromme redliche Gemüth,
Das gern der Tugend heil'gen Keim bewahrt,
Dem Laster willig nicht die Arme öffnet,
Das kann sein falscher Glanz nicht reizen, dem
Dort lauscht das Laster unter Blumen nicht,
Es zeigt sich nackt in aller Häßlichkeit;
In seinen Folgen deutlich liest man es
Auf jedes Höflings todtenbleichem Antlitz,
An ihrem Blick, voll Mißtraun abwärtsschielend.
Obgleich die Worte freundlich, und nur Glück
Sie zu beseelen scheint, so sieht doch tief
Aus ihrem hohlen Aug' der blasse Neid,
Die finst're Schwermuth und Gewissensangst,
Und nur ein Jüngling wie Graf Sommerfeld,
So leer von Kopf, so feist und rund von Körper,
Der keinem Menschen schadet, keinem nützt,
Auch keinen neidet, wenn es etwa nicht
Um einen schön gestickten Sammtrock ist,
Mit jedem Monat die Livreen ändert
Und dies auch seine einz'ge Sorge sein läßt,
Kann sich des Hofes freuen, ja des Hofes,
Wo man so schön sein Geld verthun kann und
Auskramen seines Reichthums glänzend Glück.

**Cordelia.** O wohl mir, daß ich nie den Hof gesehn!
Zwar sehnt ich immer mich nach seinen Freuden,
Doch jetzt erst seh' ich seine Häßlichkeit,
Zwar früher schon abschreckend dargestellt
In ihrer eigenthümlichen Gestalt.
Oft sagte die Aebtissin meines Klosters:
„Wenn euch vielleicht das Schicksal an den Hof
Einst führt, nehmt diese goldne Lebensregel:
Strebt höher nicht, wie euer Stand euch stellt,
Sonst erntet ihr nur Mühe und Gefahren,
Und wenn's gelingt, noch Neid und bittern Haß.
Seid klug und vorsichtsvoll in euren Worten,
Zwängt ungewohntes Mißtraun auf der Seele.
Hier liegt ein Fallstrick, eine Schlinge dorten,
Und spähet man nach jeder kleinsten Fehle.
Ein Wort, das oft im Scherz der Lipp' entflohn,
Stürzt eure Ruh', des Glückes holden Schimmer,
Und nieder lacht auf euch mit bitt'rem Hohn
Der falsche Freund von eures Sturzes Trümmer.
Doch rede anders niemals euer Mund,
Wie euer Herz; ohn' Trug sei euer Sinn.
Wenn Recht es heischt, thut laut die Wahrheit kund
Und gebt der Unschuld euer Zeugniß hin,
Und somit wandelt redlich eure Wege,
Ohn' hohe Luftpaläste euch zu thürmen;
So wird auf diesem dornenvollen Stege,
Euch Gott und seine heil'ge Jungfrau schirmen."

**Laurette.** 's muß eine kluge Frau sein, die Aebtissin,
Und kaum kann mein Verstand begreifen, wie
In ihren stillen Klostermauern sie
Den Hof so kennen lernte. War vielleicht
Sie in der Jugend dort?

**Cordelia.** Ja, liebe Laura,
In Frankreich's großer Sündenstadt geboren,
Ward sie in ihrem zwölften Jahr bereits
An Karl des Achten üpp'gen Hof gebracht,
Als Tochter des Marquis Valouse gefeiert,
Doch konnte nimmer sie der Hof vergnügen,
Denn still und fromm war ihr Gemüth und schon
Dem heiligen Berufe zugewandt,
Den später sie ergriff, und bessern Welten.
Drum bat, als zwanzig Jahr sie zählte, dringend
Den Vater sie, die Bitte zu gewähren,

Die gütige Erlaubniß nicht versagend,
Dem heil'gen Ruf zu folgen und versteckt
Dem Aug' der Welt, im stillen Kloster nur
Für Gott zu leben und für ihre Seele.

**Bertha.** Wohl ihr, sie hat den besten Theil erwählt,
Die wilden Leidenschaften flieh'n in dieser Stille,
Und alles, was den armen Menschen quält,
Das fühlt sie nicht im sicheren Asyle.
Doch Manchem wird so wohl es nicht, daß er
Zurückzieh'n, sich in's stille Dunkel kann.
Nur wenige sind ihres Schicksals Herr,
Das Weib wohl nie und selten nur der Mann.

**Laurette.** Auch der Beruf ist selten, theure Bertha,
Zu solchem strengen eingezog'nen Leben.
Glaub' mir es, manche Klosterjungfrau weint
In ihrer Zelle, blaß und trauervoll.
Der Tod geliebter Eltern oder Schmerz
Getäuschter Liebe führt' betäubend sie
In diese Mauern. Dort will sie ihr Leid,
Ihr süßes Lieben ewig fest umfangen
Und ewig an dem theuren Bilde hangen,
Verlieren sich in süßen Schwärmerei'n.
Doch lindernd gießt die Zeit den Balsam in
Die Wunden und das theure Bild erlischt.
Verwundernd fühlt sie ihre Wunden harschen
Und wieder aufblüh'n ihre Jugendkraft.
Der trübe Blick der Trauer ist verschwunden
Und Sehnsucht fühlt sie nach vergang'nen Stunden.
Möcht' wieder in das rege Leben kehren,
Doch bindet sie des Eides Heiligkeit.
Sie sieht durch ihres Gitters enge Räume
Des Lebens Freuden schnell vorüberziehn,
Es schmückt verschönernd sie die Macht der Träume
Und täuschend mit der Morgenröthe Glüh'n,
Und höher pocht das Herz; es fühlt die Arme
Verlassen, einsam sich im All der Welt.
Verschwunden ist vor den enthüllten Blicken
Die stille Freistatt, nun ein Kerker ihr.
Verloschen ist der Andacht hohes Feuer
Und Thränen rinnen auf den hellen Schleier.
(Kleine Pause. 2 Bediente bringen Kaffee.)

**Cordelia.** Wenn sich der ernste Geist zur Stille neigt
Thut besser er, der Jugend flücht'ge Jahre

Geduldig abzuwarten, kein Gelübde
Sich ladend auf die Seele, daß nicht schnell
Und unverhofft der Funke lod're auf,
In lichten Flammen sengend ihm die Brust.
Der Muth und edle Freiheit ziert den Mann
Allein dem Weibe ziemet Sittsamkeit;
So sagte oftmals die ehrwürd'ge Frau —
Beim wilden Hofgetümmel König Karls
Da baut' ich meine eigne, kleine Welt
In meinem Zimmer, achtend nicht den Sturm,
Der draußen brauste, wenn's nur ruhig war
In meinem Reiche, ich bei meinem Rahmen,
Und so erhielt ich meine Seelenruh' —
Doch seht, da kommen schon die Andern all'.

## Dritte Scene.

Der Reichsgraf, die Reichsgräfin, der Minister, seine Gemahlin; Bertha, Cordelia, Laurette; letztere stehen auf und bewillkommnen die Ankommenden.

**Minister.** Ich find' hier viel verändert, lieber Bruder.
Dies war der Bildersaal? Doch auch verschönert.
**Reichsgraf.** Ja, freilich und vorzüglich wohl die Gärten.
**Minister.** Doch seh' ich nichts vom guten Alten mehr,
So gar nichts mehr.
**Reichsgraf.** Das Neuere ist besser;
Warum am Alten hangen? Und was scheint Dir denn
Von meinen Büsten?
**Minister.** Das sind Meisterstücke.
Die alten Kaiser, der Vespasian,
Das ist ein Kopf, — und Titus, Adelbert,
Den Titus halte mir in Ehren! Herz
Und Geist erhebend ist's, ihn anzuschaun.
Die königliche Stirn, der sanfte Mund,
Um den der Güte süßes Lächeln schwebt,
Des Auges Flammenblick —
**Ministerin.** Die Büsten sind ja ohne Augen!
**Minister.** Dann wär' des Meißels Werk nur todte Kunst.
Der delphische Apoll, dies kühne Bild,
Des Menschengeist's erhabenster Triumph,
Wär' nur ein Stein, ein leblos kalter Stein
Und nicht so heißes Leben auch zugleich,
Wenn nicht in ihm der Geist des Auges lebte.
Die Büsten sind nur ohne Augenfarben.

**Ministerin.** So hab' ich's auch gemeint. Sie haben zwar
Wohl Augen, aber ohne Farbe doch
Und ohne Ausdruck.
**Minister.** Ohne Ausdruck nicht.
Du kennst ihn, den Antikensaal des Fürsten,
Und seine ernsten, schweigenden Bewohner;
Du findest sie doch ausdrucksvoll?
**Ministerin.** Nun ja.
**Minister.** Nun sag, wo wohnt des Bildes hohe Seele,
Und wo dies alldurchdringend heiße Leben,
Wenn nicht im Aug'?
**Ministerin.** Auf einer freien Stirn.
Aus jeder Miene, jedem kleinsten Zuge
Des herrlichen Gefühls blickt seine Größe.
**Reichsgräfin.** Liegt hoher Ausdruck im Gesicht nicht auch
Des Schlummernden, nein, nicht des Schlummernden,
Des Blinden, denn in jenem wohnet Ruh',
Die tiefste Ruhe, kalte Größe nur,
Die schönen Formen nur und nicht ihr Geist.
Doch schnell und zart malt in des Blinden Antlitz
Sich seiner Seele leiseste Bewegung.
Fast schneller, reiner noch, weil unbemerkt
Zu sein er wähnt und nicht der Neugier Blick
Und nicht des Menschenkenners Auge sieht,
Das seines Herzens tiefste Regung liest
Im unbewachten Antlitz dargestellt.
**Reichsgraf.** Du kommst vom Text, das paßt nicht hier hinein,
Das inn're Sein, was sich so reich entfaltet
Weil nicht die Welt von Außen ihn beherrscht,
Dies paßt nur auf des Blinden Bild allein;
So auf Homeros' Bild, des alten Sängers!
**Minister.** Und, liebe Schwägerin, ob Ausdruck auch
Im Ganzen liegt, im Auge wohnt doch nur
Des Geistes Sonne und, was Schönes noch
Umschwebt das Ganze, das ist nur der Strahl,
Der Widerschein von dieser Sonne Glanz.
(Zum Reichsgrafen:)
Gibt's einen schönern Kopf wohl als den Titus?
Verbinde ihm die Augen, binde so,
Daß nicht die Stirne leidet, und dann sieh,
Ob noch so groß er ist, so königlich!
(Die Ministerin entfernt sich, die Reichsgräfin folgt ihr.)
Doch sage, warum steht er so versteckt
Auf diesem düstern, unbesuchten Fleck,

In diesem dunkeln Winkel, möcht' ich sagen?
**Reichsgraf.** Die andern alle sind besetzt, da steht
Am Rosenhügel Venus Medicis.
**Minister.** Die steht da gut, sehr gut, die Rosen schmiegen
Sich schmeichelnd an und huld'gen ihrem Reiz,
Und sie schaut lieblich, als erhöbe sie
Nur eben sich vom frischen Rosenlager.
Doch weiter! —
**Reichsgraf.** Der Apoll von Delphi steht —
**Minister.** Darf nicht herunter, steht da herrlich! Weiter.
**Reichsgraf.** Am Rand des Seees steht dicht gegenüber
Dem Pavillon der Cäsar.
**Minister.** Adelbert
Den Cäsar nimm von diesem holden Ort
Und setz' ihn in des Gartens fernsten Winkel,
Wo nicht die Sonne hinscheint, nur geseh'n
Von Menschen, die gleich ihm des Scheins nicht werth,
Das Dunkel suchen.
**Reichsgraf.** Wie, den Cäsar? Ihn,
Den kühnen Helden, ihn, den großen Geist?
**Minister.** Der Cäsar war ein großer Mann, wenngleich
Ein Unruhstifter, besser nie geboren,
War dennoch groß, doch also nicht sein Antlitz
Im Garten, jenes nicht; denn sicher war
Im Leben anders, anders ganz sein Bild.
**Reichsgraf.** Dies Bildniß ist mir lieb vor allen andern,
Ist meiner Augen, meines Geistes Weide.
**Minister.** Es ist Dir lieb, nun wohl, ich mag ihn nicht.
Doch weiter nicht davon ein Wort.
**Reichsgraf.** Der Cäsar,
Das war ein Held wie keiner je gelebt
Und keiner wohl der Nachwelt je entsproßt;
Der sich aus einem dunklen, stillen Leben
Empor zur hohen Kaiserwürde schwang,
Auf eines freien Volkes starken Nacken
Den Fuß mit stolzer Herrscherallmacht setzte.
Ein Mann, in dessen Innern Welten lebten;
Und Welten schauen mir aus seinem Bilde,
Ein Mann, ein Mann —
(Er besinnt sich plötzlich und schweigt erschrocken still.)
**Minister.** Und dieses scheint Dir groß?
Das findest wirklich edel Du, mein Bruder?
O Gott, die herrlich schönen, großen Gaben,
Die zum Beglücken ihm der Himmel lieh,

Mißbraucht' er schrecklich, eines edlen Volkes,
Das ihm vertraut, der Bürger, die ihn ehren,
So lang bewahrte Freiheit zu zerstören.
Und sollte sie beschützen, sie erhalten.

**Reichsgraf.** Du siehst so schwarz, mein Bruder, gräßlich schwarz;
Er wollte herrschen, wollte nicht zerstören,
Er folgte seines Busens mächt'gem Drang,
Der stets ihn höher trieb und immer höher.
Zur Sonne sah sein Adlerblick, er schwang
Sich ihren Strahlen immer näher, näher,
Was Wunder, daß vor dem berauschten Blick,
Das Sein der niedern Würmerseelen schwand,
Und daß, umstrahlt vom eignen Glanz und Glück
Er sich allein auf seiner Höhe fand.
Doch billige ich nicht die That, sie ist
(Die Augen niedergeschlagen.)
Mir bös wie Dir, ist ewig mir verhaßt;
Doch sieht man glücklich in des Menschen Antlitz
Nur seinen Geist, nicht seines Geistes That.
Und Cäsars Geist war groß, und darum ist's
Mir eine Wonne, ist's ein süßes Grauen,
Solch ein allmächt'ges Antlitz anzuschauen.

**Minister.** Ein Grauen ist's mir, doch ein süßes nicht,
Ein finst'res, das die Nerven bang durchzittert,
Schau ich in diesem Bild den wilden Geist,
Der Tausende dem Abgott seines Ruhms
Geschlachtet. O, wenn jeder kühne Held,
Der nur im Schlachten seine Ruhe findet,
Bedächte, was es heißt, ein Leben opfern,
Wie wär's so ruh'ger, besser auf der Welt!
O Gott, ist der Gedanke eines Mords
Doch Jedem gräßlich: nur der Räuber,
Der Mörder hat den schrecklich grausen Muth,
In's Herz des Mannes, der ihn nie gekränkt,
Mit kaltem Blut den Dolch hinabzustoßen,
Und oft auch der nicht einmal! Und ein Fürst,
Ein Fürst, den edel sonst und gut man nennt,
Schaut frohen Blick's hinab auf's Schlachtgefild,
Wo seine Krieger bluten; es betrübt ihn nicht,
Daß er von dieser treu ergebnen Schaar
So viele Tausende dem Tode weiht!

**Reichsgraf.** Sie sterben ja nicht wie von Räuberhand,
So wehrlos, hülflos; denn in ihrer Hand

Blinkt hell die tücht'ge Waffe, und ist lieb
Das Leben ihnen, mögen sie's vertheid'gen.

**Minister.** Nun sterben sie nicht, müssen And're sie
Ermorden, und der armen Gegner Tod
Fällt schwer auf's Haupt des Herrn, der sie gesendet.

**Reichsgraf.** Du zählest mehr der Tode wie der Todten;
Denn sieh nach Deiner Ansicht fiel die Schuld
Von beiden Heeren auch auf jeden Fürsten.

**Minister.** Ja, und daß Mörder beide Heere wurden,
Auch das noch, vierfach fällt die Schuld auf ihn,
Zu morden zwang er seinen Unterthanen
Den Fremdling, war ihm lieb sein Leben auch.
Ich bin ein Mann, mein Bruder, und nicht weich,
Doch heiße Thränen weint' ich, als der Hof
Den Krieg erklärte, heiße Thränen ich
Nach jeder Schlacht.

**Reichsgraf.** Die waren blutig wohl?

**Minister.** O blutig, schrecklich war der Kampf der Heere,
Da fiel sie, unsers Landes schönste Blüthe,
Der Jüngling Waldstein, diese edle Knospe,
Die kaum im Jugendstrahl sich öffnete,
Bei jener alten Festung an der Grenze.
(Sie haben sich während dieses Gespräches zum Kamin gewandt.
Reichsgräfin und Ministerin treten ein wenig vor.)

**Reichsgräfin.** Seid ruhig, liebe Schwägerin, so leicht
Erkälten sich die jungen Leute nicht.
Das junge Blut ist warm.

**Ministerin.** Ja, grade darum;
Sie lief so viel herum, wollt' Alles seh'n,
Dann hierhin, dorthin, endlich sich gesetzt,
Ich glaube gar auf eine Rasenbank.

**Laurette.** Nein, liebe Mutter, 's war ein grüner Sitz.

**Ministerin.** Nun, wenn auch, 's lag doch sicher Thau darauf.
Mir wurde bange schon, als diesen Morgen,
So schnell ich Dich im Garten hüpfen sah;
Ich hätte gern Dir zugerufen: „Halt,
Laurette, Du verdirbst Dich!" doch ich wagte
Das Fenster nicht zu öffnen, weil so kühl
Die Luft war.

**Reichsgräfin** (lächelnd). Ich bedaure Euch, Frau Schwester,
Daß Ihr die Frühluft nicht vertragen könnt.
Der kennt sie nicht, die Reize der Natur,
Der nicht sie in des Frühlings Strahlen sah,
Der morgenröthlich die Gefilde malt,

Der Braut gleich, wenn aus ihrer Kammer sie
Hervortritt; ihre liebliche Gestalt
Umschwebt der Unschuld holde Röthe, doch
Sie lächelt freundlich einem Jeden zu,
Und freundlich lächelt Alles ihr entgegen.
Ihr habt noch unsern Garten nicht gesehn.

**Ministerin.** Ach nein, auch wird's mir viele Freude sein,
Wenn Ihr hernach dir Güte habt, ihn mir
Zu zeigen; doch jetzt bin ich zu besorgt.
Sie war so leicht gekleidet, auch nicht einmal
Den Hut auf. Gelb, zigeunergelb, so wirst
Du werden und noch krank dazu. Du bist
Doch sonst so eitel, warum heute nicht?
Und setzest der Gefahr mich aus, mein Kind,
Den einz'gen, theuren Liebling zu verlieren!

**Laurette** (verlegen). Es war so kühl nicht, und ich hatte ja
Den Shawl um.

**Ministerin.** Welchen?

**Laurette.** Meinen, liebe Mutter.

**Ministerin.** Der ist zu dünn bei kalter Morgenluft;
Sie dringt verachtend durch den schwachen Flor.

**Laurette.** Ach liebe Mutter, 's war so warm da draußen,
Es ward mir viel zu schwer, ich mußt' ihn lüften.

**Ministerin.** Da haben wir's, Du Unglückskind, was mußt
Du auch den Shawl Dir lüften? Sicher hast Du schon
Ein Fieber Dir geholt.

**Reichsgräfin.** Wenn sie sich nicht
Zuvor erhitzte, schadet's sicher nicht,
Wenn auch die freie Luft sie mal berührte,
Das gibt nur neues Leben ihr.

**Laurette.** Und warm
Schien ja die Sonne.

**Ministerin.** Gelb, zigeunergelb!

**Laurette.** Was macht's, ich scheu' die Sonnenstrahlen nicht!

**Ministerin.** Das thust Du doch! Du bist so eitel ja
Wie sonst am Hofe Keine, weißt Dich nicht
Den ganzen, langen Tag genug zu putzen!
Und wenn Du Deinen Teint so wenig schonst,
So wirst so gelb Du, wie die Gräfin Flora,
Die wegen ihrer Häßlichkeit so oft
Von Dir verspottet ward, wenn dies auch unrecht,

**Laurette** (verlegen und erzürnt). Ich hab' die Gräfin Flora nie verspottet,
Obgleich ich einst gesagt, sie sei sehr häßlich,

Und das sagt Jeder wohl, der sie gesehn.
Doch . . .

**Ministerin.** Du sie nicht verspottet?

**Laurette** (ohne darauf zu merken). Um zu zeigen,
Daß äußere Schönheit nicht so theuer mir,
Wie meine gute Mutter Andern glaubt,
So sollt Ihr sehn, wie wenig ich die Gluth
Der Sonne achte, wie so kühn ich ihr
Entgegenbieten mein Gesicht will, wenn
Gleich etwas braun sie's färbt, das ist ja nur
Die Farbe der Gesundheit, und auch liegt
Mir wenig d'ran, ob's braun ist oder weiß.

**Ministerin.** Doch sage, warum wolltest Du das thun?

**Laurette** (gelassener scheinend). Weil ich die Eitelkeit so innig hasse,
Daß auch ihr kleinster Schein mich tödtlich kränkt.

**Ministerin.** Nun gut, wenn Du nicht eitel bist; allein
Darum brauchst Du den Teint nicht zu verderben.
Du bist so zart, so weiß und roth, ich dachte
Dich als des Hofes Königin zu schauen,
Mit Deiner Schönheit Alle überstrahlend.
Und nun willst meine Freude Du vereiteln,
Willst meines Herzens einz'gen Wunsch zerstören?
(Die Reichsgräfin sieht sie scharf an; sie bemerkt es und fährt verlegen fort.)
Zwar ist's nicht ziemlich, daß die Schönheit man
Der eignen Kinder rühmt, auch ist's nicht gut,
In ihrem Beisein sie zu sehr zu loben,
Allein ich weiß, Du bist nicht eitel, Kind,
Bescheid'ner oft, wie es die Tugend fordert,
Drum kann ich kühn es wagen, Deinem Blick
Die eig'nen Reize zu enthüllen, denn
Du bist oft gar zu blöde, anspruchslos.
(Kleine Pause.)
Allein jetzt fällt mir wieder ein, nimm doch
Die Tropfen für Verkühlung, die ich mitnahm.
Fast wär' es ganz mir aus dem Sinn gekommen
Vor lauter Angst, daß Deine rothen Wangen
(Ihr freundlich auf die Wangen klopfend.)
Dir braun Du beizest, daß Du Dich verkühlst.
So wie vorhin im freundlichen Gespräch
(Sehr höflich gegen die Reichsgräfin.)
Mit meiner theuren Schwester ich's vergaß.
(Zu Lauretten.)
Nun geh doch!

**Laurette.** Ach, es ist gewiß nicht nöthig,
Doch wenn Ihr 's wünscht —

**Ministerin.** Ach ja, ich bitte, Kind,
Nimm doch die Tropfen ein.

**Laurette.** O ja, recht gern;
Zuträglich sind sie der Gesundheit immer.
Geschieht damit Euch ein Gefallen, Mutter,
So kann ich ja die Tropfen leicht verschlucken.
(Sie sagt dies letztere sehr freundlich und geht ab.)

**Reichsgräfin.** Ihr seid auch gar zu sorglich, liebe Schwester.

**Ministerin.** Es ist wohl wahr, auch seh' ich's selber ein,
Allein bedenk', sie ist doch auch mein letztes,
Mein ein'ges Kind. Auf ihr beruht mein Glück,
Mein ganzes Hoffen. Was die Zukunft mir
Noch Schönes, was sie mir noch Freud'ges beut,
Erwart ich all' aus meiner Laura Hand.
(Bewegt.) Und täuscht mich meine Mutterhoffnung nicht,
So wird sie mir noch manche Blumen pflegen;
Darum verzeiht, wenn für ein einz'ges Kind,
So viel der süßen Freuden mir gewährend,
Noch mehr verheißend in der Zukunft Bild,
Ich oft zu übertrieb'ne Sorgfalt trage.
Auch dieser letzte Stern, er möchte schwinden,
Und weh dann meiner armen Lebensfahrt!

**Reichsgräfin** (bewegt). Beruhigt Euch, Geliebte, hell und freudig
Glüht noch aus ihrem jugendlichen Blick
Des Lebens frohe Farbe der Gesundheit.
Wo die so frisch noch auf den Wangen glüht,
Da frommet keine andere Arznei,
Wie der Genuß der freundlichen Natur.

**Minister** (herzukommend). Da habt Ihr völlig Recht, und wohl mir, wenn
Es Euch gelingt, mein Weib zu überzeugen,
Daß dieses, was verderblich nur sie wähnt,
Die einz'ge Quelle der Gesundheit sei.
Doch wenn in düstern Mauern man nur lebt,
Die Nacht in Tag verwandelnd, Tag in Nacht,
Zerstörend so die Ordnung der Natur,
Das ist verderblich, das zerstört des Lebens
Geheimste Kraft und führt zum frühen Grabe.
Gespenstisch bleich, gleich abgelebten Schatten,
So schleichen in den schönsten Blüthenjahren
Des Hofes Weiber, gelb und abgewelkt,
Wenn nicht mit ekler Tünche den Verlust
Der heißbeweinten Jugend sie verbergen.

Willst uns're Laura Du so sehn? (Er sieht sich um.)
Allein wo ist sie?
**Ministerin** (verlegen). Es war so kühl — sie war so leicht gekleidet
Im Garten — und da dacht' ich, von den Tropfen,
Du weißt, die uns des Königs Leibarzt gab,
Würd' einige zu nehmen ihr nicht schaden.
**Minister.** Ich bitt' Euch, dieses einz'ge bitt ich Euch,
Verschont das arme Kind mit Euren Tropfen.
**Ministerin.** Mein Gott, Ihr werdet heftig, mein Gemahl;
Ich that's aus Sorge nur für uns're Laura.
**Minister.** Ich bin nicht heftig, liebes Kind, allein
Ich bat so oft Euch schon, das böse Gift —
**Ministerin.** Es sind die Tropfen von des Königs Leibarzt,
Die edlen, jede Kraft belebenden.
**Minister.** Was für den Kranken heilend Labsal ist,
Ist oft für den Gesunden schädlich Gift,
Und wenn auch nicht, so ist's doch nimmer heilsam,
So schadet doch der häufige Gebrauch.
**Ministerin.** Ihr habt d'rin Eure eigne Ansicht wohl,
Doch habt Ihr viele Gegner. Mancher Arzt,
Ergraut in seinem ehrenden Berufe
Und rings geachtet, seiner Kenntniß wegen,
Versichert' mich daß bei dem kleinsten Schein
Der Krankheit, schnelle Hülfe dann geleistet,
Oft mehr bewirke, wie nach ein'gen Stunden,
Die man gesäumt, die wochenlange Kur.
Und die Erfahrung dieser Männer, welche
Ein halbes Menschenleben zugebracht,
Des Körpers ganzen, innern Bau erforschend,
Erspähend jeder Krankheit ersten Keim,
Schien mir, verzeihet, doch wohl werth, daß Ihr
Sie in Betracht bei Eurer Ansicht zöget.
**Minister.** So ist denn Laura krank?
**Ministerin.** Das eben nicht;
Doch hat sie sich erhitzt, wie ich befürchte,
Und d'rauf erkältet, ist herumgelaufen,
Im Thau sich d'rauf gelagert, und Ihr wißt —
**Minister.** Ja wohl, wenn das ist, das ist ja der Wurm,
Der an so manchem Blüthenleben nagt.
**Reichsgräfin.** Beruhigt Euch, es hat nichts zu bedeuten,
Nur bange Muttersorg' hat die Gefahr
Geschaffen; meine Töchter schwärmen ja
Den ganzen Tag herum im Freien
Und die Gesundheit glüht von ihren Wangen.

**Minister.** So hat sie sich doch nicht erkältet?
**Reichsgräfin.** Nein,
Seid ohne Sorge.
**Minister.** Seht, bald hättet Ihr
Mich angesteckt mit Eurer läpp'schen Furcht.[1])

## Vierte Scene.

(Minister, Ministerin, Reichsgraf, Reichsgräfin, Ferdinand, Bertha, Cordelia. hernach Laura.)

**Minister.** Ei, sieh da, lieber Ferdinand! (Er umarmt ihn.)
**Ferdinand.** Mein Onkel,
Wie hat mich Eure Güte überrascht!
**Minister.** Dich überrascht? Das ist nicht fein! So hat
Mein Ferdinand denn meiner nie gedacht?
**Ferdinand.** Ich nicht? wie sollt ich dessen nicht gedenken,
An den das ganze Land mit Segen denkt?
**Minister.** Woher kam denn der böse Argwohn Dir,
Daß ich der fernen Lieben könn' vergessen?
**Ferdinand.** O das nicht, nein, das gar nicht; denn ich weiß,
Daß theuer Euch auch ferne Freunde sind.
Wie sollte solch ein edel, groß Gemüth
Der Heimath je vergessen, und des Tages,
Wo rosig noch und hell des Knaben Sinn
Das Leben lachte. Nein, nicht Eure Güte,
Nicht Eure liebevolle Güte, das Geschenk
Und seine Größe hat mich überrascht.
**Reichsgraf.** Was ist das?
**Ferdinand.** Seht dies helle, blanke Schwert;
Seht nur die prächt'ge Klinge und den Griff
Von klarem Golde, und das hat er mir
Geschenkt, der Onkel. Heut am Morgen erst
Beim Aufstehn fand an meinem Bette ich's,
Ein seid'nes Band umschlang's mit meinem Namen.
Froh will ich zu ihm eilen, meinen Dank
Ihm freudig bringen, doch ermüdet von
Der weiten Reise ruht' der Theure noch.
Gezwungen, meine Freude zu verschließen, —
Denn Niemand wachte noch — will einen Ritt
Ich in der Frühe machen, lege an

---

1) Hier findet sich im Manuscript die Notiz: „Hier ist eine Lücke. Der M. fragt Laura, wie ihr sein Geburtsort gefalle".

Den prächt'gen Säbel, da herein tritt
Mein Reitknecht mit den Worten: „Schwernoth,
Das ist ein Gaul!" Voll Ehrerbietung dann:
„Ew. Erlaucht, schon gesattelt ist das Pferd."
Ich dreh' mich, denk', er soll den Säbel seh'n,
Um's ihm doch wenigstens noch zu erzählen.
Allein nicht zu bemerken schien er ihn
Und brummte immer hinter drein: „Der Teufel,
Das ist ein Thier zum Reiten! Ueber Gräben,
Zwölf Fuß breit, setzte gar der Gaul, wohl über
Die See, wenn die so breit ist!" Lauter dann:
„Das nenn' ich ein Präsent vom gnäd'gen Onkel"
„Ja wohl", versetz' ich, denk', er meint das Schwert.
Doch, wie hinaus ich trete, — denkt Euch mein
Erstaunen, — wiehert hell entgegen mir
Ein andalusisch Roß, die Farbe braun,
Und weiße Mähnen schüttelt freundlich es
Am stolzen Haupt; ein herrlich, muthig Thier!
(Zum Vater.) Dagegen Vater, ist Eu'r Fahler nichts,
Den Ihr vor Allen achtet, nehmt's nicht übel —
Glaubt mir's, wahrhaftig nichts.

**Reichsgraf.** Mein Fahler? Nun,
Das wär' doch stark! Allein wie weißt Du denn,
Daß Dir's bestimmt war?

**Ferdinand.** Hoch am Kopfschmuck trug's
Auf goldner Platte meinen Namenszug.
So sprach der Reitknecht. (verlegen) Ist's vielleicht auch nicht
Für mich, mein Onkel, dann verzeiht, daß ich —
(Er schweigt ängstlich und sieht den Minister an, dieser antwortet nicht und betrachtet ihn lächelnd.)
O Gott, verzeiht, mein Onkel, daß ich schnell
Die thör'ge Hoffnung aufgriff, daß bestimmt
Für mich dies edle Roß sei. Leicht ja wohl
Hätt' ich es denken können, solch Geschenk
Sei nicht für einen Jüngling, kaum entwachsen
Dem Knabenalter; dem gereiften Mann,
Dem langverdienten, thät'gen, zieme nur,
Daß solch ein Prachtgebilde er beherrsche.
Vielleicht auch ist das Schwert wohl aus Versehn —

**Minister.** Nein, beides ist das Deine, beides war
Für Dich bestimmt, Du lieber, kräft'ger Junge.
Zu edel wär' Dir solch ein Roß! es ist
Dir grade recht, um d'ran den jungen Muth
Zu stählen, Deine Jugendkraft zu üben;

Es paßt nicht für den alten Graukopf mehr!
Zwar ist die Hand noch fest, mit Muth die Feder
Zu führen und, so Gott will, für das Recht;
Doch solch ein wildes Thier zu bänd'gen, da
Versagt sie zitternd mir den Dienst.

**Cordelia.** Es ist doch nicht zu wild?

**Ferdinand** (unwillig). Ach nein, da kommt sie schon
Mit ihrer Furcht heran! Ein rechtes Roß
Das macht den rechten Reiter! Solch ein Roß
Und dann ein tücht'ges Schwert noch an der Seite,
Hussa! dann freudig in die weite Welt!
Und hör', legst Du die Angst nicht baldig ab,
So soll es unter Deinem Fenster hoch
Sich bäumen, daß Du recht in Nöthen kommest.

**Reichsgräfin.** Das ist nicht eben hübsch, daß Du sie willst
So ängst'gen, weil sie Dich so zärtlich liebt.

**Ferdinand.** Ach ja, das ist mir eine große Schande,
Daß meine Schwester sich ob jedem Nichts entsetzt.

**Cordelia.** Das ist kein Nichts, das ist wohl viel,
Sehr viel, wenn Du den Hals brichst.

**Ferdinand** (freundlich). Meinst es gut;
Bist doch so übel nicht, wenngleich zu furchtsam.
Das ist nun zwar sehr häßlich, doch das wird
Sich auch schon lindern, wenn ich älter bin
Und Du recht viel von meinen Thaten hörst.

**Bertha.** Gott gebe, daß Du Wort hältst und daß nicht
Der letzte Zweig des Hauses Löwenstein
Durch Feigheit sich entehre. Stolz und hoch,
So blühten stets die Ahnen uns'res Hauses
Zu Zeiten Kaiser Carls des Mächtigen,
Des Großen, wo an tapferen Männern gleich
Nicht einer ihnen seines ganzen Heeres.
So sagen die Chroniken jener Zeit.

**Ferdinand** (zum Vater). Ist's wahr, mein Vater, waren damals sie
Die tapfersten?

**Reichsgraf.** Ja freilich wohl, mein Sohn;
Doch waren's schlichte Reuterbuben nur.
Als, um zu rächen seiner Tochter Schmach,
Der Longobardenkönig mit ihm kämpfte,
Da schwur der wilde Desiderius,
Nach Rache schnaubend: „Nicht soll ruh'n die Hand
Und ungeschoren soll mein Haar das Haupt
Umwehn, bis ich den stolzen Kaiser Karl,

Mann gegen Mann und Aug' in Aug' bestanden,
Das tück'sche Haar ihm ausgerissen, hoch
Es im Triumpf der Tochter dargereicht.
Ha! wenn er röchelnd dann zu Boden sinkt,
Dann will dem Sterbenden ich rufen: „Sieh
Den Lohn der Untreu', so lohnte Tücke sich!"
So schwur er und als im Gefechte Karl
Voran dem Heer und Sieg verbreitend kämpfte,
Da stürzt, gleich einem grimm'gen Tiger er
Hervor, das Schwert hoch ob dem Kaiser schwingend.
Da warf ein muth'ger Reutersknecht, der stets,
Dem Kaiser gleich, voranfocht, schnell sich vor
Ihn, fing mit seinem Schilde auf den Hieb.
Gespalten in der Mitte ward der Schild,
Allein gerettet war der Kaiser; denn
Schon strömt herbei sein treues Volk und drängt
Zurück den Schwarm der Longobarden, und
Es ward gefangen Desiderius,
Der wilde, und voll Schrecken floh sein Heer,
Und als gefesselt ward der Longobarde
Von Römerhand, da brüllte schäumend er:
„Dich hat gerettet dieser junge Löwe,
Feigherz'ger Ehrenräuber, nicht Dein Muth!"
Da gab dem Retter seines Lebens Carl
Die feste Burg und diese Grafschaft, die
Sie rings umgibt, zum Erb' und Eigenthum,
Im Wappen einen gold'nen Löwen, nannt'
Ihn Löwenstein. — Aus solchem edlen Stamme
Bist Du, mein Sohn, entsprossen. Sieh, so hat
Dein Ahne sich hinaufgeschwungen, war
Ein Knappe nur, des Kaiserknechtes Knecht
Und ward ein mächt'ger Ritter. Drum nur kühn,
Mit Muth hinan zum Ziel, mit fester Hand
Gelenkt des Schicksals Zügel; denn es folgt
Dem willig, der mit Kühnheit es ergreift!
Ein hoher Sinn beherrscht der Menschen Geister,
Ihm folgt der Ruhm, er ist des Glückes Meister!

(Er geräth während der Rede immer mehr in Affect, wie er ausgeredet hat, geht er an ein Fenster.)

**Ferdinand** (ihm nachfolgend). Ich bitt' Euch, Vater, flehend bitt' ich Euch,
Laßt mich hinaus; mir wird die Burg zu enge;
Laßt mich zum Heer des Kaisers, lieber Vater,
Ihm drohet keck und stolz der Feinde Macht.

Ich will ihn ehren, Eures Hauses Ruhm,
Durch Thaten ehren seine Größe; nicht
Soll die Gefahr mich schrecken; fest und kühn
Will ich die jugendliche Brust ihr bieten, will
Erneuern unsers Hauses alten Ruhm,
O, wollt Ihr, lieber Vater? Laßt mich fort!

**Cordelia.** Ach, lieber Vater, gebt es doch nicht zu!
Dem Kaiser dienen viel der tapfern Männer,
Ob einer mehr, ob minder, das wohl wird
Ihm wenig Nutzen, wenig Schaden bringen.
Und sagt Ihr einmal nur dem Bruder es,
So mahnt er täglich mich an Euer Wort;
Bedenkt, er ist der letzte —

**Ferdinand.** Sprößling willst
Du sagen und nun schweig ein wenig. Auch
Davon wirst viel Du wissen, ob es auch
Dem Kaiser nutzt, wenn einen tücht'gen Ritter
Er mehr ob minder hat bei seinem Heer.
Wie wär's dem Kaiser Karl doch wohl ergangen,
Wär' nicht zur Seit' ihm unser Ahn' gewesen!
Getödtet wär' er und sein Heer geschlagen.
Da siehst Du, was ein tüchtiger Mann vermag.
Nicht wahr, mein Vater, hin zum Heer des Kaisers!
Da will ich stets mich ihm zur Seite halten,
Beschirmen in der Schlacht sein heilig' Haupt,
Mich muthig wagen in der Feinde Reih'n.
Nun flattern die Helme die Fähnlein weh'n
Hurrah! Hurrah! drauf und dran!
In der Feldschlacht bewährt sich der deutsche Mann!
Das Schwert in der Rechten, hinein in den Schwarm!
Da wird das Herz ihm so weit und so warm.

**Reichsgraf** (märrisch). Du bist ein freier Mann; was willst Du sein
Ein Knecht des Kaisers?

**Ferdinand.** O, das sind wir all'.

**Minister.** Und sage, warum willst Du ohne Noth
Dein blühend Leben in der wüth'gen Schlacht
Preisgeben nicht dem tapfern Schwerthieb nur,
Auch jedem Wurfspieß, jedem Pfeil, den oft
Ein Feiger fern im Hinterhalte schnellt?
Daß Dir ein feurig' Herz im Busen schlägt,
Daß Dich's hinaustreibt in die weite Welt,
Das faß' ich wohl, auch freut's mich, denn es deutet
Auf thät'ges Wirken im gereiften Mann.

Allein, was zieht so mächtig denn Dich hin
Zur Feldschlacht? Wenn bedrängt der Kaiser ruft
Des Reichs Vasallen, wenn dem Vaterland
Von Feindes Hand ein Sturm droht, ja, dann ist
Es Pflicht und heil'ge Pflicht dem deutschen Mann,
Zu schirmen, muß es sein, mit seinem Blut
Des Reiches Grenzen; — doch so blos zur Lust,
Allein nur, weil das heiße Blut ihn drängt
Ein freudig Leben morden, nenn' ich Frevel.
Sahst nie Du eine Schlacht und hörtest nie,
Wie röchelnd sich verhaucht das junge Leben,
Was stark und kraftvoll noch den Morgen sah?
(Wehmüthig) Wenn Du es säh'st, Du würdest schaudernd dann
Verabscheu'n, die so viel gerühmte That;
Und doch noch haßtest Du's zur Hälfte nicht,
Das namenlose Elend, das der Krieg
Hineinschwemmt in ein still beglücktes Land.
Siehst nicht der Mutter starres, blasses Antlitz,
Siehst nicht das Weib, in Kummer und in Schmach
Gestürzt durch seinen Tod, der sie ernährt.
O Ferdinand, denk ich des Unglücks all,
Das schon der Krieg dem armen Land gebracht,
Gott weiß, daß mein die Schuld nicht ist. Es war
Mein heißes Sehnen stets der Frieden, und
Das tröstet mich. (Er ist in großer Bewegung.)

**Ferdinand** (kleinlaut). Allein, wozu mir denn
Die junge Kraft, der kühne, feur'ge Muth,
Wenn ich's dem Gifte gleich verschließen muß?

**Minister.** Wozu die Kraft gebrauchen? O, mein Sohn,
Mein Sohn, wie lacht so hell die Zukunft Dir!
Du wähnst so leicht, so nichtig Dir die Last
Des Lebens, und sie liegt so drückend schwer
Auf manchen Menschen, wo's Dein Blick nicht ahndet.
Und wär' auch glücklicher Dein Loos, wie je ich's noch
Bei einem Menschen sah, so fehlt's doch nimmer
An Prüfungsstunden Dir, wo Deine Kraft
Zerrinnt, verlischt gleich einer Lampe Schimmer
Wild angehaucht vom Sturm der Leidenschaft.
Das ist ein seltner Geist, vielleicht auch nie
Geboren, den nicht eine Stunde fand,
Wo treulos seine Stärke ihn verließ
Und einsam er des Schicksals Streichen stand;
Auf solche Stunden magst den festen Sinn

Du sparen. Ach nur allzu gerne wähnt
Der wilde Jüngling, daß in blinder Wuth
Und tollem Wagen sich der Muth bewähre;
Denn leicht verachtet die Gefahr ein Herz,
Das noch vom Jugendfeuer kocht. Den innern Feind,
Die Macht der Leidenschaften läßt empor
Er furchtbar schießen, ahndend nicht, daß einst,
Ein Sclav', er dienen wird dem strengen Herrn.
Sieh, daran übe Dir die junge Kraft.
Besieg' ihn, diesen Feind, daß nicht er einst
Dein Herrscher werde, Deines Lebens Glück
Zerstörend und — (freundlich) das kannst Du ja auch hier.
Glaub' mir's, aus einem gährenden Gehirn,
Aus einem wilden, kochenden Gemüth
Ging nie das Große, Schöne noch hervor;
Doch wo ein fester Sinn mit Ruhe wirkt,
Da unter seinen Händen keimt empor
Der Me schheit Glück, doch jenem nur entgeht
Laut rauschend und in nicht'ge Blasen sich
Gestaltend, nur ein eitler Duft, der Ruhm.
(Ferdinand spielt schweigend mit seinem Degen.)
O, möge nimmer drängen Dich die Noth,
Daß aus der Scheide Du dies gute Schwert
Mußt reißen für des Reichs Erhaltung und
Des eig'nen Lebens. Freudig blinke es
Dir an der Seit', ein Ritterschmuck, doch nie
Beflecke eines Menschen Blut es; d'rum
Umwand ich es mit seid'nem Bande, daß
Es spreche meines Herzens Wunsch.

**Cordelia.** Laß sehn!
Ein Band? (Er gibt ihr den Degen.) Ein gelbes Band?

**Minister.** Die Gattin gab
Es mir. Am besten zu dem gold'gen Glanz
So, sprach sie, paßt die Farbe.

**Bertha.** O, das ist
Unseliger Bedeutung! Des Verraths,
Der Falschheit Unglücksfarbe trägt dies Band,
Dem lichten Golde gleich, doch war der Welt
Auch treulos, unglücksbringend stets das Gold.
Ein gelbes Band am Degen deutet Mord
Des Freundes.

**Ferdinand.** Wieder schaut Dein trüber Blick
Nur Schreckgestalten in der Zukunft Bild
Und wittert unglücksahnend Blut und Mord.

So einen Unglücksraben, solchen Leichenvogel,
Wie Du bist, trägt das Erdrund ferner nicht.
Wenn glühend Dein Gehirn Phantome Dir
Vorüberführt in gräßlichem Gemisch
Und Du mit tiefem Blick und leisem Ton
Es aussprichst, einem körperlosen Geist
Vergleichbar, wunderbar dann würd' es mir
Gar oft im Busen, säh' ich nicht zugleich
An Dir die holde, liebliche Gestalt,
Du wärst mir oftmals recht zum Grausen.

**Minister.** Weil
Dein Geist nicht fähig ist, zu fassen ihn,
Den tiefen, ernsten Sinn, der sie beseelt.
Du bist ein guter, braver Junge, doch
Den Schwestern freundlich, hold, wie sich's geziemt,
Das bist Du gar nicht und sie sind Dir doch
So lieb und gut, so emsig stets besorgt,
Dir zu erfüllen jeden kleinsten Wunsch.
Allein so ist des Knaben wild Gemüth:
Gemächlich nimmt's die kleinen Freuden hin,
Die ihm ein weiblich zarter Sinn bereitet;
Doch nimmer schaut er dankbar hin zur Hand,
Die sie ihm reicht — und sieh', so machst Du's mit
Den Schwestern auch.

**Ferdinand.** Ich denk', sie nehmen's mir
Nicht übel, bin ein wenig rauh ich auch.
Sie wissen's doch, daß sie mir herzlich lieb.
Nicht wahr, Cordelia? Allein du siehst
Mich gar nicht an, Du bist doch nicht erzürnt?

**Cordelia.** Ach ja, warum nicht gar!

**Ferdinand.** So reich die Hand
Mir her, o Schwester, (sie reicht sie) gib mir einen Kuß. (Sie thut es.)
(Leise) Willst Du mein Pferd auch sehn?

**Cordelia** (leise). Jetzt darf ich nicht.

**Reichsgraf** (der bis jetzt am Fenster gestanden hat, kommt).
Was wird Geheimes da verhandelt, darf
Ich's wissen?

**Ferdinand.** O, ich möcht' der Schwester gern
Das edle Roß, das mir der Onkel heut —

**Reichsgraf.** Schon gut, geh' schnell voran und führ' es vor,
Ich bin begierig, es zu sehn.
(Ferdinand geht schnell hinaus, die Andern bereiten sich, ihm zu folgen.)

**Reichsgräfin** (die bis jetzt mit der Ministerin geredet hat).
Wohin ihr Herrn?

**Reichsgraf.** Das Pferd sehn, das mein Bruder heut
Dem Ferdinand geschenkt, dem weit noch soll
An Schönheit nachstehn mein arabisch Roß.
**Reichsgräfin und Ministerin.** Wir gehen mit.
(Sie gehen Alle bis auf Bertha ab.)

## Fünfte Scene.

Bertha allein, hernach die Reichsgräfin.
(Bertha, die sich anfangs fertig gemacht hat, mitzugehn, bleibt zurück.)

**Bertha.** Auch das nicht mehr! Es kann
Mich meiner Theuren Glück nicht mehr erfreun!
Und war doch sonst so weich dies arme Herz!
Sonst! Ha, mit Schaudern schau' die schwarze Kluft
Ich zwischen diesem Sonst und Jetzt! Ja sonst
Da freut' ich mich des Apfels und der Nuß
Den liebenden Geschwistern dargereicht,
Und jetzt — wie gleitet Alles kalt und öde
Vorüber dem erstorb'nen Sinn! Getrennt
Von Allem, was dies Herz einst warm umfing,
Verlassen! Gott, sie sind so innig ja
Und möchten gern mit heißer Liebesgluth
Dies kalte Herz erwärmen! Ha, es brennt
So heiß, dies Herz, allein ihr ahndet's nicht;
Denn eine eis'ge Wand hat trennend sich
Durch unsers Lebens fernern Raum gezogen,
Auf ewig scheidend unser Freud' und Leid.
Ich fühl' ihr Starren, wenn oft liebend ihr
Euch an mein Herz zu drängen müht, es lispeln hell
Und zart der Liebe Töne mir, doch nie
Der ferne Hauch erreicht mein Ohr und so
Steh' einsam ich und doch verlassen, doch
Verlassen! — (Sie lehnt den Kopf nachdenkend in ihre Hand. Reichsgräfin kommt zurück, sie bleibt einige Augenblicke stehen und betrachtet Bertha.)
**Reichsgräfin** (für sich). Schaut ein Bild des Todes nicht
Dies junge Leben! Unglückselig Kind,
Ich sehe Deines Geistes inn're Tiefen,
Seh', was vielleicht dem eig'nen Blick noch nicht
Sich klar entfaltet, und es zittert bang
Für Deine Ruh' die Mutter! Ach! Und kann
Die schwache Weiberhand vorüber nicht
Das Wetter führen, was Dir nahend droht?

**Bertha** (für sich). Das ist es! Das nur einzig.
**Reichsgräfin.** Und was ist
Es denn?
**Bertha** (fährt erschrocken auf und sieht sich um).
Seid Ihr es, Mutter?
**Reichsgräfin.** Und was ist
Es einzig nur?
**Bertha.** O, gar nichts, liebe Mutter;
Nur daß nicht wohl mir ist.
**Reichsgräfin.** Sag, warum gingst
Du nicht hinaus, zu sehn das schöne Roß
Des Bruders? Ist nichts werth Dir seine Freude?
**Bertha.** Ach nein, gewißlich nicht, doch glaubt es mir,
Mir ist nicht wohl! Fühlt, wie die Stirn mir brennt.
**Reichsgräfin** (für sich). Und auch das Herz und auch die ganze Seele!
(laut) Das kommt vom vielen Sitzen! In die Luft
Hinaus, und dann gehüpft durch Wies' und Thal,
Das gibt Dir leichtes Blut und frohen Sinn!
Doch so allein in Deiner Kammer, nur
Von Bildern Deiner wilden Phantasie
Umschwebt und denen, die Du etwa Dir
Gesogen aus den düsteren Legenden
Der alten Fabelzeiten, sieh, das zieht
Hinweg Dich aus des Lebens stillem Kreise,
In wilder Schwärmerei dem trunk'nen Geist
Nur Bilder malend einer fremden Welt,
Der alle Reize schauerlicher Größe
Und holder Anmuth Deine Phantasie
Verschönernd leiht, doch ihrer Mängel Blöße,
Die schaut in schönerm Wahn das Auge nie.
O wohl Dir, könnte dieser süße Traum
Begleiten durch des Lebens Mühen Dich;
Doch kalt und schaurig wird die Wirklichkeit
Ihn einst verscheuchen.
**Bertha.** O, so laßt mir ihn,
Bis ihn das ernste Leben erst zerstört.
Warum die kurzen Stunden meines Glücks
Mir rauben? Wer dem finstern Leben sich
Gesellt, der schafft wohl Manches in der Welt,
Doch süße Ruhe im zufried'nen Geist —
Die schafft er nicht; denn ruhlos ist das Leben.
Doch wer des Glückes Liebling sich vermählt,
Der Dichtung hellen Flor, der schauet fern

Und dunkel nur der Menschheit Kummer,
Mit gold'gem Glanze schmückt sich ihm die Lust
Des Daseins. (Feurig) Und was wär' die Welt, wenn nicht
Der Odem der Begeistrung sie durchwehte?
Was Großes, Schönes nur das Erdrund hält
Geht aus von ihr, ist der Begeist'rung Kind.
Sie hob der Freiheit heiliges Panier,
Ließ nicht sich durch die Macht des Gegners blenden,
Und was der Musen seliges Revier
Uns beut, das ist ein Werk aus ihren Händen.
Der kalte Marmor, das verworrne Reich
Der Töne lebt, berührt von ihrem Hauch,
Und gießt den süßen Tod der Sehnsucht in
Das wunde, treue Herz.

**Reichsgräfin.** Wohl beut sie uns
Der süßen Freuden viel, die Phantasie,
Und ihre Tochter, die Begeist'rung, doch
In der verzehrend wilden Flamme, die
Am innern Mark des Lebens zehret, wächst
Die sanfte Neigung, die das Herz belebt,
Wenn nicht ein starker Geist sie treu bewacht,
In ernste Schranken zwängend ihre Macht.
Sie wirkt verschönernd in des Mannes Hand
Und wirkend bringt das Große sie hervor;
Denn sieh, nicht zu vergleichen ist der Sinn
Des zarten Weibes mit des Mannes Geist,
Der zwiefach in sich selbst getheilt, so auch
Im Lauf der Dinge herrschend zwiefach wirkt.
Ein innrer Drang treibt mächtig ihn und heiß
Zu großen Thaten, zu der Helden Preis,
Wie zu des Bildes Glanz, des Liedes Kraft,
Indeß ein ernster Genius ihn stark
Zurückreißt, droht dem Schwindelnden Gefahr
Und eisig einschließt seine Flammengluth.
So siehst Du oft ihn feurig, hoch entflammt
Ob edlen Thaten und des Sängers Lied,
Daß mühsam nur Dein Geist dem Schwärmer folgt;
Doch plötzlich weilt er in der Rede Strom,
Ruft zum Geschäft das ernste Leben ihn,
Und kalt, als hätt' er Höh'res nie gedacht,
Verliert er in der Erde Sorgen dann
Sich ängstlich, treibend des Geschäftes Gang,
Und achtet ferner nicht des Wort's, das groß

Nur eben seinem Blick erschien, indeß
Vom bloßen Nachhall seiner Kraft Du glühst.
**Bertha.** O Mutter, Eure Farben sind zu stark;
Denn wären so die Männer all', es stürb'
Die Liebe aus auf dieser Welt.
**Reichsgräfin.** So sind
Sie alle fast, und also muß es sein;
Denn dieses ist es, was die Staaten hält
Und was gewebt der Ordnung heil'ges Band
Und der Gesetze Weisheit; dies nur hob
Der Freiheit helle Fahnen, nicht die Glut
Des Schwärmers taugt, zu führen solch ein Werk,
Vernahmst Du, was Dein edler Oheim sprach:
Nicht aus des Schwärmers gährendem Gehirn
Und seiner wilden Glut gestalte sich
Das Große, Schöne. Doch wo thätig wirkt
Mit festem Sinn und hohem Geist ein Mann,
Da keime unter seiner Hand das Glück
Der Menschheit, und des Ruhmes eitler Dunst
Entsteige jenem —
**Bertha** (schmerzlich). O des weisen Mannes,
Der also ordnet seinen Lebens Gang,
Wie steht er doch so traurig, einsam da!
Ein hoher Stamm, beschattend rings das Land,
In seinen Aesten freut das Vöglein sich,
Und unter ihm entsprießt der Blumen Volk,
Doch kein Gesträuch, kein Bäumlein schaut er rings,
Er ist allein!
**Reichsgräfin.** So hebt das stolze Haupt
Ein mächt'ger Herrscher, doch vergleichbar nicht
Ist es der ruhigen Vasallen Sinn.
Vergleiche sie der schattenden Allee,
Wo wohlgeordnet prangt der Bäume Heer,
Also daß Jeder einen Nachbar schaut,
Verbunden durch des gleichen Wirkens Band.
**Bertha** (bitter). Und keiner doch den nachbarlichen Ast
Berührt; so hat die Vorsicht sie gestellt,
Daß stets ein Raum sie trenne, fern nur sich
Die äußern Spitzen winken; naht vertraut
Ein Ast dem andern, schnell mit ems'ger Hand
Wird dann gekürzt der edle Sproß, daß nicht
Der Ordnung Band zerreiße. O, sie sind
Nicht alle so die Männer! Nein, gewiß

Nicht alle. Mancher faßt in voller Brust
Sie noch, die heil'gen Freuden der Natur
Und gibt mit ganzer Seele sich der Lust,
Die aus dem Schönen ihm entsprießt. Nicht wahr,
Es gibt noch deren, Mutter? saget Ja,
Ich bitt' Euch, sonst — ich kann nicht anders — muß
Ich dies Geschlecht verachten.

**Reichsgräfin** (unwillig). Thöricht Kind,
Wohl gibt's, bestrahlt von feindlichem Gestirn,
Der Unglückssöhne, denen Weibersinn
Gab die Natur und das Geschlecht versagt,
Die unstät wankend in des Schicksals Hauch
Nicht der Empfindung raschen Strom besiegen,
Daß hin er reißt die schwache Beute, sie
Zerschellt am nächsten Felsen.

**Bertha.** Also nie
Verbände ein empfindend zart Gemüth
Mit stolzer Kraft sich in des Mannes Brust?
O Mutter, Ihr seid ungerecht! Wohl sah
Ich selbst im kurzen Lebenslaufe schon
Der Männer manche, denen weibisch nie
Das Herz genannt ein Mund und nie die That.
Und doch so glühend, doch so weich dies Herz,
So offen jedem zarteren Gefühl,
So innig schwärmerisch sich gebend hin
Der Regung, der es seine Gluth geweiht,
So ganz versenkend sich mit Geist und Sinn
In jedes Schöne, was sich dar ihm beut,
Daß nimmer ob den wechselnden Gestalten
Des Lebens, es im Busen mag erkalten.

**Reichsgräfin** (die sie während dieser Rede scharf betrachtet hat, für sich)
Wie ganz verloren in dem theuren Bild
Schwärmt sie im Feuer süßer Raserei;
Wo sie dem Edlen nur zu huld'gen glaubt,
Beugt sie sich glühend vor dem theuren Bilde,
Und bebend zeigt die fieberhafte Hand
Auf ihre Wunden. Armes Kind! und o,
Unselig' Weib, die Dich gebar!

**Bertha.** Ihr schweigt?
Ihr sinnt? O, sicher fühlt das Unrecht Ihr
Das Ihr den Männern thatet!

**Reichsgräfin.** Also nicht!
Nur stellte sich dem Sinne dar, wie doch

Nur dunkel stets der Jugend Auge blickt
Und oft sie nicht die eigne Rede faßt.
Für eine still verständ'ge Jungfrau hielt
Ich Dich, und dennoch spricht solch thöricht Wort
Dein Mund; Du fühlst es nicht, daß Du den heiß
Geliebten Oheim schmähst?

**Bertha.** Ich ihn?

**Reichsgräfin.** So ist's!
Sein ist das Bild, das ich entwarf, und so
Sein Wirken, ohne Leidenschaft und doch
Voll inn'ger Thätigkeit und Wahrheit, warm
Verehrst Du ihn und voll Verachtung schaust
Du seines Geistes Abdruck, also ist
Voll Widerspruch und Unverstand, was Du
Geredet; denn Du schmähst den starken Mann;
Doch jener ist ein Schwächling, edel zwar
Sein Herz und hoher Flammen voll sein Geist
Doch fehlet ihm die inn're Kraft, die fest
Verschwinden sieht des letzten Schimmers Rest
Und dennoch mächtig da steht und die Wunden
Der Brust in neuen Thaten läßt gesunden.
So lang die Gluth der Leidenschaft ihn hebt
Treibt unaufhaltsam er dem Sturm entgegen,
Doch wo nicht sie die Adern ihm durchbebt,
Da sinkt er von des Zephyrs leisem Regen
Und matt —

**Bertha** (bewegt). Mutter! Mutter!

**Reichsgräfin.** Wie?

**Bertha.** Ich seh's,
Ihr faßt mich nimmer, nimmer wird Euch klar
Mein liebliches Idol, vielleicht auch soll
Es nicht —

**Reichsgräfin.** Was sagst Du?

**Bertha** (sehr bewegt). Mutter, ach verzeiht,
Doch schonet mein, Ihr wißt es nicht, wie weh,
O Gott, wie bang' mir ist — und wüßtet Ihr's,
Gewiß, Ihr quältet mich nicht so, allein,
Es ist — (Sie ist etwas zur Besinnung gekommen, und sehr verwirrt; sie steht auf und begibt sich in einen andern Winkel des Zimmers, wo sie einige Augenblicke bleibt.)

**Reichsgräfin** (für sich). Nein, länger duld' ich's nicht! Aus ihrer Brust
Lösch ich das theuere Phantom, vor ihr
Eröffne das Geheimniß seinen Mund.

(Laut) Geh, meine Tochter, in mein Zimmer, hol
Den Shawl mir her, im Parke gehn wir dann
Ein wenig; mild und heiter ist die Luft
Und in dem Freien öffnet sich das Herz
Der Ruhe, und ich spräche gern mit Dir
Ein ernstes Wort.

(Bertha geht hinaus, die Hand vor der Stirn.)

## Sechste Scene.

**Reichsgräfin** (allein). Gleich einem Schatten wankt
Sie hin, und weh, ich Aermste soll ihr Leid
Vergrößern noch? (sich ermuthigend) Die Mutterpflicht gebeut
Und willig folgt ihr das gebrochne Herz.
Das theure Pfand vor Unglück zu behüten
Gebeut sie mir; denn unheilbringend flammet
In ihrer Brust ein röthlich Meteor.
Die Liebe nehm die theure Gegenwart,
Die Hoffnung ihr, stell' ihr die Pflicht entgegen,
Und es verlischt; es strahlt das Luftgebild,
So lange nicht der Brennstoff fehlt; doch ist
Verglommen dieser, sinkt's zu Boden hin
Und schnell erstirbt's, berührt vom feuchten Grund.
(Schaudernd) Ha! meine graus'ge Ahnung! ausgebrannt
Das Herz und nur im feuchten Grunde Ruh! —
(Sinnt einige Augenblicke mit starrem Blick, dann schlägt sie sich plötzlich vor die Stirn.)
Ich schwärme, viel erträgt ein junges Herz,
Und Weib zu sein des edlen Mannes (erschüttert) Ha!
Des edlen Mannes? Weh dem Bösewicht!
Muß ich Dich opfern, Dich, mein Herzenskind,
In des Verbrechens Arme liefern? Gott,
Was sag' ich? wessen zeih' ich ihn mit Recht?
Des Blickes feine Schlauheit und der Schmuck
Der Rede ist entfremdet mir, die lang
Nur finstern Blick und offne Stirnen sah.
Was schmäh ich um des Hofes Sitte ihn
Und doch— (nachdenkend) Du bist mir schrecklich, Reichersdorf!
Entsetzlich, unerklärbar schaudernd senkt
Mein Auge vor dem schönen Antlitz sich
Wenn lieblich lächelt Deine Lippe, schlau
Dein Blick und spähend schaut, dem Weihen gleich,

Wenn er nach Beute wittert. Schrecklich ist
Nicht also mir das wilde Angesicht, das schwarze
Des Räubers, dem brandmarkend die Natur
Des Mordes düsteren Stempel aufgedrückt,
Wie in dem holden Antlitz tief versteckt
Der Bosheit Spuren. Bang und laut klagt an
Die mühsam nur zerrüttete Natur
Den Menschen, der ihr schönstes Werk zerstörte.
Denn stets hat edler Sinn in edler Form
Gewohnt dereinst, und all die Kämpfe, die
Er kämpft', bis er die Tugend niedertrat,
Schau zitternd ich und solchem Schreckensbild.
Soll hin ich geben diese reine Seele,
Mein Kind, mein liebstes Kind? — O Adelbert,
Nur bitt're Stunden gabst Du mir! Du hast
Den Leidenskelch gefüllt mir dargereicht,
Und ohne Murren trank ich ihn, doch schon',
O schone meines zarten Kindes! Ha!
Es ist auch Dein Kind, Dein Blut! Doch es ist
Ja jegliches Gefühl in Dir erstorben,
Kann wohl noch Vaterliebe in Dir wohnen?
Zum wüth'gen Tiger habt ihr mich gesellt,
Ihr, die ich Eltern nannte. Kein Erbarmen
In eurer Brust! Endloser Marter gabt
Ihr kalt mich hin! O, hätt' ich lieber doch
Den Tod erduldet! Ach, kein schuldlos Kind
Beklagte dann, daß es ihn Vater nannte.
Hart drücken ihre Thränen eure Gruft
Und zeihen euch der Grausamkeit. Wie ist
Mir? Meine Sinne wirren sich —, verzeiht,
(Sie lehnt sich einige Augenblicke an einen Pfeiler und erhebt sich dann — weinend.)
Verzeiht, ihr, meine armen Eltern, ach!
Ihr war't betrogen, war't getäuscht, ihr wähntet
Nur in des Glückes Arme mich zu führen
Und euer undankbares Kind häuft Fluch
Auf eure Grube! — Heil'ge, fromme, nehmt
(Niederknieend) Der Reue Thräne von der blassen Wange;
Mein langes Leiden sühne diesen Fehl.
Erfleht Verzeihung und Erbarmen mir!
(Sie betet eine Weile still.)

## Siebte Scene.

Reichsgräfin, Bertha.

(Bertha kommt zurück. Wie sie ihre Mutter sieht, bleibt sie stehen; sie betet; nach einer Pause.)

**Bertha** (bewegt). Du betest für Dein ungerath'nes Kind,
Du, meine Mutter, sel'ger, reiner Geist!
Ein süßer Duft ist Dein Gebet dem Herrn,
Vielleicht erbetest Du die Ruhe mir.
Die Ruhe? — O, im Grabe ruht sich's wohl!
Verwirrt ist meine Seele, und erschlafft
Ist die Empfindung, nicht zum Himmel dringt
Mein reines Flehen mehr, es dringt, getrübt
Von wilder Glut, verbrecherischem Wahn,
Als ein unwürd'ges Opfer hin zu Gott.
Wenn nun ich rufe, wenn die Erde mich
Nicht ferner hält, ob heiß und lauter wohl
Sich meine Seele zu ihm drängt, getrennt
Von dem, was sie auf Erden nimmer läßt?
Und ob er wohl der Sünderin verzeiht?
Ich traue Deiner Güte, Herr, denn noch
Beseelt ein heißer Durst nach Tugend mich
Und nur die Kraft gebricht der Armen! — Ha!
(Die Reichsgräfin erhebt ihr Haupt zum Himmel.)
Sie weint! Sie weint um mich!
(Ausbrechend) O, meine Mutter!

**Reichsgräfin** (sieht sich um und streckt ihr die Arme entgegen).
Du, meine Tochter!

**Bertha** (auf sie zueilend). Mutter, Mutter, o!
(Sie liegt in ihrer Mutter Armen. Nach einer stummen Pause.)
Vergebung glühen Eure Küsse. Ja,
Ich fühl's, Ihr grollet meinem Wahnsinn nicht.
O, drückt noch einmal fest mich an Euch, daß
Mich Eure Liebe warm durchdringe, kühn
Mein Herz sich vor Euch öffne.

**Reichsgräfin** (sich beruhigend). Heißen Dank
Dem Himmel, daß er Dich mir wiedergab.
Doch trockne Deine Augen, Kind, komm mit
Hinaus, die Andern warten lange wohl,
Vermissend ungern Dich bei ihrer Lust.
Komm!

**Bertha.** Nein, zuvor laßt ganz vor Eurem Blick
Enthüllen mich mein Herz, wie Gott es sieht
Euch zeige sich sein namenloses Weh,

Dem Richteraug' zur Prüfung dargelegt
Und Eurem Urtheil folg' ich unbedingt
Und führt' es mich zum Tode.

**Reichsgräfin.** Fasse Dich!
Nicht taugt es, jetzt zu schärfen Deinen Schmerz
Eindringend in sein Tiefstes. Wenn gefaßt
Sich Deine Seele, Deine Sinne ruhn,
Dann reich' ich Dir des Trostes Balsam, wenn
Dein Herz sich ausgießt in der Mutter Brust.

**Bertha.** Ich bitt' Euch, hört mich, ich vergehe sonst,
Denn zu zersprengen droht die Gluth mein Herz.
Wollt Ihr nicht hören Euer reuig Kind,
Nicht Eure Tochter?

**Reichsgräfin** (bei Seite). Gott, was soll ich thun?

**Bertha.** O stoßt mich nicht zurück, jetzt liegt vor Euch
Mein Inn'res und auf meiner Lippe schwebt
Das schmerzliche Geheimniß. Hat erst kalt
Der Hauch der Erde wieder mich berührt,
So sinkt es trauernd in die Brust zurück
Und trostlos muß mein Leid ich tragen.
(Ein Bedienter kommt herein.)

**Reichsgräfin.** Still,
Ein Domestik!

**Bedienter.** Die alte Katherine
Vom Altenberge harrt seit Stunden schon
Auf ihre Erlaucht die Comtesse Bertha.

**Reichsgräfin** (zum Bedienten). Laßt sie herein! (Der Bediente geht.)
Du siehst, mein Kind, Du darfst
Das gute Weib nicht länger harren lassen.
(Bertha schweigt.) Nun auf ein ander mal! Erheitre Dich,
Zeig ihr ein froh Gesicht, sonst grämt sie sich,
Die gute, treue Seele. — (Sie bleibt noch einige Augenblicke traurig stehn. Bertha antwortet nicht und die Reichsgräfin entfernt sich. Bertha sinkt auf einen Stuhl und legt das Haupt auf einen Tisch.)

## Achte Scene.

**Bertha** (allein. Nach einer Weile sich aufrichtend).
Und auch sie
Verläßt mich, meinem Schmerz zur Beute? Sie,
Die Liebevolle? — Von mir selbst verlassen,
Von ihr! Du warst in diesem Sturme mir
Der letzte Anker, Mutterliebe! und
Verschlossen meinem Kummer nun ihr Herz?

Sie wollte mich nicht hören, ja! (Nach einigem Nachdenken.)
Doch wie!
Wenn sie es ahndete! — Nein, zu beklommen war
Ihr Busen, tröstend meinen Gram zu hören.
Nur darum wich sie dem Vertrauen aus.
O, hätt' sie mich gehört, es wär' vielleicht
Ein Strahl von Ruhe in dies Herz gekommen.
Doch nun, nun ist's vorbei! —

**Katharina** (auf sie zueilend). O meine Gräfin!
O meine liebe Bertha!

**Bertha** (aufblickend). Ach, Du bist
Es, gute Katharina! Seh' ich Dich
Denn endlich einmal wieder? Dacht' ich doch
Du hättest mich vergessen!

**Katharina.** Du mein Gott!
Wie könnt Ihr das nur denken! Hab ich ja
So lieb Euch, wie mein eignes Kind. Doch hört,
Das Spulrad mußt' ich drehen, daß das Garn
Zum Weben nimmer fehle meinem Sohn.
Doch nun, da viele feine Leinwand er
Gefertigt, biet' ich aus sie zum Verkauf
In dieser Gegend und da dacht' ich, will
Ich meine Gräfin Bertha doch besuchen.

**Bertha.** Du Gute! (Reicht ihr einen Stuhl.) setze Dich. Wie geht
es denn
Zu Hause?

**Katharina.** O ganz schön, ganz gut! Ihr könnt
Nicht denken, wie vergnügt wir sind, seit uns
Der gnäd'ge Graf das neue Haus geschenkt;
Denn mit dem alten war's auch gar nichts mehr.
Es regnet' auf den Kopf uns und der Rauch —
Es war kein Schornstein dran — hat mir verderbt
Die Augen, daß ich immer schlecht noch sehe.

**Bertha.** Das thun auch wohl die Jahre; doch erzähl'
Von Deinen Kindern mir.

**Katharina.** Der Jüngste ist
Jetzt aus dem Hause; in der Lemker Haide
Bewacht er eine Heerde Rinder; so
Verdient er etwas; 's ist ein gutes Kind,
Auch wohlgestaltet; schade nur, daß er
Ein wenig schielt, sonst ist er fleißig und
Hält strenge Ordnung in der Heerde, denn
Noch klagte Niemand über Schaden, und
Das freut mich herzlich für den Knaben.

**Bertha.** Dank
Dem Himmel, daß nur Rinder er beherrscht;
Denn sonst, und wär' er auch die Güte selbst,
Sprächst Du doch schwerlich wohl ein solches Wort.
**Katharina.** Was meint Ihr?
**Bertha.** Nichts; ich bitte, redet weiter.
Es ist so wohl mir, wenn Dein redlich Herz
Von Deinen Lippen fließt; gewiß, es wird
Mir leicht, wenn ich Dich höre. Nun, Dein Sohn,
Der hütet jetzt die Rinder.
**Katharina.** Freilich wohl;
Der ält're nun, das hab' ich schon gesagt,
Der webt; das ist euch gar ein wackrer Bursch'.
Ist so verständig, ordentlich, nur fürcht' ich oft,
Daß er's zu eifrig mit der Arbeit treibt.
Er ist erst sechszehn Jahr und schon ernährt
Er seine alte Mutter und sich selbst.
**Bertha.** Der brave Junge!
**Katharina.** Und da denk' ich oft,
Es wird ihm schaden, daß so heftig er
Die jungen Glieder anstrengt, schafft er doch
Schon mehr als mancher Mann. (Nach kurzem Nachdenken.)
Ja, hätt' ich noch
Den Aelt'sten, Gräfin, der zugleich mit Euch
An meiner Brust lag. (Wehmüthig) O das liebe Kind,
Und starb so elend in den Blattern.
**Bertha.** Sei nicht
So traurig, gute Mutter, vielem Schmerz
Bei karger, kurzer Lust ist er entgangen.
O, ruhte in der Gruft ich oder auch
An Deiner Brust, ein zart, unmündig Kind,
Des eignen Thuns mir unbewußt, da wär'
Ich vielem Leid entflohn.
**Katharina.** Da müßt' ich ja
Zum zweitenmal für Euer Leben zittern.
Nein, Gott sei Dank, daß ich Euch vor mir seh'
Ein großes und gesundes Fräulein! Hab'
Ich doch um Euch der Angst und Sorgen viel
Gehabt, da kaum das Leben war in Euch.
Gewährte —
**Bertha.** Ach, ein schwach, kaum athmend Kind
Sah ich das Licht, und nur voll Trauer schauten
Die Freunde mich; denn nicht, so wähnten sie,

Sei für das Leben ich geboren, nur
Durch schnellen Tod der Eltern kurze Lust
Zu stören; o, ein bang weissagend Bild!
Des künft'gen Lebens Schmerz verbreiten und
Erdulden, ist mein Loos hienieden.

**Katharina.** Gott!
Was ist Euch? Seid zufrieden doch! Ihr habt
Ja alles, was das Herz verlangt und nun
Sprecht Ihr so traurig, gleich als wär' der Tod
Am besten Euch zu wünschen. Still davon!
Denn oftmals straft der Himmel solchen Spott
Durch schleunige Erfüllung und das wär'
Ein großes Herzleid allen uns und auch
Nicht gut für Eure Seele.

**Bertha.** Du hast Recht!
Das ist es auch, was aufrecht mich erhält
In meinem Kummer, daß Ihr all' mich liebt
Und meine Trauer Eure Herzen engt.
Verzeihe, wenn ich Dich erzürnt, Du liebst
Mich doch, nicht wahr, Du bist mir gut, Du Treue?
O, mög es nimmer Dich gereu'n, daß Du
Das zarte Leben mir erhalten.

**Katharina.** Du
Mein Gott, wie sollt' es mich gereu'n! Ihr seid
So fromm ja, seid so engelgut, und auch
Schreibt all mein Glück sich von der Stunde, da
Man meiner Pflege Euch vertraute; denn
Zuvor da war es elend, kümmerlich.
Denn nichts konnt' ich dem Manne bringen, er
Mir nur ein ärmlich Obdach bieten, voll
Der Schulden, stets sich häufend und verjährt.
Wir mußten uns behelfen; doch es ging
Noch leidlich, bis der Himmel mir den Sohn
Bescheerte. Ach, da lebt' ich bange Tage.
Die Arbeit lag, es stockte der Erwerb.
Mit naher Klage droht' der Schuldherr, da,
Da sank der Muth mir; ohne Rettung schien
Mir uns're Lage. Doch da trat herein
Der Pfarrer. „Frau," so sprach er, „Euer Glück
Könnt Ihr jetzt machen!" und er legt' es mir
Jetzt aus einander, wie für Euch gesucht
Würd' eine Amme und wie großes Heil
Dies uns'rer Armuth bringen könne. Doch

Ich sollte mich von meinem Kinde trennen,
Es Fremden anvertrauen. „Nein, das kann
Ich nicht!" so rief ich. „Doch, wenn mit dem Kinde
Man auf mich nimmt, so bin ich gern bereit."
Der Pfarrer sagte dies dem Boten. Ich
Ging hin zur Kirche, betete, daß Gott
Mein Schicksal möge lenken, wie es ihm
Zur Ehre, mir zum Heil. Dann ging ich still
Getröstet fort. Vor meiner Hütte hielt
Ein Wagen schon bereit, mich abzuholen.
Da sah ich Gottes Rathschluß und hinein
Stieg ich getrost mit meinem Kinde; doch
Wie war zu Muth mir, da ich Euch erblickte:
So schwach und kaum noch lebend! Lieber Gott,
So dacht' ich, wär' ich doch am Altenberge;
Am Leben bleibt das zarte Würmchen nicht,
Und mir dann wird die Schuld wohl beigelegt;
Doch Gott gab Gnade, daß Ihr Euch erholtet
Und eine große, liebe Dame wurdet.
(Sie schweigt still und Bertha ist nachdenkend.)
Doch warum seid so still Ihr denn und sagt
Mir gar nichts, ist nicht wohl Euch?
(Man hört während der Zeit unverständliche Worte hinter der Scene.)

**Bertha** (auffahrend). Ja! Das ist
Der Godowesi, Liebe, laß uns gehn,
Daß ich vermeid' sein widerwärtig Antlitz.
Wie Mißton klingt mir seine Stimme schon.

**Katharina.** Wer ist das?

**Bertha.** O, so komm, er naht sich schon!
(Sie führt Katharina mit sich fort.)

## Neunte Scene.

Marco Godowesi, Eduard Felsberg.

**Eduard Felsberg.** Ihr habt recht kurze Zeit dies Land gesehn
Und also faßt Ihr seine Schönheit nicht;
Denn nicht dem Auge beut sich's freudig dar
In üpp'ger Fülle prangender Natur;
Und wer im Feenreich Italiens
Erzeugt und von dem aromat'schen Duft
Des blühenden Orangenhains genährt,
Den können Jahre nur, auf deutschem Boden
Verlebt, der deutschen Schönheit Wunder lehren.

**Marco Godowesi.** Ich weiß, Ihr zürnt dem Fremdling nicht, der fern
Von Süden naht, wenn er sogleich die Lust
Des Nordens nicht erschaut. Hab' ich doch lang
Ergründet schon des Volkes kräft'gen Sinn,
Das es bewohnt, und lange kann ein Land,
Von solchem edlen Stamm bevölkert, nicht
Mir unhold scheinen.

**Eduard Felsberg.** O, da sprecht Ihr recht
Aus meinem Herzen. Manches Land durchstrich
Ich forschend, doch zur Heimath zog's mich stets,
In Welschlands Blüthenhimmel wie im Reich
Des Britten.

**Marco Godowesi.** Süße Regung der Natur,
Wann rührtest Du mit größerm Recht ein Herz,
Als da zur Heimath diesem Jüngling du
Die Sehnsucht gabst?

**Eduard Felsberg** (unwillig). Die lebt in jeder Brust,
Und stets mit vollem Recht; denn jedes Land
Hat seinen Vorzug, den das Fremde nie
Uns bieten kann. So ist das Meine mir
Auch werth vor allen andern, und wer nicht
Ein gleich Gefühl im Busen trägt und mehr
Den Fremdling rühmt wie seines Landes Sohn,
Der scheint ein Unding und ein Bastard mir.

**Marco Godowesi.** Da habt Ihr Recht. Nie kann ein fühlend Herz
Dem Vaterlande sich entfremden, so
Schwebt vor den Blicken stets die Heimath mir,
Beut gleich sich Höh'res ihnen dar; und so
Gab nicht Ersatz des Thals der Jugend Euch
Die Ferne.

**Eduard Felsberg.** Doch; in diesen Wäldern wurde
Mir wohl und fast wie heimathliche Luft
Umweht es mich; ist gleich das Klima ganz
Verschieden, sind doch die Bewohner gleich
An Unschuld, Freiheitssinn den frommen Hirten
Auf unsern Alpen.

**Marco Godowesi.** Wie, Ihr seid kein Deutscher?

**Eduard Felsberg.** Helvetien hat mich geboren. Wo
Die Aar um Bern's beglückte Mauern rauschet,
Ergötzten mich der Kindheit Spiele; so
Ist von Parteisucht frei mein Urtheil, wenn
Germanien ich rühme.

**Marco Godowesi.** Ach, Ihr seid
Ein Schweizer, meiner Heimath nachbarlich;
Das klingt wie Zauberton in meinen Ohren.
Wie ist's erfreulich, in der Ferne, wo
Befremdend jedes Antlitz, jeder Laut,
Selbst die Natur uns kalt und unverwandt,
Den fernsten Laut der Heimath zu vernehmen.
(Ihn umarmend) Kommt an mein Herz, es weiht sich liebend Euch.
Laßt Euer Freund mich sein, es drängt mich hin
An Euren Busen.

**Eduard Felsberg** (kalt ihn umarmend). Herzenseinheit knüpft
Der Freundschaft Bande. Wenn ein gleicher Sinn
Belebt uns beide, willig öff'ne ich dann
Die Arme.

**Marco Godowesi** (in seinen Armen). Ewig hat verbunden uns
Ein gleicher Sinn und sympathetisch klopft
An Eurer Brust die meine. O, nun soll
Ein Eden mir entblühn auf ödem Grund
Der moos'gen Haide.

**Eduard Felsberg.** Also thut Verzicht
Darauf Ihr, daß anschaulich einst und klar
Euch werde dieses Landes Sinn, da thut
Ihr wohl daran, denn nimmer paart sich wohl
Mit welscher Feinheit grader, plumper Sinn.

**Marco Godowesi.** Ich schmähe nicht des Landes Sitte, nicht
Den Geist des Mann's, der ihn bewohnt. Zwar wird
Ihm nimmer blühn des Ruhmes Prachtgebild
Doch für den Mittelstand schuf tücht'ger ihn kein Reich.
Wie blüht im Wohlstand sonst dies Land, so arm
Von der Natur begabt, wenn reger Fleiß
Und eiserne Beharrlichkeit ihr nicht
Die Gaben abzwang, die sie karg versagt.

**Eduard Felsberg** (lächelnd). Wie ward Euch, da aus Welschlands Himmel Ihr
Euch ferntet, und Euch deutsche Luft berührte?

**Marco Godowesi** (lächelnd). Ein wenig bang, das könnt Ihr denken; denn
Welch hohe Reize auch dies Land besitzt,
Noch fass' ich nicht, wo ich sie suchen soll.
Der Sonnenbrand der Haide möchte denn
Begeistern mir das kochende Gehirn,
Daß ich nur ihre Blümlein pflückte, sie
Zergliedernd, in der Schönheit Quell mich tauchte.

O solch ein Land, wo man, im Schnee versenkt,
Des Jahres Hälfte künstlich vor dem Frost
Das Leben schützen muß; und hat sich trüb
Und feucht die Sonne wiederum genaht,
So kann man vor den armen Strahlen sich
Nicht einmal bergen. Ha! wo ihren Strahl
Sie glühend hinsenkt auf Italien
Und der Citrone Goldfrucht reift, da schützt
Der Pomeranzenwälder Grün den Sohn
Des Landes. Doch hier sengt er das Gehirn
Auf öder Haide, hier, wo kaum die Saat
Er reift. Des Nordens und des Südens Weh
Hat die erzürnte Gottheit auf dies Land
Gehäuft.

**Eduard Felsberg.** Doch wie ertragt Ihr es denn, hier
Zu weilen? Wie in kalter Todtengruft
Muß Euch das Leben scheinen. Ist Euch gleich
Den Worten der Gedanke?

**Marco Godowesi.** Nur die Huld
Des Grafen hält an diesem Boden mich.
Auch lab' ich oft mich an dem klaren Born
Der Künstler unsers Landes, die mich her
Begleitet auf der Reise. Glühend beut
Sich dar der Phantasie das ferne Bild,
Schau' auf der Leinwand ich es.

**Eduard Felsberg.** O wie seid
Ihr glücklich, daß Eu'r eigen solch ein Werk
Ihr nennet; Welschlands Meisterstücke auch
Ich schau' verlangend gleich dem Tantalus,
Und nicht der kleinste Abdruck war mein eigen.
Wie wünscht' ich oft, daß statt der Harmonie
Des Pinsels Gabe mir beschieden.

**Marco Godowesi** (seine Brieftasche öffnend und verschiedene Papiere herauslegend). Seht,
Ein kleines Pröbchen. (Während Felsberg es betrachtet, für sich.)
Du meinst wohl, Deinem kalten Spotte sei
Ich dargestellt zum Ziel. Doch hüte Dich,
Daß nicht die Rache Dich ereilt! (Laut) Wollt mehr
Ihr schauen, folgt mir in mein Zimmer, viel,
Noch viel der großen Geisteswerke nenn'
Ich mein. (Er steckt die Bilder in die Tasche; sie gehen hinaus. Laurette begegnet ihnen in der Thür. Sie machen ihr eine stumme Verbeugung.)

## Zehnte Scene.

**Laurette** (allein). Er würdigt mich nicht eines Blick's,
Der Stolze, und so trunken hing noch gestern
Sein Aug' an Bertha's dämmernder Gestalt.
Ihr wähnt euch unbemerkt, ihr Sichern. Ha!
Ihr kennt nicht mein durchdringend helles Schau'n.
Wer rühmt sich, daß er Stunden nur verbarg
Sein Inn'res vor Lauretten's scharfem Blick.
Und da sein arglos Lob von Cordchens Lippen
Ich preßte, wie da lodernd flammte auf
Dein ganzes Ich. Da senkt' den tiefen Blick
In Deine Brust ich, sah darin sein Bild.
Begnüge Dich mit Deinen Phantasien,
Verrückte Schwärmerin, und überlaß
Gescheidtern Leuten dieses Mannes Liebe.
Was red' ich? Lieb ich ihn? (Nachsinnend) Nein, wahrlich nicht!
Ich fühl' es klar, ich lieb' ihn nicht, doch ist's
Verdrießlich mir, daß solch ein stolz Gemüth
Sich fesseln läßt von solcher schwachen Hand.
Was zieht ihn zu der Träumerin? Doch nicht
Das bischen Larve oder auch der Ton
Der wilden Schwermuth und ihr Geisterblick?
Ich denk, vorüber sei die Zeit, wo man
An intressanten Todtenköpfen sich
Ergötzte; und ein blühend, frisch Gesicht,
Ein schlaues Auge ist den Männern mehr
Als alle Psychen und Uranien.
(spöttisch) Gib willig auf es, du empfindsam Kind,
Mir Nebenbuhlerin zu sein; denn bald
Entführ' ich dir den Trauten und du klagst,
Ein einsam girrend Täublein. (Sie hat während dieser Zeit heftig auf dem Tisch herumgesucht) Ei, ein Brief!
An Marco Godowesi, o das ist
Der junge Welsche mit dem Sperberblick.
Laßt sehn (Sie öffnet ihn und liest:) „Du weißt, wie große Pflichten Dir
Obliegen gegen mich. Errettet hab'
Ich Dich aus drohender Gefahr, da floß
Von Dank Dein Busen über, nimmer könntest
Du solchen Dienst vergelten, wähntest Du.
Da deutet' ahnend ich auf ferne Zeiten,
Wo Deiner ich bedürfte und Du schwurest,
Dein Dasein mir zu weihn. Ob treu der Schwur

Das will ich nun erproben. Sprachst Du wahr,
So laß die Heimath, eile her zu mir.
Laß kein Geschäft, so dringend es auch sei,
Verzögern Dich, denn größer, dringender
Ist, was Dich herruft und ein höh'rer Lohn
Erwartet Dich am Ziele. — Adelbert
Von Löwenstein." — Mein Onkel? Wie, er will
Zu hoher That ihn brauchen? Nun das scheint
Ein saub'rer Handel mir! Hab' ich es längst
Geahndet, eine feine Larve sei
Sein nied'res Amt, daß nicht die Scheelsucht ihn
Erreiche, da des Grafen Herz er lenkt.
Denn, wie zum Phöbus schaut die Sonnenblume,
So hängt an ihm der Blick des Grafen auch.
Dem jungen Schweizer scheint er Freund, das ist
Wohl das Orakel, dem ich spähend mich
Muß nahen. (Heftig nach einer Pause.) Lieben muß der Stolze mich!
An meinen Busen will ich sanft ihn ziehen,
An meine Wange, blühend, jugendlich.
Doch wehe, ist vergeblich mein Bemühen!
Noch nie verschmähte Männerliebe mich.
Der Rachegötter Fackeln weh'n und glühen,
In Nattern wandeln meine Blicke sich;
Und könntest ganze Welten du bezwingen,
Entgingst doch nimmer du der Rache Schlingen.
Allein, wer naht? (Sie faltet eilends den Brief zusammen und wirft ihn auf den Tisch, worauf sie sich etwas zu schaffen macht.)

## Elfte Scene.

Laurette, Marco Godowesi.

**Marco Godowesi** (hereinkommend, für sich).
Welch böser Dämon trieb mich auch
Das Portefeuille zu öffnen? Marco, oft
Bist Du so vorsichtsvoll und oft — (Er schlägt sich vor die Stirn.)
Find ich es hier nicht, so — (Er eilt mit schnellem Schritte zum Tisch und bebt zurück, wie er Laura sieht.)

**Laurette** (sich schnell fassend und unbefangen). Es freut
Mich, daß ich Euch erblicke. Dürft' ich Euch
Bemühen, aus des Hauses Bücherschatz
Ein Werk des Genius mir zu vertraun?
Mit Sorgfalt werd' ich es bewahren.

**Marco Godowski** (der den Brief schnell eingesteckt hat, gefaßt). Ich
Gehorche freudig Euch; wie könnte auch
So schöne Hand Verderben bringen!
Womit kann ich Euch dienen?

**Laurette.** Dieses sei
Zur eignen Wahl Euch überlassen. Was
Des Schönen nur des Menschen Geist erzeugt,
Die scherzende, die ernste Muse ihm
Geflüstert, sei willkommen mir.

**Marco Godowski.** Doch wie
Soll ich es wagen, zarten Frauensinn
Zu deuten, was genehm ihm, zu ergründen.
Nicht kennt die rauhe Männerbrust die Wahl
Des Weibes, sie, die feine, zarte, und
Zur Schande wär' es mir, böt' ich Euch dar,
Was Euch empörte.

**Laurette.** Dafür bürgen mir
Eu'r Amt und Euer geistvoll Aug'.

**Marco Godowski.** Ihr werdet
Hochmüthig Euren Diener machen, denn
Man trägt wohl leichter Mannes Tadel, als
Das Lob von schönen Lippen.

**Laurette** (nach einem Augenblick). Nun, ich will
Das von der besten Seite nehmen.

**Marco Godowski.** Wie!
Auch könntet Ihr es anders wahrlich nicht,
Wo zwiefach mein Gedanke, da ich fühlte
Des Lobes süße Last.

**Laurette.** Es sei, doch darf
Ich meine Bitte wiederholen?

**Marco Godowski.** Wohl!
Liebt Ihr die Alten, Gräfin?

**Laurette.** O, wer kann,
Daß ihren Schwung er je erreicht, sich rühmen?

**Marco Godowski** (ein Buch hervorziehend).
So schaut hier des Homeros schönsten Sang.

**Laurette** (hastig). Die Odyssee! Wahrhaftig, wohl habt Ihr
Ergründet meinen Sinn, mein Liebstes mir
Erwählend. (Sie legt das Buch auf den Tisch). Viel Beschäftigung wohl gibt
Euch Euer Amt?

**Marco Godowski.** Ich steh' am reichen Quell,
Beschäftigung und Lust zu schöpfen, und

Ich labe stündlich mich aus ihm. Doch was
Mein eigentliches Amt betrifft, da hab'
Der Muße ich genugsam; nur der Graf
Bedient sich meiner und wenn etwa ihn
Besucht ein Freund; doch selten nur wird mir
So wohl es, daß von schönen Lippen ich
Empfang' Befehle.

**Laurette.** Gräfin Bertha liest
Doch gern und viel, wie man mir sagte.

**Marco Godowesi.** Viel
Und mit Empfindung. Dieser Dame ist
Das Höchste nicht zu hoch, und geistvoll schaut
Der Dichter Zartheit wie den ernsten Geist
Des Philosophen und des Helden Kraft
Mit gleicher Klarheit sie. Doch hab' ich nie
Das Glück, von ihrem Munde den Befehl
Zu hören; Felsberg überbringt ihn stets.

**Laurette.** Schon gestern sah ich diesen Felsberg, und
Ein enger Freund des Hauses scheint er mir.
Sah ich hier recht?

**Marco Godowesi** (kalt). O ja, man ist ihm gut.

**Laurette.** Er weilt wohl nur zur Lust hier, oder hält
Vielleicht ein Amt an diesem Ort ihn? (Lächelnd) Ihr
Schaut mich verwundert an, daß also viel
Ich über diesen fremden Mann erfrage.
Doch wißt, er sei ein Künstler, so vernahm
Ich, und ein Herrscher in des Klanges Reich.
Auch ich bin eine Schülerin der Kunst
Und ehrfurchtsvoll schau' zu dem Wesen ich,
Das sie beherrscht, und große Pläne hab'
Der Lust auf seine Flöte ich gebaut.
Doch eigennützig, nur die süße Lust
Sich selber gönnend, sind nur gar zu oft
Die Herren Virtuosen. Also frag'
Ich Euch, ob man es kühnlich wagen darf,
Mit Bitten ihm zu nahen.

**Marco Godowesi.** O, er wird
Sie freudig Euch gewähren. Das Gebot
Des holden Mundes einer Dame ist
So lieblich, und den Damen ist er doch
Vorzüglich angenehm. Ihm gab, was ja
So wenigen verliehen das Geschick,
Die Gabe zu gefallen und den Kranz

Der Musen, doch das ist dasselbe, denn
Getrennt besteht es nicht. (Lächelnd) Wie reichlich doch
Die Musen ihren Diener lohnen. Lust
Und Ruhm und sorgenfrei's Gemüth und Gunst
Des lieblichen Geschlechtes ist sein Preis;
Wie steh'n wir andern Adamssöhne doch
So niedrig gegen diese Lieblingskinder
Fortunens.

**Laurette.** Wenn der Künstler uns ergötzt
Und wir ihn suchen, mag er sich darob
Nicht bläh'n, denn oftmals lieben wir in ihm
Das Werkzeug seines Instrumentes nur,
Und ohne dieses scheint er nichtig uns.
Doch ein erfahrner Geist, ein fester Sinn,
Dem zollen wir der Achtung Opfer, nicht
Vergleichbar jenem, was dem Künstler wird
Zu Theil.

**Marco Godowski** (lächelnd, halb für sich). Nun freilich, Achtung dem Verdienst,
Und dem Talente Zutrau'n, Liebe: das
Ist wohl getheilt, doch allzu ehrlich nicht.

**Laurette.** Doch zweifl' ich nicht, daß schlecht auf Euren Freund
Ein solches paßt. Wär' einzig nur sein Geist
In seinem Instrumente und nicht auch
Im eig'nen Ich, es wär' so traulich wohl
Nicht Eu'r Benehmen gegen ihn.

**Marco Godowski.** Ein Mann
Von feiner Bildung und ein schöner Geist,
Ein Philosoph, ein Musikus und Dichter,
Das alles ist in Einem dieser Jüngling,
Und, böt' ihm die Gelegenheit sich dar,
Ein Held noch obendrein, ein Astrolog,
Ein Mathematikus, das ist er auch,
So daß es scheint, als wohnte all der Geist,
Der jenen Künstlern fehlt, vereint in ihm.

**Laurette.** Mein Gott, das ist unmöglich, nimmer reicht
Um alles dieses gründlich zu erlernen
Das längste Menschenleben hin.

**Marco Godowski** (begeistert). Nicht doch!
Einst hegte gleiche Meinung ich, doch jetzt
Hab' ich gesehn den Talisman, der mich
Geheilt von meiner Blindheit; ihn, das Wunder
Der Welt, den vierundzwanzig-jähr'gen Jüngling,

Der Plato's Weisheit, Archimedes' Kunst
Und Scipio's Kühnheit eint. Ungläubig starrte
Mein Aug' ihn an, doch da ward sichtbar mir
In geist'ger Klarheit seine Schöne und
Ich senkte demuthsvoll vor ihm das Haupt.

**Laurette** (etwas verlegen und zweifelhaft) Ihr seid begeistert, aber sagt, wie lohnt
Man also groß Verdienst?

**Marco Godowesi.** Er wird geliebt,
Geehrt wie keiner, das Orakel ist
Des ganzen Hauses er, bei ihm erholt
Sich Rath's die Gräfin, den Comtessen liest
Er vor, ergötzt durch Spiel sie und Gesang.
Welch schön'res Loos kann ihm beschieden sein,
Als dieses, was den alten Frauen ihn
Empfiehlt?

**Laurette** (für sich). Ich merk' es, deine Furie ist
Die Eifersucht. (Laut) Leicht folgt den Künsten wohl
Ein unverdient Geschenk der Menschengunst,
Die doch beschieden einzig dem Verdienst,
Dem wahren, reinen sollte sein.

**Marco Godowesi** (für sich). Willst du
Mich fahn? (Laut) Wohl ist die Billigkeit nicht stets
Der Menschenhandlung Richter und er neigt
Zum holden Schönen oft wohl leichter sich
Wie zum bescheid'nen Nutzen sonder Prunk.
Doch nur ein schwach Gemüth folgt also leicht
Dem leeren Scheine; doch wo freudig sich
Mit tiefem Sinn die holde Muse paart,
Da reißt unwiderstehlich und mit Recht
Sie jedes Herz an sich, wie meinen Freund.
Wer kann ihm widerstehn?

**Laurette** (verdrießlich). Ihr seid sein Freund?
Ein inn'ger, warmer?

**Marco Godowesi** (herzlich). Ich bewundere
Und liebe ihn so sehr, daß ich den Preis
Der gräflichen Familie streitig mache,
Und das heißt viel.

**Laurette.** Er ist ein großer Liebling,
Das wußt' ich früher, denn schon heute hat
Sein Lob aus Bertha's Munde mir getönt.
Auch diese theilet die Bewunderung
Des ganzen Hauses.

**Marco Godowesi.** O, wer sollte nicht!
Kaum das Jahrhundert zeuget einen Geist
Wie diesen, kraftvoll, innig, tief und rein;
Nur gar zu oft paart des Verstandes Schärfe
Mit losen Sitten, böser Arglist sich.
Doch arglos, engelrein, und doch so hehr
Wie dieses, sah ich nimmer noch ein Herz!
(Der Reichsgraf kommt herein.)

**Reichsgraf** (zu Laurette). Da seid Ihr? Eilt zu Eurer Mutter, sie
Sucht angstvoll Euch.

**Marco Godowesi.** Wohl hat die gnäd'ge Gräfin
Vollkommen Recht, wenn um solch holdes Kind
Sie stets in Sorgen ist.

**Laurette** (für sich, indem sie auf dem Tisch ihr Taschentuch sucht).
Mir ist zum Weinen!
Ergründet hab' ich nichts, und ob er mich
Nicht gar ergründet, der verwünschte Mensch!
Zu Tode müßt' ich mich ja schämen!
(Sie geht mit ihrem Taschentuch fort.)

## Zwölfte Scene.

Reichsgraf, Marco Godowesi.

**Reichsgraf.** Nun,
Was lachst Du?

**Marco Godowesi.** Ist's zum Lachen nicht, wenn uns
Ein Weib zu überlisten denkt und sich
Gefangen sieht in eig'ner Schlinge?

**Reichsgraf.** Was
Bedeutet Deine Rede?

**Marco Godowesi.** Ach, es ist
Nicht werth des Redens, wenn so Wicht'ges man
Hat zu besprechen, doch wenn Ihr befehlt —

**Reichsgraf.** So rede!

**Marco Godowesi.** Denkt, die Gräfin Laura hat
Versucht, mich zu erforschen, denkt Euch das!
Mich zu erforschen! Wie die Weiber doch
Voll Eitelkeit und Hochmuth stecken! doch
Erfahren hat sie nichts, ich speiste sie
Mit glatten Worten, sie war außer sich
Vor Aerger. (Nach der Odyssee greifend.) Ach da liegt das gute Buch
Ja noch, mit dem sie das Gespräch begann.

Wo ist denn die Begeistrung hin entflohn,
Mit der sie es ergriff? Ich dachte schon
Sie würde eilen, mit dem theuren Schatz
Sich zu verschließen. Ja, so sind die Weiber,
Voll Lug und Trug, die schlimmsten Männer sind
Nur die Copie von ihrer Falschheit. Hätte
Der Himmel ihnen mehr Verstand verliehn,
Sie kehrten um das Weltall.

**Reichsgraf.** Aber sprich,
Was wollte sie erforschen?

**Marco Godowski.** Ach, es brennt
Ihr junges Herz in lichterlohen Flammen
Für Eduard Felsberg schon, zum mind'sten scheint
Es also mir.

**Reichsgraf** (verächtlich). Verliebte Grillen! Pah!

**Marco Godowski.** Nun quält sie Eifersucht um Gräfin Bertha;
Sie hat bemerkt, wie oft des Jünglings Blick
An Bertha's Reizen hängt, das alles hätt' sie gern
Recht haarklein dann von mir erfahren.

**Reichsgraf.** So?
Auch Du hast es bemerkt, so ist es wahr,
Mit Bertha mein' ich. Hör', das hat mir oft
Der Unruh' viel gemacht.

**Marco Godowski.** Daß er sie liebt,
Die Gräfin? Nun, das ist wohl klar zu sehn.
Allein, was kümmert's Euch? Die Flamme muß
Erlöschen oder ihn verzehren, nicht
Verdient auch Bess'res, wen der Hochmuth treibt,
Daß er vergißt des eig'nen Standes, zu
Der Herrin hebt das frevelhafte Aug'.
D'rum laßt ihn immer, seine Strafe wird
Aus eig'nem Herzen ihm entsprießen. (Für sich) Schnell
Enteilt die Zeit und er, er tändelt.

**Reichsgraf.** Doch
Erschien es oftmals mir, als kehrte ihm
Zurück ein holder, schöner Liebesblick.
Wenn er ihr glühend Herz sich zugewandt
Durch seiner Flöte süße Tändeleien,
Durch seine hohe Miene. Marco, wenn
Sie ihn zu lieben wagte!

**Marco Godowski.** Denkt so tief
Von Eurem edlen Fräulein nicht, Herr Graf.
In ihren Adern rollt das edle Blut

Der Löwensteiner, den erhab'nen Geist
Gabt Ihr zum Erbtheil ihr und eher schaut
Nach Königskronen wie nach niederm Herd
Ihr glühendes Verlangen.

**Reichsgraf.** Ja, sie ist
Mein Liebstes, ist die Krone meines Hauses,
Sie ist die Einz'ge, die mir ähnlich ist.
Durch sie wollt' ich den neuerrung'nen Thron
Befestigen, doch nun erfüllt mich Sorge
Um sie. Hält Liebe erst ihr Herz befangen,
Wie Schattendunst entflieht der hohe Sinn;
In kleinlich banges, schmachtendes Verlangen
Stirbt ihrer Größe schöne Blüthe hin.
Nein, wahrlich nein, so soll mein Kind nicht sinken.
Fort muß der Kecke!

**Marco Godowesi.** Mir ist's eben recht;
Ich haß' ihn lange, doch mir war er nicht
Im Wege, darum ließ den seinen ich
Ihn ruhig wandeln, doch da heute ich
Erholen mich von schweren Sorgen will
Und ein Gespräch mit ihm beginne, da
Mit spitzen Worten höhnt er Euch, der Freche.
Ob er für also sinnlos mich geachtet,
Daß nicht verständlich seine Weisheit mir?
Vielleicht auch schien ich so verächtlich ihm,
Daß nicht der Müh' es lohnt, ein freundlich Wort
Mir zu vergönnen; denn was kann es wohl
Dem schaden, der der Herrschaft Herzen lenkt,
Wenn ihm der Diener grollt? Doch dies Mal hat
Er sich versehn; mit seinem Regiment
Geht's auf die Neige.

**Reichsgraf.** Wohl! Doch sprich, wie kann
Mit guter Art man ihn entfernen?

**Marco Godowesi.** Was?
Mit guter Art? Man heißt ihn gehn, das ist
Die beste Art. Hat er nicht lang genug
Auf fremde Kosten sich gepflegt?

**Reichsgraf.** Gemach!
Wie bist Du doch so heftig! Ist das auch
Gemäß der Vorsicht, die Du stets empfiehlst?
Mich dünkt, wo Andre nur es Schmerzen kostet,
Da bist Du mit der Vorsicht stets zur Hand,
Doch sollst Du nur die kleinste Regung Dir

Versagen, wär' es zum Verderben Dir
Und Deinen Freunden, dennoch zähmst Du nicht
Den wilden Hang.

**Marco Godowesi.** Ihr thut mir Unrecht, Herr.
Wann gab ich Euch Beweise, daß ich nicht
Beherrsche meine Leidenschaften? Hab'
Ich der Verstellung schwere Kunst nicht schon
Sechs Monde lang geübt in diesem Schlosse?
Und wer wohl ahndet, daß ich Wichtiger's
Zu hüten hab' als Bücher? Selbst da mich
Verhöhnte dieser Bube, war so sehr
Ich meines Zornes Meister, daß nur hold
Und freundlich meine Worte klangen, da
Im Busen mir der finst're Grimm entbrannte.
Allein was kann uns dieser Knabe schaden,
Der Abenteurer in dem fernen Lande?
Warum die theure Zeit damit verderben,
Daß man ersinnt, wie man solch läst'gen Gast
Sich fortschafft? Heißt ihn gehn; das ist mein Rath.
Das beugt ihm auch den stolzen Hochmuth wohl,
Was doch ihm noth von Herzen.

**Reichsgraf** (sich plötzlich besinnend). Doch wie wird
Beleid'gen es mein Weib und meine Töchter,
Wenn also schnöd' ihr Liebling wird behandelt!
Erwäg' es, nicht die Gräfin Löwenstein,
Nein, Deine künft'ge Fürstin wird gekränkt
In ihr — und wer mein Weib nicht ehrt, der ehrt
Mich auch nicht. (Geht mit majestätischem Anstande auf und ab.)

**Marco Godowesi** (für sich). Gott, wie sich das Männlein bläht!
Wie wird ihm seine Herrscherwürde schon
So schwer zu tragen, eh' er sie erlangt!
Du Zwerg, der Größe heuchelt, was wohl hast
Begonnen Du, das ich nicht billigte?
Du bist das Werkzeug meiner Pläne. Hätte
Auf gleiche Höhe mich Geburt gestellt,
Wie würd' ich, armer Schwächling, Dich verachten!
(Aufstehend und auf den Grafen zugehend.)
Allein die Stunden eilen, wollt Ihr nicht
Vernehmen, wie ich Euere Befehle
Verrichtet?

**Reichsgraf.** Schnell, um Kleines haben wir
Versäumt das Wichtige; schon wird man lang
Bei der Gesellschaft mich vermissen.

**Marco Godowesi.** In
Der Hauptstadt fand ich alles gut gestimmt
Für uns, so mein ich, und dem Fürsten gram.
Ein neu Edict, daß man die kleinen Kinder
Nicht ferner vor die Häuser setzen soll,
Um sich zu sonnen, ohne alle Aufsicht,
Hat die Gemüther Aller aufgereizt.
Sie haben viel mir vorgejammert, wie
Unmöglich sie das Leben fristen können,
Da den Erwerb sie lassen und die Zeit
Verschwenden müssen mit den Kindern. So
Ist thöricht, sinnlos ganz des Pöbels Sinn,
Daß sie das Neue hassen, ist es gleich
Sie zu beglücken nur ersonnen; doch
Dem neuen Herrscher sehn sie stets mit Jubel
Entgegen, ist er gleich ein Teufel, selbst
Ein Engel der, den er verdrängt.

**Reichsgraf.** Das ist
Das Wenigste, eh' sich der Pöbel regt
Nach der gescheh'nen That, eh' senkt die Last
Des Firmaments auf uns sich nieder, und
Nicht muß er wissen, daß ein neuer Herr
Ihm ward, bevor der alte ausgeathmet;
Den staunt er dann mit off'nem Munde an
Und zieht schon nach wie vor im Joch. Doch hast
Du Reihersdorfen auch gesehn? Wie denkt
Am Hofe man?

**Marco Godowesi.** Die alten Freunde lassen
Euch grüßen. Ihre Namen seht Ihr hier. (Ihm eine Liste zeigend.)
Graf Reihersdorf den seht in kurzem Ihr
Auf diesem Schlosse. Gräfin Bertha ist
Der Preis, den er verlangt.

**Reichsgraf** (nachdem er in die Liste gesehn). Ich wollt', ich könnt'
Um andern ihn gewinnen; denn es scheint,
Sie liebt ihn nicht, und ungern zwing' ich sie.

**Marco Godowesi.** Vier Jahre sind's, daß sie ihn nicht gesehn;
Indessen ändert sich die Neigung oft.
Auch glaub' ich nimmer, daß dem schönen Mann
Im Ernst ein Körbchen reicht die Gräfin. Thun
Doch oft die Weiber spröde, wenn die Gluth
Der Liebe sie durchflammt; so will es ja
Die Sittsamkeit. Auch einen andern Herrn
Bringt mit sich her der Graf; von Hellbronn ist
Sein Name.

**Reichsgraf.** Still auf fernen Gütern lebte
Sein Vater. Sollte etwa sich der Sohn
Emporgeschwungen haben? Ist mir doch
Durch meine Forscher nichts davon berichtet.
(Auf die Liste sehend.)
Auch auf der Liste steht er nicht. Was soll
Er dann?

**Marco Godowesi.** Es ist ein heller, feur'ger Kopf,
Und können wir in unsern Bund ihn ziehn,
So sei er, meint der Graf, von Nutzen uns,
Und mehr als er sein Geld noch; denn er ist
Von allen Edlen dieses Landes wohl
Der Reichste.

**Reichsgraf.** Nun, wir wollen sehn, wie wir
Gewinnen ihn. (Nach einer Pause.) Ich stehe an der Pforte,
Die Herrscherthron und Kerkerdunkel trennt,
Ob das Geschick zum finstern Schreckensorte,
Ob zu des Thrones Glanz es mich ernennt,
Wer wird verkünden mir die ernsten Worte?
Wer ist's, der seine dunkeln Wege kennt?
Umsonst; kein Göttersprúch erhellt ihr Grauen.
Der eig'nen Kraft muß wagend ich vertrauen.

(Er faltet die Liste zusammen und geht in den Hintergrund. Der Vorhang fällt.)

# Zweiter Aufzug.

## Erste Scene.

(Das Theater stellt einen illuminirten Garten vor. Die Gesellschaft nimmt Erfrischungen ein in einem Pavillon; gegenüber steht die Büste des Julius Cäsar.

Der Reichsgraf, die Reichsgräfin, der Minister, die Ministerin, Graf Reihersdorf, Graf Hellbronn, Bertha, Cordelia, Ferdinand, Marco Godowesi, letzterer nur im Hintergrund als Zuschauer.)

**Reichsgraf** (zu Hellbronn.) Verzeiht, daß diesen frohen Tag ich nicht
Verherrliche durch Gäste sonder Zahl,
Wie es in Städten Sitte. Abgesondert
Liegt dieses Schloß von aller Nachbarschaft,
Und Hütten nur umringen es, drum müßt
Vorlieb Ihr mit dem guten Willen nehmen.

**Hellbronn.** Ich dank' dem güt'gen Zufall, daß er mich,
Vom Zwange fremder Gegenwart befreit,
Die ersten Sonnenblicke meines Glücks
Genießen läßt. (Zutraulich und leiser zu Cordelia.)
Wie meinst Du, Theure, wär'
Dir wohl, wenn statt dem trauten Freundeskreis
Dich rings umlagerte mit Späherblick
Ein bunter Haufe?

**Cordelia.** Himmel, ich verginge!
Ist mir doch jetzt so ängstlich schon, so bang;
Ich wollt', ich könnte fort, doch grade jetzt,
Da ich es sehnlich wünsche, grade jetzt
Hält man mich fest umlagert und beachtet
Die kleinste Regung, und sonst geh' ich frei
Und ungehindert, wenn ich will; das ist
Doch grausam.

**Hellbronn.** Holdes Cordchen, trage ihn
Den einen bangen Tag; ich hoff', es wird
Der einz'ge sein, den meine Liebe Dir
Soll kosten.

**Cordelia** (seufzet).

**Minister** (der ihr gegenüber sitzt). Ach das liebe Bräutchen ist
So still! Sei munter, Cordchen, liebes Kind.
Nicht ziemt es sich, solch wackern Mann empfahn
Mit Seufzern, trübem Antlitz.
(Cordelia fährt sich mit dem Tuch über das Gesicht.)
So, nun laß
Die finstre Laune in dem Tuche all
Und sieh mich freundlich an, sei, wie zuvor,
Das holde, heitre Mädchen wieder.
(Nach einer kleinen Pause, währenddem er sie betrachtet hat.)
Nicht?
Noch immer traurig? Nun, das wird sich geben,
Weiß ich doch selbst, daß nicht am Traualtare
Oft so beklommen klopft der Busen, wie
Am Tage, wo des Herzens süße Wahl —
Nicht mehr das stille, heilige Geheimniß —
Dem Ohre Aller kund wird.

**Reichsgraf.** Laß sie nur;
So schauen alle Bräute, trüb und ernst
Die Augen nieder und mit feuchtem Blick.
Doch tief im Herzen wohnt die süße Lust,
Und litt die liebe Sitte es, wir sähen
Ein and'res Antlitz.

**Reichsgräfin** (leise zum Reichsgrafen und Minister).
Schont sie, mein Gemahl,
Und, lieber Bruder, ehrt die leise Scham
Der zarten Jungfrau.
(Minister lehnt sich wieder stillschweigend in seinen Sessel.)

**Reichsgraf** (zur Reichsgräfin). Lieblich steht die Röthe
Und blöde Schüchternheit dem Mägdlein, doch
Nicht also mehr der edlen Frau, drum muß
Bei Zeiten man sie deß entwöhnen, daß,
Wenn in der Residenz sie anlangt, man
Nicht wittere an ihr die Landluft.

**Reichsgräfin.** Gott!
So hätte dazu ihre scheue Unschuld
Und fromme Schüchternheit so sorgsam ich
Gepflegt, daß man gewaltsam diesen Schmuck
Durch schnöde Reden ihr entreiße? doch
Wer wird es wagen, vor dem zücht'gen Ohr
Der edlen Frauen ein empörend Wort
Zu reden?

**Reichsgraf.** O, in großen Städten denkt
Man nicht so delikat.

**Ferdinand** (mit einem vollen Glase sich dem Vater nahend).
Seht nicht so ernst,
Mein Vater, seht, wie goldig uns der Wein
In heller Flasche schimmert.

**Reichsgraf.** Geh, Du bist
Berauscht! (zum Minister) Gib doch dem Knaben nicht so viel,
Hippolytus, ihm netzt nicht oft der Wein
Die Lippen, und so möcht' es übel ihm
Bekommen.

**Minister.** Nicht doch, Bruder, überschreiten
Werd' ich das rechte Maß nicht, aber gönnen
Ihm einmal einen frohen Lebenstag.
Der Bruder hat das erste Recht zur Freude,
Sieht er das zarte Schwesterlein als Braut
Am Arm des wackern Jünglings, der ihm wird
Ein treuer Bruder, deß er länger sich
Kann zu erfreuen hoffen, wie des Sohn's,
Des neu erworbenen, der graue Vater.

**Reichsgraf.** Thust Du's, mich zu erfreuen, daß Du mir
Des Todes grauses Bild vor Augen stellst?
Ich bin noch kräftig wie vor zwanzig Jahren.
Kein Alter schont das ernste Schicksal auch;

So ist's noch unentschieden, wer von uns
Am längsten sich des Lebens freut, ob ich,
Ob auch mein Sohn.

**Minister** (scharf). Doch kannst mit Grunde Du
Erwarten, daß Dein Sohn es sei; dies ist
Dem Vaterherzen süße Hoffnung ja.

**Reichsgraf.** Mit nichten; lang und freudig sei sein Leben!
So wünscht das Vaterherz; doch mir auch sei's
Vergönnt, sein Glück zu schauen und das Glück
Der Enkel und des fernen Stamm's.

**Minister.** So ist
Ein endlos Leben Dein Begehren?

**Reichsgraf.** Ach,
Was nützt ein thöricht, unerfüllbar Wünschen?
Sonst, Bruder, für die fernen Freuden
Der künft'gen Ewigkeit geb' ich die Lust
Nicht hin von einer Stunde.

**Minister.** Adelbert!

**Reichsgraf.** Wer bürgt mir für das dunkle Jenseits? Wer
Hat seine Freuden je gekostet?

**Minister.** Bürgt
Dir für die Wahrheit nicht Dein eignes Herz,
Aus dunklen Schlüssen wird Dir's nimmer klar.
Doch zu bedauern bist Du; denn es fehlt
Des Leidens süßer Trost Dir, ohne den
Das Leben nur zur Bürde würde.

**Reichsgraf** (mit verstellter Heiterkeit). Pah!
Noch trag ich ziemlich leicht daran, doch laß
Uns nicht um solches hadern — besser ist's,
Ein Jeder denkt das Seine, ohne daß
Vom Nachbar gleichen Grundsatz er verlangt.
(Nach einer kleinen Pause.)
Du siehst so ernst? Nun wohl, Dein Himmel ist
Mir recht gelegen. Soll nach meinem Tode
Ein neues, freudenreiches Dasein mir
Entblühen, nehm ich's gern vorlieb.

**Minister** (leiser, doch heftig). Dich hat
Zur Besserung nicht die Einsamkeit geregt,
Wie ich gehofft; der starre, finst're Mensch
Wie ehmals — doch so ist's: wem aus der Brust
Die Tugend floh, dem wird ein Jedes, wird
Die edle Handlung selbst zur Sünde.
(Reichsgraf sieht ihn wild an.)

**Ministerin.** Ei,
Warum so finster? Ihr entweiht den Tag
Der Freude, nimmer sah ich solch ein Fest.
Denn Jeglichem ist die Verbindung recht
Und angenehm, und dennoch seh ich nichts
Als trübe, finster ängstliche Gesichter.
**Minister.** Wohl hast Du recht; auch ich weiß wahrlich nicht,
Welch böser Dämon dieses Fest beherrscht,
Doch still davon! —
(Er hebt sein Glas gegen die Gesellschaft.)
Hoch lebe unsre Braut!
**Alle.** Sie lebe hoch!
**Minister.** Und ihr Verlobter!
**Alle.** Hoch!
(Die Brautleute danken bei jeder Gesundheit.)
**Reichsgraf** (der sich indessen gefaßt.) Ein stolzer Stamm
Entsprosse diesem edlen Paar, der fern
Die mächt'gen Aeste durch das Reich erstreckt,
Es möge Heldenruhm die Söhne schmücken
Und Kronen Eure Töchter!
(Alle stoßen an.)
**Reichsgräfin** (gerührt zum Reichsgrafen.) Immer noch?
**Reichsgraf.** Das Wünschen steht ja frei und träf' es ein,
Ihr würdet drob Euch nicht entsetzen.
**Reihersdorf** (zu Bertha). Wie traulich Euer holdes Schwesterlein
Sich an den Bräut'gam schmiegt, voll Ahndung, daß
Von ihm sie künftig all ihr Leid' und Freud'
Wird nehmen, gleich wie auch aus ihrer Hand
Er seines Schicksals Becher, den der Lust
Wie den des Grams empfangen wird. O wohl
Dem Manne, dem die Schicksalsgötter hold
In des geliebten Weibes zarten Sinn
Den Spruch, den streng entscheidenden, gelegt.
Wem Ehrsucht füllt die Brust und Ruhmbegier,
Der muß wohl manchen harten Strauß bestehen,
Denn argen Frohn begehren Ares und
Athene, doch wem Eros hold, der darf
Mit einer Brust voll Liebe nah'n und nicht
Erröthen ob der Gabe, sonder Müh
Errungen. (Nach einer kleinen Pause.)
Denkt Ihr gleich mir, oder heischt
Ihr Größ'res, Gräfin? Ueber Unbill nicht
Kann jener klagen, den Ihr einst beglückt,
Führt Ihr durch strenge Proben ihn; denn nicht

Vergleichbar sind an Werth Euch and're Weiber.
Doch leichthin müßte dann ein treues Herz
Entsagen Euch, weil äuß'rer Hoheit Glanz
Das Glück ihm nicht vergönnt und Euch entsagen
Heißt sterben.

**Bertha** (zerstreut). Ach, was ist der Hoheit Glanz?
Mit ihr erkauft man keinen Funken Liebe.

**Reihersdorf.** Ihr denkt mir gleich? O, welche Wollust ist's
Euch gleich zu denken! Meinem eig'nen Sinn
Mißtrau' ich leicht, ich fühle seine Schwäche,
Doch billigt meine Red' Ihr, kann ich kühn
Vertrau'n dem eig'nen Worte, denn wie kann
Ein Irrthum diesen hellen Geist bethören
Und wie dies reine Herz bestechen? Gott,
Wie selig, überselig ist der Mann,
Der einst sein Weib Euch nennt! Das Unglück hat
Für ihn die Kraft verloren; welcher Gram
Kann seinem Leben drohen, den ein Blick,
Ein leiser Händedruck von Euch nicht tilgte?

**Bertha** (sehr unruhig). Herr Graf!

**Reihersdorf.** Ihr seid erzürnt? Nein, wahrlich nicht,
Ihr könnt nicht zürnen! Ist's Verbrechen Euch
Zu lieben, so verschließt in Klostermauern
Der Schönheit zartes Licht! Doch nimmer heischt,
Daß ohne Liebe Euch ein Jüngling schaue.

**Bertha.** Gewidmet ist der Freude dieser Tag;
Laßt mich in Frieden ihn genießen, stört
Durch solche Reden meine Ruhe nicht.

**Reihersdorf.** Ihr fordert Ruhe und Ihr nehmt sie mir,
Verschließen soll dies glühende Gefühl
Ich in der Brust? Ich kann nur Euch gehorchen.
Doch redet, wann, wann darf dies bange Schweigen
Ich brechen? Wollt Ihr ewig mir den Trost
Versagen, meine Leiden Euch zu klagen?

**Bertha** (steht sehr bewegt auf und begibt sich zu ihrer Mutter).
Schont meiner!
(Reihersdorf sieht ihr betroffen nach und schüttelt heftig den Kopf.)

**Minister** (etwas berauscht zu Bertha). Bist Du da, mein Kind?
Du schaust
Ja recht trübselig. Ist's nicht recht Dir, daß
Die jüng're Schwester Dir vorangeht? Wie?

**Bertha.** Ach, lieber Onkel!

**Minister** (nachäffend). Ach, mein liebes Mühmchen,
Hab' auf den Kopf den Nagel ich getroffen?
Sei ruhig, Kind, solch wackres Mädchen wird
Nicht übrig bleiben, und mich ahndet's, wart'
Ein wenig nur, vielleicht am selben Tag
Vermählt ein Priester beide Schwestern.

**Bertha** (ernst). Ihr
Verkennt mich, Oheim.

**Minister.** Nun, nimm's nur nicht übel,
Es ist nur Scherz, beim Weine redet man
Zuweilen wohl ein unbedachtes Wort,
Der Wein erfreut das Herz und löst die Zunge.

**Ferdinand** (zu ihr kommend). Ja wohl, ein Schurke, der beim Wein das Wort
Nach Regeln messen kann, ihm trau ich nicht
Und schaut sonst gleich er schuldlos wie ein Kind.
Denn wahrlich, wüßt' ich ein Geheimniß jetzt,
Hätt' ich ein Leid, ich müßt' es Jedem sagen,
Doch weiß ich wohl, 's ist sonst nicht eben recht,
So gar vertraulich gegen Jeden —

**Minister.** Hör
Einmal, ich bin so recht von Herzen froh,
Da stört mich immer nun in meiner Lust
Das große Schreckensbild, das grad genüber
Zum Possen mir da steht.

**Ferdinand.** Der Cäsar?

**Minister.** Freilich,
Der eben.

**Ferdinand.** Ei, den nehm' ich fort, das ist
Ein Leichtes.

**Minister.** Nun, das wär' mir lieb.
(Ferdinand geht hin, nimmt die Büste von ihrem Postament und setzt sie hinter dasselbe)
Nun ist
Mir erst recht wohl. Wenn ich recht heiter bin
Und stellt sich dann solch eine Larve mir
Entgegen, ist's mir gleich, als gösse man
Mir Wasser in den Wein, doch doppelt froh
Macht mich ein liebes, off'nes Auge wie
Das Eure.

(Man hört einen leichten Knall und sieht einige Raketen steigen. Im selben Augenblick öffnet sich ein Vorhang, und man sieht eine prächtige Erleuchtung in der Ferne.)

**Minister.** Ha, was ist das?
(Die Gesellschaft erhebt sich und drückt durch Zeichen und leise Reden ihre Bewunderung aus.)

**Ferdinand** (freudig). Ist's nicht schön?
Das ist zum Theil von mir erfunden, doch
Das größ're Lob gebühret Felsberg.

**Cordelia** (die mit Hellbronn und dem Reichsgrafen hervorkommt). Ach,
Wie herrlich!

**Reichsgraf.** Weil Du Schön'res nie gesehn;
Doch komm nur in die Residenz, da wirst
Du and'res noch erblicken.

**Cordelia** (zu Hellbronn). Ach, so ist's
Gewiß denn? Muß ich in die Residenz?

**Hellbronn** (erstaunt). Ihr fürchtet, was die Sehnsucht and'rer Weiber
So heiß verlangt? Ihr müßt es wahrlich nicht,
Wenn Ihr's nicht wünscht. Viel schöne Burgen sind
Mein Eigenthum, Ihr könnt den Wohnort selber
Euch wählen; denn ich folg' Euch überall
Zum stillen Landsitz wie zum Stadtgeräusche;
Wo Cordchen wohnt, da ist für mich der Himmel.
(Die ganze Gesellschaft geht nach der Gegend der Illumination ab.)

## Zweite Scene.

(Eduard Felsberg tritt hastig herein und sieht überall hin um. Er geht einige Male auf und ab, alsdann bleibt er mit dem Gesicht gegen die Seite gekehrt stehen, wo die Erleuchtung ist. Man sieht in der ersten Zeit die eben fortgegangenen Personen sowohl wie eine Menge Domestiken bei der Beleuchtung in betrachtender Stellung; endlich verlieren sie sich.)

**Eduard Felsberg.** Recht wohl gelungen, wahrlich! Ach, wie ist
(Er setzt sich auf einen Sitz.)
Der Kopf mir schwer! Hat doch seit ein'gen Tagen
Die Arbeit zur Beleuchtung mir den Schlaf
Benommen. Doch es ist vortrefflich auch
Gelungen. (Nach einigen Augenblicken kopfschüttelnd)
Edward, was erfüllt Dein Herz
Mit dieser schmerzlich süßen Regung? War's
Der süße, leise Dank, den Dir ihr Mund
Gelispelt? Und was trieb so eifrig Dich
Zu dieser Arbeit, füllte Dein Gemüth
Mit dieser stillen Freude, wenn ein Bild
Gelang und wohlgeordnet ein Prospect
Dem Auge lachte? War's die Hoffnung nicht,

Daß die Erfüllung ihres Wunsches sie
Mit einem holden Dankesworte lohne?
Gesteh' es Dir, zu lange nur entzog
Dein pochend Herz sich schon der Rechenschaft.
Bewundrung, Freundschaft nannt' ich dieses Glück.
Bewundrung, Freundschaft! Ach, ihr deckt so viel
Und habt so manches arme Herz getäuscht,
Das sich euch sorglos überließ. Wer nur
Die Holde sah, der fühlt Bewunderung,
Doch wer ihr innres Sein erkannte, wer
Im Spiegel dieser reinen Seele schaute,
Der kann nicht kalt bewundern mehr, der muß
Sein ganzes Ich ihr weihn, sein Dasein nur
Aus ihren Blicken trinken. Die Natur,
Sie selbst, die treue, reine Mutter hat
In uns den heißen Trieb gelegt und ist
Der Himmelsfunke, den wir Tugend nennen.
Ist's nicht der Trieb, dem Schönen uns zu nahn
Und ganz dem Hohen, Reinen uns zu widmen,
Daß unsern Sinn es läut're von den Schlacken
Der Welt und leite unsern irren Schritt?
Kein Gott kann tadeln mein Gefühl; es fließt
Nur aus der Tugend reiner Silberquelle;
Sie ist's, die diesen Drang mir eingeflößt,
Nur ihrem Wunsch zu leben, voll Vertrauen
Zu ihrer hohen Reinheit aufzuschauen,
In heiße, fromme Liebe aufgelöst.
In Liebe? Ja, das Wort ist ausgesprochen,
Was ich so lang und gern mir selbst verborgen,
Und meine Größe stürzt es in den Staub.
O weg, Philosophie, mit deinen Gründen!
Der inn're Richter höhnt den falschen Zeugen,
Du kannst nicht decken meine schwere Schuld.
Doch warum nenn' ich schwer sie? Ist es Sünde,
Das Schöne lieben, sich dem Hohen nahn?
Mit freier Stirne darf ich selbst mir sagen:
Ich liebe Bertha, sie die Reine, Süße,
Dies Götterbild in weiblicher Gestalt!
Ich liebe sie wie Gott und meine Seele,
Und nicht erröthen darf ich ob dem Wort.
Ich wußt', es wär' nicht frei von Eigendünkel
Und kalter Selbstsucht meine Leidenschaft,
Doch klar und lauter naht der Klaren sie,

Und keine Wünsche trüben ihre Reine.
(Wehmüthig) Ich will ja nur sie lieben, nur sie sehn,
In ihrem Strahl mich sonnen und vergehn.
Wer kann mein süßes Leiden mir mißgönnen?
Ich hoffe nicht, ich wünsche keinen Blick,
Der Liebe ahndet, nur ein freundlich Wort
Für ihren Freund, nie fühle sie den Schmerz
Der Wunde, die in meinem Herzen brennt.
Ich darf der Tugend nicht mein Leiden bergen;
Es ist so still, von jedem Wunsche frei.
(Nach einer kleinen Pause, bitter lachend.)
Ha, wie der Mensch so gern sich selbst betrügt!
Und sollt' er auch entweihn der Gottheit Namen.
Unglücklicher, Du wünschest nicht? Du hast
Nicht Stunden oft auf ihren Blick gelauscht,
Ob nicht ein sanfter Liebesschimmer drin
Sich male? Ha! Verbrecher, jauchzte nicht
Dein Herz, daß sie in banger Schwermuth welkt?
Voll Hoffnung, diese Blume schmacht' gesengt
Vom wilden Hauch der Gluthen deiner Brust?
Und sprich, was willst du, wenn die Flamme nun
Ihr Herz ergriff, wenn ihre Ruh entflohn?
Was kannst Du bieten dann der Grafentochter?
Du hast ja nichts, als deine arme Liebe,
Nicht einen kleinen Ruhpunkt, eine Hütte,
Ein Halmendach, wo Liebe glücklich wäre. — —
Was willst Du denn? Zerstören? Ha, das ist
Das Thörichte der Leidenschaft, daß sie
So zwecklos kann vernichten. Wie das Glück
Mich in die Welt hinausstieß, o wie leicht
Schien mir das Leben und wie reich und hold,
Denn schuldlos war mein Sinn und Jugendkraft
Und frischer Muth und meine Kunst mein Reichthum.
Gelähmt ist meine Jugendkraft, mein Muth
Entschwunden, nur ein Schatten bin ich mehr
Des kräft'gen Jünglings. O mein Jugendtraum!
(Er lehnt sich nachdenkend und traurig an seinen Sitz. — Ein junges Bauernmädchen kommt mit einem Korb voll Blumen auf die Bühne.)

**Bauernmädchen.** Wo mag sie sein? Im Garten bin ich nicht
Der Wege kundig. Dort der junge Herr,
Den könnt' ich fragen, doch ich fürchte mich.
(Sie sieht sich überall auf der Bühne um. Furchtsam sich Felsberg nähernd.)
Ich muß es doch wohl wagen.

Lieber Herr! (Er hört nicht.)
Verzeihet, lieber Herr, könnt Ihr mir sagen,
Wo sich die Gräfin Braut befindet?
**Felsberg** (zerstreut). Dort,
Da drüben.
**Bauernmädchen.** Wo?
**Felsberg** (sich fassend). Was willst Du ihr, mein Kind?
**Bauernmädchen.** Ja, seht, weil sie so gut und freundlich ist,
So haben wir aus unserm Garten ihr
Die schönsten Blumen abgepflückt; die soll
Ich ihr nun bringen zum Verlobungsfest
Seht her, Reseda, Rosen und Levkoyen;
Ein wenig Goldlack auch, sind sie nicht schön?
**Felsberg.** Ei freilich, herrlich!
**Bauernmädchen.** Nicht? So denk' ich auch.
Der Vater hat auch immer seine Freude
Gehabt an ihnen, doch da sprach er heut':
Sie sind wohl schlecht, bedenkt, er sagte: schlecht.
Sonst sagt er stets, sie sei'n im ganzen Dorf
Die schönsten. Nun, er sprach: „Sie sind wohl schlecht;
Doch weiß ich, auf die Gabe nicht allein,
Sie sieht auch auf das redliche Gemüth,
Das willig ihr sein Liebes opfert."
**Felsberg** (bewegt). Geh!
Sie wird Dir Dein Geschenk mit Danke lohnen.
Sie hat des Stolzes Gift nicht angesteckt,
Der oft verachtend schaut auf niedre Gaben,
Die ihm der Arme beut und nicht es fühlt,
Daß es sein All', sein ganzer Reichthum ist.
Habt ihr die junge Gräfin denn so lieb?
**Bauernmädchen.** Ach ja, von Herzen alle Beide. Sie
Sind wie die Engel, sagt die Mutter, und
Im vor'gen Jahre lag sie schwer darnieder,
Wohl sieben Wochen. Täglich kamen da
Die jungen Fräulein, trösteten die Mutter
Und schickten Brod und Wein und warme Suppe;
Und wie sie nun gesund war, haben sie
Den Arzt bezahlt; (noch inniger) wir haben sie so lieb,
So lieb als alle Heil'ge und sie sind
Auch heilig, wenn sie sterben, sagt die Mutter.
Habt Ihr sie denn nicht lieb?
**Felsberg** (für sich). O Gott! (Laut nach einigem Zögern) Doch weißt
Du auch, daß nun die Gräfin Cordchen fort
Von hier zieht mit dem fremden Herrn?

**Bauernmädchen.** Die Gräfin?
Ach nein, gewiß nicht, davon hat mir ja
Die Mutter nichts gesagt.
**Felsberg.** Doch ist es so,
Viel Meilen weit von hier.
**Bauernmädchen** (weinend). Ach, warum bleibt
Sie nicht bei uns? Es liebt der fremde Herr
Sie doch gewiß so herzlich nicht als wir.
**Felsberg** (gutmüthig). Gib Dich zufrieden, Kind, und weine nicht.
Sie bleibt noch lange, noch wohl sieben Monat',
Und sieh nur, Deine Blumen welken schon,
Lauf hin und bring' sie ihr! Wie wird sie sich
Nicht freun, wenn sie Dich sieht.
(Er führt sie gegen den Hintergrund der Bühne.)
Da geht sie, sieh!
Lauf schnell, daß Du sie einholst!
(Das Mädchen läuft fort, nachdem sie sich die Augen getrocknet.)
**Felsberg** (ihr nachspähend). Wie sie hüpft!
Getrocknet sind die Thränen und verschwunden
Das Leid aus ihrem Sinn. Nun steht sie still,
Der Bogen Glanz bewundernd. Glücklich Kind!
Des Festes freust Du Dich und weißt es nicht,
Daß es auf Trennung von der Theuren deutet,
Das ist es ja, das hochgerühmte Glück
Der Kinderwelt so wie des niedern Standes,
Daß ganz die nahe Freude sie genießen,
Dem fernen Leid jedoch den Blick verschließen,
Mit Jubelton der Welle Chortanz schaun,
Der langsam ihren Glücksbau untergräbt.
Auch ist's fürwahr zu rühmen; in ein Leid,
Und wär's auch noch so drückend, noch so schwer,
In ein Geschick, bestimmt und hoffnungslos,
Fügt still und wehrlos sich der Mensch, und die
Geduld erleichtert seine Leiden. Doch
Dies Beben, Ringen, dies vergebne Kämpfen
Mit seiner Macht, die stumme Todesangst,
Sehn wir es nah'n und können nicht entfliehn,
Dies ist des Unglücks höchster Grad, dies ist
Das wahre Leid, der inn're Wurm, der still
Am Mark des Lebens zehrt. Glückselig, wer
Die Freude rein und ungetrübt genießt
Und nicht am warmen Sommertag die Wolke,
Die schwarze, wetterschwangre ahndet, die
Des Tages Hitze sammelt.

(Ein Trupp Domestiken eilt auf die Bühne, um die Beleuchtung zu sehen. Einer geht ein wenig voraus, indem er in den von der Beleuchtung strahlenden Vordergrund tritt.)

**Der Vordere.** Kommt geschwind,
Hier kann man's recht bemerken!

**Alle** (herzuströmend, durcheinander). O, wie herrlich!

**Eine Kammerjungfer** (zu einem Bedienten). Was sind das dort für hohe Dinger?

**Der Zweite.** Wart',
Ich kann's nicht sehn!

**Ein Bedienter.** Das sind so Säulen, fast
Wie an dem Bogengang an unserm Schlosse,
Die haben wir recht prächtig ausstaffirt,
Ich und Herr Felsberg.

**Ein Anderer.** Nun, Du hast wohl nicht
Das Meiste dran gethan.

**Der erste Bediente.** Ja nun, wir Beide.

**Der andere Bediente.** Du dünkst Dich wieder was und hast doch wohl
Das Oel nur in die Lampen eingegossen.

**Ein Mädchen.** Ach nein, wie kann der Herr das doch! Das hat
Er in den fremden Städten wohl gelernt.
(Zu einem anderen Mädchen.)
Hast Du wohl schon gehört, wenn er des Abends
So schön auf seiner Flöte bläst?

**Ein anderes Mädchen.** Ja, freilich!
Der gute Herr! (Nach einer Pause leiser.)
Ich glaube gar, da sitzt er.

**Die andern Mädchen** (sehen hin). Wahrhaftig! (Sie laufen kichernd fort in einen Gang des Gartens; die Männer folgen ihnen.)

**Felsberg** (lächelnd). Wahrhaft, eitel sollte mich
Das Lob so vieler Lippen machen und
Zumal so hübscher Kinder. (Kopfschüttelnd) Edward, wie
Du willst noch scherzen und es ist Dir doch,
Als wühlt' ein scharfer Dolch in Deiner Brust.
Du hast Dich selbst zum Besten, armer Narr!

**Ein alter Bedienter** (nachkommend). Wo sind die Andern denn?

**Felsberg.** Wen sucht Ihr, Alter?

**Der Alte** (nimmt seinen Hut ab). Ich wollte mit dem jungen Volk hinaus,
Eu'r Gnaden, die Beleuchtung zu besehn,
Allein sie sind voraus geschwärmt. Mich freut's,
Daß Euer Gnaden ich so einsam treffe.
Ich hätte ein Begehren wohl an Euch.

Auch weiß ich, Ihr erfüllt es sicherlich;
Der Herr Papa —

**Felsberg.** Ihr irrt Euch, alter Mann,
Wahrscheinlich haltet Ihr mich für den Grafen.

**Der Alte.** Ach ja, verzeiht, Herr Felsberg, wahrlich ich
Hielt Euch für unsern Grafen Ferdinand.
Ich bin schon zwei und achtzig Jahr' und bald
Ist's aus mit meinen Augen.
(Felsberg seufzt in Gedanken.)
Wie, Ihr seufzt
An dem Verlobungstage uns'rer Gräfin?
Ach Gott, ich kann mich auch so herzlich nicht
Erfreuen wie die Andern. Ich bin alt,
Gezählt sind meine Tage; ist sie fort
Ich seh' sie schwerlich wieder.

**Felsberg** (gerührt seine Hand ergreifend). Guter Mann!
Je nun, man kann nicht stets zusammen bleiben.

**Der Alte.** Zudem, der Herr ist gut und brav, der sie
Hinwegführt und soll ich sie missen denn,
So gönn' ich diesem sie am liebsten doch.
Der andre Herr, Graf Reihersdorf, das scheint
Ein schlimmer Kamerad.

**Felsberg.** Mißfällt er Euch?

**Der Alte.** Es sieht ihm aus den Augen ja.

**Felsberg.** Was denn?

**Der Alte.** Das kann ich selbst nicht sagen, doch gewiß
Nichts Gutes; doch was geht der Herr mich an?
So dacht' ich immer. Doch da schwänzelt er
Um unsre Gräfin Bertha stets; ach Herr,
(In Thränen ausbrechend.)
Ich möchte mit den Händen wohl ein Grab
Mir kratzen, um das Leid nicht zu erleben,
Daß diesen lieben Engel er —

**Felsberg** (erschrocken). Ihr glaubt —

**Der Alte.** Ja, freilich glaub' ich und ich sollt' es nur
So laut nicht rufen, daß er mir mißfällt.
Das ist ein Leben mit dem gnäd'gen Herrn!
Fast unzertrennlich! Lieber Reihersdorf!
Mein lieber Freund! — und neulich gar — mein Sohn!
Ich meint', ich sollte in die Erde sinken
Vor Kummer und Bestürzung.
(Er geht traurig ab.)

**Felsberg** (der eine Zeitlang voll Bestürzung ihm nachgesehn hat.)
Wie, er glaubt?

Wie sprach er doch? Mir schwindelt das Gehirn.
O weh, nun wird mir's klar; des Grafen Weib?
So sprach er. Wie, des falschen, list'gen Schurken?
Die Theure, Reine? Wahrlich nicht! Er soll
Sie nicht besitzen! Mit den Händen will
Ich ihn ermorden. Thor, was faselst Du?
Sie ist sein Eigen. Sahst Du nicht den Blick
Des Grafen, seine Huld? Er nannt' ihn Sohn,
Sie ist sein ewig Eigenthum, und Dir
Bleibt nur der Hölle Schrecken.
(Er legt den Kopf auf den Tisch.)

## Dritte Scene.

Felsberg. Laurette.

**Laurette** (sich nahend, für sich). Wo er sein mag?
Vergebens hab' ich schon den Park durchstreift;
Es birgt dem Auge sich das holde Bild.
(Sie nähert sich etwas.)
Wer schlummert dort? (Sie sieht scharf hin.)
Er ist's, er ist es selbst!
Ja, schlummre nur, indessen tändelt süß
Ein Andrer um Dein Liebchen. (Felsberg regt sich.)
Nein, er wacht!
Er hebt das Haupt! O, wär' der Lichter Glanz
Doch all versammelt um dies edle Antlitz,
Daß seine Schöne es mir zeigte. Ha!
Nun fällt ein Lichtstrahl in sein Auge. Wie,
Es schimmert eine Thräne drin? Wem weinst
Du diese Thräne, schöner Jüngling? Ist
Der lieben, blassen Bertha sie geweiht,
So sei's die letzte; diesen Todesengel
Ersetze Dir ein reizvoll, blühend Weib.
(Sie naht sich ihm; laut.)
Auf allen Pfaden schwärmt die laute Freude
Und Euer Werk bewundert Jeder Mund,
Doch Ihr nur scheint versenkt in stillem Leiden,
Und Euer Auge macht nur Kummer kund.
Was macht Euch freudlos an dem Jubeltage?
Erfreut das Werk den eig'nen Meister nicht?
**Felsberg** (verwirrt aufstehend). Nicht Sorge trieb mich aus dem muntern Kreis,
Gewiß nicht, doch ich bin ermüdet.

**Laurette.** Wie,
Ermüdet?

**Felsberg.** Gnäd'ge Gräfin, dieser Tag
Hat mir den Schlummer mancher Nacht gekostet,
Darum verzeiht — (Er macht eine Verbeugung und will sich entfernen.)

**Laurette.** Was soll das sein? Ihr flieht,
Wenn Frauen Eure Unterhaltung wünschen?
Mit nichten sei es, also bleibt, — doch geht,
Wenn Ihr nicht anders wollt.

**Felsberg.** Ich müßte schlecht
Die Ehre Eurer Unterhaltung schätzen,
Böt ich mich jetzt ihr dar; den Müden flieht
Die Folge der Gedanken.
(Er will sich wieder entfernen.)

**Laurette.** Weilet noch!
Nicht steht es wohl dem Manne, wenn er sich
Ermüdet klagt wie ein unmündig Kind,
Zumal in holder Frauen Gegenwart.
So weilt nun und vernehmet meine Bitte;
Darf ich Gewährung hoffen?

**Felsberg.** Edler Frau'n
Begehrend Wort ist mir Befehl.

**Laurette.** Ihr seid
Der Tonkunst Meister; dies vernahm ich so
Durch And're wie durch eig'nes Ohr, obgleich
Nur ferne Laute es erreichten; doch
Lag mir im Tone hohe Zauberkraft.
Drum zürnt der unbescheidnen Bitte nicht,
Die oft schon auf der Lippe lag bereit
Ihr zu entschlüpfen: Laßt ein Lied mich hören
Auf Eurer Flöte.

**Felsberg.** Grollt dem Kühnen nicht,
Der Euch um Aend'rung Eures Willens fleht,
Was ich nicht leisten kann, begehrt Ihr nicht,
Und nähmt mit Schlecht'rem wohl vorlieb; allein
Der Flöte Ton durchhallt den ganzen Park,
Und bald versammelt säh' ich wohl um mich
Ein zahlreich Auditorium, wo nicht
Ein Jeder Eure Nachsicht fühlte. Schlecht
Beständ' ich und mit Schande offenbar
Würd' meine Unkund', meine Schwäche.

**Laurette** (nach einigem Bedenken). Wohl,
Sei's Schüchternheit, sei's Widerwillen auch

Durch freundliche Gewährung des Verlangten
Mich zu verbinden . . .
**Felsberg.** Gräfin!
**Laurette.** Dennoch seid
Entbunden Eures Worts Ihr, aber mir
Sei's vorbehalten, zu gelegner Zeit,
Wenn fremde Augen nicht uns rings umgaffen,
Euch d'ran zu mahnen.
**Felsberg.** Und Ihr werdet stets
Gehorsam Eurem Wort mich finden.
**Laurette.** Stets?
**Felsberg** (betroffen). Wie meint Ihr?
**Laurette.** Folgsam werd' ich stets
Euch jedem meiner Winke finden, darf
Erfüllung jegliches Verlangens heischen;
Nicht also?
**Felsberg** (verlegen). Also sprach ich, doch es scheint
Daß meiner Rede Ihr mißtraut. Wer darf
Dem schuldigen Gehorsam sich entziehn,
Den edlen Frauen willig das Geschlecht
Der Männer leistet.
**Laurette** (sich neben ihn setzend). Nun, so sagt mir frei
Und unverhohlen, warum seh ich oft
In Euren Zügen tiefsten Harm? Es drückt
Euch eine schwere Last; Ihr tragt sie still
Und stark wie's Männern ziemt, doch nimmer könnt
Ihr ganz es bergen.
**Felsberg** (angstvoll). Fräulein, Euer Mitleid
Und Euer weiches Herz hat Euch getäuscht.
Ich bin zufrieden mit Fortunens Gaben,
Sie gab Gesundheit mir und frohen Sinn;
Der Töne weiten Himmel schloß sie auf
Und lehrt' mich ihre Zauberkräfte üben,
Was frommte Größ'res mir, und Undank wär's,
Wollt' all die Freuden meines jungen Lebens
Ich achtlos übersehn, in Harm versenkt,
Um kleine Leiden, die ich überstanden.
**Laurette** (mit Wärme und Empfindung). Ihr wollt mir nicht vertraun? Ich tadl' Euch nicht,
Daß Ihr dem fremden Weibe Euch verbergt.
Wer bürgt Euch, ob nicht nied're Neugier mir
Des Mitleids Larve borgen hieß. Doch wißt,
Ich bin Euch eine Fremde, unbeachtet,

Und ungekannt, allein dies seid Ihr nicht
Für mich; ich sah Euch leiden, sah, wie oft
Wenn Ihr im heiter wechselnden Gespräch
So ruhig schient, wie dann, wenn sich der Blick
Des Sprechers wandte gleich dem Wetterstrahl
Am hellen Tag ein düst'res Feuer schnell
Wie lang verhaltner Schmerz das Antlitz Euch
Umflammte und entschwand; ich sah voll Mitleid
Was still Euch quälte, und ihr wart mir nicht
Ein Fremder mehr. (Schwärmerisch.) Wer selbst auf Dornen lag,
Der hält sie auch bei Andern nicht für Rosen,
Und gleiches Unglück bindet fester uns
An Andre, wie der Brudername; darum
Verschmäht der Freundschaft kleine Gabe nicht,
Die anspruchslos und sonder Arglist sich
Euch bietet.

**Felsberg.** O Ihr seid so freundlich, Gräfin,
So mild, und Eure Güte sollte ich
Vergelten durch vergebne Klagen, die
Nur Eure edle Seele trüben. Laßt
Allein mich tragen.

**Laurette.** Redet also nicht!
Der Wunde Balsam ist die laute Klage;
Durch sie verhaucht des Schmerzes schärfste Kraft.
Allein der Unglücksel'ge kennt sie nicht,
Er dient in stummer Trauer seinem Leide
Und baut in eigner Brust ihm einen Thron;
Mit tausend Jubelstimmen ruft die Freude,
Das Schweigen ist des Unglücks starrer Sohn;
Verlaßt dies bange Schweigen, nährt nicht mehr
Freiwillig Euern Gram, vertraut Euch mir,
Vielleicht weiß ich ein Wort des Trostes.

**Felsberg.** Ha!
Ein Wort des Trostes! Ach dann wär' ich nicht
So muthlos, so zerdrückt, wenn es für mich
Ein Wort des Trostes gäbe.

**Laurette.** Armer Jüngling!
Ließ selbst die Hoffnung keinen Schimmer Dir?

**Felsberg** (schüttelt langsam mit dem Kopfe). Auf ewig unersetzlich.

**Laurette.** Unersetzlich?
Bedenket Eure Worte!

**Felsberg** (auffahrend). O, es ist
Schon Sünde nur Ersatz zu denken.

**Laurette** (für sich.) Wie,
So hat Dir das Gespenst den Sinn verrückt?
Ich muß ihn zum Geständniß bringen, dann
Klagt täglich mir er seine Leiden vor
Bis aus der Freundin die Geliebte wird.
(Seine Hand ergreifend und traulich, laut.)
Ihr liebt!

**Felsberg** (erblaßt und sieht sie starr an)

**Laurette.** Ihr liebt, Unglücklicher, Ihr liebt.
Dies kündet laut die Blässe Eurer Wangen.

**Felsberg** (sehr gefaßt). Ihr habt ergründet, Gräfin, was ich still
Im Busen hegte; ja, ich sag' es frei:
Ich liebe, liebe hoffnungslos, denn sie,
Die ich verehrte, ist nicht mehr.

**Laurette** (für sich voll Ingrimm). Du willst
Mich täuschen, falsche Schlange.

**Felsberg.** Gräfin, nun
Kennt meinen Gram Ihr und Ihr seht, daß hier
Ein jedes Wort des Trostes Spott nur schiene.

**Laurette** (auffahrend). Ich seh' es und bereue, daß ich Euch
Belästigte mit unbescheidnen Fragen;
Doch schreibt's nicht frecher Neugier zu und gönnt
Mir Euer Zutraun für die Zukunft auch.
Lebt wohl! (Sie geht gegen die Mitte der Scene und bleibt stehen.)
Dort naht Graf Reihersdorf mit Bertha,
Ein schönes Pärchen! Meint Ihr nicht? Ich hoffe,
Bald feiern wir ein neu' Verlobungsfest.
Dann sorgt Ihr doch für die Erleuchtung auch,
Wie heute?

**Felsberg** (mit dumpfer Stimme). Ist die Gräfin Bertha Braut?

**Laurette.** Noch nicht, wie ich vermuthe, doch gewiß
In wenig Tagen. Seht, da sind sie schon.
Wie zärtlich sich umschlingend, (boshaft) bannet nun
Die Träumereien, denn ein liebend Paar
Haßt solche Dinge. (Sie geht den Ankommenden entgegen.)

## Vierte Scene.

Felsberg, Reihersdorf, Laurette, Bertha.

**Laurette** (die den Ankommenden sich genähert hat, lächelnd).
Nun, da sieht man's ja.
Herr Graf, Ihr seid auf gutem Wege.

**Reihersdorf** (verdrießlich, doch es verbergend). Ach,
Ich wollt', Ihr sprächet wahr, doch scheint es fast,

Als wäre dieses Geistes Feuerquell,
Der in so üpp'ger Fülle sich ergießt,
Für mich allein versiegt, denn ich vernehme
Auf viele Fragen kaum ein dürftig Wort.
(Zu Felsberg, der anfangs hat fortgehen wollen, bei den letzten Worten aber stehen geblieben ist und sich sichtlich erheitert.)
Verlaßt uns nicht, vielleicht vermag die Kunst,
Die Himmelstochter, was ich Erdensohn
Umsonst versuchte, dieses geist'ge Bild
Mit Leben zu durchströmen. Habt Ihr nicht
Die Flöte hier?

**Felsberg** (erheitert). Es ist mir leid.

**Reihersdorf.** Ihr seid
Auch im Gesang vollkommen, wie ich hörte,
Obgleich durch Andre nur, doch lüstet mich,
Es selber zu vernehmen. (Er reicht ihm die Laute.) Somit seid
Gebeten.

**Bertha** (für sich). Wie gering er nicht den Mann
Behandelt, dessen Schatten er zu sein
Sich glücklich preisen sollte! (Sehr freundlich zu Felsberg.)
Wollt Ihr uns
Ein Pröbchen geben?

**Felsberg** (erröthend). Kann ich anders als
Gehorchen? (Er spielt das Ritornell auf der Laute.)

**Laurette** (für sich). Weh, das sollst Du schwer mir büßen.

**Felsberg** (singt). Eh' am Himmel der Nachtstern blinkt,
Wenn in die schäumende Fluth
Hernieder die glühende Sonne sinkt
Und auf dem Gebirg das Abendroth ruht,
Dann legt sich das Wirken der regen Natur,
Es schweigen die Vöglein, es feiert die Flur,
Die Dämm'rung senkt ihr graues Gefieder
Leis' in die dampfenden Thäler hernieder.
Wenn am Himmel der Vollmond glüht,
Wenn durch die ruhige Au
Der weiße, wogende Nebel zieht
Und leis' sich senket der nächtliche Thau:
Dann hallt's aus der Ferne mit klagendem Laut,
Als weinte den Jüngling die liebende Braut
Und tönt mit bangen, heißen Gefühlen
Und kann nur der Nacht seine Trauer enthüllen.
Was scheust du, Vöglein, des Tages Pracht,
Wo Jeglicher fördert sein Thun?
Was klagt dein Liedlein in dumpfer Nacht,

Wenn all' die andern Vögelein ruhn? —
„Ich töne den Sternen mein süßes Leiden,
Der Liebe Schmerzen, der Liebe Freuden,
Und bei der Nächte verborgenem Schweigen
Vernehmen es trauernd die stummen Zeugen."
Wenn die Sonne strahlenumkränzt
Sich hebt aus dem brausenden Meer
Schimmernd dann das Gebirge erglänzt,
Und der Wald und die Thäler umher,
Dann erwachen die Vöglein wieder
Singen jubelnd die lieblichen Lieder,
Des heitern Tages fröhliche Söhne,
Doch ach, verhallt sind die süßen Töne.
Was sitzest so stumm du, Vögelein?
Was verhallte Dein süßer Gesang? —
„Mich scheuchet das muntere, fröhliche Sein
Und der Freude lauter, jubelnder Klang.
Mag nicht mit den Sängern des Tages mich messen,
Ich möchte mein süßes Leid dann vergessen,
Mag nicht des Tages freudiges Rauschen
Und meine theuren Leiden mir tauschen."
O Liebe, seliger Morgentraum
In der Jugend rosigten Stunden,
Es fühlt die zitternde Seele dich kaum
Und hegt schon die theuren Wunden;
Und bei dem Jubel der nächtlichen Freude
Da flieht sie zu ihrem süßen Leide,
Denn nur, was der Geist im Verborgenen schafft,
Das bewahrt seine heilige, innere Kraft.
Drum bergen so tief wir das bange Glück
In unserer pochenden Brust,
Und hüten's vor jeglichem fremden Blick
Es pflegend mit süßer, mit trauriger Lust
Und fühlen tief die glühenden Wunden
Und Sehnsucht nach vergangenen Stunden,
Und doch so tief, so heiß im Herzen —
Was wären wir ohne die süßen Schmerzen. —

**Reihersdorf** (nickt vornehm mit dem Kopf, alsdann wendet er sich zu Bertha).
Was scheint von diesem Lied' Euch Gräfin Bertha?

**Bertha** (für sich). Der Uebermüth'ge! (Laut zu Felsberg.) Nehmt
den schuld'gen Dank
Für Eure Güte! (Zum Grafen, der sich in die Lippen beißt.)
Was beliebte Euch,
Herr Graf?

**Reihersdorf** (einige Augenblicke stockend, dann gefaßt). Was Euch von
diesem Liede scheint,
Begehrte ich zu wissen.

**Bertha** (zerstreut). Dieses Lied?
Es ist ein banges, schmerzlich heißes Lied,
Es thut nicht wohl.

**Reihersdorf.** Mißfällt es Euch?

**Bertha.** Nicht doch,
Allein — (Sie schweigt.)

**Reihersdorf** (ergänzend). Es schmerzt Euch, daß den Träumereien
Der Morgendämmerung, den leichten, schnell
Entflieh'nden, es der Liebe Glück vergleicht.
So schwärmt in dem Gefühle seiner Kraft
So mancher Sänger, dem ihr Heiligthum
Verschlossen blieb. Die Menge jauchzt ihm zu
Und nennt den Eingeweihten ihn; ein tief
Und rein Gemüth nur sieht in ihm den Schüler
Beleid'gend, unbewußt, geliebte Namen.
(Zu Felsberg) Vielleicht kennt Ihr den Dichter?

**Felsberg.** Nein.

**Reihersdorf** (verwundert ausbrechend). So seid
Ihr nicht es selber?

**Felsberg** (scharf). Glaubtet Ihr's?

**Reihersdorf.** Ihr dichtet
Zuweilen doch, nicht wahr, mein Freundchen?

**Felsberg.** Nein.

**Reihersdorf.** So seid Ihr aller sieben schönen Künste
Geweihter Priester nicht, wie ich geglaubt? (Felsberg antwortet ihm nicht.)
Ihr seid so stumm ja, kann Euch dieses
Denn gar nicht reizen? Habt Ihr nie geliebt?

**Felsberg.** Hätt' ich es jemals, würd' ich schwerlich doch
Zur Schau es tragen.

**Reihersdorf.** Wenn Ihr hättet! Also,
Ihr habt es nie?

**Felsberg.** Ich trüg' es ja zur Schau,
Gäb' ich Euch Antwort.

**Reihersdorf.** Also liebt Ihr?

**Felsberg** (verdrießlich). Ach! (Er steht auf und will fortgehen.)

**Reihersdorf.** Wohin?

**Felsberg** (im Abgehn). Ich hab' Geschäfte.

**Reihersdorf** (ihm spottend nachrufend). Wie, so trägt
Der Musensohn der Erde Lasten auch?
(Er sieht ihm lächelnd nach.)

**Bertha** (zu Laurette). Ich bitte Dich, ich kann die Albernheit
Nicht mehr ertragen, laß uns gehn.

**Laurette** (boshaft). Ich bin's
Zufrieden. (Sie stehen schnell auf und gehen nach einer andern Seite ab.)

**Reihersdorf.** Sehr empfindlich und gar leicht
Zu reizen scheint dies Herrlein mir.
(Er sieht sich um.) Wo sind
Sie denn geblieben? Fort? Wahrhaftig, fort!
Das ist zu arg!

(Er staunt eine Weile nach dem Gebüsch hin, indem kommt der Reichsgraf.)

## Fünfte Scene.

Reihersdorf. Der Reichsgraf. Godowesi.

**Reichsgraf** (mit Godowesi hervorkommend). Herr Graf, so in Gedanken? Hört Ihr nicht?
Ich muß wohl reden, wie Ihr's gerne hört!
(Ihm lächelnd von hinten auf die Schulter klopfend.)
Herr Sohn!

**Reihersdorf** (spöttisch lächelnd). So? Wahrlich? So?

**Reichsgraf.** Das lautet ja
Beinah: als wär' der Name Euch nicht lieb;
Thut doch so spröde nicht, man weiß ja wohl;
(Betrachtet ihn; hitzig.)
Ist Euer Stamm denn wohl von größrem Werth?
Ihr braucht so höhnisch nicht zu schau'n, mein Kind,
Was ist an ihr zu tadeln?

**Reihersdorf** (höhnisch). Wahrlich nichts!
Doch ich bin ungenügsam und ein Herz
Für meine Lieb' ich ford're, nicht die Hand
Allein; es war nicht freundlich, daß Ihr mich
Nicht warntet.

**Reichsgraf** (ängstlich, doch es unter einer freundlichen Miene verbergend).
Ach, nun merk' ich's. Macht Euch doch
Nicht solche Grillen! Glaubt mir, glaubt mir nur,
Sie ist Euch wahrlich gut.

**Reihersdorf** (einfallend). Wo schon das Herz
Sich einen Götzen schaffte, ist's vielleicht
Auch nur ein Krippenreuter, ein Fortunens-Ritter,
Der, nimmt ihn nicht ein Thor mitleidig auf,
(Laut lachend) Am Hungertuche nagt und sich sein Brod
Von Thür zu Thür zusammenpfeift.

**Marco Godowesi.** Herr Graf!

**Reihersdorf.** Ich dränge mich nicht gerne auf.
**Marco Godowesi** (boshaft zum Reichsgrafen). Herr Graf,
Da haben wirs!
**Reichsgraf.** O schweig! (Für sich) Welch Unheil stiftet
Der eine Mensch in diesem Hause doch!
Es sei das letzte Pröbchen seiner Kunst.
**Marco Godowesi** (auf ihn zugehend). Ihr seid erzürnet, Graf,
wie möget nun
Vom Falschen Ihr das Wahre sondern?
**Reihersdorf.** Ich
Erzürnt? Gewiß, das lohnte sich der Müh',
Um eines Weibes willen!
**Reichsgraf.** Nun, so sagt,
Was war denn? Was geschah? Ich hoffe nicht,
Daß meine Tochter —
**Reihersdorf.** Mir nicht wohl begegnet?
O nein, sie war so höflich, daß sie Stunden
Mich sonder Antwort reden ließ.
(Da ihn der Graf unterbrechen will.) Nur still,
Ihr werdet doch ob ihrer Artigkeit
Sie nicht entschuld'gen? Nun, da sieht man's doch
Ihr seid kein Weltmann; gröblich hieß es ja
Am feinen Tone sich versünd'gen, den
Erzähler unterbrechen, und daß mir
Nicht Antwort ward, das war der Liebe Glut,
Die ihre Zunge band mit holder Scham —
(Heftig) Und daß sie plötzlich mich verließ und gleich
Dem ausgezischten Bühnenhelden ich
Da stand, verachtet und beschämt, das war
Wohl Sittsamkeit? O redet doch, Ihr könnt
So schön ja Alles deuten, redet doch!
**Reichsgraf** (verlegen). Mein lieber Sohn — (noch verlegener, er hustet)
Herr Graf, ich weiß nicht — seht
Es quält die Liebe gern sich selbst, gewiß
Sind's wieder Grillen, o ich kann es Euch
Nicht so erklären; (Reihersdorf lacht) denn Ihr würdet mir
Nicht glauben da, ich seh' recht wohl es ein.
Gewiß, recht wohl — das ist ein sonderbares
Geschöpf, die Bertha.
**Reihersdorf.** Still! Ihr werdet albern.
**Reichsgraf** (auffahrend). Wie? (sanfter) Ihr seid mein Freund
Und einst noch mehr als das; d'rum duld' ich jetzt,
Was sonst mir ungestraft kein König böte.

(Sich erhebend) Fürwahr nicht; doch als hab' ich's nicht gehört,
So will ich's achten; (verlegen) daß Ihr unrecht sie
Beurtheilt, seht Ihr bald wohl ein. Nicht leicht
Verräth sie, was ihr Inn'res fühlt, und schwer
Eröffnet dem Vertrauen sie die Brust.

**Reihersdorf.** Nun desto schlimmer! Welch' ein glüh'nder Haß
Muß sie beseelen, daß ein jeder Blick
So unverhohlen mir ihn kündet.

**Reichsgraf** (nach einer kleinen Pause). Hört!
Seid Ihr zufrieden, wenn in wenig Tagen
In Eurem Arm sie, Eure Gattin, ruht?

**Reihersdorf** (nach einigem Nachdenken). Das bin ich, ja. (heftig)
Doch sonder Zwang und List
Und sonder Ueberredung; freud'gen Sinnes,
Ein willig Opfer eigner Leidenschaft.
Könnt Ihr das halten?

**Reichsgraf** (ernst). Ja, ich kann's und will's.

**Reihersdorf.** Ihr könnt es nicht.

**Godowski.** Das ist ein wahres Wort.
Des Cirkels Rundung gleicht der Weiber Sinn.
In tausend kleine Winkel theilt er sich,
Doch mag das schärfste Aug' sie nicht erkunden.
Wie wolltet Ihr es?

**Reichsgraf** (zu Reihersdorf). O, ich kenne sie
Und ihren hohen Geist. Sie wird Euch lieben.
Sie liebt Euch schon.

**Godowski** (fortfahrend). Und wer ihr künft'ges Thun
Vorhersehn will, der gleicht dem Wetterkünd'ger,
Der aus dem heitern Morgen im April
Den Abend deuten will.

**Reichsgraf** (verdrießlich). Spart Euren Witz!
Zu eifrig trachtet Ihr ihn anzubringen.
Mit Gutem ist man so verschwendrisch nicht.
(Sehr gefaßt zu Reihersdorf.)
Jetzt laßt mich offen zu Euch reden, Graf.

**Reihersdorf.** Das wünscht' ich lange.

**Godowski** (spottend für sich). Offen? Ei, das bin
Begierig ich zu hören.

**Reichsgraf** (zutraulich Reihersdorfs Hand fassend). Lieber Freund,
Ihr seht verwirrt mich, stockend in der Rede,
Und glaubtet es ein Zeichen meiner Schuld,
Als hab' ich Euch getäuscht mit falschen Worten
Und Liebe Euch verheißen, welche schon
Ein Anderer als Eigenthum besitzt.

So ist es nicht, doch fürchtete ich, Euch
Zu kränken und des Argwohns bösen Samen,
Das größ're Uebel, ließ ich unklug keimen
Um klein'res zu vermeiden, aber nun —
(Einen Augenblick stockend.)
Doch, wollt Ihr mich gelassen hören?
**Reihersdorf.** Was
Es immer sei, ich will's.
**Reichsgraf.** Ihr seid ein Mann,
Erfahren, Weiberherzen zu bekriegen,
Und manches stolze, kecke Fräulein gab,
Erröthend Eures Sieges Zeugniß Euch:
Doch mit des Hofes Cyprien[1]) vergleicht
Des Landes zarte Psyche nicht, denn was
Den Adler freut, verscheucht die zarte Taube.
Das wilde Feuer Eures Auges schreckt
Des Mägdleins Schüchternheit, und Eures Witzes
Oft allzufreies Spiel. Nicht kann das Weib
Zum Geist des Mannes sich erheben, darum
Muß er zu ihr sich neigen. Auch daß Ihr
So ohne Scheu, so dringend Eure Liebe
Gesteht, beleidiget ihr Zartgefühl;
Ihr kennt das thörichte Geschlecht, das öfters
Die Sache minder wie der Name rührt,
Versteckt in Achtung Euch und das Kapitel
Der Liebe führt der Freundschaft Ueberschrift.
(Nach einer kurzen Pause) Ihr sinnt?
**Reihersdorf.** Doch wenn ein And'rer schon zuvor
Durch dies Arcanum ihrer Neigung sich
Bemächtiget (schneller) und, daß ich klar es sage,
Der Flötenspieler Felsberg scheint mit ihr
Sich herrlich zu verstehn.
**Godowest** (auf- und abgehend, bleibt stehen). Hört doch, hört!
**Reichsgraf** (ernst). Bedenket, was Ihr sagt, Herr Graf, sie ist
Vom Stamme Löwenstein.
**Reihersdorf.** In Gottes Namen
Vom Kaiserstamm! Glaubt Ihr, dies schütze
Vor gleichem Eindruck sie? (heftig) und kurz, bevor
Ich diesen Sänger und Romanenhelden
Nicht viele Meilen weiß von diesem Schloß,
Gibt's keine Ruh' für mich.

---

1) Das ursprüngliche „Grazien" ist deutlich in „Cyprien" verändert, also: „Venusse", „cyprische Gottheiten."

**Godowski** (zum Reichsgrafen, bleibt stehen). Seht Ihr es, Herr,
Das ist ein Unglücksvogel für uns alle,
Drum rath' ich treulich, macht's, wie ich gesagt.

**Reihersdorf** (aufmerksam). Wie sagtet Ihr denn?

**Reichsgraf** (zu Godowski). Weil er Deinem Stolz
Nicht fröhnen konnte, bist Du feindlich ihm
Und opferst Deiner Eigenrache gern
Und unbesonnen stets das Ganze auf.

**Godowski** (bleibt eine Weile stehen). Das Ganze? Ei, was soll das hier! Er stört
Die Ruhe Eures Freundes, darum muß
Er fort, sonst ist's ein unbedeutend Bürschlein,
Das weder hier noch andrer Orten uns
Kann Schaden thun am Ganzen, mein' ich doch.
Da dieses Herren rascher Feuersinn
In Liebesbanden Gräfin Bertha hält
Und der Gesell uns Unruh macht, so wär's
Genehm, so dachte ich, vom Halse sich
Den unbequemen Gast zu schaffen, weil's
Ein schweres Leid soll sein dem Liebenden,
Sich And're vorgezogen wähnen, denn
Ich selber hab' Gottlob es nie erfahren.

**Reichsgraf** (spottend). Vermuthlich, weil noch Keine Deinem Reiz
Zu widerstehn vermochte.

**Godowski.** Lacht nur, lacht!
Ich weiß es, daß die holde Göttin mich
Gar schlecht versehn mit ihren Gaben und
Ich schwerlich eines Weibes Lieb' erränge;
Jedoch verlangt mich's nicht darnach, wenn nur
Sich Männer zutraunvoll mir nahn und freue
Mich täglich meiner häßlichen Gestalt;
Denn wär' ich schön und reizend, käme mir
Der Liebe Sieg so überall entgegen,
Wer weiß, ob ich mich nicht verlocken ließe
Und meine theure Zeit vertändelte
Mit den verliebten Dingern, doch nun schützt
Vor jedem Angriff meine Larve mich,
Und ich behalte meine Zeit und Ruh.

**Reihersdorf,** (der etwas ungeduldig zugehört hat). Doch was zuvor Ihr sagtet, davon seid
Ihr gänzlich abgewichen, wie man sich
Befreien könne von dem Läst'gen.

**Godowesi.** Gut,
Daß Ihr mich d'ran erinnert, nun, ich meine,
Man heißt ihn gehn.

**Reichsgraf** (kleinlaut). Das ist nicht rathsam.

**Reihersdorf.** Nein,
Das darf nicht sein, das ist zu hart. Wenn Ihr
Nichts bessres wißt! So gut hätt' ich es mir
Wohl selber ausgedacht.

**Godowesi.** Und warum soll's
Nicht sein?

**Reihersdorf.** Es bringt die Gräfin auf, es macht
Uns tausend böse Händel und entfremdet
Wohl gar die Liebe, Süße gänzlich mir.

**Godowesi.** Warum nicht gar! Sie muß es nicht erfahren,
Daß Ihr es seid, der ihn vertreibt; ich will
Es auf mich nehmen, wenn Ihr's wünscht; da wird's
Zwar reichlich mürr'sche Blicke setzen, doch
Was kümmert's mich! der Liebe hab' ich längst
Entsagt, und Weiberfreundschaft acht' ich nicht.
(Da er eine Weile geschwiegen hat, und Niemand redet.)
Zudem, ich will's nicht läugnen, wär' es mir
Wohl eine kleine Freude, säh ich ihn
Mit langem Antlitz abziehn; denn mir war's
Nicht so bequem in meiner Jugendzeit,
Wo ich mit Schreiben, Zeichnen und noch sonst
Mit allerhand erlaubten freien Künsten
Das Leben fristete, drum wird's mir stets
So warm, wenn so ein Bürschchen sonder Müh'
Mit baaren, schönen Worten, eitlem Wind
Sich einschleicht, weiche Seelen rührt und so
Auf Andrer Kosten lebt und sie beherrscht.
(Er geht auf und ab.)

**Reihersdorf** (zum Reichsgrafen). Vielleicht doch — wenn man's
klug begänn' und schonend.
(Nachdenkend) Zwar für Euch selber will sich's nicht geziemen,
Allein ein dritter, ein Offiziant —
(Zu Godowesi) Zum Beispiel Ihr, wenn Ihr es übernähmet
Und redetet von häufigen Besuchen,
Von schweren Kosten, bösen Zeiten, doch
Nicht also, daß er's merkt — ist sein Gefühl
So zart und fein, dann wirklich wird er bald
Euch zu beläst'gen wähnen — und sich gar
Aus freier Wahl entfernen.

(Schnell zum Reichsgrafen.)
Meint Ihr nicht?

**Reichsgraf** (besorgt). Er ist mir allzuschlau, zu delikat;
Gar fein begonnen müßt es werden, gar
Unendlich fein, und Marco ist nicht eben
Hierzu der Rechte.

**Marco** (phlegmatisch). Warum nicht? Ich kann
Recht fein, sehr fein zuweilen sein, wenn die
Gelegenheit es fordert.

**Reihersdorf** (lächelnd zum Grafen). Ei, davon
Gibt dieses Selbstlob den Beweis nicht.

**Reichsgraf** (leiser zu Reihersdorf, wie Marco unten ist). Doch,
Daß er es kann, bedarf nicht des Beweises.
Ich habe davon manche, wie Ihr auch
Erfahren sollt, d'rum übergeh' ich auch
So manches Wort, das nicht dem Diener ziemt;
Dieweil ich schwer ihn mißte; aber ihm
Gebricht anjetzt der gute Wille.

**Marco** (der wieder bei ihnen ist). Herr,
Wie könnt Ihr das behaupten?

**Reichsgraf** (lauter). Wer Dich nur
Ein wenig kennt, der sieht wohl klar, daß Du
Doch schwerlich wagen würdest, dem Gehaßten
Mit schonend sanften Worten Dich zu nahn.
Allein daß thöricht Deiner Hand das Werkzeug
Wir reichten, ihn recht tief zu kränken und
Verwunden, wo's am tiefsten schmerzt, das wär'
Dir eben recht.

**Marco.** Mich brauchen? — Nein, das war
Nicht meine Absicht. Scheint Euch tauglicher
Hierzu ein Anderer, nehmt ihn, und ich bin
Erfreut, solch läst'gen Auftrag los zu sein.

**Reichsgraf** (verlegen). An Schlauheit fehlt Dir's nicht, wär ich nur fest
Von Deinem guten Willen überzeugt.

**Marco** (geht wieder auf und ab). Ihr seid es nicht? Das ist nicht meine Schuld;
Denn an Beweisen ließ ich nimmer es
Ermangeln.

**Reichsgraf** (mit ihm gehend). Nun, so gib mir diesen noch,
Du weißt, wie wichtig dieser Auftrag ist
Und daß er zart behandelt werde; denn (leiser)
Durch Bertha's Liebe Reihersdorfs Besitz;

Das ist das Ziel, erworben und verscherzt
Durch ihn.

**Marco.** Schon gut, Ihr sollt Euch nicht beklagen.
(Zu Reihersdorf.)
In wenig Tagen ist der Bube fort
Und sonder großen Lärm, seid Ihr zufrieden?

**Reihersdorf.** Ich bin's.

**Reichsgraf.** So laß Dich nun umarmen, Sohn,
Nun erst mein Sohn, da heiteren Gesicht's
Du Dich mir nahst und (auf seine Stirn die Hand legend) keine
Grillen uns
Zu trennen ferner drohn. Wär's nicht 'ne Schande,
Zwei Männer, beide hohen kühnen Geistes
Und mächt'gen Armes, denen nicht ein Thron
Zu hoch schien ihn durch Selbstkraft zu erringen,
Getrennt zu sehn durch eines Buben Hand,
Um eines Mägdleins willen?

**Marco** (für sich). 's wär doch nur
'ne Schande ganz im Stillen.

**Reihersdorf** (nachdem er den Reichsgrafen erröthend umarmt hat).
Ob ich's gleich
Für keine Schande halten kann, so wär'
Es doch ein Uebel.

**Reichsgraf.** Auch 'ne Schande, Freund.
Gereifte Männer sollte nicht entzwein
Die Laune eines Mägdleins; ihren Plan,
Den hohen, herrlichen, dem sie nicht scheun
Zu folgen durch den engen Raum, wo sich
Das Grab zu ihren Füßen dehnt, den darf
Nicht eines spröden Auges stolzer Blick
Zertrümmern, nein, ein solches darf nicht mehr
Ein böses Wort uns kosten.

**Reihersdorf.** Nun, ich denke,
Ihr werdet dafür sorgen.

**Marco** (ungeduldig, doch phlegmatisch). Gott sei Dank,
Daß Ihr vereinigt seid; nun kann man doch
Auch anderes zur Sprache bringen. Darf
Man fragen, was das Schreiben, das zuvor
Der Unterhändler Nesselkraut Euch reichte,
Enthält?

**Reichsgraf.** Hast Du's bemerkt?

**Marco.** Wie sollt' ich nicht?
Er stand verkleidet in dem dichten Haufen
Des Landvolks, und hätt' ich noch Vieles gern

Mit ihm geredet, doch da Euch den Brief
Er eingehändigt, war er schnell verschwunden.
**Reichsgraf.** Er fürchtete die Blicke meines Bruders.
**Reihersdorf.** Kennt der Minister ihn?
**Reichsgraf.** Ein paar mal ist
In den Gefängnissen des Staates schon
Ein Plätzchen als Spion ihm eingeräumt.
**Marco.** Das muß ein fixer Kerl sein, daß er nicht
Schon längst am Galgen modert; doch was hat
Er überbracht?
**Reichsgraf.** Vom Marschall ein Billet.
Noch hat bisher die läst'ge Gegenwart
Der übrigen Gesellschaft mir die Zeit
Versagt zum Lesen.
(Er hat in den Taschen gesucht.)
Ei, wo ist es denn?
**Reihersdorf.** Ihr zittert, Ihr erblaßt! Was soll das sein?
Ihr habt es doch nicht gar verloren?
**Reichsgraf** (sich erholend und ein Papier herauslangend). Nein,
Dem Himmel Dank hier ist es! Hab' ich mich
Doch recht entsetzt. (Sich setzend) O wär' ich doch am Ziel!
Und wär' es auch statt Fürstenthron der Schooß
Der kalten Gruft, denn diese ew'ge Angst,
Dies Zittern, daß die Mauern nicht an uns,
Die blauen Lüfte nicht Verräther werden,
Das ist des Todes Schauer zwiefach, (zu Marco) Nehmt
Und öffnet.
**Marco** (den Brief öffnend für sich). Armer Wurm, wie Du Dich krümmst
Vor Todesangst — und dennoch möcht' er gern
Den Löwen spielen. (Laut nach einer kleinen Pause.)
Soll ich lesen?
**Reichsgraf.** Ja;
Es ist doch Niemand in der Nähe?
**Reihersdorf** (zusehend). Nein,
Doch ist's nicht rathsam, solch ein tief Geheimniß
Dem Schalle anvertrau'n. Wenn Ihr den Brief
Durchsehn, so reicht ihn uns.
**Marco** (lesend). Das ist nicht gut.
**Reichsgraf** (auffahrend). O Himmel!
**Reihersdorf** (hastig). Was enthält das Schreiben?
**Marco** (dem Grafen den Brief reichend). Nehmt!
So geht es, wenn man guten Rath verschmäht.
Wie oft, wie dringend bat ich Euch, doch nicht

In solche Hände Euer Glück zu legen
Und Euch des Pöbels Hefe zu vertraun.

**Reichsgraf.** Gefangen Russen! Er, der Alles weiß,
Durch dessen Hände Alles ging! Wir sind — (die Hände ringend)
Wir sind verloren! Er verräth uns!

**Reihersdorf** (das Gesicht verhüllend). Gott!

**Marco.** Wie! Ihr verliert den Muth? O, schämt Euch doch,
So les't doch, les't, weshalb er eingezogen.
(Lesend) Als Vagabund, verschied'ner Räuberein
Bezüchtigt. Von verdächtigen Papieren
Steht nicht ein Wörtchen hier. Als Vagabund,
Als ganz gemeinen Dieb betrachtet man
Ihn vor Gericht. Was wird es nutzen, noch
Die Liste seiner eig'nen Sünden zu
Vergrößern?

**Reihersdorf.** O, er wird die Freiheit sich
Erkaufen durch Verrath.

**Marco** (nachdenkend). O nimmermehr!
Er weiß zu gut, daß das Gefängniß wir
Ihm zehnfach zahlen mit gewicht'gem Golde.
Schon dreimal hat, so schreibt der Marschall, das
Verhör er überstanden, doch noch nie
Entschlüpfte ihm ein Wort, das mit Gefahr
Uns drohte und das könnte wahrlich auch
In seiner Lage der Verrückte nur.
Auch ist ein solches Werk, wie wir beginnen,
Von solchem kleinen Unglück nimmer frei.
Wo so viel Menschen wirken, sollte da
Beschieden Jedem gleiche Klugheit sein?
Allein in solchen Fällen zeigt es sich,
Ob wahre Größe wohnt im Geiste, der
Das Ganze lenkt, ob er mit kluger Hand
Zerriss'ne Fäden wieder knüpft und schlau
An der Gefahr vorüberschlüpft und ob
Er zitternd seine Kleinheit offenbart,
Ein Held im Glück, ein Weichling in Gefahr.

**Reichsgraf** (sich erhebend). Ich zitt're nicht.

**Marco** (fährt fort, ohne es zu bemerken). Durchschaut der Zeiten Raum,
Die Reiche der Geschichte. Ward wohl je
Ein Thron errungen ohn' Gefahr und Müh?
Und Euer Vorbild Cäsar, mußt' er nicht
Durch Blut und Tod, durch Schwerter und Gefahr

Zur Weltbeherrschung bahnen sich den Pfad?
Doch wer nicht Kraft im Busen fühlt, der mag
Nicht solche hohen Dinge unternehmen,
Er lebe ruhig, baue seinen Acker,
Ein stiller Landmann.

**Reichsgraf** (aufspringend). Du beleidigst mich!
Noch hab' ich keinen Kleinmuth Dir gezeigt
Und sollst auch nimmer ihn an mir erproben.
Thron oder Grab! — Und was dazwischen liegt,
Das kennen meine Wünsche nicht. Du sollst
Mich stärken, Cäsar, Held! An Dich will ich
Gedenken, wenn auf meinen Muth es stürmt,
Dein Name sei mein Talisman!

(Er wendet sich gegen die Seite, wo der Cäsar steht, und bleibt erschrocken stehen.)

**Reihersdorf** (hinschauend, verwundert). Wo ist
Die Büste hingekommen?

**Marco** (lacht). Seht, der macht's
Wie alle Geister, wenn man sie citirt,
Er macht sich unsichtbar.

(Der Reichsgraf kehrt sehr blaß wieder zurück und lehnt sich auf den Tisch.)

**Marco** (ihn genau betrachtend). Ihr seid doch nicht —
Ich glaube gar, das Nichts hat Euch erschreckt;
Ist's möglich, eine Büste?

**Reichsgraf** (gefaßter). Nicht erschreckt!
Doch rasch kann ein Moment im Leben uns
Ergreifen, den ein Zufall, unbedeutend
Und klein in Andrer Augen, wichtig uns
Erscheinen läßt, wie daß die Büste, die
Seit Jahren ihren Platz behauptet, daß
Im Augenblick, da ich zum Zeugen ihn,
Zum Schutzgeist meiner Thaten rief, daß sie
Verschwunden — ich begreife nicht, wohin.
Es hat mich tief ergriffen und noch weiß
Ich's nicht zu deuten, ist es ein Gesicht,
Ist's Wahrheit?

**Marco.** Seht Ihr Geister? Ei, Herr Graf,
Seid doch nicht so phantastisch! 's ist ein Scherz,
Ein loser Spaß vermuthlich, den von der
Gesellschaft Jemand sich erlaubte. Es ist
Ja heut' ein Freudentag; vermuthlich ist
Die Büste in der Nähe. (Er steht auf und geht zum Postament, hinter welchem er den Cäsar hervornimmt.)

Seht, da steht
Sie auf dem Boden demuthsvoll.
(Er setzt sie auf ihre Stelle.) Es ist
Auch gar kein Festtagsantlitz. — So — da steht
Sie schon an vor'ger Stelle.

## Sechste Scene.

Reichsgraf, Marco Godowesi, Reihersdorf, Minister.

**Minister** (herankommend). Setzt Ihr wieder
Den alten Herrn in seine Rechte ein?
**Reichsgraf** (verdrießlich). Hast Du dies Späßchen ausgedacht?
**Minister.** So sieh
Mich drob nicht mit so mürr'schen Augen an.
(Jovial) Es war mir mal 'ne Lust, den großen Tiger,
Den blutigen Tyrannen, wenn auch nur
Im Bild ein wenig zu entthronen.
**Reichsgraf.** Kannst
Du sonder Schmähung keinen großen Geist
In Deiner Nähe dulden?
**Minister.** Großen Geist?
In jedem Falle ist es nur ein Bild,
Nicht werth, daß Brüder drob ein böses Wort
Sich raunen. Laß den großen Geist doch selbst
Sein Recht verfechten. Uebel muß es mit
Dem Weltbeherrscher stehn, thut es ihm Noth,
Daß sein des kleinen Grafen schwacher Arm
Sich annimmt.
**Reichsgraf** (auffahrend). Kamst Du, mich zu kränken nur,
Den Mangel einer fürstlichen Geburt
Mir vorzuhalten?
**Minister.** Adelbert, Du bist
Von Sinnen.
**Reichsgraf.** Könnte Deine Kleinlichkeit
Die Tiefen meiner Seele fassen, ja,
Du würdest staunend sehn, wie königlich,
Wie stolz und eines Scepters würdig sie
Von der Natur gebildet. Doch das magst
Du nicht ergründen. Längst an Knechtschaft und
An niedern Staub gewöhnt, ein Höfling, der
In tiefer Demuth eines eitlen Fürsten
Durchlaucht'ge Füße küßt.

**Minister.** Halt ein! Nicht länger
Kann Deine Frechheit ich ertragen. Wie,
Ist das der Lohn, daß dreißig Jahre ich
Des Landes Last, ein zweiter Atlas, trug,
Daß diese Locken zwanzig Jahr zu früh
Des Alters Reif beschlich?

**Reihersdorf** (beruhigend). Nehmt's nicht so hoch.

**Minister.** Das thu' ich nicht! da wär' ich wohl ein Narr,
Wollt' ich um jedes Wort mich grämen, das
Ein Lästerer von frecher Zunge schnellt.
Mich wird es wenig kränken, was von mir
Solch ein vertrocknet, ausgestorben Herz —

**Reihersdorf.** Ich bitt' Euch!

**Minister.** Rinnt mir dankbar eine Thräne
Vom Aug' des Niedrigsten im Volke, fleht
Für mich nur eine fromme Stimme täglich
Im stillen Dankgebet, so will ich groß
Mich schätzen, reich und glücklich, und nicht soll
Mir den Triumph der schwer erfüllten Pflicht
Die Zunge des Verläumders rauben. Ob
Er einen Knecht und Thoren mich mag achten,
Mich kümmert's nicht, ich kann ihn nur verachten.

(Er geht in den Hintergrund der Bühne, wo Marco auch steht. Der Reichsgraf geht voll Zorn in ein Nebenzimmer.)

**Reihersdorf** (dem Minister nachfolgend). Wie nehmt Ihr doch so hoch von Bruderlippen
Ein loses Wort. Wollt Ihr den Frieden selbst,
Den oft — gesteht es — schwer erhalt'nen brechen?
Auf Eures Hierseins kurze Tage nur
Des Zankes und der Zwietracht Stempel drücken?
Nicht also, Graf!

**Minister.** Ihr wißt nicht, wie es thut,
Für gute Dienste Hohn und gift'gen Spott
Zu ernten.

**Reihersdorf.** Schwer habt Ihr beleidigt ihn.

**Minister.** Weiß er die freche Zunge nicht im Zaum
Zu halten, darf er sich nicht wundern, wenn
Zum Lohn die Wahrheit oft recht derb und hart
Vor seinen Ohren schallt. Gerechte Rüge
Für gift'ge Lügen, das ist doch nur halb
Und sehr gelind bezahlt.

**Marco.** Er nannt' Euch Höfling,
Ihr einen Lügner und Verläumder ihn.
Auf wessen Seite ist die größ're Schuld?

**Minister.** Ein Höfling, der gebeugt des eitlen Fürsten
Durchlaucht'ge Füße küßt.
**Reihersdorf.** Nicht doch, das hat
Er nicht gesagt
**Minister.** Das hat er nicht gesagt?
**Reihersdorf.** Gewiß, ich hab' es nicht gehört. Euch hielt
Der Zorn umnebelt, daß Ihr nicht den Sinn
Der Worte unterschiedet und was nie
Aus Eures Bruders Munde kam, gehört,
Und zu vernehmen glaubtet.
**Minister.** O, ich war
Noch gar nicht aufgebracht, wie er begann,
Und hab's recht wohl vernommen: „längst an Staub
Gewöhnt und nied're Knechtschaft." Still, ich darf
Daran nicht denken.
**Reihersdorf.** Das ist noch ein Wort,
Wie's sich geziemt. Denkt ferner nicht daran.
Dem Zürnenden steht nimmer zu Gebot
Die Zunge; ungebändigt, zügellos
Ergießt sie sich in schnöden Reden, die
Das Herz nicht kennt und die der Redner nie
Daß er sie ausgesprochen, zugesteht
Und selber glaubt; drum achtet' nimmer ich,
Was in des Eifers Glut ein Freund noch sprach.
Schien mir beleid'gend seine Rede, ruhig
Ließ ich den Tag verstreichen, stellte dann
Mich bei des nächsten Morgens Glühn vor ihn
Und fordert' Rechenschaft, doch nimmer ward
Mit kaltem Blut die Rede wiederholt.
Nie sei davon ihm ein Gedanke in
Den Sinn gekommen, hieß es; aber hielt
Ihm selbst sein allzu treu Gedächtniß vor,
Was er gesprochen, sanft und freundlich dann
Sucht' er sich zu entschuld'gen und nicht war
Verschlossen seinem Liebeswort mein Ohr,
Und keiner war in Zukunft also treu,
Zu jedem Freundesdienste fertig wie,
Den ich mit der Verzeihung süßer Schuld
Belud.
**Marco Godowski.** Was wendet Ihr Euch von uns, gönnt
Uns keine Antwort? Weil Ihr selber seht,
Wie wahr Graf Reihersdorf geredet, doch
Euch nimmer überwinden könnt, es zu
Gestehn.

**Minister.** Deß hab' ich nimmer mich gescheut,
Und freudig eil' ich ihm entgegen, reicht
Er liebend mir die brüderliche Hand.
Doch daß ich schmeichelnd, unterthänig soll
Ertragen seine Härte, nein, das kann
Kein Bill'ger fordern. Unrecht wär' es auch,
In Demuth seinen Launen fröhnen; denn
Das macht' ihn täglich unverträglicher.
Er möge freundlich sich mir nahen, ihm
Gebührt das erste Wort; denn er begann
Den Streit. Laßt sehn, ob sich dazu sein Stolz
Bequemen wird.

**Marco.** Das ist der leid'ge Stein
Des Aergernisses, dran sich Jeder stößt;
Gar leicht bereut den Zorn ein edles Herz
Und folgt der alten Liebe schönem Trieb,
Allein, allein, das erste Wort! — dazu
Kann Keiner sich entschließen, gleich als hing'
Die Last der Welten an dem leichten Hauch.

**Reihersdorf.** Wohl wahr! Schon sah ich manchen blut'gen Streit
Entglommen durch ein unbedachtsam Wort,
Wo Freund und Freund im wilden Zweikampf sich
Begegneten mit thränenvollem Blick,
Zerriss'nen Herzen. Willig hätt' sein Leben
Ein Jeder für den Andern hingegeben.
Doch der Versöhnung erstes, holdes Wort
Zu sprechen, dieses Opfer schien zu groß
Den Stolzgeblendeten. Ich hab mich nie
Geschämt, zuerst mein Unrecht einzusehn.
Vielleicht sonst trüg' ich längst im Herzen schon
Der Reue und Verzweiflung schwarze Wunden,
Läg' selbst vielleicht auch mit gespalt'nem Schädel
In feuchter Gruft.

**Minister** (lächelnd). Das wär' das Schlimmste wohl
Und ist auch Eu'rer Sanftmuth wahrer Grund.

**Godowesi** (lachend). Das lautet ja nicht gut, Herr Graf.

**Reihersdorf** (nach einigen Augenblicken). Ich könnt'
Es übel deuten, wenn ich wollte, doch
Ich fühlt' es, Eure Galle gilt viel mehr
Dem kleinen Wortstreit, der vorhin begann;
Sonst lauten Eure Reden sehr verdächtig.

**Godowesi.** Beinah, als fehlt' es Euch an Muthe.

**Reihersdorf.** Still,
Ich wollt' es nicht erörtert haben. Nehmt
An mir ein Beispiel, lieber Graf, wie man
Beleidigungen trägt, von denen man
Vorher kann sehn, sie werden bald bereut
Und kommen nicht von Herzen. Niemand würd'
Es mir verargen, säh' man tobend jetzt
Und schäumend mich vor Wuth; denn was ist wohl
Entehrender für einen Rittersmann,
Als zeiht man ihn der Feigheit und der Schwäche?
Auch würd' es sicher höchlich mir zum Schimpf
Gerechnet, säh' ein Vierter, daß ich still
Ertrüge solche Unbild; aber da
Gottlob kein Fremder hier zugegen ist,
Riskir ich meine Ehre einmal d'ran
Und scheu sogar nicht, wie Ihr selber seht,
Das böse, viel besprochne, erste Wort.

**Godowesi.** Das ist noch brav gedacht, doch hoff' ich auch,
Daß nicht vergebens mit so schönem Beispiel
Ihr vorgegangen seid.

**Reihersdorf.** Gewiß nicht. Ist's
Nicht also, lieber Graf? Schickt diese Stunde
Mit bösem Zwist beladen nicht hinab
Zu ihren Schwestern, gebt ihr auf den Weg
Noch der Versöhnung linden Balsam mit.

**Minister.** Fast könntet Ihr mich überreden.

**Reihersdorf.** Geht
Zu Eurem Bruder, bietet ihm die Hand,
Vergeltet durch die Nachsicht seiner Schwächen
Die Liebe, die er zu Euch hegt.

**Minister.** Herr Graf,
Sucht and're Gründe, dieser geht nicht mit.

**Reihersdorf.** An seiner Liebe zweifelt Ihr? Wie seid
Ihr ungerecht!

**Minister.** Das bin ich nicht, fürwahr.
Glaubt nur, der Freundschaft liebend Vorurtheil
Kann mit so blendend hellem Lichte nicht
Umgeben des Geliebten Tugend, mit
So dichtem Flor verhüllen seine Schwächen
Wie Bruderliebe; doch die kennt er nicht!
Die süßen kleinen, häuslich stillen Freuden
Verachtet er, sucht ängstlich sie zu meiden,
Drängt sich gewaltsam die Natur ihm auf.

Wie sollt' es sich für solchen Mann geziemen,
Sich sanften Trieben hinzugeben, weich
Dahin zu schmelzen? Pfui! Doch das ist
Für nied're Seelen, die noch viel zu knechtisch
Gesinnt, um sich der Herrschaft der Natur
Gewaltsam zu entreißen.

**Reihersdorf.** Fast doch scheint's,
Als hättet Ihr der süßen Knechtschaft selbst
Euch ganz und gar entzogen.

**Minister.** Nimmer wird
Er fühlen es und zugestehn, daß nur
Mich Liebe zu ihm trieb, daß ich es nicht
Ertragen könnte, zürnend sein zu denken;
Falsch wird ihm meine Güte auch erscheinen.
Wenn nur ein Wort den leicht Gereizten kränkt,
Dann schallt aus seinem Mund als Vorwurf mir
Die Rüge meiner Nachsicht.

**Reihersdorf.** Sucht Ihr nicht
Mit Absicht Eure Galle aufzuregen,
Daß Euer Herz den Ton der Liebe nicht
Vernehme? Setzt den Fall, Ihr hättet Recht.
Ist's besser nicht, die kleine Kränkung tragen,
Als in der Brust den Vorwurf, daß Ihr selbst
Der Zwietracht Fackel nährtet und aus Stolz, —
Verzeiht, ich kann's nicht anders nennen, — selbst
Des eignen Herzens Stimme überhörtet?

**Minister.** Das glaubt Ihr wirklich, Stolz hab' Euren Bitten
Zu widerstehen mich verleitet?

**Reihersdorf.** Kann
Ich anders? Seht, ich folge treu dem Bild,
Das Ihr von Eurer Lage selbst entwarft,
Und Eure selbst gewählten Gründe kann
Ich zeugen lassen gegen Euch.

**Godowesi.** Und wißt
Ihr, wer von Eurem Zwist den wahren Schaden
Muß tragen? Ihr nicht, Euer Bruder nicht,
Trotz Eurem Aerger. Die Comtessen und
Der junge Graf, die Gräfin allermeist,
Das sind die ew'gen Opferlämmer, die
Des ganzen Volkes Schulden tragen und
Der üb'len Laune Erstlinge genießen.

**Minister.** Wahrhaftig? O, die armen Tauben, die
Des Geiers Hut im Grimm ein Gott vertraut!

Mir hat es längst geschienen; doch er hält
In meiner Gegenwart in Schranken noch
Der Härte wild Beginnen. O, die armen,
Geliebten Wesen! Wie verletzend muß
Den zarten Seelen seine Rauheit sein!
Doch still, ich wollte ja nicht grollen.

**Reihersdorf.** Laßt
Ein freundlich Bild den theuren Freunden von
Den kurzen Stunden Eures Aufenthalts.
Wollt Ihr, daß sie der Ruhe Tage von
Der Stunde zählen, da Ihr sie verlassen?

**Minister** (gerührt). Ich kann's mir denken: endlich ist er fort,
Der Unruhstifter. Nun ist Fried' und man
Kann doch ein wenig freier athmen. Nein,
Wahrhaftig, ich ertrüg' es nicht.

**Reihersdorf.** Es ist
Ein schrecklicher Gedanke, auf zerriss'ne
Und schon gedrückte Herzen neue Lasten
Zu wälzen. Meidet diesen Vorwurf, Graf,
Verhärtet nicht durch Strenge Eures Bruders
Gemüth, erweicht's durch sanfte Freundlichkeit.
Ihr könnt es, seid ein holder Friedensbote;
Seid Ihr's, von dem er ruh'gen Gleichmuth lerne.
Von Eurem Hiersein rede man entzückt,
Ein sanfter Genius in lichter Ferne,
Werd' Euer Bild mit Lieb' und Dank erblickt!
Wollt Ihr so schönen Preis verscherzen?

**Minister.** Graf,
Wo ist mein Bruder?

**Reihersdorf.** Kommt, wir wollen ihn
Schon wiederfinden. (Er führt ihn schnell ab.)

**Minister.** Fänd' ich doch sein Herz,
Das alte, lang verlorne wieder!

**Godowesi** (allein). Geh,
Da kannst Du lange suchen, frommes Schaf!
Eh' fändest Du ein Sandkorn tausend Klafter
Versteckt im Schnee der Alpen, als ein Herz,
Wo keines ist, in jedem Sinn des Wortes.
Zu bessern denkt er ihn — wahrhaftig, nein,
So thöricht hätt' ich nimmer ihn geglaubt.
Muß sich der alte Fuchs nicht schämen? Er,
Der dreißig Jahr' das Steuerruder führte,
Er kann von seinem eignen Bruder nicht

Ein richtig Urtheil fällen, weiß noch nicht,
Daß eh' des Rheines Wogen all' zum Quell
Zurück sich leiten lassen, als ein Sünder,
Ein alter acht und fünfzig jähr'ger Wicht
Zur Unschuld seiner Kinderzeit? So geht's:
Wer an dem Hof mit Maulwurfssinnen kreucht,
Dem kann selbst diese hohe Schule nicht
Des Falken Auge geben; denn ihm fehlt
Der Sonne Sehkraft. Drum die Bildung will
Den klugen Mann nicht machen. Schade wär's
Auch um so manches herrliche Talent. . . .

[In der Handschrift folgten nun noch nachstehende Scenenentwürfe:]

7. Scene. Cordelia. Hellbronn. — 8. Scene. Reichsgraf. Ferdinand. — 9. Scene. Reichsgraf allein. Dann Reichsgraf. Bertha. — 10. Scene. Bertha allein. Dann Bertha. Reichsgräfin. — 11. Scene. Reichsgraf. Marco Godowesi. — 12. Scene Marco anfangs allein, dann?

III. Akt. 1. Scene. Bertha allein. — 2. Scene. Bertha. Ferdinand. — 3. Scene. Bertha erst allein. Felsberg. — 4. Scene. Bertha. Felsberg. Laurette horchend. — 5. Scene. Bertha. Felsberg, dann Laurette. Ferdinand horchend, dann öffentlich. — 6. Scene. Ferdinand. Reichsgräfin. Felsberg sterbend. Bertha wird fortgetragen. — 7. Scene. Bertha ohnmächtig. Katharina. Reihersdorf. — 8. Scene. Bertha. Katharina. — 9. Scene. Bertha. Katharina. Reichsgräfin. Cordelia. Reichsgraf einen Augenblick. — 10. Scene. Nacht. Kapitän. Soldaten. Bertha. Katharina.

# Ledwina.

## Romanfragment.

1824.

# Ledwina.

Der Strom zog still seinen Weg und konnte keine der Blumen und Zweige auf seinem Spiegel mitnehmen. Nur eine Gestalt, wie die einer jungen Silberweide schwamm langsam seine Fluthen hinauf; es war das schöne bleiche Bild Ledwinens, die von einem weiten Spaziergange an seinen Ufern heimging. Wenn sie zuweilen halb ermüdet, halb sinnend still stand, dann konnte er keine Strahlen stehlen, auch keine hellern oder mildern Farbenspiele von ihrer jungen Gestalt; denn sie war so farblos wie eine Schneeblume und selbst ihre lieben Augen waren wie ein paar verblichene Vergißmeinnichte, denen nur Treue geblieben, aber kein Glanz.

„Müde, müde," sagte sie leise und ließ sich langsam nieder in das hohe Ufergras. Eine angenehme Frische zog durch alle ihre Glieder, daß sie die Augen vor Lust schloß, als ein krampfhafter Schmerz sie auftrieb. Im Nu stand sie aufrecht, die eine Hand auf die kranke Brust gepreßt und schüttelte unwillig ob ihrer Schwäche das blonde Haupt, wandte sich rasch wie zum Fortgehn und kehrte dann fast wie trotzend zurück, trat dicht an das Ufer und schaute anfangs hell, dann träumend in den Strom

Ein großer, aus dem Flusse ragender Stein sprühte bunte Tropfen um sich, und die Wellchen strömten und brachen sich so zierlich, daß das Wasser hiervon mit einem Netze überzogen schien und die Blätter der am Ufer schwankenden Zweige im Spiegel wie grüne Schmetterlinge davon flatterten. Ledwinens Augen aber ruhten aus auf ihrer eigenen Gestalt, wie die Locken von ihrem Haupte fielen und forttrieben, ihr Gewand zerriß und die Gliedmaßen sich ablösten und verschwammen.

Da wurde ihr, als ob sie wie todt sei und die Verwesung lösend ihre Glieder treffe, und jedes Element das Seinige mit sich fort reiße.

„Dummes Zeug!" sagte sie, sich schnell besinnend und bog mit einem scharfen Zug in den sonst milden Mienen auf die dicht am Flusse hinlaufende Heerstraße, indem sie das Auge durch das weite, leere Feld nach heitern Gegenständen aussandte.

Ein wiederholtes Pfeifen vom Strome her blieb von ihr unbemerkt und, als daher bald darauf ein großer schwarzer Hund mit vorgestrecktem Kopfe quer über den Anger gerade auf sie einrannte, flüchtete sie, von großem Schrecken ergriffen, mit einem Schrei auf den Strom zu und, da das Thier ihr auf den Fersen folgte, gerieth sie mit beiden Füßen hinein. „Pst, Sultan!" rief es neben ihr, und zugleich fühlte sie sich von zwei unzarten Händen gefaßt und an's Ufer gesetzt. Sie wandte sich noch ganz betäubt und erschreckt um.

Vor ihr stand ein großer vierschrötiger Mann, den sie an einem Hammel, der ihm wie ein Palatin um den Hals hing, als einen Fleischer erkannte. Beide betrachteten sich eine Weile, indem das Gesicht des Mannes in die offenbarste, mit Verdruß gemischte Ironie überging.

„Was springt Sie denn so?" stieß er endlich heraus.

„Ach Gott," sagte Ledwina ganz beschämt, „ich dachte, das Thier wäre toll."

„Wer? mein Hund?" sagte der Mann beleidigt; „der ist ja nicht mal bös, der hat niemals Keinen gebissen."

Ledwina sah auf den Hund, der nun ganz verständig wie eine Sphinx neben seinem Herrn saß und zuhörte.

„Ist Sie nun recht naß?" fing der Fleischer an.

„Nicht sehr," erwiederte Ledwina, indeß der Mann mit seinem Stabe die Tiefe des Wassers neben dem großen Steine maß, auf den Ledwina bei ihrer Wasserreise gerathen. „Aber ganz miserabel ist Ihr, das sehe ich wohl," sagte er dann; „ich will nur sehn, daß ich Sie in das Haus dort bringe."

In der That hatte Ledwina seinen Beistand sehr nöthig, und sie erreichte nur mühsam das etwa hundert Schritte vom Flusse entlegene Bauernhaus, indeß ihr Führer sie beständig von den Kennzeichen der tollen Hunde unterhielt.

Die alte Bäuerin schob schnell ihren Rocken zurück, als Ledwina mit den Worten: „Macht Feuer, Lisbeth, ich habe mich erkältet und erschreckt," in die Thüre trat. Der Fleischer hob sogleich die Geschichte des Abenteuers an.

„Macht Feuer!" wiederholte Ledwina, „ich habe mir im Sandloch nasse Füße geholt."

„Es ist nichts, gnädiges Fräulein," sagte die Alte beruhigend, legte Holz an's Feuer, stellte einen Stuhl daneben, rückte ein Kissen darauf zurecht und ging, um aus dem Keller ein Glas frischer Milch zu holen.

Der Fleischer, verdrießlich über das geringe Interesse, das man seiner Rede zuwandte, rief ihr nach: „Einen Schnaps, Wirthin!"

„Wir verschenken keinen Schnaps," sagte die Frau in der Kellerthür; „ein Glas Milch könnt Ihr für einmal umsonst haben."

„Mamsell," hub der Fleischer von Neuem an, „ich sage aber, Sie hätte wohl ertrinken können." Ledwina mußte doch lächeln.

„Wenn ich mich auf den Mund gelegt hätte," antwortete sie vor sich hin und suchte in ihrem Körbchen nach der Börse.

„Sie ist auch nicht besonders bei Kräften," erwiederte er und über Ledwinens Gesicht flog ein bitterer Zug, indem sie ihm ein Trinkgeld reichte.

„Gott bewahre," erhub er seine Stimme, „einem Menschen das Leben retten, das ist nicht zu bezahlen," wobei er beinahe that, als wollte er das Dargebotene abwehren.

„Ihr habt mich ja auch hierher geleitet," sprach Ledwina fast verdrießlich.

„Ja, wenn Ihr das meint," sagte der Retter und faßte geschwind zu; denn da Ledwina sich nach ihrem Körbchen neigte, meinte er, sie gedächte das Gebotene wieder einzustecken.

Die Bäuerin brachte die Milch. Der Fleischer brummte:

„Wenn es noch ein gut Glas Bier wäre."

Er nahm jedoch vorlieb, sprach gegen die Wirthin noch allerlei von bezahlen und gut bezahlen können und zog endlich ab.

„So ginge es oft den ganzen Tag," sprach die Bäuerin zu Ledwina, der es ganz behaglich am Feuer wurde, „wenn wir allerhand Leute im Hause leiden wollten. Der Zulauf wäre groß genug für das beste Wirthshaus. Die Leute denken: Geld regiert die Welt. Unser Clemens muß oft des Nachts aus dem Bett und führen die Reisenden beim Grafenloche vorbei. Das ist ihm auch nicht zu gut, aber man mag die Leute doch nicht so in's Wasser stürzen lassen."

„Ja wohl," sagte Ledwina schon halb im Schlummer.

„Die gnädige Fräulein ist schläfrig," sprach die Alte lächelnd, „ich will noch ein Kissen holen."

„Bewahre," rief Ledwina schnell, aus ihrem Stuhle auffahrend; aber schon war die alte Lisbeth wieder da mit zwei Kissen, deren eins sie auf den Sims neben den Heerd legte, das andere auf die Stuhllehne. Ledwina, die sich selten in dieser Art etwas zu Gute that, lachte ordentlich vor Vergnügen, da es ihr so bequem wurde.

„Erzählt mir etwas von vorigen Zeiten, da ihr auf dem Schlosse wohntet," sagte sie freundlich; und die Frau hub an zu erzählen von dem seligen Großpapa und wie der Thurm noch gestanden, der vor vielen Jahren niedergebrannt, und

immer tiefer neigte sich Ledwinens Haupt und immer undeutlicher gestaltete sich, was sie noch zuweilen von den Worten der Erzählenden vernahm. Sie sah den Großvater als ein kleines, graues Männchen, gar freundlich; todt war er freilich, aber er schoß doch noch mit seiner Vogelflinte nach den Raben im alten Thurm, es knallte gar nicht, aber sie fielen recht gut — und immer leiser und leiser wurden die Laute der Alten, die von Zeit zu Zeit ihr Fräulein hinter den Rocken hervor betrachtete, bis sie endlich auch ganz einschlief.

Dann stand sie sachte auf, trippelte auf den Zehen zu Ledwina und beugte sich langsam über sie, ihren Schlummer zu prüfen.

Es war rührend zu sehen, wie das ernste, alte Gesicht der Bäuerin über dem jungen, bleichen der Herrin stand, das eine in stiller Traumeswehmuth, das Andere in der tiefen Schwermuth über das unwendbare nahe Hinsterben Beider, die reife, lebenssatte Aehre über der zarten sonnenversengten Blüthe.

Dann hob sie sich, holte still Flachs aus einem Wandschrank und begann ihn sehr leise zu bürsten; aber ihre Züge waren ernster als vorhin, doch sehr weich.

So dauerte es eine Weile, als die Thür ziemlich unsanft geöffnet ward und mit den Worten: „Mutter, hier bring ich Euch einen neuen Stuhl“ ihr Sohn ziemlich unbeholfen einen im Geheimen für sie verfertigten Spinnstuhl hereintrug; „der Andere ist Euch ja doch zu hoch,“ fuhr er fort.

Die Mutter winkte unwillig mit der Hand, indem sie auf Ledwina deutete, aber diese war schon erwacht und sah ganz hell und vergnügt um sich.

„Ei, so wollt' ich Dich!“ fuhr die Alte heraus.

„Ich habe sehr sanft geschlafen bei eurem Feuer,“ sagte das Fräulein freundlich; „es ist aber doch gut, daß ich geweckt bin, sonst hätt' ich nachtwandeln müssen. Ich meine,“ fuhr sie lächelnd fort, da die Beiden sie fragend anblickten, „wenn ich am Tage ruhe, so habe ich in der Nacht keinen Schlaf; da stehe ich dann wohl zuweilen auf und gehe in meiner Stube umher; es ist nicht zum Besten, aber was soll man mit der langen Nacht machen? Es wird bald fünf sein, nun wird's meine Zeit zu gehen;“ und wie sie durch die Thüre ging: „Den Stuhl hat wohl Euer Sohn gemacht, der ist doch recht geschickt.“

„Auch bisweilen recht ungeschickt,“ sprach die Alte, der der Aerger noch nicht aus den Gliedern wollte; aber schon war Ledwina wie eine Gazelle den Fluß hinauf; denn sie dachte nur dann an ihre kranke Brust, wenn heftige Schmerzen sie

daran erinnerten, und dann war ihr dieses traurige Hüten, dieses erbärmliche, sorgfältige Leben, wo der Körper den Geist regiert, bis er siech und armselig wird, wie er selber, so verhaßt, daß sie gern diese ganze in Fäden verglimmende Lebenskraft in einem einzigen recht lohen Tage hätte ausflammen lassen. Ihr frommes Gemüth behielt auch hier die Oberhand über den sichtbar auflodernden Geist, aber noch nie hat wohl ein (! ?) Martyrer Gott sein Leben reiner und schmerzlicher geopfert, als Ledwina dem schönen Tod in der eignen Geistesflamme entgegen sah.

Im hellen Wohnzimmer war Alles etwas anders wie gewöhnlich, da Ledwina eintrat; denn sie ward gar nicht gescholten, die gewöhnliche bittere Frucht der ihr so süßen, aber den so zerrütteten Körper so angreifenden Streifereien.

Schwester Therese hatte freilich genug nach einer entfallenen Nähnadel zu suchen, aber auch die Mutter sagte nichts, strickte still fort und winkte stark mit den Augenlidern; das war immer ein besonderes Zeichen; dann war sie erzürnt oder gerührt oder gar verlegen; denn diese kluge Frau, der ein allgemein beachtetes und oft verwickeltes Leben eine völlige Herrschaft über alle unpassenden Ausbrüche innerer Bewegungen in Handlungen und Worten gesichert hatte, wußte selbst nicht, wie dünn der Schleier ihres Antlitzes über der Seele hing, und es bedurfte für gesunde, ob auch ungeübte Augen nur sehr geringer Bekanntschaft, um sie oft besser zu verstehen, als sie sich selbst in ihrer vielfachen Zerstreuung durch Haus und Kinder. Ledwina hätte sich gern ganz still der Gesellschaft eingeflickt, aber ihre Arbeit lag in der Schublade des Tisches, vor dem die Mutter saß; das war schlimm. Sie setzte sich indeß ganz sachte in das Sopha, das an der Schattenseite des Zimmers stand und sagte kein Wort. Die kleine Marie lief herein und mit einem lauten, etwas albernen Gelächter auf Ledwina zu:

„Ledwina, weißt Du schon die ganz berühmte Neuigkeit?"

Ledwina verfärbte sich wie erschreckt in unnatürlich gespannter Erwartung und die Mutter sagte rasch:

„Marie, hole mir mein Schnupftuch, ich habe es im Garten bei den Tannen liegen lassen."

Marie drehte sich auf dem Fuße um, sagte aber noch:

„Wenn ich wiederkomme, weißt Du es längst; denn Therese springt das Herz, wenn sie es nicht sagt."

Sie lachte laut auf und rannte etwas tölpisch hinaus.

„Ihr müßt euch mit dem Kinde in Acht nehmen," sagte die Mutter ernst; „Kinderohren sind bekanntlich die schärfsten

und wir Erwachsenen oft wahrhaft ruchlos in dieser Hinsicht. Bei Marie ist es zum Glück nur Impertinenz, kein erwachendes, vorlautes Gefühl, was im besten Falle die Seele leer brennt."

„Carl," (sie wandte sich zu Ledwina,) „hat heute Briefe erhalten, aus denen unter anderm erhellt, daß einer seiner Universitätsbekannten ihn vielleicht auf der Durchreise besuchen wird. Du hast ihn wohl nennen hören, Römfeld, der sogenannte schöne Graf. Carl hat zuweilen allerhand von ihm erzählt, was ganz romantisch lautete, und ihr seid unvorsichtig genug gewesen, euch mit ihm zu necken; ich lasse so etwas passiren, obgleich es nie viel heißt. Ich denke, wenn das Böse nur ausbleibt, so muß man sich zuweilen in das Unnütze in Gottes Namen schicken. Ich muß gestehn, daß ich alsdann so wenig an Marie gedacht habe wie ihr; aber vorausgesetzt, daß dergleichen Dinge in ihrem noch höchst kindlichen Gemüthe keinen tiefern Eindruck hinterlassen werden, soll man ihr beibringen, daß sie derlei Gespräche nicht wiederholen dürfe, ohne eben diese Eindrücke fast gewaltsam zu befördern, denn ihr wißt, sie wäre kindisch und lebhaft genug, den Grafen mit seiner eigenen Biographie zu regaliren."

„Man muß ihr sagen," versetzte Carl, der immer die Stube auf- und abmaß, „daß sie überhaupt nichts weiter bringt, das Klatschen ist an und für sich garstig genug."

„Weißt Du das einem so lebhaften Kinde ohne Arg beizubringen?" erwiederte die Mutter scharf.

„Wir haben doch nicht geklatscht, wie wir klein waren," sagte Carl.

Die Mutter stockte einen Augenblick und sagte dann mit schonender Stimme:

„Sie ist vielleicht auch lebhafter, als ihr Alle."

Carl ward roth und sagte halb vor sich hin:

„Auch ziemlich unartig bisweilen."

„Etwas unartig sind alle Kinder in dem Alter," versetzte die Mutter streng, „und zudem gehorcht sie *mir* auf's Wort; ist es mit Andern nicht so, so mag die Schuld auf beiden Seiten stehn." Beide schwiegen verstimmt, und eine drückende Pause entstand. „Von wem hast Du Briefe?" hub Ledwina leise und ängstlich an.

„Es ist nur einer," sagte Carl, „von Steinheim; er hat eine gute Anstellung bekommen zu Dresden und wird bei seiner Heimreise hier vorsprechen, da er über Göttingen reist, um dem Studentenleben noch einmal ein ewiges, lustiges Valet zu bringen, und Römfeld, der aus Dresden ist, aber von dort abgeht, reist

mit ihm. Steinheim scheint der ungebetene Gast schon auf dem Herzen zu liegen."

Dies Letztere sagte er, halb zu der Mutter gewandt, die mit der möglichsten und angenehmsten Gastfreiheit jedoch das Recht der Einladung sich immer völlig vorbehielt.

„Wir kennen ihn ja schon," sagte sie und dann schnell, ehe Carl etwas erwiedern konnte:

„Ledwina, wo bist Du diesen Nachmittag gewesen?"

„Am Flusse hinunter," entgegnete Ledwina.

„Du bist lange geblieben," versetzte die Mutter.

„Ich habe lange," erwiederte Ledwina, „bei der alten Lisbeth zugebracht; ich bin sehr gern dort".

„Es sind auch gute Leute," sagte die Mutter; „etwas stolz, aber das schadet nicht in ihrem Stande, es erhält sie ehrlich in jeder Hinsicht."

„Es hat mich recht geschmerzt," sprach Carl, „unser altes Domestiken-Inventarium fast ganz zerstört zu finden."

„Mich auch," sagte die Mutter lebhaft, „ich wollte sie gern aus dem Grabe heben, und wenn ich statt dessen ihren Sarg mit Gold füllen müßte. Wir haben sie so oft in freilich harmlosem Spotte das Fideicommiß genannt, aber wahrlich, solche Leute sind nicht so sehr unserer Treue von Gott vertraut, wie wir der ihrigen, und nächst dem Schutzengel gibt es keinen frommern Hüter und nächst der Elternliebe keine reinere Neigung, als die stille und innige Liebe solcher alten Getreuen gegen den Stamm, auf den sie einmal geimpft, worin alle andern Wünsche und Neigungen, selbst die für und zu den eigenen Angehörigen haben zerschmelzen müssen."

Frau von Brenkfeld war gegen das Ende ihrer Rede sehr gerührt. Ihre Miene war fest, aber das leise Spiel der schönsten Gefühle in ihren ernsten Zügen gab ihr eine unbeschreibliche Anmuth.

Ledwina hatte während deß ihre Mutter unablässig betrachtet und war bleich geworden, ein Zeichen, daß ein Gedanke sie ergriff.

„Ja," sagte sie nun sehr langsam, als würden ihre Gedanken erst allmählig unter dem Reden geboren, „das ist wahr, wir sind doch Geschwister, aber ich bin leider gewiß, daß wir uns nicht mit dem raschen, unerschütterlichen Entschlusse, der keine Wahl kennt, für einander aufzuopfern vermöchten, wie das Leben getreuer Diener uns so unzählige Beispiele gibt."

Carl sah etwas quer nach ihr hinüber, und die liebe Therese reichte ihr versichernd die Hand und ihre von Thränen umschleierten Augen begegneten sich. Ledwina sagte fest:

„Ja, Therese, es ist doch so, aber wir sind darum nicht schlechter; die Alten sind nur besser."

„Dafür ist es auch Dienertreue," hub Carl an, „und eine ganz besondere Sorte, ungefähr wie die Liebe gegen das Königshaus, dem sich auch jeder freudig opfert, ob auch die Aeste gegen den schönen, alten Stamm zuweilen recht dürr oder siech abstechen; mir sind indeß alte Leute immer merkwürdig und ich rede vor allem gern mit ihnen. Mir sind solche kleine Gemälde aus freier Hand immer lieber, wie die schönste Gallerie berühmter Biographien."

„Mir scheint auch," sagte Therese, „als ob die Lieblingsfehler der alten Leute fast wie die der Kinder zwar oft belästigend, aber doch im Grunde milder oder gleichsam oberflächlicher wären, als die der Jugend. Mangel an Rücksicht auf die Bequemlichkeit Anderer ist der erste und auffallendste Fehler, der beim Alter hervortritt, durch die allgemeine Sorgfalt, die ihm zugewendet wird, und durch die bittere Vergleichung eigener Schwäche mit der Jugendkraft der Umgebung wird es verstimmt, und das ist die Wurzel alles Fatalen; es ist zwar nur eine kleine Sünde, aber ein großes Leid für Andere."

„Das letztere ist wahr," erwiederte Carl, „ohne das erstere zu begründen. Ich hingegen habe oft manche Jugendfehler im Alter in neuer Steigerung und wahrhaft unförmlicher Versteinerung wiedergefunden, die für mich bei dieser Nähe des Grabes eine der abstoßendsten Erscheinungen bleibt."

Frau von Brenkfeld, noch aus der guten Zeit, wo man nicht nur die Eltern, sondern auch das Alter ehrte, rückte mit dem Stuhle.

Carl fuhr arglos declamirend fort: „Bei den Vornehmen, denen man so leicht um des Großen willen das etwa nicht Gute vergibt, erweist sich der freilich zuweilen Großes schaffende Ehrgeiz als die empörendste, ruchloseste Ehrsucht, bei dem Mittelstand die halb belachte, halb belobte Sparsamkeit als der gräuliche Geiz, von dem man nicht weiß, ob man über ihn mit Demokrit lachen, oder mit Heraklit weinen soll, bei dem Geringen der oft angenehme Leichtsinn als die entsetzliche Gefühllosigkeit und Nichtachtung des sonst Nächsten und Liebsten; und oft findet sich dies alles zusammen in allen Ständen."

Er fing wieder an, heftig auf- und abzugehen.

„Alte Leute sind gut, wenn sie auch zuweilen kindisch reden," sagte Marie, die wieder neben der Mutter saß und ordentlich strickte.

Die Mutter mußte mitten aus ihrem gereizten Gefühle beinahe lachen, da nach der vorzeitigen Berechnungsart der Kinder diese Vertheidigungsrede ihr galt.

„Ihr könnt euch freuen,“ sagte sie, „nicht vor dreißig Jahren jung gewesen zu sein; da wurden die Leute im Verhältniß zu ihren Eltern nie groß. Widerspruch von der einen Seite gab es in der Regel garnicht, und nur selten dargelegte Gründe von der anderen.“

„Es ist schlimm genug,“ sagte Carl, „daß es nun im Durchschnitt anders ist. Der Gehorsam gegen die Eltern ist ein Naturgesetz und beinahe so kostbar, als das Gewissen. Ich bin überzeugt, daß die Wurzel fast aller jetzt grassirenden moralischen Uebel in der Vernachlässigung desselben zu suchen ist. Der Mensch ist zu vielem fähig und geneigt, sobald er es, wenn auch noch so anständig, mit Füßen tritt. Es ist etwas Seltsames und Rührendes um ein Naturgesetz.“

„Und zudem,“ sagte Therese, „gehorchen muß der Mensch noch irgend Jemanden außer Gott, geistlich oder weltlich, das erhält ihn weich und christlich.“

„Nota bene,“ versetzte Carl schnell, „der alte Franz ist ja todt; wie ist der zu Tode gekommen?“

„An einem Brustfieber,“ entgegnete Therese, und Ledwina, deren Gesicht wieder ein weißer Flor überzog, setzte mit leiser Stimme hinzu:

„Er hat sich erkältet, da er mir im vorigen Winter eine Bahn durch den Schnee fegen wollte.“

Sie stand auf und trat an eine im Schatten stehende Kommode, als ob sie etwas suche; denn sie fühlte, daß die Tropfen, die so leicht in ihre Augen traten, ihnen diesmal zu schwer würden.

„Da wolltest Du hundert Jahr alt werden,“ lachte Marie. „Denk mal, Carl, Ledwina meinte, sie wollte hundert Jahr alt werden, wenn sie alle Tage spazieren ging.“

Die Mutter sagte, als habe sie Ledwinens Worte nicht bemerkt: „Er war durch den Schnee nach Ensdorf gewesen.“

„Er ist alt genug geworden,“ sagte Carl, „ich glaube, er war schon über 80, so alt werde ich nicht.“

Ledwina beugte sich während dessen tief verletzt über eine geöffnete Lade. Es war, als wolle man ihr das herzzerreißende, aber theure Geschenk dieses geopferten Lebens entreißen, und sie hielt es fest an sich gepreßt. In Wahrheit ließ die tödtliche Krankheit dieses treuen Mannes, des Gatten der alten Lisbeth, viele Gründe zu, wie dies bei dem Ableben sehr alter Leute fast immer der Fall, und deshalb suchte Frau von Brenkfeld mit jener beliebten, aber falschen Schonung, die das Herz verletzt, statt es zu heilen, und empört, statt es zu rühren, jenem

wahrscheinlichsten Grunde seine Heiligkeit zu stehlen und ihm nur die Glorie des letzten Zeichens der Anhänglichkeit zu lassen.

Marie war indeß zu Ledwinen hingelaufen und quälte sie durch die unter Lachen immer wiederholte Frage: „Ledwina, Du bist wohl recht bange vor dem Tode? Wie alt möchtest Du wohl werden, Ledwina?"

Ledwina, die sich in ihrer Rührung noch beobachtet glaubte, wollte gern antworten, aber sie fürchtete den zitternden Laut ihrer Stimme, sie beugte sich von einer Seite zur andern, indeß das unter ihren Armen durchgeschlüpfte und nun vor ihr an die Lade gepreßte Kind unter ewiger Wiederholung seines Lachens und Kicherns ihr immer in die Augen sah. Endlich sagte sie ziemlich gefaßt und in der Aufregung lauter wie gewöhnlich:

„Ich fürchte mich etwas vor dem Tode, wie ich glaube, daß fast alle Menschen es thun, denn das Gegentheil ist gegen oder über die Natur. Im ersten Falle möchte ich mir es nicht wünschen und im zweiten ist es nur in einem sehr langen oder sehr frommen Leben zu erreichen."

Die Kleine kroch wieder durch und sprang lachend zu ihrem Stuhle.

Auch Ledwina hatte sich unter dem Reden ermuthigt und kehrte ziemlich frei zu ihrem Sopha zurück. Carl, für den, sobald er seine verlangte Auskunft hatte, das übrige Gespräch meistens todt war, indem er seine eignen Gedanken für sich fortspann, stand nun still und sagte:

„Der alte Franz war ordentlich ein Philosoph; er hätte unseren Gelehrten können zu schaffen machen. Ich habe drei Jahre studirt, und unsere Professoren laufen doch den ganzen Tag wie Diogenes mit der Laterne nach unnützen Fragen; aber so spitzfindige sind mir noch selten vorgekommen, wie das alte Genie aus den Ecken zu bringen wußte. Er hatte auch aus sich selbst die Clarinette spielen gelernt."

„Die hat er geblasen, da er noch jung war," fiel Marie ein. Carl drehte die Pfeife ungeduldig in den Händen und fuhr dann schnell fort:

„Er wußte auch auf alles Antworten, und die waren ihm immer gut genug, obgleich der Scharfsinn der Antwort nie im Verhältniß zu dem der Frage stand. Der Hochmuth legt doch seine Eier in alle Nester."

„Der alte Franz war Deinem seligen Vater sehr lieb," sagte Frau von Brenkfeld sanft, aber ernst. Carl antwortete ganz arglos:

„Er ist ja, den Unterricht abgerechnet, fast mit ihm erzogen.“ Dann fuhr er mit einem selten zarten Ausdruck in den Mienen fort:

„Wenn er so erzählte, wie sie zusammen heimlich das Rauchen trieben aus gehöhlten Kastanien und sich treulich beistanden in Schuld und Strafe, dann ist mir immer ganz wunderlich gewesen; wahrhaftig, es ist mir manche liebe Stunde in dem Manne gestorben.“

„Mir auch,“ sagte die Mutter und drängte die Thränen heftig zurück. „Die alte Lisbeth ist auch seitdem ganz kümmerlich geworden.“

„Es ist überhaupt etwas Kurioses und meist Unangenehmes um die Wittwen,“ versetzte Carl, wieder zerstreut, „besonders so lange die Kinder minorenn sind.“

„Was ist minorenn?“ fiel Marie ein, und Carl fuhr fort:

„Meistens fehlt ihnen die Kraft und auf alle Fälle nehmen ihnen die Augen der Welt, denen sie immer ein Dorn sind, die Macht und die Herrlichkeit, man sieht sie an Verbrechen gränzende Härten gegen Schuldner ausüben, alles per Pflicht; das geht nun wohl nicht anders, aber es läßt gewöhnlich einige Verhärtungen im Character zurück. Das Regieren thut einem Weibe niemals gut.“

„Wittwen sind gut,“ sagte Marie beleidigt, und Karl, der die Beziehung nicht faßte, fuhr auf:

„Kinder müssen schweigen,“ und fuhr dann mit einem Blick auf seine Mutter in doppeltem Schrecken zusammen.

Frau von Brenkfeld kämpfte gewaltsam gegen eine mehr wehmüthige, als erzürnte Empfindung, die sie für Unrecht hielt, da Carl im Ganzen recht und gewiß arglos geredet hatte. Aber daß sie das Grelle jenes Verhältnisses, dem sie bei den durch die Gutmüthigkeit ihres verstorbenen Gatten verwirrten Vermögensumständen, unter den härtesten äußern und innern Kämpfen acht Jahre ihres Lebens ihre ganze Gesundheit und oft ihre heiligste Empfindung hatte opfern müssen, eben von jenem so scharf und wie verurtheilend mußte auffassen hören, für den sie vor allem freudig geopfert hatte, das warf eine Wolke von Trauer und Verlassenheit in ihre Seele, die sie durch alle Strahlen des Gehorsams und der Liebe ihrer Kinder nicht zu zerstreuen vermochte. Eben ihr war der Wittwenschleier aus einem Trauerflor zu einem Bleimantel geworden, der fast sogar die Ehre niedergebeugt hätte, da ihr Gatte durch unverhältnißmäßige Schuldbeträge die Leute nach seinem Tode zu Grunde richtete, denen er bei seinem Leben gern helfen wollte. Er

hatte den Segen mit sich genommen und ließ der Vormundschaft und seiner bedrängten Wittwe den Fluch. Zudem hing ihr sonst starkes Herz seit einiger Zeit mit großer Schwäche an Marie, dem einzigen ihrer Kinder, dem sie Alles in Allem war, indeß die Herzen der Uebrigen sich stark an die fremden Götzen zu hängen begannen. Im Verhältniß zu ihren Töchtern war dies Gefühl minder stechend gewesen, da eine vielseitige und gewandte Weltkenntniß von Seiten der Mutter und ein unbedingter Gehorsam von Seiten der Kinder ausglichen, was Ledwina an Tiefe und Innigkeit und Therese an klarer und besonnener Auffassung voraus haben mochten. Aber die Zurückkunft Carls, den ihr die Universität nach seiner persönlichen Empfänglichkeit völlig ausgebildet, aber außerdem oder vielleicht deshalb etwas überreif, oder gar vorlaut wiedergab, war ihr aus einem Jubiläum der Wittwenherrschaft zu der beklemmten Leichenfeier derselben geworden, obschon nur in der innern Ueberzeugung, da Carl jetzt aus Pflicht und Vorsatz das zu sein strebte, wozu ihn früher die scheueste Ehrfurcht gemacht hatte; aber eben dies immer durchscheinende Streben, dies öftere Mißlingen durch Mißverstehn, weil die scharfe angstvolle Beachtung des Kindes fehlte, dies seitdem offenbare Zusammenhalten und einander Aushelfen der Geschwister sagte ihr deutlich, wie locker die Krone auf ihrem Haupte stehe, nur gehalten durch ein einsichtiges, aber pflichtvolles Ministerium. Carl hatte sie als eine üppige, aber zarte Treibhauspflanze unter Thränen, Sorgen und Segen in die freie Luft gesendet, und sie konnte sich nicht verbergen, daß, wenn sie ihn jetzt ohne eins von Allen entließ, er nur den Letzteren vermissen würde, und auch dies nur in Ueberlegung und Religiösität, nicht in frommem Gefühle; Marie duldete er offenbar nur in Rücksicht ihrer, und sein gereiztes Gemüth mußte gerade bei einer Veranlassung hervorbrechen, wo sie ihr fast wie ihr einziges Kind erschien, und doch konnte sie eben hier ohne die äußerste Taktlosigkeit nichts sagen.

Carl begriff ihre Gefühle auch jetzt nur so im Groben, in der ersten Entstehung und folgte ihnen gar nicht. Er ging auf und ab, rauchte und war noch etwas verdutzt, aber völlig ruhig.

Ledwina hätte wohl alles dieses am empfindlichsten aufgefaßt, aber eine früherhin schmerzlich berührte Seite klang so hell nach, daß sie noch jeden andern Laut übertönte. Sie konnte überhaupt sehr lange an einem Gedanken zehren und nahm noch oft das Frühstück ein, wenn die andern schon ein richtiges Mittagsmahl, einen unbedeutenden Thee nebst einer Menge

amüsanter Conditorwaaren verzehrt hatten und sich nun zur Abendtafel setzten.

Nur Therese, die immer wie der Engel mit dem flammenden Schwerte vor und mit dem Palmzweige über den Ihrigen stand, mußte die ganze Last dieses Augenblicks tragen und suchte angstvoll nach einer klug beschwichtigenden Rede.

„Warum wählst Du immer den verdrießlichen Weg am Flusse, Ledwina?" begann Frau von Brenkfeld gesammelt, da die Stille kein Ende nahm.

„Ich habe den Weg einmal sehr lieb," versetzte Ledwina. „Ich glaube, das Wasser thut viel dazu."

„Den Fluß hast Du ja auch unter Deinem Fenster," sagte die Mutter, „aber es ist so ein bequemer Gedankenschlender; deshalb geht man auch leicht weiter, wie man sollte."

„Ich muß gestehen," sprach Carl, „daß mir die Gegend hier, besonders jetzt, recht erbärmlich vorkommt. Man spaziert wie auf dem Tische, die Gegend vor uns wie hinter uns, oder viel mehr gar keine. Der Himmel über uns und der Sand unter uns."

„Die Gegend könnte malerisch noch viel schlechter sein, wie sie ist," sagte Ledwina, „und mir bliebe sie doch lieb; von den Erinnerungen, die in jedem Baume wohnen, will ich garnicht reden; denn so kann nichts mit ihr verglichen werden; aber so wie sie hier ist, wäre sie mir überall höchst ansprechend und werth."

„Chacun à son goût," versetzte Carl. „Nach Deinen eben gemachten Ausnahmen weiß ich nicht, was Dich reizt: Das stachlichte Haidekraut oder die langweiligen Weidenbäume oder die goldnen Berge, die uns in einer Stunde ein zauberischer Wind schenkt."

„Die Weiden zum Beispiel," versetzte Ledwina, und über ihr Antlitz kam ein trübes, aber bewegliches Leben, „haben für mich etwas Rührendes; sie zeigen eine sonderbare Verwechslung in der Natur: Die Zweige farbig, die Blätter grau, sie kommen mir vor, wie schöne, aber schwächliche Kinder, denen der Schrecken in einer Nacht das Haar gebleicht. Tiefe Ruhe herrscht überall; keine Arbeit, kein Hirt, nur allerhand große Vögel und einsam weidendes Vieh, so daß man nicht weiß, ist man in einer Wildniß oder in einem Lande ohne Trug, wo die Güter keine Hüter als Gott und die allgemeinen Gewissen haben."

„Es ist nicht schwer," versetzte Carl lächelnd, „einer Sache, die so viele Seiten hat, auch eine schöne abzugewinnen, aber ich versichere Dich, man darf keine zwanzig Meilen reisen, sonst fallen die schönen romantischen Läppchen ab, und was übrig bleibt, ist eine halbe Wüste."

„Die Wüste," versetzte Ledwina gleichfalls lächelnd und wie träumend, „die Wüste mag vielleicht große und furchtbare Reize haben."

„Kind, Du plapperst," sagte Carl, und lachte laut auf. Ledwina fuhr langsam fort:

„Weithin nichts als die gelbe glimmernde Sandfläche, keine Begrenzung als den Himmel, der niedersteigen muß, um die Unendlichkeit zu hemmen und nun flammend über ihr steht; statt der Wolken die himmelhohen, wandelnden Gluthsäulen, statt der Blumen die farbig brennenden Schlangen, statt der grünen Bäume die furchtbaren Naturkräfte der Löwen und Tiger, die durch die rauschenden Sandwogen schießen, wie die Delphine durch die schäumenden Fluthen, überhaupt muß es dem Ocean gleichen."

Carl war vor Verwunderung still gestanden und dann sagte er mit einem närrischem Gesichte:

„Und wenn die wandelnden Gluthsäulen uns Visite machen oder die Blumen der Wüste uns umkränzen oder die furchtbaren Naturkräfte sich an uns probiren wollen?"

Ledwina fühlte sich widrig erkältet. Sie beugte sich, ohne zu antworten, nieder, um ein Garnknäuel vom Boden aufzuheben.

„Aber, mein Gott," rief Frau von Brenkfeld, der durch diese rasche Bewegung ihre noch nicht völlig getrockneten Schuhe sichtbar geworden waren, „Du bist ja ganz naß!"

„Ich bin etwas naß," versetzte Ledwina, ganz herunter von widrigen Empfindungen.

„Und das schon die ganze Zeit," versetzte die Mutter verweisend. „Leg' Dich augenblicklich nieder, Du weißt es ja in Gottes Namen auch selbst wohl, wie wenig Du vertragen kannst."

„Ja," sagte Ledwina kurz, und stand auf, um in ihrer Empfindlichkeit allen weitern Reden zu entgehen.

„Daß Du Dich aber ja niederlegst und trinke Thee," rief ihr die Mutter nach.

Sie wendete sich in der Thür um und sagte mit gewaltsamer Freundlichkeit:

„Ja, gewiß." Therese folgte ihr.

---

„Du hast noch nicht getrunken," sprach Therese sanft verweisend, da sie nach einer Viertelstunde mit einem Glase Wasser von neuem in die Kammer trat und die weislich vor dem Fortgehn eingeschenkte Tasse noch unberührt sah.

„Wenn nun die Mutter käme," fuhr sie fort; „Du weißt, wie sie auf ihr Wort hält."

„Ach Gott, ich habe noch nicht getrunken!“

„Wenn nun die Mutter käme,“ wiederholte Ledwina, aus tiefem Sinnen auffahrend, und im Nu reichte sie Theresen die geleerte Tasse.

„Mir ist so heiß,“ sagte sie dann, warf unruhig die weißen Gardinen weit zurück und legte die brennenden Hände in der Schwester Schooß.

„Du trinkst zu schnell,“ sagte diese. — „Ich wollte, ich dürfte das Glas Wasser trinken,“ versetzte Ledwina.

„Trink Du den Thee, der bekommt Dir viel besser, antwortete Therese mitleidig, das kannst Du Deiner Gesundheit wohl opfern, es ist ja nur ein kleiner Wunsch.“

„O, er kommt auch nur oben vom Herzen,“ lächelte Ledwina, „und dann setze Dich doch recht zu mir und sprich mir etwas vor. Das Bettliegen ist so fatal; es ist noch lange nicht dunkel und dann die lange Nacht!“

Therese setzte sich auf den Rand des Bettes und seufzte unwillkürlich recht tief. Ledwina lächelte von neuem, und sehr freundlich, fast freudig.

„Der heutige Tag,“ sagte Therese dann tief sinnig, „ist äußerlich so unbedeutend gewesen und doch innerlich so reich; es ist so viel durchgedacht und auch wohl ausgesprochen worden, was in Jahren hat nicht zur Klarheit kommen können.“

„Ja wohl, allerhand,“ versetzte erwartungsvoll Ledwina, der in diesem Augenblicke nur Eins still bewegend im Sinne lag.

„Ich wollte,“ sprach Therese weiter, „der Carl sähe etwas weniger imposant aus, damit er etwas minder geehrt würde. Alles wendet sich an ihn, und die Mutter wird jedesmal roth, wenn er mit der gefälligen Miene sagt: Tragt das meiner Mutter vor.“

Ledwina hatte, wie vorhin gesagt, den Theil des vorigen Gespräches, auf den sich dies bezog, völlig überhört, und auch jetzt hielt ihr Geist eine andere Richtung fest. So empfand sie augenblicklich nicht das Schmerzliche der eben berührten Verhältnisse.

„Ja,“ sagte sie, noch immer still träumend, „es wurde so vielerlei gesprochen, daß man das Erste über dem Letzten vergaß. Mich soll wundern, ob Steinheim sich auch verändert hat.“ Therese ward feuerroth: „Ich möchte es gar nicht,“ fuhr sie fort, „mir scheint immer, er könnte nur dabei verlieren.“

Therese schenkte etwas mühsam eine neue Tasse ein. „Mich dünkt, ich sehe ihn,“ hub Ledwina an, „wie er gefragt wird und wie sofort aus dem lieben frommen Antlitz eine freundliche Antwort spricht; es wird einem ganz ruhig, wenn man eine

Zeit lang darauf weilt." — „Das geht wohl," sagte Therese in der Angst. Ledwina sah hoch auf.

„Meinst Du nicht," fragte sie ernst.

„O nein," sagte Therese verweisend und brach sehr unpassend ab. Aber Ledwina hatte sich aufgerichtet und ihre Hände krampfhaft gefaßt.

„Bitte, bitte," sagte sie in höchster Angst; „schweig, aber lüg' nicht," und mit einem Seufzer der tiefsten Wehmuth lag Therese an ihrer Brust und weinte und zitterte, daß die Gardine bebte. Ledwina hielt sie fest an sich und ihr Gesicht war aufgegangen, wie ein Mond, der leuchtend über die Schwester wachte. Beide ließen sich nach einer langen Pause, die eine Welt von Gefühlen in sich schloß, und suchten ihre verlorene Fassung wieder zu gewinnen, die eine auf der seidenen Bettdecke, die andere an dem Bande des Theetopfes, das sie losknüpfte, statt es fester zu heften; denn es ist eben den besten und herrlichsten Menschen eigen, daß sie sich schämen, wenn ein unbewachter Augenblick verrathen hat, wie weich sie sind, indeß die Armen im Geiste von jener Art, der nicht der Himmel verheißen ist, es in Ewigkeit nicht vergessen können, wenn sie einmal einen rührenden Gedanken gefunden haben, wie das blinde Huhn die Erbse.

„Ich bin mir oft recht lächerlich und eitel vorgekommen," hub Therese endlich an, „Dir auch?" — Ledwina mußte lachen und sah sie fragend an. Therese fuhr fort: „Allen dunkel und mir allein hell; es ist betrübt, Ledwina, so etwas ganz allein zu merken. Man wird ganz irre. Ich habe immer innerlich glühen müssen, wenn ich diese oder jene unserer Bekannten mit einer geträumten Eroberung prunken sah. Es ist so häßlich und so allgemein. Die Bescheidenheit schützt heut zu Tage gar nicht mehr. Und für mich wär' es so traurig. Ledwina, sollte ich es mir wohl nur einbilden? Ich kann ja auf nichts bauen, als auf meinen innigsten Glauben."

„Baue Du Dein Haus nur," sagte Ledwina bewegt, „Du hast einen guten Grund, einen verborgenen, aber festen, der nicht unter Dir einsinken wird." — „Er hat mir nie etwas Derartiges gesagt," versetzte Therese, indeß ihre Augen in den Boden zu brennen schienen. — Ledwina sagte sinnend: „Für einen Andern nichts, für ihn alles. Wär's ein Anderer, so hättest Du auch den Glauben nicht. Ach, Therese, Du wirst sehr glücklich sein, das sage ich frei und schäme mich nicht. Wir suchen doch einmal alle, wenn schon meistens incognito, aber ich habe aufgehört, denn ich weiß, daß ich nicht finde."

— Therese entgegnete demüthig: „Ich darf auch nicht so viel verlangen, wie Du.“ — „Das heißt nun nichts,“ versetzte Ledwina sanft verweisend, „das kannst Du selbst nicht glauben; Du bist Gott und Menschen angenehmer, das weiß ich wohl.“ Therese erschrak ordentlich und wollte einfallen, aber Ledwina winkte ernst mit der schmalen weißen Hand und fuhr fort: „Doch mein ruheloses thörichtes Gemüth hat so viele scharfe Spitzen und dunkle Winkel, das müßte eine wunderlich gestaltete Seele sein, die da so ganz hinein paßte.“ — Therese faßte erschüttert ihre beiden Hände und sagte, indem sie das Gesicht wie scheu umherwandte, um die Zeichen der höchsten Bewegung zu verbergen: „Ach, Ledwina, ich mag jetzt gar nicht davon reden, wie lieb Dich viele Menschen haben, aber auch Du wirst finden, was Dir einzig lieb bleibt. Gott wird ein so reines und heißes Flehen nicht überhören.“

Ledwina, der das Gespräch zu angreifend wurde, sagte wie leichtsinnig: „Ja wohl, man sagt ja, es gibt keinen so schlechten Topf, daß sich nicht ein Deckel dazu fände, aber Gott weiß, wo mein Erwählter lebt, vielleicht ist er in diesem Augenblick auf der Tigerjagd, es ist doch gerade die Zeit; und dann, Du meinst, Steinheims Liebe sei unbemerkt geblieben. Glaub das ja nicht. Hab' ich Dir je früherhin ein Wort gesagt? Und doch ist mir Alles seit einem Jahr die höchste Gewißheit und ich kann euch gar nicht mehr in Gedanken trennen. Aber wie kannst Du glauben, daß unsere Mutter auf einen bloßen, auch noch so getreuen Schein, sich über eine so zarte Sache äußern sollte, oder Carl, dem die Ehre und der Anstand fast zu viel sind. Ich habe oft und heimlich lachend den Kampf beider gesehen, wenn sie weder absichtlich störend, noch nachlässig erscheinen wollten. Glaub' mir, könnte Steinheim Dich vergessen oder übergehen, so würden beide schweigen, und sich fassen, aber ihr Glaube an die Menschen wäre dahin, so gut wie der Deinige.“

„Aber auch heute, wo die Entscheidung so gar nahe gestellt ist,“ versetzte Therese beklommen, „nicht das kleinste Zeichen in Miene oder Worten.“

„O Therese,“ sagte Ledwina lächelnd, „ich sehe wohl, die Liebe macht die Leute dumm. Ist Dir dies Vermeiden seines Namens, dies behutsame, verrätherische Umgehen des ganzen Besuches, der doch bei weitem das Hauptsächlichste im Briefe war, nichts? Ich sage Dir, Therese, ich wußte von allem Nichts, da ich in die Stube trat, aber ich bin zusammengefahren und habe in der höchsten Spannung geschwebt und geglaubt, jeder Laut werde das Geheimniß gebären; besonders auf dem Gesichte unserer Mutter wogte ja die ganze offene See der Empfindungen.“

Therese hatte nach und nach das Haupt erhoben und sah nun peinlich hoffend nach Ledwina, wie ein Kind auf den Vater, wenn es merkt, daß er ihm etwas schenken will.

„Nun, ich will es so denken und ich kann ja nicht gut anders," sagte sie verschämt, „aber bitte, bitte, nun nicht mehr davon reden."

Nach einigen Augenblicken fuhr sie trübe fort: „Man muß sich nicht so in eine Hoffnung eingraben, das Glück ist gar zu kugelnd." Dann schwieg sie, faßte die Schale und den Theetopf, als wolle sie einschenken, und sagte dann: „Ich komme gleich wieder" und ging hinaus, denn sie zitterte so sehr, daß sie den Topf nicht hätte heben können. Nach einer langen Weile trat sie wieder mit leisen Schritten herein und blickte weit vorgebeugt mit angestrengter Sehkraft nach der Schwester hinüber, weil sie dachte, sie möchte schlummern, und es nicht wagte, ihr zu nahen, um der frischen Abendluft willen, die aus ihren Kleidern duftete; denn sie war im Freien gewesen, tief, tief im Gebüsche und hatte sich einmal recht satt geweint und gestöhnt, und nun war sie wieder still und sorgsam wie vorher; denn diese süße, übertheure Seele lebte ein doppeltes Leben, eins für sich, eines für Andere, wovon das erstere nur zum Kampf für das letztere vortrat, nur daß es statt des Schwertes die Leidenspalme führte. So stand sie eine Weile. Kein Vorhang rauschte, aber ein tiefer, schwerer Athem zog hinüber und gab ihr mit der Gewißheit des Schlummers zugleich eine wehmüthige Sorge. Sie setzte sich ganz still in ein Fenster. Die Sonne ging unter, und ihre letzten Strahlen standen auf einem Weidenbaum am jenseitigen Ufer. Der Abendwind regte seine Zweige und so traten sie aus dem Glanz und erschienen in ihrer natürlichen Farbe, dann bogen sie sich wieder in die Goldgluth zurück. Für Ledwinens krankes, überreiztes Gemüth hätte dies flimmernde Naturspiel leicht zu einem Bilde des Gefesseltseins in der sengenden Flamme, der man immer vergeblich zu entrinnen strebt, da der Fuß in dem qualvollen Boden wurzelt, ausarten können, aber Therese war es unbeschreiblich wohl geworden in Betrachtung des reinen wallenden Himmelsgoldes und überhaupt der lieblichen gefärbten Landschaft, ihre Gedanken waren ein leises und brünstiges Gebet geworden, und ihre Augen waren scharf auf den Abendglanz gerichtet, als sei hier die Scheidewand zwischen Himmel und Erde dünner; es war ihr auch, als zögen die Strahlen, nein, ihre Seufzer mit hinauf, und sie legte das glühende Antlitz dicht an die Scheibe; aber wie die Sonne nun ganz

dahin war und auch der Abendhimmel begann, ihre Farbe zu verleugnen, da sanken auch ihre Flügel und sie ward wieder trüber und sie wußte nicht, warum.

Das Vieh zog langsam und brummend in den Hofraum, und zugleich stieg das Abendroth höher und ein frischer Wind trieb die rosenfarbene Heerde nach dem Schlosse hinüber. „Nun wird es gut," sagte sie ziemlich laut, das Wetter meinend und erschrak, daß sie der Schlummernden vergessen hatte. Aber eine unbeschreibliche Zuversicht kam in ihr Herz; diese unwillkürlich ausgesprochenen Worte waren ihr wie ein Geschenk Gottes. Sie war von nun an völlig ruhig und blieb es bis zu der Stunde, die ihr Schicksal entschied. So haben auch die klarsten, sichersten Seelen ihre Augenblicke, wo der Glaube an eine verborgene, geistige Abspiegelung aller Dinge in einander, an das viel geläugnete Orakel der Natur sie mächtig berührt und wer dem widerspricht, dessen Stunde ist noch nicht gekommen, aber sie wird nicht ausbleiben und wäre es die letzte.

Therese stand wie aus einem schweren Traum auf und schlich zum Lager Ledwinens. Unbeweglich, ja fast starr lag die Schlafende und ihr Antlitz war weiß wie Marmor, aber in ihrer Brust arbeitete ein schweres, unruhiges Leben in tiefen Zügen. Therese sah sorgsam auf die Gegend des Herzens und legte dann sachte die Hand darauf, die sich von den heftigen Schlägen hob. Hätte sie nicht gewußt, daß plötzliches Erwecken bei der Schwester immer mit einem erschütternden Schrecken verbunden sei, sie hätte sie nicht dieser angstvollen, betäubenden Ruhe überlassen; aber nun blickte sie noch einmal sorgenvoll auf die Schlafende, segnete sie zum ersten Mal in ihrem Leben, zog die Vorhänge des Bettes weit los, schloß die der Fenster und ging dann sachte und wehmüthig hinaus mit dem Vorsatz, späterhin noch einmal nachzusehen.

Es war tief in der Nacht, als Ledwina aus ihrem langen Schlummer erwachte. Sie hatte äußerlich tief geruht, und Therese war unbemerkt vor einigen Stunden noch einmal an ihrem Lager gewesen, wo sie die Schwester, die ihr nun erleichtert schien, beruhigt verlassen hatte. In Ledwinens Innerm hatte sich eine grauenvolle Traumwelt aufgeschlossen und es war ihr, als gehe sie zu Fuße mit einer großen Gesellschaft, worunter alle die Ihrigen und eine Menge Bekannte waren, um einer theatralischen Vorstellung beizuwohnen. Es war sehr finster und die ganze Gesellschaft trug Fackeln, was einen gelben Brandschein auf Alles warf, besonders erschienen

die Gesichter übel verändert. Ledwinens Führer, ein alter, aber unbedeutender Bekannter, war sehr sorgsam und warnte sie vor jedem Stein. „Jetzt sind wir auf dem Kirchhof," sagte er. „Nehmen Sie sich in Acht, es sind einige frische Gräber." Zugleich flammten alle Fackeln hoch auf und Ledwinen wurde ein großer Kirchhof mit einer zahllosen Menge weißer Leichensteine und schwarzer Grabhügel sichtbar, die nun regelmäßig ein's um's andere wechselten, daß ihr das Ganze wie ein Schachbrett vorkam und sie laut lachte, als ihr plötzlich einfiel, daß hier ja ihr Liebstes auf der Welt begraben liege. Sie wußte keinen Namen, und hatte keine genauere Form dafür, als überhaupt die menschliche, aber es war gewiß ihr Liebstes und sie riß sich mit einem furchtbar zerrissenen Angstgewimmer los und begann zwischen den Gräbern zu suchen und mit einem kleinen Spaten die Erde hier und dort aufzugraben. Nun war sie plötzlich die Zuschauende und sah ihre eigene Gestalt todtenbleich, mit wild im Winde flatternden Haaren an den Gräbern wühlen, mit einem Ausdruck in den verstörten Zügen, der sie mit Entsetzen erfüllte. Nun war sie wieder die Suchende selber. Sie legte sich über die Leichensteine, um die Inschriften zu lesen und konnte keine herausbringen, aber das sah sie, keiner war der Rechte. Vor den Erdhügeln fing sie an, sich zu hüten, denn der Gedanke des Einsinkens begann sich zu erzeugen, dennoch war sie im Zwange des Traumes zu einem wie hingestoßen, und kaum betrat sie ihn, so stürzte er zusammen. Sie fühlte ordentlich den Schwung im Fallen und hörte die Bretter des Sarges krachend brechen, in welchem sie jetzt neben einem Gerippe lag; ach, es war ja ihr Liebstes, das wußte sie sogleich. Sie umfaßte es fester, als wir Gedanken fassen können; dann richtete sie sich auf und suchte in dem grinsenden Todtenkopf nach Zügen, für die sie selbst keine Norm hatte. Es war aber nichts, und zudem konnte sie nicht recht sehen, denn es fiel ein starker Schnee, obschon die Luft schwül war. Uebrigens war es jetzt am Tage. Sie faßte eine der noch frischen Todtenhände, die vom Gerippe losließen. Das schreckte sie garnicht. Sie preßte die Hand glühend an ihre Lippen und legte sie dann an die vorige Stelle und drückte das Gesicht fest ein in den moderigen Staub. Nach einer Weile sah sie auf; es war finstere Nacht und ihr voriger Begleiter stand sehr hoch am Grabe mit einer Laterne und bat sie, mitzugehn. Sie antwortete, sie werde ein paar Tage bleiben, bis sie todt sei; er möge gehen und die Laterne da lassen, was er auch sogleich that, und sie sah wieder eine Weile nichts, als

das Gerippe, das sie mit einer herzzerreißenden Zärtlichkeit liebkoste. Plötzlich stand ein Kind neben dem Grabe mit einem Korbe voll Blumen und Früchten und sie besann sich, daß es eins von denen sei, die im Theater Erfrischungen anbieten. Sie kaufte ihm seine Blumen ab, um den Todten damit zu schmücken, wobei sie ganz ordentlich und ruhig die Früchte auslas und zurückgab. Da sie den Korb ausschüttete, wurden der Blumen so viele, daß sie das ganze Grab füllten. Deß freute sie sich sehr, und wie ihr Blut milder strömte, formte sich die Idee, als könne sie den verwesten Leib wieder aus Blumen zusammen setzen, daß er lebe und mit ihr gehe. Ueber dem Aussuchen und Ordnen der Blumen erwachte sie und wie bei Träumen immer nur der allerletzte Eindruck in das Leben übergeht, ziemlich frei, aber ihr war unerträglich heiß.

Sie richtete sich auf und sah noch etwas verstört im Zimmer umher.

Das Mondlicht stand auf dem Vorhange eines der Fenster und da die leichten Wolken zogen, schienen sie zu wallen, wie das Gewässer. Der Schatten fiel auf ihr Bett und theilte der weißen Decke dieselbe Eigenschaft mit, daß sie sich wie unter Wasser vorkam.

Sie betrachtete dies eine Weile und es wurde ihr je länger je grauenhafter; die Idee einer Undine ward zu der einer im Fluß versunkenen Leiche, die das Wasser langsam ruhig zerfrißt, während die trostlosen Eltern vergebens ihre Netze in das unzugängliche Reich des Elements senken. Ihr ward so schauerlich, daß sie sich nach einigen Bedenken wegen der Gluth in ihrem Körper entschloß, aufzustehn und die Vorhänge weg zu ziehen. Die Nacht war übrigens schön. Der Mond stand klar im tiefen Blau. Die Wolken lagerten dunkel am Horizont in einer schweren gethürmten Masse und der Donner hallte leise doch mächtig herüber, wie das Gebrüll des Löwen.

Ledwina blickte lüstern durch die Scheiben, das graue Silberlicht lag wie ein feenhaftes Geheimniß auf der Landschaft und dünne, matte Schimmer wogten über die Ginster und Kräuter wie feine Fäden, als bleichten die Elfen ihre duftigen Schleier. Am Flusse war die Luft ganz still, denn die Weiden standen wie versteint und kein Hauch bog die gesträubten Haare, aber in der Ferne schüttelten sich die Pappeln und hielten dem Mondlicht die weißen Flächen entgegen, daß sie schimmerten wie die silbernen Alleen in Träumen und Märchen. Ledwina sah und sah und ihr Fuß wurzelte immer fester an der lockenden Stelle und bald stand sie halb unwillkürlich, halb mit leisen Vorwürfen, in ein dichtes Tuch gehüllt, am offenen Fenster. Sie schauderte linde zusammen von der frischen Luft und der geisterhaften

Scene. Ihre Blicke fielen auf das klare Licht über sich und das trübe Licht unter sich im Strome, dann auf den finsteren dämmernden Hintergrund, und das Ganze kam ihr vor wie der stolze und milde Seegruß zweier erleuchteter Fürstengondeln indeß das Volk gepreßt und wogend in der Ferne steht und sein dumpfes Gemurmel über das Wasser hallt.

Da erschien fern am Strome noch ein drittes Licht, aber ein hüpfendes, trübes Flämmchen, wie ein dunstiges Meteor, und sie wußte nicht, war es wirklich ein Irrlicht oder ward es von Menschenhänden getragen, mehr zur Gesellschaft als zum Führer in der täuschenden Nachthelle. Sie richtete die Blicke fest darauf, wie es langsam herantanzte, und sein unausgesetztes Nähern bürgte für die letztere Meinung. Sie war so verloren in fremde Reiche, daß sie sich den Wanderer als einen grauen Zaubermeister bildete, der in der Mondnacht die geheimnißvollen Kräuter in den feuchten Haidgründen sucht. Wirklich gab es viele Beschwörer oder sogenannte Besprecher in jener Gegend, wie überhaupt in allen flachen Ländern, wo die Menschen mit der nebeligen Luft Schwermuth und einen gewissen krankhaften Geisterglauben einathmen. Diese Zauberer, meistens angesessene, geachtete alte Leute, sind mit seltenen Ausnahmen so truglos wie ihre Kinder, so wie sie auch das unheimliche Werk fast nie als Erwerb, sondern meistens als ein zufällig erobertes aber theures Arcanum in nachbarlichen Liebesdiensten ausüben. Sie halten sonach auch vor sich selber streng auf alle die Nebenumstände, die dergleichen Dingen selbst bei völlig Ungläubigen etwas Schauderhaftes leihen, als das starre Stillschweigen, das Pflücken der Kräuter oder Zweige im Vollmond oder in einer bestimmten Nacht des Jahres u. s. w.

Und so wäre es nichts so Unmögliches gewesen, auf einer nächtlichen Wanderung dergleichen unheimlichen Gefährten zu finden. Aber das Flämmchen hüpfte näher und bald war es Ledwina kenntlich als der brennende Docht einer Laterne, die ein Mann trug, indeß eine Gestalt zu Pferde ihm folgte. Sie besann sich, daß es wohl ein nächtlicher Reisender sei, den ein Wegeskundiger an die trügerischen Buchten des Stromes vorüber leite. Das Feenreich war zerstört, aber ein menschliches Gefühl der tiefsten Wehmuth ergriff sie um den Unbekannten, mit dem sie einen schönen Nachmittag in ihren Träumen verlebte und der doch achtlos an ihr vorüberzog wie an den Steinen des Weges und der nichts von ihr wüßte, wenn er einst ihren Tod in den Zeitungen lese. Jetzt war er dem Schlosse gegenüber, wo der Fußsteig mit Steinen gepflastert war, ein langsamer Hufschlag schallte zu ihr hinauf und sie strengte ihre Sehkraft an, um den letzten Umriß seiner Gestalt festzuhalten.

Plötzlich zog eine Wolke, die der Westhauch am Horizont als Herold aussandte, über den Mond; es ward ganz finster, und zugleich schlug ein schwerer, klatschender Fall an ihr Ohr, ihm folgte ein heftiges Plätschern und der laute Angstruf einer männlichen Stimme. Ledwina sprang in fürchterlichem Schrecken vom Fenster zurück und wollte nach Hülfe eilen, aber ihre Kniee trugen sie nur bis in die Mitte des Zimmers, wo sie zusammen brach, doch ohne die Besinnung zu verlieren. Sie schrie nun im höchsten Entsetzen anhaltend und fast über ihre Stimme, und nach einer Minute war ihre Mutter, ihre Schwester und fast das ganze weibliche Personal um sie versammelt. Man hob sie auf und trug sie in's Bett und meinte, sie rede irre, da sie beständig und angstvoll rief: „Macht das Fenster auf! — im Flusse — er liegt im Flusse," und sich loszureißen strebte. Marie, die vor Schrecken laut weinte, war jedoch die erste, die den Ruf vom Flusse her durch das laute Gewirr unterschied. Man riß das Fenster auf und bald zogen die Domestiken des Schlosses mit Stangen und Haken versehen an das Ufer. Den Reisenden hatte sein rasches Pferd aus den Wellen getragen, in die er, dem Irrlichte in der Hand seines Führers gefolgt war, da er sehr dicht hinter ihm trabte. Er stand triefend neben seinem schnaubenden Thiere und wollte eben in der Angst von neuem in den Strom, das fortschwimmende Menschenleben zu retten, da ihm das fremde Land keine andere Hülfe zu bieten schien.

Therese stand händeringend am Fenster und horchte auf Laute der Suchenden durch den Sturm, der nun mit einer fürchterlichen Heftigkeit losgebrochen war. Der Donner rollte sonder Aufhören. Das Wasser tanzte in gräulicher Lust über der gefallenen Beute und warf sprühenden Schaum in die Augen derer, die sie ihm zu entreißen suchten. Der Fremde stand am Ufer, bebend vor Frost. Er wollte nicht in's Schloß, aber mit einem Kahn in die empörten Wogen. „Wollen Sie sich selbst um's Leben helfen?" sagte der alte Verwalter. „Ich denke, an einem ist es genug." „O Gott!" rief der Fremde schmerzlich, „ich habe ihn so beredet; er wollte nicht von seiner alten Mutter, die sich vor dem Gewitter fürchtet. Um Gottes willen, einen Kahn, einen Kahn!" „Einen Kahn können Sie nicht kriegen, wir haben keinen," sagte der Verwalter. Der Fremde hielt ihm eine Laterne hoch vor's Gesicht und wie er ihm in dem falschen Schein zu lachen schien, faßte er ihn wie wüthend an der Brust und rief: „Einen Kahn oder ich werfe Dich auch in's Wasser." Der Verwalter blickte ihn fest an und sagte, wir haben keinen. Der Fremde

sprach ernsthaft verwirrt: „Wie seid ihr denn hierher gekommen?“ „Ueber die Brücke dort,“ versetzte der Verwalter. „Eine Brücke,“ sagte der Fremde, wie gelähmt, ließ ihn los und gesellte sich in höchster Angst zu den Suchenden. „Hier habe ich etwas, rief Einer,“ und warf ein weißes Ding an's Ufer, was man als die Mütze des Verlorenen erkannte. Man suchte hier emsiger, aber die Haken fuhren vergebens durch das schäumende Wasser. „Wir finden ihn nicht,“ rief ein Anderer, ermattet in der frucht- und fast zwecklosen Arbeit, „das Wetter ist zu toll.“ „Das Wasser gibt ihn auch nicht her,“ rief wieder Einer, „es hat in diesem Jahre noch kein Menschenfleisch gehabt.“ „Nicht?“ versetzte ein Anderer, und der Fremde sah mit Schrecken, wie nach dieser Bemerkung aller Eifer sichtbar erlosch. Er bot Geld über Geld, und man fuhr ihm zu Gefallen fort zu suchen, aber so muthlos, daß man bald nur noch zum Anschein mit den Stangen und Haken in's Wasser klatschte. Therese hatte indeß das Fenster nicht verlassen.

„Ich höre nichts,“ sagte sie jammernd zu Ledwina gewandt, die sie zum Schrecken halb angekleidet und im Begriffe aus dem Bette zu steigen sah. Sie schloß das Fenster schnell und drängte die zitternde Schwester in das Bett zurück, worin sich diese jedoch bald ergab mit dem Beding der schnellsten Mittheilung aller Nachrichten. Therese versprach alles und meinte, mit ihrem Gewissen wohl auszukommen. Sie hatte sich mit großer Kraft gefaßt und redete jetzt viel Tröstliches, geistlich und irdisch, zu Ledwina, daß diese endlich ganz still wurde und in der höchsten Ermattung wieder einschlief. Dann ging sie, um ein warmes Zimmer und Bett für den Fremden zu besorgen, der endlich nach mehreren Stunden durch und durch erfroren und innerlich bebend einzog. Dann legte sie sich selbst nieder, ob der Morgen ihr vielleicht noch einige Erholung schenken wolle, da der Tag sie wieder in ihrer ganzen Kraft forderte, nachdem sie eine Zofe neben Ledwinens Gemach gebettet hatte.

Es hatte sieben geschlagen, als Minchen auf den Zehen in die Kammer schlich und das Fräulein ihr schon völlig gekleidet entgegen trat.

„Was gibts, Minchen,“ sagte sie bewegt und heftete die letzte Nadel.

„Der fremde Herr ist ganz munter,“ antwortete das Mädchen.

„Aber der Bote?“ fragte Ledwina.

„Das weiß Gott,“ versetzte Minchen, und beide schwiegen. „Man braucht sich nicht viel Gutes zu denken,“ sagte Minchen

und fing bitterlich an zu weinen. Ledwina sah starr vor sich nieder und fragte: „Weiß man nicht, wer es gewesen ist?"

„Freilich wohl," versetzte das schluchzende Mädchen, „es ist ja der Clemens von der alten Lisbeth; o mein Gott, was soll sich das arme alte Mensch haben!" und weinte ganz laut.

Ledwina setzte sich auf das Bett und legte das Gesicht in die weißen Kissen, dann erhob sie sich schneeweiß und sagte: „Ja, Gott muß es wissen," nahm ihr Schnupftuch vom Tische und ging langsam hinaus. Im Wohnzimmer war Alles um das Frühstück versammelt, als Ledwina hereintrat. Der fast zu blendend schöne Fremde stand auf und verbeugte sich. Carl sagte vornehm und höflich:

„Das ist meine älteste Schwester," und zu Ledwinen: „Der Graf Hollberg." Man saß wieder um den spendenden Tisch, und das Gespräch ging etwas gedrückt fort über allerhand Göttinger Vorfälle, als einzig bekannte Berührungspunkte Beider.

„Fräulein Marie, nehmen Sie sich in Acht," sagte der Fremde aus dem Gespräch zu Marie gewandt, die ein geöffnetes Federmesser wiederholt an den Mund hielt, um den Stahl zu prüfen. Marie ward roth und legte das Messer hin.

„Ganz recht, Marie heißt sie," sagte Frau von Brenkfeld höflich lächelnd.

„Ich glaube, ich werde sie alle zu nennen wissen," versetzte der Graf lebhaft und sandte die leuchtenden Augen durch den Kreis. „Steinheim ist ein getreuer Maler; glauben Sie wohl, daß ich Sie sämmtlich sogleich wieder erkannte?"

„Sie haben Steinheim viel gesehen?" sagte Carl.

„O, sehr viel," versetzte Hollberg rasch, „in dem letzten Jahre täglich oder vielmehr den ganzen Tag. Ich habe sogar ihm zu Gefallen ein mir sonst ganz unnöthiges Collegium mitgehört." Carl lachte ganz trocken.

„So lange wie Sie dort waren," fuhr der Graf fort, „konnte man freilich nicht so recht an ihn kommen, denn sein Herz ist wohl für mehrere Abwesende, aber immer nur für einen Gegenwärtigen offen. Ich hatte keinen Vorwand, ihn zu besuchen und auf unsern Commersen erschien er gar nicht. „Aber jetzt," fuhr er mit einem blitzenden raschen Blicke fort, „jetzt glaube ich, weder mich noch Andere zu täuschen, wenn ich sage, wir haben uns Beide sehr lieb." „Wissen Sie auch, wie ich heiße," sagte die Frau von Brenkfeld in Verlegenheit das Ungehörige ihrer Lage nicht bedenkend. Der Fremde wurde roth und sagte: „Sie meinen, gnädige Frau?" Dann sah er

nieder und sagte mit bescheidener Stimme: „Feiern Sie nicht ihr Namensfest am neunzehnten November?" „Ganz recht," versetzte Frau von Brenkfeld, ich heiße Elisabeth." „Die drei Fräulein," fuhr der Graf fort, „werden sich Fräulein Therese und Marie nennen. Der Name der dritten ist nur schwer zu behalten, und ich fürchte, ihn zu verfehlen; er muß beinahe wie Lidwina oder Ledwina klingen."

„Völlig wie das letztere," sagte die Mutter, und blickte auf Ledwina, und der Graf neigte lächelnd freundlich gegen sie, die es jedoch nicht bemerkte, da sie eben an die Freude Thereseus dachte, der sie so gern dieses milde Oel in die, wie sie meinte, noch wogende See gegönnt hätte.

„Können Sie mir nicht sagen," fragte Carl, „wann Steinheim hierher kommen wird?"

„Gewiß so bald wie möglich," versetzte der Graf mit einem langen, sprechenden Blick.

Carl zog die Lippen und sagte: „Ich habe eine kleine Reise vor, so möchten wir uns verfehlen, aber ich schiebe oder gebe sie auf, je nachdem es fällt."

„Eine Reise, wohin?" fragte Ledwina verwundert. Carl versetzte kurz und verdrießlich:

„Auf den Harz vielleicht," und dann zum Grafen: „Wir hoffen Sie zugleich hier zu sehen."

Der Graf sagte freundlich, indem er die schwarzen Locken aus der breiten Stirn schüttelte:

„Sehn Sie, wie gut Steinheim es mit mir meint; aber ich muß selbst wissen, was ich wagen darf. Wenn Sie mir nun den Stuhl vor die Thüre gesetzt hätten —" Die Frau von Brenkfeld wollte höflich einfallen, aber der Graf fuhr fort:

„Mir ist eine liebe Freude verdorben: ich wollte meine Schwester zu ihrem Geburtstage überraschen; daher der unglückliche Gedanke, die schöne Nacht zu Hülfe zu nehmen." Dann wurde er plötzlich finster und ging hinaus. „Wie gefällt Dir der?" sagte Frau von Brenkfeld, wie aus tiefer Beklemmung aufschauend zu Ledwina. Diese schüttelte seltsam lächelnd das Haupt und sagte: „Ich weiß noch nicht."

„Er hat etwas Kindisches," fiel Carl ein, „das bringt seine Krankheit mit sich."

„Ist er krank?" sprach Ledwina gespannt; „er sieht ja ganz frisch aus, beinahe zu frisch."

„Ach Gott, was wollte er frisch aussehen," versetzte Carl, „er hat mich recht erschreckt, wie ich ihn sah. Bei seinem Aufenthalt in Göttingen war er immer leichenblaß; er hat

deshalb lange Pallidus geheißen, bis die Sache sich endlich nicht mehr für den Scherz eignete, aber jetzt —" Carl schwieg ernst und fuhr dann fort:

„Ich denke [immer noch daran], wie wir einmal einen guten Commers in Ulrichs Garten hatten und, da mehrere aus uns Sträuße wilder Blumen im Gehen pflückten, einer endlich die Frage aufwarf, was eigentlich die sogenannte Todtenblume sei, da viele die dunkelrothe Klatschrose, andere den hell rothen Widerstorz und noch andere eine gelbe hohe Blume so nennen; wie er da so wehmüthig sagte: „Mir scheint, die hell rothe verdient diesen Namen vor allen. Das Hellroth ist doch die rechte Todtenfarbe. Lieber Gott, wie schön können die Todtenblumen blühen, so vor dem Abfallen!"

„Dann blieb er zurück und war den ganzen Abend still; denn sein Vater hatte mit der schönen geistreichen Mutter, gegen den Willen aller Verwandten, die Auszehrung in die Familie geschleppt."

„Das finde ich wahrhaft schlecht; Du wählst harte Ausdrücke, Carl," sagte Therese, die seit den letzten Minuten wieder gegenwärtig war; „es ist wahrhaftig genug Schlechtes in der Welt; man braucht mit dem Worte nicht so zu wuchern."

Carl sagte beleidigt und deshalb kalt:

„Vielleicht kann ich es nach seiner Persönlichkeit auch verrückt nennen; ich müßte dann annehmen, daß er in einer fixen Idee sie für gesund hielt. Mich wenigstens würde die heftigste Leidenschaft nicht verleiten, mein ganzes Geschlecht wissentlich zu vergiften."

Therese, die Hollberg aus begreiflichen Gründen sehr wohl wollte, sagte dies wohl rasch und ganz unüberlegt: „Wenn er aber nun außerdem gar nicht lieben und deßhalb auch nicht heirathen kann?" Carl blieb stehen, sah sie spöttisch an, klopfte dann mit dem Finger sacht an ihre Stirn und sagte mit Nachdruck:

„O, du blinde Welt, wie stolperst du im Dunkeln." Therese bog die Stirn unwillig zurück, aber sie sagte nichts; denn es ärgerte sie unglaublich, gerade jetzt etwas Albernes gesagt zu haben; noch mehr Ledwina, die im Grunde die Schwester nicht allein für an Herz und Gemüth reicher, sondern auch in ihrer klaren Umsicht im Ganzen für klüger hielt, als den kenntnißreichen, kräftigen, aber in seinem oft übertriebenen Selbstgefühl beschränkten Bruder.

„Dem sei, wie ihm wolle," fuhr Carl ernst fort „genug, die ganze Familie ist vor lauter Geist und Schwächlichkeit ausgebrannt wie ein Meteor, bis auf ihn und eine Schwester, denen

die Todtenblumen auch bereits auf den Wangen stehen. Der arme Junge hat feine Bemerkungen genug machen können. Ihm ist der Tod schon oft recht nahe an's Herz gedrungen, und jetzt sitzt er ihm gar mitten drin."

Es pochte an die Thür, und ein Ackerknecht trat auf den Socken herein.

„Ihre Gnaden," hub er an, „der fremde Herr fragt nach Leuten im Dorfe, die ihm für Geld und gute Worte den Clemens suchen sollen. Wenn das so sein soll, dann muß das geschehn, aber finden thun sie ihn nicht; das Wasser ist zu lang, der mag wohl schon zehn Stunden weit sein."

„Ich will mit dem fremden Herrn sprechen," sagte Frau von Brenkfeld, „geht nur."

Wie der Knecht hinaus war, sah sie ihre Kinder schweigend an und sagte dann in entsetzlicher Unruhe:

„Ich glaube, wir vertragen uns nicht lange."

Dann ging sie hinaus, dem Grafen Vorstellungen zu machen. Carl sah ihr nach und sagte peinlich lachend:

„Es freut mich nur, daß dieser Aufenthalt nicht mir gilt, ich habe das alles gefürchtet. Hollberg ist doch sein ganzes Leben verwöhnt worden. Es waren wohl unserer vier, denen er gefiel. Wir hatten uns vorgenommen, einen ordentlichen flotten Suitier aus ihm zu machen. Er gab sich auch recht gut zu Allem; aber mitten im besten Commerse konnte ihn plötzlich etwas meistens ganz Unbedeutendes so tief und seltsam ergreifen, daß er uns die ganze Lust verdarb mit seiner wunderlichen Stimmung; das ist zuweilen recht interessant aber immer ungeheuer unbequem, zudem konnte er nie einen rechten Begriff vom Studentenleben fassen und bei Zusammenkünften sein wie unter Philistern und bei Ehrenpunkten arglos und zutraulich wie unter Brüdern; er hätte die ärgsten Händel haben können, aber jeder kannte und schonte ihn."

„So war er wohl sehr geliebt," fragte Therese.

„O doch," versetzte Carl, indem er nach einem verlegten Tabaksbeutel in der Stube suchte, „zudem ist zugleich arglos und nobel sein wohl der sicherste Weg zu allgemeiner Berücksichtigung; es giebt so etwas prinzenhaftes." Therese wandte sich zu Ledwina:

„Es ist doch etwas eigenes um das angeborene Vornehme."

„Es ist daran viel Wahres," versetzte Ledwina, „so lange es nur äußere Formen, die das innere Ehrgefühl gar nicht nennt und auch die nur arglos verletzt."

„Ja wohl," sagte Therese, „dann ist es mir aber auch lieber als Schönheit; — nicht allein beim Mann," fuhr sie freundlich

sinnend fort, „auch für mich selber würde es meine Wahl treffen.“

„O, freilich,“ versetzte Ledwina, und Carl, der wieder zu ihnen trat, sagte:

„Ich möchte mich indessen nicht so berücksichtigt sehen; es erinnert doch immer etwas an die Achtung für die Frauen.“

Therese sah unwillig auf; dann begann sie erst leise, dann immer herzlicher zu lachen.

„Es ist doch häßlich,“ sagte sie, sich vergebens zu bezwingen suchend, „daß man so albern lachen muß.“

Die Mutter trat mit dem Grafen herein. „Sie sehen das wohl ein,“ sagte sie eben. „Ganz gewiß,“ versetzte derselbe und sah glühend und verwirrt um sich. „Die gnädige Frau haben zu befehlen, es ist mir nur um der Mutter willen.“

„Die Mutter,“ sagte Frau von Brenkfeld, „wird den Anblick der Leiche nach einigen Tagen vielleicht besser ertragen, als jetzt; wenigstens hoffe ich es.“

„Ich glaube es nicht,“ erwiederte der Graf bewegt. „Sie kann sich nicht trösten. Sie hat ja nichts gehabt, wie den Sohn.“ Frau von Brenkfeld sprach ernst:

„Sie irren; wir alle dürfen nicht bestimmen, wie viel ein wahrhaft christliches und starkes Gemüth aus den niederen Ständen, vor allem eine Frau, zu tragen vermag, so wenig wir die ununterbrochene Kette von Sorgen und Entsagungen ahnen, aus denen ihr Leben fast immer besteht; glauben Sie mir, was man so sieht, ist nichts.“

Der Graf erhob das brennende Antlitz und sagte:

„Wie, meine gnädige Frau? Ach verzeihen Sie!“

Er schwieg einige Secunden wie betäubt; dann fuhr er fort:

„Denken Sie, wie ihn das Wasser zurichten wird. Die alte Frau geht gewiß immer an den Strom, bis er ihn ausgespieen hat, und dann kennt sie ihn nicht.“ Er stand hastig auf, sagte nochmals „Verzeihen Sie“ und ging hinaus.

Die Frau von Brenkfeld sah ihm verwundert nach und sagte dann: „Ist das Krankheit oder Eigensinn?“

„Beides,“ entgegnete Carl phlegmatisch, und so ging das Gespräch fort zwischen Menschen, die man gut nennen mußte, in scharfen Strichen, oft ungerecht, immer verfehlt, über ein Gemüth, das man nicht leise genug hätte berühren können und das bei der durchsichtigsten Klarheit dennoch an ewig mißverstandenen Gefühlen verglühen mußte.

Frau von Brenkfeld sagte eben: „Ich sehe täglich mehr ein, wie dankbar ich Gott dafür sein muß, daß ich zwischen sieben Schwestern geboren bin, und zwar so recht mitten in,

weder die älteste noch die jüngste," als Marie angstvoll herbeieilend rief:

„O Mutter, der Graf sitzt auf der Altane und ist schneeweiß."

„Mein Gott," sagte Frau von Brenkfeld, „sollte ihm unwohl werden?"

„Ja wohl," versetzte Marie, „er hat den Kopf auf den steinernen Tisch gelegt und sah mich gar nicht."

Man eilte hinaus, der Graf wollte noch mit einigen mühsamen, verwirrten Worten seine offenbare Schwäche verläugnen, aber die Sinne schienen ihn immer mehr zu verlassen. Bald ließ er sich geduldig und unter Anstrengung seiner letzten Besinnung noch etwas Beruhigendes zu sagen, zu seiner Stube mehr tragen als führen. Nach einer halben Stunde zeigte sich entschieden ein heftiges Fieber, und der Vormittag verging unter angstvoller Erwartung des Hausarztes, nach dem man sofort geschickt hatte.

„Was sagen Sie zu dem Kranken?" fragte Frau von Brenkfeld den wieder herein Tretenden. Der Doctor Toppmann langte langsam seinen Hut vom Spiegeltisch und bedächtig:

„Ein wenig Bluthusten mit dem hergebrachten Fieber dazu," sagte er; „nicht viel; ich kenne seine Constitution zu wenig, und mit ihm reden kann man nicht, da er ganz irre ist."

„Mein Gott, seit wann?" rief Frau von Brenkfeld; „davon weiß ich ja nichts."

„Es soll auch früher nicht gewesen sein," entgegnete der Doctor, „erst seit er jetzt erwacht ist."

„Das ist ja höchst traurig," versetzte Frau von Brenkfeld hastig. „Er wird doch um Gottes willen nicht gar sterben können?"

Doctor Toppmann schnitt seine seltsamsten Gesichter und sagte: „Wir können alle sterben; übrigens so etwas muß man nicht eher denken, als bis das Gegentheil unmöglich ist."

„Keineswegs," fiel Therese ein, „ich bitte sehr, täuschen Sie uns hierin nicht."

Toppmann kniff das linke Auge zu und fragte:

„Warum denn das?"

„Man ist doch sorgsamer," versetzte Therese; „man weiß doch auf jeden Fall, was man zu thun hat."

„Was hat man denn zu thun," fragte Toppmann.

„Ach Gott," entgegnete Therese, „wir haben noch tausend andere Gründe, bleiben Sie doch bei der Sache." Toppmann schwieg ein Weilchen, dann sagte er ernst und zu allen Anwesenden gewandt:

„Ich weiß, Sie werden nichts versäumen, was in Ihren Kräften und in Ihrem Wissen steht; deshalb halten Sie die Stube kühl, aber vor allem ohne Zugwind und sorgen Sie, daß die Arznei ordentlich genommen wird; auch darf der Patient vorerst nicht allein gelassen werden. Morgen früh komme ich wieder, wenn nicht Besonderes früherhin vorfällt."

Er machte eine Verbeugung und wollte fortgehn; dann wandte er sich aber um und sagte:

„Notabene, nähern sie sich ihm nicht mehr als unumgänglich nöthig; die Sache könnte leicht nervös sein."

Er verbeugte sich nochmals und ging hinaus.

Carl sagte: „Ich glaube, ich kann mich gelegentlich noch jedes Wortes erinnern, das ich den Toppmann mein Lebelang haben reden hören; das macht das unvergeßliche Mienenspiel, dem die Worte wie angegossen sind, oder vielmehr umgekehrt."

„Er redet wohl auch überall sehr wenig," versetzte die Mutter; „heute war er nach seiner Art recht los."

„Therese hat ihn auch ehrlich geschraubt," entgegnete Carl und sah nach Therese, die eben mit den Zeichen der äußersten Unruhe das Zimmer verließ. Carl fuhr fort:

„Ich habe mir einmal eine Sammlung von den verschiedenen Abarten seines Grundgesichtes machen wollen, vor Zeiten, ehe ich nach Göttingen ging, und machte deshalb einen Strich auf ein dazu bestimmtes Papier, so oft ich etwas Neues zu entdecken glaubte, verwirrte mich jedoch dermaßen, daß ich es nur bis auf etwa vierzehn bringen konnte, und ich muß gestehn, daß dies scharfe Merken auf allerhand Verzerrungen in Phantasie und Wirklichkeit, dem ich mich hierdurch nach und nach mit wahrer Leidenschaft ergab, mir endlich anfing eine Schwäche und solche dumpfe Zerstreutheit zuzuziehn, daß ich dies für eine der gefährlichsten Beschäftigungen halte. Ich begreife nur nicht, wie die Carricaturmaler vor dem Tollhause vorbeikommen."

„Es ist eine alte Erfahrung," versetzte Frau von Brenkfeld, „daß dergleichen Künstler, die Satiriker in Literatur und Leben und die berühmtesten Bouffonen der Theater mit eingerechnet gewöhnlich wenigstens sehr hypochondrisch sind."

Ledwina hatte sich unter diesen Gesprächen leise hinaus und in's Freie geschlichen, um einen sie überwältigenden eben so körperlichen als geistigen Druck zu verhehlen, vielleicht auch zu lindern. Es zog sie gewaltsam zu dem Ufer des Flusses, als sei noch etwas zu retten und tausend wunderbare Möglichkeiten, die nur für sie so heißen konnten, tanzten in gräulichen Bildern um ihr brennendes Haupt. Bald sah sie den Verlorenen, wie

ein Dornstrauch das blasse Gesicht noch an einem Theile seines Haares über dem Wasser erhielt, während der andere vom Haupte gerissen an den schwankenden Zweigen des Strauches wehte; seine blutenden Glieder wurden im grausamen Takte von den Wellen an das steinigte Ufer geschleudert. Er lebte noch, aber seine Kräfte waren hin und er grüßte heran in gräßlicher Todesangst, bis der Wellenstoß das letzte Haar zerriß. Sie schmiegte sich leise an die Mauer hin unter dem Fenster, wo ihre Mutter saß, aber die sah weder auf noch um sich, sondern redete rasch und angelegentlich mit Carl über allerhand Dinge, die ihr durchaus gleichgültig waren, um die Verstimmung zu verbergen, die sich ihrer seit der Ankunft des Grafen unwiderstehlich bemächtigt hatte, und durch den Bericht des Arztes auf einen Grad gestiegen war, den sie selber als Unrecht fühlen mußte. Der arme Clemens war gewiß der Grund dessen, was in dieser Stimmung von wehem Kummer lag; außerdem gehörte zu der sog. Ordnung ihres Hauses eine übertriebene Angst, ein fast kindisches Hüten vor aller Ansteckung.

In Frau von Brenkfeld nahm demnach eine leise Abneigung und feststehende Ungerechtigkeit gegen den Grafen Platz, der ihr zu aller Sorge und Noth ihr reines Haus zu verpesten drohte und auf den sein freilich schuldloser Antheil am Tode des guten Burschen schon gleich einen bösen Schatten geworfen hatte, den sie damals nicht in seinem Grunde oder überhaupt nicht genug fühlte, um ihn zu verwischen.

Sie war jedoch auch jetzt billig genug, etwas Ungerechtes in sich zu beachten, und hätte nach ihrer tiefen verborgenen Güte jetzt um keinen Preis über ihn richten ,oder auch nur von ihm reden mögen.

Mit Carl stand es eben so, nur aus andern Gründen, und es hätte für einen Beobachter höchst unterhaltend sein müssen, ein beiden Theilen so völlig langweiliges Zwiegespräch dennoch mit so großer Lebhaftigkeit und oft so anziehenden Bemerkungen sich bewegen zu hören.

Eine Kutsche rasselte über die Zugbrücke, und sechs langgespannte Goldfüchse trabten auf den Vorhof.

„Bendraets!“ sagte Carl. „Ich desertire,“ versetzte seine Mutter über und über roth vor Unmuth, und ging, diese jederzeit unwillkommenen Gäste zu empfangen. Die beiden kleinen geschminkten Fräulein waren schon am Arme des langen Referendarius, wie der junge semper freundliche Herr von Türk überall in der Gegend genannt wurde, in's Haus gestrichen, um, wie

sie sich ausdrückten, Ledwinchen und Thereschen ein bischen mobil zu machen, als ihre Mutter, langsam aus dem Wagen steigend, den Gruß der Frau von Brenkfeld erwiederte.

Die Frauen nahmen das Sopha ein, und das Auge der Hausfrau ruhte immer gemilderter auf den welken und wehmüthigen Zügen der Nachbarin, die auf ihre Nachfrage mit verlegener Leichtigkeit erzählte, daß ihr Mann und ihre Söhne zu einer kleinen Landparthie nebst dem jungen Warneck ausgezogen, jedoch gegen Mittag in diese Gegend kommen und alsdann vorsprechen würden. Mitleiden mit der immer Gedrückten ließ die Frau von Brenkfeld sehr gütig antworten, und ein sanftes, leises Gespräch begann zwischen den beiden Frauen, die sich so gern gegenseitig getraut hätten und es doch nie konnten, da vielfach drückende Familienverhältnisse eine gute arglose Seele zwingen, ihr Heil in der Intrigue zu suchen. Die Rede fiel auf den Baron Warneck, den seit einigen Monden von mehrjährigen Reisen zurückgekehrten Besitzer der benachbarten Güter.

„Es ist ein Mann von vielem Verstande," sagte Frau von Brenkfeld.

„Gewiß, von ganz vorzüglichen Gaben," versetzte die Bendraet, „und sehr brav."

„Meinst Du damit muthig oder rechtlich?"

„Eigentlich das letztere," lächelte die Bendraet, „doch glaube ich es in beidem Sinne."

„Wir kennen ihn wenig," versetzte die Brenkfeld, „doch denke ich gern alles Gute von ihm. Mein Carl ist neulich herüber geritten, wegen kleiner Jagdverstöße und rühmt seine Billigkeit und seinen nachbarlichen Sinn. Die Besitzer von Schnellenfort sind immer sehr interessant für uns; unsere beiderseitigen Besitzungen und Rechte durchkreuzen sich auf eine unangenehme Weise. Gott gebe ihm eine gute friedliche Frau," fügte sie bedeutend hinzu.

„Was meinst Du," sagte die Bendraet fixirend, „man spricht von der Claudine Triest."

„So?" versetzte Frau von Brenkfeld lächelnd. „Ich denke, man spricht von der Julie Bendraet."

„Er hat uns doch keinen Grund gegeben, das zu glauben," versetzte die Bendraet erröthend, „im Gegentheil scheint er eher eine kleine Vorliebe für Elise zu verrathen, aber auf jeden Fall" — sie stockte und faßte die Hand der Freundin — „es ist eigentlich lächerlich, in solchen Dingen abzusprechen, ehe man um seine Meinung gefragt wird, aber in jedem Falle würde sich Elise auch schwerlich für Warneck bestimmen. Der Baron hat sich

zu gern und viel herumgetrieben, um je ruhig zu werden. Er muß eine lebhafte und lebenslustige Frau haben, welche die Mühe und die Begeisterung seiner Liebhabereien mit ihm theilt. Das wäre nichts für mein Hausmütterchen. Der gebe Gott," fügte sie weich hinzu, „ein stilles, häusliches Loos, wo sie es nicht empfindet, daß sie weniger hübsch und lebhaft ist als Julie."

Frau von Brenkfeld drückte sanft die Hand der Redenden, und diese fuhr lebhafter fort:

„Aber daß ich Dir mit gleicher Münze bezahle, den guten Türk habe ich wohl recht, recht glücklich mit der kleinen Tour hierher gemacht. Sein volles Herz ergießt sich täglich in den schönsten Gedichten zu Ehren Ledwinens."

„So, dichtet der?" lachte die Brenkfeld.

„O doch," versetzte Frau von Bendraet, „sehr artig, und ich glaube wirklich, er zieht jetzt auf der Freite umher. Aber für Ledwina paßt er nicht; die ist zu sanft für ihn. So lange Türk nicht besser zu leben hat, paßt er für keine seines Gleichen."

„Er hat doch ein Gut," sagte Frau von Bendraet.

„Ach liebes Kind, nenne es doch lieber einen Bauernhof. Die kleinen ritterlichen Freiheiten werden seine Lage nicht sehr verbessern."

„Er wird gut angestellt werden," sagte die Nachbarin.

„Wir wollen es hoffen, aber er hat noch Zeit bis dahin; der Referendariusposten ist noch nicht bedeutend."

Die Bendraet erröthete sehr und sprach:

„Er ist munter und artig, er kann gefallen. Soll denn eine Mutter ihrer Kinder Glück und Fortkommen verhindern und der Familie ein Haus voll unversorgter Töchter hinterlassen? — zwar," unterbrach sie sich, „Deine Töchter sind präbendirt, allein den Vortheil hat nicht jede Familie."

„Auch in dem entgegengesetzten Falle," versetzte die Brenkfeld, „ist der Entschluß, eine Tochter zu unterhalten, besser, als die Wahrscheinlichkeit, dereinst auch mehrere Generationen an den trostlosen Umständen ihrer Nachkommen vergebens zu flicken. Sie ist ja auch nicht gesund," fügte sie mit kämpfendem Tone hinzu.

„O doch," versetzte die Bendraet rasch und ängstlich; „ich denke, sie bessert sich sehr und sieht viel wohler aus."

Beide schwiegen eine kleine Weile, dann sagte die Frau von Brenkfeld:

„Du hast sie ja kürzlich nicht gesehen."

„Ich habe es aber gehört," versetzte die Bendraet, „von dem schwarzen Musikmeister zu Erlenburg; der sagte neulich, sie sähe schöner und wohler aus, als je."

„So, der Wildmeister?“ sagte die Frau von Brenkfeld und ward noch trüber.

Der lange Referendarius und Julie unterbrachen dies Gespräch. Der Lange erzählte, Fräulein Therese sei so eifrig am Kochen und Braten für den glücklich Unglücklichen, daß ihr keine Rede abzugewinnen gewesen sei, und Fräulein Elise habe der Freundin ihre schönen Pflichten erleichtern wollen und sei deshalb bei ihr zurückgeblieben.

Die Frau von Brenkfeld erzählte jetzt die Geschichte der vorigen Nacht. Die Bendraet wunderte sich, daß sie ihrer noch nicht erwähnt.

„Ich unterhalte meine Gäste nicht gern mit unangenehmen Dingen,“ versetzte die Hausfrau.

„Herr von Türk,“ rief Julie von Theresens Stickrahmen, bei dem sie sich gesetzt; „Sie müssen der Frau von Brenkfeld Fehde ankündigen, sie nennt einen jungen schönen Mann ein unangenehmes Ding.“

Frau von Brenkfeld sah ernst aus und Türk wußte sich nicht zu nehmen.

„Verdirb' nur nichts, liebes Kind,“ rief die Mutter.

„Gott bewahre,“ versetzte Julie, „ich werde mich nicht daran wagen.“

Nun stand sie auf und begann den armen Türk mit oft faden, oft treffenden Witzen auf's unbarmherzigste zu schrauben, wobei sie öfters auf leichtsinnig unehrerbietige Art die beiden Frauen hineinzog und dadurch den Langen, der es gern mit der ganzen Welt gut stehen hatte, sehr ängstigte.

Therese stand indeß wie auf Kohlen vor der Thür des Kranken, dem sie eben ein Glas Limonade hineingesandt und suchte leise mit den besten Worten Elise fort zu bringen, die von einer Thürritze zur andern trat, um eine Ansicht des Fremden zu erlauschen.

„Elise,“ sagte Therese, „der Bediente wird heraustreten und Dir die Thür vor die Stirn stoßen.“

„Ich bitte Dich,“ flüsterte Elise, „suche einen Vorwand, mich hineinzubringen.“

„Mein Gott, wie kann es dergleichen Vorwand geben,“ versetzte Therese und vertröstete sie auf Carl, der drinnen sei und ihr alles erzählen solle.

Nun wollte Elise aufpassen, wenn Carl herauskomme. Therese ward ungeduldig und ließ Carl durch einen Bedienten herausrufen. Er erschien verstimmt und eilig, grüßte Elise flüchtig, gab schnellen, kurzen Bericht und trat in das Kranken-

zimmer zurück. Elise schien beleidigt oder verlegen, verließ die Thür mit Theresen, und sie gingen zur Gesellschaft.

Elise setzte sich sogleich an Theresens Stickrahmen und arbeitete eifrig. Türk machte ihr die schuldigen Complimente über ihren Fleiß und mußte für jedes eine Spötterei von Julien einstecken. So verging der Morgen. Man vermißte plötzlich Ledwinen und tröstete sich, da man wußte, sie sei spazieren. „Unsere Herrn bleiben aus," sagte die Frau von Bendraet eben, da rief Marie: „Sieh, Mutter, ein Reiter!" — „Das ist mein Mann," sagte die Bendraet.

„Und noch einer," rief Marie, „und noch einer," rief sie mit Nachdruck.

„Es wird noch einer kommen, liebes Kind," sagte die Bendraet und wandte sich entschuldigend zur Hausfrau.

Die Ankommenden stiegen von den Pferden. Herr von Bendraet küßte der Hausdame mit vielen höflichen Reden die Hand. Baron Warneck brachte noch auf dem Hofe etwas an seinen Stiefeln in Ordnung, wobei Junker Clemens Bendraet nicht unterließ, ihm die Sporen unter die Sohle zu drehen.

„Mach kein dummes Zeug," sagte sein Bruder, aber Warneck lachte, brachte alles in Ordnung, und man trat ein. Jagdgeschichten und Politik kamen zur Sprache, und der Mittag war da, ersehnt und doch unerwartet.

Therese hatte schon die Thür des Speisesaales, in dem die Gesellschaft bereits die englischen Kupferstiche an den Wänden musterte, geöffnet, als sie umschaute, weil sie Ledwinens Tritte auf der Treppe vernahm. Sie wollte hastig umkehren; denn glühend und erschöpft ließ sich so eben die Schwester auf eine der Stufen nieder; aber jene winkte rasch bittend mit der Hand und Therese trat in die geöffnete Thür. Nicht lange, so erschien auch Ledwina, und man setzte sich zu Tisch. Elise wollte sich durchaus neben Ledwinchen setzen, aber Therese zog sie zu sich hinüber.

„Du sollst mir vorlegen helfen," sagte sie, und dies war Elise auch sehr recht.

Tischgespräche begannen und stockten wieder. Herr von Bendraet sprach von einer Reise, die er vorhabe.

„Wenn ich einmal das große Loos gewinne," rief Julie, „so will ich immer reisen; ich kann mir kein größeres Glück denken."

„Ich glaube," versetzte Elise, „daß das gar zu viele Reisen Frauenzimmern nicht gut thut und sie unstät und unzufrieden im Hause macht; ich will lieber zu Hause bleiben und lassen

mir anderer Leute Reisen erzählen. Ach, wie schön hat uns Baron Warneck nicht gestern unterhalten! Sie müssen auch vieles erzählen können, Herr von Brenkfeld."

„Hat Ihnen Warneck öfters erzählt?" fragte Carl.

„Ich mag nicht daran denken, wie oft wir oder eigentlich ich den Herrn von Warneck schon belästigt haben. Wirklich, je weniger ich selbst zu sehen hoffe und wünsche, je weniger kann ich mir den Ersatz einer lebhaften Beschreibung versagen."

„Der Warneck ist ein gequälter Mann," lachte Julie, „ich fürchte immer, er bleibt noch ganz fort; denn was der für Anfechtungen von Elise zu erleiden hat!"

Elise sah scharf aus und Carl sagte:

„Wenn Ihnen Warneck viel erzählt hat, so sind meine kleinen Erfahrungen brodlos, denn er hat dieselben Gegenden beobachtet und durchsucht, die nur an mir vorüber geflogen sind, wie in der Laterna magica."

Er neigte sich zu Warneck, der aus dem Gespräch mit Louis Bendraet auflauschte, da er seinen Namen nennen hörte.

„Ich sage, Sie haben nicht nur viel mehreres, sondern auch alles jene gesehen, wovon ich erzählen könnte."

„Auf die Weise," versetzte Warneck, „würden uns die vielen Reisebeschreibungen eben von jenen Gegenden gewiß nichts übrig gelassen haben. Es sind die verschiedenartigen Ansichten und Empfindungen, die kleinen Unfälle und Begebenheiten der Reise, die eine Reiseerzählung aus dem hundertsten Munde so merkwürdig machen wie aus dem zweiten, und zudem in der Schweiz, wo die ergreifendsten Naturbilder so häufig wie das tägliche Brod sind; wer kann da glauben, alles gesehen zu haben? Gesetzt, ich habe den Wasserfall von Schaffhausen in der Sonne schimmern gesehen, Sie aber sahen ihn beim Sturm oder im Nebel, welches verschiedenartige und doch gleich wunderbare Schauspiel! Und von allen den herrlichen Schluchten und Höhlen habe ich nur wenig gesehen, da ich sehr zum Schwindel geneigt bin."

„In den Höhlen bin ich tüchtig umhergestiegen," sagte Carl.

„Es muß ein seltsam angenehmes Gefühl sein," fiel Louis Bendraet ein, „so in voller Lebenskraft unter der Erde zu wandeln, wie begraben, in dem feuchten und modrigten Gesteine. Ich möchte es mitmachen."

„Du bist mir der rechte Held," rief sein Bruder, „Du willst halsbrechende Klettereien mitmachen und bist so schwindlicht wie eine Eule; man muß Dich wie eine Kuh am Stricke führen und nöthigenfalls über die Schulter hängen."

„Was meinst Du, Louis," lachte Warneck, „das würde doch unpoetisch aussehen, und zudem bedenke einmal die Höhlenfrauen und Bergmännchen und Erdmännchen und die Gnomen, die den Leuten einen Buckel anzaubern. Ich fürchte, das würde keinen guten Effekt in Deiner Figur machen."

Man lachte, Türk und Louis mit.

„Einmal," sagte Carl, „hätte ich doch beinahe geglaubt, ein Höhlengespenst zu sehen. Wir waren zu Sechsen in eine Kluft am * * * gestiegen. Die beiden Riehls, die beiden Herdrings, Rolling und ich. Die übrigen hatten sich müde gelaufen und lagen in einer schäbichten Bergkneipe. Der Eingang war niedrig und schmal, und sehr hoher Schwarzwald machte ihn noch dunkler. Wir waren kaum einige Schritte gegangen, als wir in dichter Finsterniß standen. Unser Führer wollte also die mitgebrachten Fackeln anzünden. Das zögerte etwas."

„Das war unpraktisch von dem guten Mann," rief Clemens Bendraet dazwischen, „das hätte er vor der Höhle thun sollen."

Seine Mutter winkte ihm unwillig und Carl fuhr fort:

„Ich habe vergessen, zu sagen, daß es etwas regnete; also, indem der Mann sich mit Feuerschlagen quält, höre ich durch das Rufen meiner Begleiter, die den Schall versuchten, hindurch, etwas über den Boden rutschen, und plötzlich schleicht es sich heran bis an meine Kniee und grunzt und zupft mir an den Kleidern und sucht mich nieder zu reißen. Ich gestehe, daß ich zusammen schauderte. „„Guter Freund,"" rief ich, „„macht, daß Ihr Licht bekommt! Hier ist etwas, aber ich will es halten."" Dabei griff ich nach nieder in einen struppichten Haarbusch oder Pelz, ich wußte nicht, was. Da fing es an zu grunzen und um sich zu schlagen und brummte: „„Ich rufe den Apostel Petrus."" „„Wie, bist Du da?"" rief unser Führer; „„seien Sie nicht furchtsam, meine Herren, das ist nur so ein armes Blut, der thut Ihnen nichts.""

„Indem brannte die Fackel an und ich erblickte einen zerlumpten, abgezehrten Kerl von etwa 40 Jahren, der vor mir auf den Knieen lag und mich fest umklammert hatte. Ich hielt sein Haupt am Haar zurückgebogen und das okergelbe, entstellte Gesicht starrte mich grunzend an. Der Führer sagte: „„Sei doch ruhig, Seppi, das sind ja die lieben Apostel;"" und hier zeigte er auf den jüngsten Herdring mit den langen Locken und sagte: „„Sieh, das ist Maria Magdalena.""

Der arme Kerl ließ mich gleich los und kroch bis in einen Winkel der Höhle, wo, wie wir nun sahen, etwas Stroh lag. Der Führer entschuldigte sich nachher, daß er uns nicht von

diesem Wahnsinnigen gesagt. Er hielt sich für den Engel Gabriel und diese Höhle für das Grab Christi, das er bewache; er lasse niemanden hinein, als die Apostel und heiligen Frauen; dafür könnte sich aber jeder ausgeben. Er war krank gewesen, und unser Wirth hatte ihn noch nicht wieder in der Höhle geglaubt.

„Der arme Kerl hatte eine höllisch langweilige Arbeit," sagte Clemens.

„Dabei," sagte Carl, „glaubte er als Engel nichts genießen zu dürfen, als Kräuter und Früchte — anfangs roh —, und was er im Gebirge fand. Nachher hatte man ihn unter dieser Rubrik an alle Arten von Gemüse und Obst gewöhnt, außer an Aepfel, die er für die Frucht vom Baume der Erkenntniß hielt und Erbsen, warum diese nicht, kann ich nicht sagen."

„Wahrscheinlich," rief Clemens, „um der unschuldigen Erbsenläuse willen, die sich zuweilen drin finden."

„Gingen Sie auch noch weiter in die Höhle?" sagte Julie.

„Ja, Fräulein," versetzte Carl, „wir schämten uns, umzukehren, was im Grunde wohl jeder von uns lieber gethan hätte, denn wir waren alle erschüttert von dem Anblick des Schrecklichsten, was die Natur hat. Aber wie denn, — ich weiß nicht, soll ich gottlob oder leider sagen, — wie sich denn solche traurige Eindrücke, die unser eigenes Schicksal nicht berühren, so leicht verwischen, so dachten wir in ein paar Tagen nicht ferner daran, als um den Fritz Herdring „Maria Magdalena" zu nennen, und so blieb von der ganzen gräulichen Geschichte nichts übrig, als ein fader Scherz." Eine kurze Stille entstand.

Dann begann Warneck: „Der Wahnsinn ist eine Sache, worüber geistliche und weltliche Gesetze verbieten sollten, gar zu scharf zu grübeln und untersuchen. Ich glaube, daß nichts leichter zur Freigeisterei führt."

„Ich sollte eher meinen," fiel Türk ein, „in's Tollhaus."

Warneck versetzte: „Eins von beiden, und sehr leicht beides zugleich."

Wieder eine Stille, dann sagte Warneck:

„Ich habe in dieser Art auch manche gräuliche Erfahrung gemacht; aber nichts ist mir lebhafter als das Bild einer alten Frau in Westphalen, die ich in Begleitung eines düstern, grämlichen, nicht mehr jungen Mädchens an der Thür eines Gasthofes fand, in welchem ich wohnte. Ihre Physiognomie, die von Irrsinn, aber ohne eine Spur von Wildheit zeugte, machte mein Mitleid rege, und ich hielt mich einen Augenblick bei ihr auf. Sie benagte langsam eine harte, trockne Brodkruste;

dann hielt sie wie erschrocken inne, steckte die Finger in den Mund und hielt die Trümmer eines ihr eben ausgefallenen Zahnes in ihrer Hand. Nun zog sie ein schmutziges Papier aus der Tasche, wickelte es los und legte den Zahn zu einigen andern alten Stücken von Zähnen. Das Mädchen sagte auf meine Nachfrage, die Base hebe alle ihre Zähne auf, wie sie ihr nach und nach ausfielen, um — hier zog die Creatur das Gesicht zum Lachen; mir wurde ganz schlimm dabei, nun also, — um, wenn sie dereinst hinkäme, wo Heulen und Zähneklappern sei, sie doch auch nicht immer zu heulen brauche, sondern zuweilen zähneklappern könne. Mein Wirth sagte mir später, sie sei immer eine sehr brave Frau gewesen, aber da ihr Mann, ein kleiner Krämer, einen einigermaßen verschuldeten Bankerott gemacht und da einige dabei zu Schaden gekommene Familien sie in der ersten Wuth mit Verwünschungen überhäuft, sei sie wahnsinnig geworden und meine nun, für den Bankerott verdammt zu sein. Nur im Frühling, wenn die Himmelsschlüssel blühen, sei sie fröhlich und trage Tag und Nacht große Sträuße davon bei sich, weil sie meint, wenn sie in dieser Zeit stürbe, könne sie damit den Himmel aufschließen. Wenn die Blumen anfangen abzunehmen, werde sie immer ängstlicher und suche zuletzt mit der größten Anstrengung nach den letzten Blumen; auch zuletzt wo die Blüthenzeit schon vorüber. Nachher müsse sie immer lange liegen; so habe sie sich abgequält."

Warneck schwieg, und ein allgemeines Gespräch über Wahnsinn, menschliche Geisteskräfte u. s. w. entstand und verlor sich bald in andere Gegenstände. —

Der Nachmittag verging unter Spaziergängen, Ballschlagen, Schaukeln und überhaupt dem unruhigsten Umhertreiben. Herr von Bendraet spielte Piket mit Warneck. Julie hetzte sich mit Türk, der bald verliebt, bald gänzlich ermattet schien und in den kurzen Zwischenpausen vergebens mit Ledwinen anzuknüpfen suchte.

Elise saß am Rahmen, und zeigte ihr einen neuen Stich, den Ledwina sogleich versuchte.

„Fräulein Ledwina," sagte Türk, „können doch Alles nachmachen."

„Und Herr von Türk," versetzte Julie, „über Alles etwas sagen, aber es steht ihm nicht so gut."

Carl und Louis traten herein und fragten nach Clemens.

„Ich dachte, er sei bei Ihnen," sagte Elise.

„Nicht doch," entgegnete Carl, „wir sprachen von den Kunstwerken Italiens. Da sagte er, wenn wir die schönen

Künste vorreiten wollten, so gehe er zum Henker. Nachher kam er noch einmal wieder und brachte ein paar ausgefallene Gänsefedern und etwas Birkenrinde und bat, unseren schönen Gedanken die Ewigkeit zu schenken. Gleich werde eine Hirtin vorbeiwandeln, noch obendrein mit den Attributen der Künste und der Weisheit, wir möchten nur gut aufpassen, er wolle indessen mit den Schnitterinnen dort auf dem Felde idyllisiren. Darauf lief er fort."

„Und ein altes schmutziges Bauernweib schleppte ihren Milcheimer vorüber," sagte Louis lachend, „der Henker weiß, wie sie aussah. Sie hatte ihren Rock wohl mit zwanzig Lappen von verschiedenen Farben decorirt. Unter den Attributen verstand er wahrscheinlich einen alten verdorrten Gänseflügel, den sie draußen irgendwo aufgelesen hatte."

„So ist er wohl jetzt auf dem Felde," sagte Therese.

„Ich habe von der Mauer das ganze Feld übersehen und kann ihn nicht bemerken."

Das Piketspiel war geendigt; Bendraet hatte verloren und stand mißmuthig auf. Da trat Clemens herein, die blonden Locken verwirrt um das glühende Gesicht.

„Maria Magdalena, wo bist Du so lange gewesen?" rief Julie.

„In meinem Rock," antwortete er.

„Aber, mein Gott, wie ist Dir, hast Du Lust zu lachen oder zu weinen?"

„Ich habe Lust, Dir die Haut über die Ohren zu ziehen," versetzte er noch halb unwirsch und brach nun je mehr und mehr in ein unaufhaltsames Gelächter aus Er rettete sich in das Fenster zu den übrigen jungen Leuten, und redete leise und lebhaft zu ihnen. Die lustige Stimmung nahm auch dort überhand und man sah, daß er geneckt wurde. Die Schloßuhr schlug fünf. Warneck wollte Abschied nehmen und nach Schnellenfort zurückkehren, aber Frau von Bendraet bat ihn, zuvor mit ihnen zu Abend zu essen.

„Wenn Sie nicht zu lange sitzen bleiben," versetzte er.

„Es ist doch" [erwiederte sie] „nur ein halbes Stündchen von Lünden bis Schnellenfort, und der Mond scheint ja hell."

„Sie müssen uns auch noch allerlei erzählen von Ihrer Reise," fiel Elise ein.

„Ach, das Meiste wissen Sie," versetzte Warneck. „Doch," setzte er lachend hinzu, „die merkwürdigste Erscheinung, die mir auf meinen Reisen vorgekommen, habe ich noch nicht erwähnt. Ich habe sie in den südlichsten Gegenden Frankreichs beobachtet, wo sie sich noch seltsamer ausnahm, als wenn es sich hier fände."

„Nun?“ sagte Julie.

Warneck stockte lächelnd ein Weilchen, dann sagte er:

„Eine Frau, die ihrem Manne nie widersprochen hat.“

„Führen Sie die Leute nicht an,“ sagte Julie getäuscht lachend, und Türk rief:

„Hören Sie wohl, Warneck? Fräulein Julie hält Ihre Seltenheit für erdichtet.“

„Ich glaube es auch nicht,“ sagte Clemens, „oder hatte ihr der Mann einen Maulkorb angehängt?“

„Nicht viel besser,“ sagte Warneck, „sie war taubstumm und zwar von ihrer Geburt an.“

„Und doch verheirathet!“ sprach Therese.

„Das, mein Fräulein,“ versetzte Warneck, „ist eigentlich das Merkwürdige und zugleich Abscheuliche an der Sache. Sie war nicht viel besser als ein Thier, aber sie hatte ein paar hundert Gulden.“

„Das ist ganz Recht,“ rief Clemens, „es ist unmöglich, sich eine bequemere Frau zu denken.“

„Clemens, Clemens,“ sagte Frau von Bendraet, „wie redest Du wieder in den Tag hinein!“

„Er hat sich nur verredet, gnädige Frau,“ entgegnete Warneck, „sehen Sie nur, wie roth er wird.“

Dabei legte er seine Hand an die Wange des jungen Bendraet. Clemens schlug ihm halb verlegen, halb scherzend auf die Finger.

„Uebrigens,“ hub Carl an, „gibt es in hiesiger Gegend in allem Ernste eine Bäuerin, die aus Vorsatz, um mit ihrem Manne in Frieden zu leben, vierzehn Jahre lang keine Silbe geredet hat.“

„Das ist richtig,“ sprach Frau von Brenkfeld; „wir kennen diese Frau sehr wohl. Sie hatte lange und viel durch den zänkischen Geist ihres Mannes gelitten. Auf einmal hört sie auf zu reden; man hält sie erst für aufgebracht, dann für wahnsinnig, dann für stumm. So währt es vierzehn Jahre. Der Mann stirbt. Auf seinen Begräbnißtag fängt sie wieder an zu reden und versichert, es werde sie noch in ihrer Todesstunde tröstlen, ihren Vorsatz gehalten zu haben. Sie könne nun ohne Unruhe und Reue an ihren seligen Mann denken; denn seit vierzehn Jahren sei keine Uneinigkeit zwischen ihnen gewesen.“

„Das ist viel,“ sagte Warneck.

„Lebt die Frau noch?“ fragte Louis.

„Ja wohl,“ entgegnete Frau von Brenkfeld, „nahe bei Endorf in dem kleinen rothen Häuschen an der Heerstraße.“

„Die Frau kenne ich wohl,“ sagte Clemens.

„Ich nicht," versetzte Louis, „aber ich möchte sie wohl kennen."

Clemens beugte zu ihm und sagte halb leise:

„Strapazier Dich nicht, mein Söhnchen, es ist eine alte Hexe und an eine hübsche Tochter ist auch gar nicht zu denken."

„Geh!" erwiederte Louis.

Warneck lachte und drohte mit dem Finger.

„Nun, was ist es denn weiter," sagte Clemens laut, „ich sagte eben, die Frau hat keine Kinder; aber so ein Dutzend Schreihälse würden ihr die Worte schon von der Zunge gebracht haben."

Warneck versetzte neckend: „Es kam mir beinahe vor, als hätte das, was Du sagtest, anders geklungen; aber ich will Dich nicht noch röther machen; Du blühst doch schon wie eine Rose."

„Beinahe als wenn man ihn zu Claudinens Füßen ertappte," rief Julie.

„Hm," brummte Clemens halb leise vor sich hin, „die Blankenau gefällt mir in kurzem vielleicht besser, als die Triest. Man wird des ewigen Silbenstechens doch endlich hundmüde."

„Vorzüglich," versetzte Julie, „wenn ein bischen Handwerksneid dazu kommt."

„Ich merke wohl," rief Clemens, „Du arbeitest darauf hin, daß ich wieder necken soll, aber ich wüßte wahrhaftig nicht, womit, ich müßte denn Deine unglückliche Liebe zu dem Wohlgeflickten an's Licht ziehen."

„Darüber brauchst Du nichts zu sagen," entgegnete Julie lachend; „hätte der arme Schelm besser zu leben, so würde er gewiß die alten Röcke nicht so lange flicken lassen."

„Es ist Schande genug, daß die Kunst so nach Brod gehen muß," rief Louis dazwischen.

„Und eigentlich," sagte Julie, „ist er Louis' Ideal und nicht das meinige."

„Ideal will viel sagen," antwortete Louis, „ich kann Gottlob noch höher hinauf denken, aber daß ich Antheil an dem Wengenberg nehme, das finde ich sehr natürlich und nur wunderbar, daß ich der Einzige in unserm Hause bin; die Musik ist doch sonst eine Sprache, die sogar Kinder und Wilde verstehn."

„Für welches von beiden hältst Du mich denn?" fragte Julie. Louis neigte zu ihr und sagte leise:

„Für ein Kind und wild dazu."

Julie sprang rasch auf und griff ihn mit großer Schnelligkeit an. Louis wollte sich vertheidigen, aber die Schläge fielen wie Schneeflocken auf Wangen und Schultern und Rücken, daß

Louis den Kopf zwischen die Schultern gedrückt, bald diesen, bald jenen der Gesellschaft vergebens vorschob, und nur endlich am Sopha neben den Frauen Ruhe fand. Dabei rief sie:

„Nach Erlenburg solltest Du ziehen, dahin gehörst Du, Du troubadour, Du Mondhase!“ Der kleine Krieg war geendigt. Louis schöpfte Athem. Julie sah auf ihre rothgewordenen Händchen und trat vor den Baron Warneck.

„Seien Sie nicht böse, ich habe Sie tüchtig gestoßen. Warum machen Sie sich zur Mauer? Die muß nieder, wenn der Feind dahinter steckt.“

Warneck sah in das zarte, glühende Antlitz, und eine leise Bewegung zuckte über sein Gesicht. Er senkte seine scharfen Blicke in ihre Augen und sagte:

„Sollte Fräulein Julie sich selbst so wenig kennen?“

Dann wandte er sich rasch zu den Uebrigen.

Der Wagen fuhr vor, und die schönen reichgezäunten Reitpferde scharrten ungeduldig auf dem Pflaster. Die Reiter ließen sie die schönste Fensterparade machen und der Besuch war zu Ende.

---

„Der Clemens kann doch seine eigene Schande nicht verschweigen,“ hub Carl an zu seinen Schwestern, indem sie dem Zuge durch die Scheiben nachblickten. „Wißt Ihr, was das Necken mit seiner Röthe bedeutet? Er hat sich auf dem Felde von einem hübschen Bauernmädchen eine tüchtige Maulschelle geholt, und wie er es recht betrachtet, da wird es ihm so lächerlich, daß er es nicht verschweigen kann. So macht er es immer. Er ist eigentlich nicht schlimmer als andere Leute, aber er sagt immer alles Ueble, was er von sich selber weiß und noch einiges andere dazu, woran er nicht denkt.“

„Mir ist er sehr fatal,“ versetzte Therese.

Die Mutter saß währenddessen am andern Fenster und dachte an die arme, gedrückte Nachbarin, Mutter und Gattin und doch verwaist, und sah sie im Geiste schleichen, alt und verkümmert, in dem dürren, rasselnden Laube ihrer liebsten, letzten Hoffnungen. Sie dachte an ihre eigenen Kinder, an ihre Zucht, ihren Gehorsam, ihre kindliche Sorgfalt, und ihr Herz ward durch und durch weich in Wehmuth und Reue. Sie nahm ein Gebetbuch aus der Lade des Tisches nnd ging hinaus in ihre Kammer.

Carl unterhielt indessen Therese von dem Zustande des Patienten, der ihm sehr beruhigend schien. Der Kranke war völlig bei Sinnen und hatte mehrere Stunden sehr fest ge-

schlummert. „Ich bitte Dich," sagte Therese, „nimm Dich seiner doch recht an; wir können es nicht."

Carl entgegnete noch manches, und Therese wurde zerstreut; denn sie hatte Ledwina soeben über den Vorhof in den Garten wandeln sehn und ihr langsamer und matter Gang, die feine, sanft gebeugte Gestalt, der wie dem blühenden Schneeballe das farblose, reich umflochtene Haupt zu schwer zu werden schien, hatte sich mit wehmüthiger Angst auf ihr Herz gelegt. Carl sagte eben:

„Ich will wieder hinauf zu dem Kranken gehn."

„Das thu'," versetzte sie rasch und schritt dann gedankenvoll und unruhig hinaus in den weiten, schön angelegten Garten des Schlosses. Sie sah Ledwina von ferne, wie sie am Rande des Parkes unter der alten Linde saß, die Arme übereinander auf den steinernen Tisch gelegt und das Gesicht fest darauf gedrückt. Da fiel ihr ein, wie sie den Grafen Hollberg am Morgen in ähnlicher Lage gesehn, bleich in der Ohnmacht, und Alles, was Carl über seine Krankheit gesagt, und sie erschrak vor der Aehnlichkeit; denn wie hätte sie sich je bei Ledwina das eingestehen sollen, was sie bei dem Grafen sogleich als unläugbar anerkannte. Es ist ja ein schönes Wahrzeichen liebender Herzen, so, wie ohne Noth für das Geliebte zu sorgen, so auch mit glühender, herzzerreißender Blindheit die Hoffnung zu umklammern, wenn sie für einen jeden Andern längst dahin ist. Eine Stimmung der Angst überfiel sie, in der sie nicht vor Ledwina treten mochte. Sie wollte sich eben umwenden, als die Schwester aufsah und nach ihr hinüberwinkte. Sie suchte sich nun zu ermannen, nahte sich der Leidenden und saß nieder neben ihr. Ledwina sah auf und sagte ganz matt:

„Mein Gott, wenn Sünden so nahe wäre wie Erlenburg!"

„Es ist aber Gottlob," versetzte Therese, „mehr als noch einmal so weit bis dahin; wir haben doch jetzt gewiß für ein paar Monat Ruhe." „Z. B. der Clemens," sagte Ledwina, „und ich glaube wahrlich die Adolphine Dobron könnte ihn nehmen." „O, ungezweifelt," entgegnete Therese. Ledwina sagte: „Und die Linchen Blankenau vielleicht auch."

„Mein Gott, wenn ich jemals des Menschen Frau werden müßte, ich könnte unmöglich lange leben."

Sie lehnte das Haupt wie ermüdet von dem Gedanken an Theresens Schulter und fuhr fort: „Nein sterben würde ich wohl vielleicht nicht, aber verkrüppeln an jeder Kraft des Geistes, alle Gedanken verlieren, die mir lieb sind, halb wahnsinnig, eigentlich stumpfsinnig würde ich werden." Sie sann ein Weilchen; dann sagte sie:

„Ueberhaupt, Therese, ich bin so ungenügsam und habe so wenig Sinn für fremde Ansichten; das ist einer meiner größten Fehler. Gott weiß, welche Schule mir hierin vielleicht noch vorbehalten ist. Ich gestehe, daß ich mich sehr vor einer Schwägerin fürchte. Vielleicht wird sie kein Herz für mich haben."

Dann sagte sie mit einem raschen Blitze in den matten Augen:

„Nein, so ist es nicht, aber ich fürchte, ich habe keines für sie. Es wird wie eine Mauer zwischen uns stehen, daß sie mir die Mutter und Dich ersetzen soll und nicht kann; denn Du bist dann längst fort und glücklich."

Therese legte sanft ihren Arm um die seltsam Bewegte und ward selbst trüber.

„Liebe Ledwina, verkümmere Dir doch Dein Leben nicht mit der Zukunft; sie kommt von selbst, ohne daß wir sie in Angst und Sorgen herbeischleppen."

„Eben darum," antwortete Ledwina lebhaft, „müssen wir uns im Voraus mit den Gedanken vertraut machen, damit es nachher nicht zu schwer fällt. Weißt Du wohl, daß es sündlich ist, aus eigener Schuld einem Geschicke unterliegen, das so allgemein getragen wird. Aber," fuhr sie dann langsamer fort, „wenn ich mir das so denke, daß eine andere hier regiert an der Mutter Stelle und in dem Bette schläft, vor dem wir so oft gestanden und ihr eine gute Nacht gewünscht . . . ."

Sie wandte sich unruhig nach allen Seiten umher.

„So wird es aber gar nicht kommen," sagte Therese, „die Mutter wird wahrscheinlich hier bleiben. Carl ist ja so vernünftig; seine Wahl wird nicht leicht so schlimm ausfallen, daß die Mutter fortziehen müßte."

„Aber wenn die Mutter nun todt ist?" versetzte Ledwina.

„Die Mutter," sagte Therese wehmüthig, „kann Gottlob wohl länger leben, als wir."

„Aber die Zeit kommt doch endlich," unterbrach sie Ledwina. Dann legte sie sanft ihren Arm um Theresens Nacken und fuhr, an ihre Schulter gelehnt, leise und bekümmert fort:

„Therese, auf unserm Boden stehen so viele alte Bilder aus der Familie, aber wir wissen doch fast von keinem recht, wen es vorstellt, und es sind doch Alle unsere Voreltern und haben hier gewohnt, Gott weiß, in welchen Zimmern, und haben Geschwister und Kinder gehabt, die diese Bilder mit Freude und Verehrung betrachtet und bewahrt und vielleicht späterhin mit der theuersten, rührendsten Erinnerung, und nun? Wie sehn sie aus! Der alten Frau, Du weißt wohl, mit der schwarzen Kappe, sind neulich die Nase und die Augen ausge-

stoßen worden. Das ist gewiß absichtlich geschehn, weil sie entsetzlich häßlich aussieht.“ Sie fuhr tief aufathmend fort:

„Die Vergangenheit, die liebsten, theuersten Ueberbleibsel werden endlich mit Füßen getreten. Denk, wenn Mutter ihr Bild —“

Sie fing heftig an zu weinen und klammerte sich fest um ihre Schwester. Therese mußte sich gewaltsam inne halten; denn alle Fasern ihres Herzens schmerzten sie, aber sie hielt sich fest und sagte:

„Ledwina, sei ruhig, schade Dir nicht selber. Warum suchst Du gewaltsam Gegenstände auf, die Dich erschüttern und krank machen müssen? Nun bitte ich Dich, wenn Du mich lieb hast, so nimm Dich zusammen und sprich etwas anderes.“

Beide schwiegen. Ledwina stand auf und wandelte ein paar Mal den Garten auf und nieder. Dann setzte sie sich wieder zu Therese, die über allerlei Dinge zu reden begann. Sie antwortete so, daß Therese sowohl ihren guten Willen, als seine gänzliche Schwäche sehen mußte. Die Sonne begann sich zu neigen und ihre milden Lichter tanzten durch die Zweige der Linde auf den Gewändern der Mädchen und auf Ledwinens leise bebendem Antlitz.

„Wie schön der Abend wird!“ sagte Therese.

„Gestern um diese Stunde lebte der arme Clemens noch,“ seufzte Ledwina.

„Suchst Du wieder das Trübe?“ sagte Therese sanft.

„Ist denn,“ versetzte Ledwina beklemmt, „ein Tag Andenken zu viel für seiner Mutter einzigsten Trost? Hör mich an!“

Nun erzählte sie, wie sie an dem Flusse gewandelt, immer hinauf, kämpfend mit gräulichen, sinnlosen Bildern, wie sie sich fast besiegt und umkehren wollten, nur noch diese eine Bucht vorüber, — und ein matter, flimmernder Schein sah durch dichte Brombeerranken aus dem Gewässer zu ihr herüber. Heimlich schaudernd nannte sie es den Widerschein der Sonne. Da wehten leichte Wolken herauf, das Sonnengold schwand vom Strome, und heller flammte das heimliche Licht durch die dunklen Blätter.

„Begreifst Du wohl, Therese,“ sagte sie, „daß ich an die Sagen dachte von Lichtern, die über den Versunkenen wachen? Indeß ergab ich mich nicht und schritt rasch darauf zu; da flammte es hoch auf, und schwand, und wie ich an das Gestrüppe trat, da war es die Laterne des armen Clemens, die ausgebrannt und in die Ranken verschlungen, auf dem Wasser schwankte. Ich kniete an das Ufer und löste sie aus den Dornen, aber wie ich sie so kalt und naß und erloschen in der Hand hielt, da war

es mir, als sei sie ein todter, erstarrter Theil des Verlorenen. Ich habe sie am Ufer stehen lassen."

Sie drückte sich leise schaudernd an Therese.

„Aber was ist denn das?" sagte sie und deutete auf den Boden.

„Was meinst Du?" versetzte Therese.

„Mich dünkt, ich sehe mehr als die Schatten der Bäume."

„Auch die unsrigen," sagte Therese. — „Es wird nichts sein; hör zu, und wie ich zurückgehe und an das Sandloch komme, da sehe ich von weitem die alte Lisbeth aus ihrem Hause gehen. O, Therese, sie ist so klein geworden, ich hätte sie fast nicht erkannt. Sie ging lange vor mir, ohne mich zu sehen; sondern immer starr in das Wasser. Du weißt, sie ist immer so ordentlich. O Gott, sie sah so verstört aus. Die Hälfte ihrer grauen Haare hing unter der Mütze hervor. Ich konnte es nicht mehr aushalten und ging vorüber. Da schlug es Mittag im Dorfe, und die Betglocke begann zu läuten. Ich sagte im Vorübergehen: Gelobt sei Jesus Christus! Sie sah nicht auf, sondern schloß die Hände zusammen und sagte: alle Ewigkeit, alle Ewigkeit Amen, laut und oft nacheinander. Ich hörte es noch, wie ich eine Strecke von ihr war."

„Gott wird sie trösten," sagte Therese und sah bewegt vor sich nieder. Da war es ihr selber, als sähe sie durch den Schlagschatten der Bäume noch eine andere Gestalt lauschen. Sie sah rasch um sich, aber es war nichts.

„Es wird zu kühl für Dich, Ledwina," sagte sie aufstehend, und die von heimlichen Fieberschauern Durchbebte folgte ihr willig. Auf dem Hofe begegnete ihnen Carl. Therese ließ die Schwester vorangehen und theilte ihm ihre Bemerkung mit. Er schritt sogleich in den Garten, dann eilte sie der trauernd Wandelnden nach.

# Joseph.

## Eine Criminalgeschichte.

(Fragment.)

[1859?]

[Nach den Erinnerungen einer alten Frau mitgetheilt von einem alten Moortopf, der auf seinem eigenen Herd sitzt und sich selbst kocht.]

Die Zeit schreitet fort. Das ist gut, wenigstens in den meisten Beziehungen. Aber wir müssen mitrennen, ohne Rücksicht auf Alter, Kränklichkeit und angeborene Apathie. Das ist mitunter sehr unbequem.

In meiner Kindheit, wo das Sprichwort: „Bleib im Lande und nähre Dich redlich" seine strenge Anwendung fand; wo die Familien aller Stände ihre Sprossen wie Banianenbäume nur in den nächsten Grund steckten und die Verwandschaften so verwickelt wurden, daß man auf sechs Meilen Weges jeden Standesgenossen frischweg: „Herr Vetter" nannte und sicher unter hundert mal kaum einmal fehlte; in jener Zeit kannte ein ordinairer Mensch mit zehn Jahren jeden Ort, den seine leiblichen Augen zu sehn bestimmt waren und er konnte achtzig Jahre nach einander sich ganz bequem seinen Pfad austreten.

Jetzt ist es anders. Die kleinen Staaten haben aufgehört; die großen werfen ihre Mitglieder umher wie Federbälle, und das ruhigste Persönchen muß sich entweder von allen Banden menschlicher Liebe lossagen oder sein Leben auf Reisen zubringen, je nach den Verhältnissen umherfahrend wie ein Luftballon, oder noch schlimmer immer denselben Weg angähnend wie ein Schirrmeister; kurz, nur die Todtkranken und die Bewohner der Narrenspitäler dürfen zu Hause bleiben, und Sterben und Reisen sind zwei unabwendbare Lebensbedingungen geworden. Ich habe mich nicht eben allzuweit umgesehen, doch immer weiter, als mir lieb ist. Es gibt keine Nationen mehr, sondern nur Kosmopoliten und sowohl Marqueurs als Bauernmädchen in fremdländischen Kleidern. Französische und englische Trachten kann ich auch zu Hause sehen, ohne daß es mir einen Heller kostet. Es macht mir wenig Spaß einer Schweizerin mit großen Hornkämmen in den Haaren fünf Batzen zu geben, damit sie sich in ihre eigene Nationaltracht maskirt oder mir für die nächste Bergtour Tags vorher einen Eremiten in die Klause zu bestellen. Wäre nicht die ewig große, unwandelbare Natur in Fels, Wald und Gebirg (den Strömen hat man auch bunte

Jacken angezogen), ich würde zehnmal lieber immer bei den ewigen alten guten Gestalten bleiben, die mit mir gelebt, gelitten und meine Todten begraben haben.

Nur zwei Gegenden, — ich sage nur, was ich gesehen habe; wo ich nicht war, mögen meinetwegen die Leute Fischschwänze haben, ich bin es ganz zufrieden — mir selbst sind nur zwei Landstriche bekannt geworden, wo ich den Odem einer frischen Volksthümlichkeit eingesogen hatte, ich meine den Schwarzwald und die Niederlande. Dem Erstern kommt wohl die Nähe der Schweiz zu statten. Wer vor dem Gebirge steht, will nichts, als hinüber ins Land der Freiheit und des Alpglühens, der Gems- und Steinböcke, und wer von drüben kommt, nun, der will nichts, als nach Hause oder wenigstens recht weit weg. So rollt das Verderben wie eine Quecksilberkugel spurlos über den schönen, reinen Grund des stolzen Waldes, um erst jenseits zu oxydiren. (Wenn nämlich Quecksilber Oxyd niederschlägt, was ich nicht bestimmt behaupten mag, da ich es nur bis zu Salomon's Weisheit, d. h. zum Bewußtsein schmählicher Unwissenheit in vielen Dingen zwischen Himmel [und Erde] gebracht habe.)

Die Niederlande hingegen, dieser von Land- und Wasserstraßen durchzogene und von fremden Elementen überschwemmte Landstrich, bewahrt dennoch in der Natur seines Volksschlages einen Hort entschiedener Volksthümlichkeit, der besser schützt als Gebirge, die erstiegen und Thalschluchten, die durchstöbert werden können, und den man, nachdem er die neuern Ereignisse überstanden, wohl für unzerstörbar halten darf. Ich war sehr gern in [Holland] und hatte alle Ursache dazu, freundliche Aufnahme, noch freundlichere Bewirthung, gänzliche Zwanglosigkeit hinsichtlich meiner Zeitanwendung; es versteht sich, daß ich auf dem Lande und in einer Privatwohnung war. — In Städten und Gasthöfen ist mir immer elend; frische stärkende Spaziergänge durch die Wiesen am Ufer der Maas und vor jedem Hause, jeder Mühle Scenen Wynants und Wouvermann's, Bilder so treu, als wären sie eben von der Leinwand einer niederländischen Meisterschule gestiegen. Das ist es eben, was ich mag. Ob mein alter Steinbaas vom Kasteel (Gärtner vom Edelhof) noch wohl lebt? Jetzt müssen seine Tulpen im Flore stehen; aber zehn Jahre sind ein bedenkliches Stück Menschenleben, wenn man sie mit weißen Haaren anfängt — ich fürchte sehr, er hat längst seine Gartenschürze ab- und seine letzte Zipfelmütze angelegt; oder meine gute Nachbarin auf ihrem kleinen Landsitze, dem sie genau das Aussehn eines saubern Wandschränkchens mit Pagoden-

aufsatz gegeben hatte? Sie war vielleicht nur um sieben bis acht Jahre älter als ich, trug Sommers und Winters Pelzschuhe, und ich konnte barfuß durch den Schnee traben, d. h. ich konnte es vor zehn Jahren, ehe ich mich in einer schwachen Stunde vom faselhänsigen Volk verführen und bereden ließ, auf den Schnepfenstrich zu gehn und ich die Gicht bekam.

Mevrouw van Ginkel's Andenken ist mir werth; sie hatte viel und früh gelitten, und auch von ihrer spätern glücklichern Lage an der Hand eines geachteten und wohlhabenden Gatten, von Brüdern und Schwestern, war ihr nur in einem anständigen Auskommen die Möglichkeit geblieben, ungestört des Vergangenen zu gedenken und jedem Lieblinge unter ihren zahllosen Aurikeln den Namen eines geliebten theuren Verstorbenen geben zu können. Sie war gewiß schön gewesen, — so fromme, traurige Augen müssen ja jedes Gesicht schön machen, und gewiß sehr anmuthig, hätte sie auch nichts gehabt, als den bezaubernden Wohlklang ihrer Stimme, die das Alter wahrscheinlich um einige Töne tiefer gestimmt, aber ihr nichts von der jungfräulichen Zartheit genommen hatte, und die jeden Gedanken ihrer Seele zugleich umschleierte und enthüllte und einem Blinden das beweglichste Mienenspiel ersetzen konnte. Welch ein Unterschied, wenn sie bei einer dunklen Aurikel verweilte und in jugendlichem Entzücken sagte: „Das ist meine gute Frau Gaudart," und bei einer der blondesten mit großen lichtblauen Augensternen: „Julchen," und schnell weiter ging, als fürchte sie, ein fremdes kaltes Auge möge in das Todte ihres Lebens niedersinken.

In meinem Leben bin ich nicht so in Gefahr gewesen, ein sentimentaler Narr zu werden, als bei dieser alten, pünktlichen Mevrouw, die nie klagte, nicht einmal über Migraine oder schlechtes Wetter, deren ganze Unterhaltung sich um Blumenflor, Milchwirthschaft und sonstige kleine Vorfälle ihrer Häuslichkeit bewegte, so z. B. um einige Nachbarskinder, die sie mit Butterbrod und Milch an sich gewöhnt hatte.

Ich glaube wahrhaftig, ich war nahe daran, mich in die alte Person zu verlieben oder wenigstens in eine unbegreifliche Ueberfülle von Verehrung zu gerathen, weshalb ich denn am liebsten Abends zu ihr ging, wo sie steif hinter der Theemaschine saß, sich mit den Schnörkeln eines Stickmusters abmühend, das die größte Aehnlichkeit mit einem holländischen Garten voll Ziegelbeeten und Taxuspfauen hatte; vor ihr die kleine, goldene tabatière, rechts und links Etageren voll Pagoden und Muschelhündchen und alles überträufelt von dem feinen Aroma des Kaiserthees.

O vivant die Niederlande! das war ein ächter Gerhard Dow, ohne Beimischung, die einen ruhigen Philister hätte stören können — dann wand sich auch das Gespräch fließend ab, und Mevrouw gab sogar mitunter Einiges aus ihren Erlebnissen zum Besten, offenbar mehr in dem Bestreben, einen Gast nach seinem Geschmacke zu unterhalten, als aus eigentlichem Vertrauen, das sie im weiteren Sinne gegen Jedermann im Uebermaß hatte, im engeren Sinne aber Niemand schenkte. Es waren meistens kleine Züge, aber sehr wahre.

Wäre ich ein romantischer Hasenfuß gewesen und hätte ich die Gewohnheit gehabt, meine guten Augen (NB. Wenn mich Jemand sollte zufällig mit Brillen gesehen haben, ich trage nur Conservationsbrillen.) Nachts mit Tagebuchschreiben zu verderben, es stände doch jetzt wohl Manches darin, was ich gerne nochmals läse und was in seiner einfachen Unscheinbarkeit mehr Aufschlüsse über Volk, Zeit und das Menschenherz gäbe, als Manches zehnmal besser Geschriebene. Eine Begebenheit jedoch, vielleicht die einzig wirklich auffallende in Mevrouws Leben habe ich mir später vor und nach notirt und, da meine gute Frau van Ginkel ohne Zweifel längst in ihren Pelzschuhen verstorben ist, mir ferner kein Umstand einfällt, der ihr die Veröffentlichung unangenehm machen könnte, und mein jüngster Neffe, der, Gott sei's geklagt, sich auf die Literatur geworfen hat, jedoch ein artiges Geld damit verdient, gerade sehr um einen Beitrag in gemüthlichem Stile verlegen ist, so mag er denn den Aufsatz nehmen, wobei ich jedoch bestimmt erkläre, daß ich nur wörtlich der würdigen Frau nachgeschrieben habe und mich sowohl gegen alle poetischen Ausdrücke als überhaupt gegen den Verdacht der Schriftstellerei, als welcher mich bei meiner übrigen Lebensweise und Persönlichkeit nur lächerlich machen könnte, auf's kräftigste verwahre.

Caspar Bernjen, Rentier.

NB. Den Nachbarn, zu dem Mevrouw redet, und der natürlich Niemand ist, als ich, Caspar Bernjen, Rentier und Besitzer eines artigen Landgutes in Niedersachsen, müssen der Neffe und der Leser sich als einen ansehnlichen, corpulenten Mann mit gesunden Gesichtsfarben in den besten Jahren mit blauem Rock mit Stahlknöpfen und einer irdenen Pfeife im Munde, an der linken Seite des Theetisches denken. Es geht Nichts über Deutlichkeit und Ordnung in allen Dingen.

„Sie erwähnten gestern eines Umstandes, lieber Herr Nachbar, der sich in Ihrem vierzigsten Jahre ereignet, und über den Sie damals an Ihre Eltern geschrieben; es ist ein großes Glück, das zu können.

Ich weiß, was es heißt, keine Mutter haben und den Vater im fünfzehnten Jahre verlieren. Von meiner Mutter habe ich nur ihr lebensgroßes Portrait gekannt, das im Speisesaale hing: eine schöne Frau in weißem Atlas, einen Blumenstrauß in der Hand und auf dem Schooß ein allerliebstes Löwenhündchen. Ich weiß nicht, ob es daher kommt, daß es meine Mutter war, aber mich dünkt, ich habe nie ein so schönes Gesicht gesehen und nie so sprechende Augen. Ich mag noch nicht daran denken, wie einfältig ich um das Bild gekommen bin, und wie es jetzt vielleicht für Nichts geachtet wird. Es war nicht gut, daß mein Vater nicht wieder heirathete; seine Lage hätte es wohl mit sich gebracht; ein Kaufmann, der den ganzen Tag im Comptoir und auf der Börse zubringt und der Handelsverbindungen wegen fast täglich Gäste zu Tische hat, ist ohne Hausfrau ein geschlagener Mann, allen Arten von Veruntreuungen und Verschleuderungen ausgesetzt, die er unmöglich selbst controliren kann, und sogar seine Commis scheuen sich weniger vor ihm, als vor der Madame, die sie aus- und eingehen sieht, ihre Kleidung und ihr Benehmen gegen die Dienstboten beobachtet und überall in der Stadt Dinge gewahr wird, die dem Herrn sein Lebtage nicht zu Ohren kommen.

Indessen war freilich meine Mutter schon des Vaters zweite Frau gewesen. Die erste hatte ihm ein schönes Vermögen eingebracht und eine erwachsene, damals bereits verlobte Tochter, auf deren Hochzeit sie sich bald nachher ihre tödtliche Krankheit holte durch dünne Kleidung, — man sagt, weil sie als sogenannte junge Frau nicht gar zu matronenhaft neben der Braut hatte aussehen wollen, was sich denn auch in Rücksicht auf ihren Mann wohl begreift; kurz, sie lag acht Tage nachher völlig contract im Bette und hat so sechs Jahre gelegen, zuletzt so elend, daß ihre besten Freunde ihr nur den Tod wünschen mußten.

Nachdem mein Vater anderthalb Jahre Wittwer geblieben, heirathete er ein junges Mädchen von guter Herkunft, aber gänzlich ohne Vermögen. Dies war meine Mutter, und ich mag, Gottlob, fragen, wen ich will, ich höre nur Gutes und Liebes von ihr; aber den Keim zur Schwindsucht soll sie schon in die Ehe mitgebracht haben. Man sieht es auch dem Bilde an, das doch gleich nach der Hochzeit gemalt ist.

Ein Jahr lang bis zu meiner Geburt hielt sie sich noch so leidlich, obwohl das unruhige Leben und die Unmöglichkeit, sich zu schonen, ihr Uebel soll sehr beschleunigt haben. Ich wollte, sie hätte nicht geheirathet; Gott hätte mich ja doch anderwärts erschaffen können; denn, Mynheer, man kommt doch nie ganz darüber weg, seiner Mutter den Tod gebracht zu haben. Man hat mir viel von dem Kummer meines Vaters erzählt und wie er ferner eine Menge Heirathsanträge von der Hand gewiesen. Ich glaube es wohl, denn ich habe nie gesehen, daß er für irgend ein Frauenzimmer das geringste Interesse gezeigt hätte, außer was ihm von der Höflichkeit geradezu auferlegt wurde, und da waren es immer die Mama's und Großmama's, deren Unterhaltung er vorzog; sonst lebte er nur in seinem Geschäfte. Morgens um fünf auf und in seiner Stube gearbeitet, um sechs in's Comptoir, um elf auf die Börse, von eins bis zweie zu Tische, was vielleicht die schwierigsten Stunden waren, wo er, den Kopf voll Gedanken, den angenehmen Wirth machen mußte.

Nachmittags wieder gearbeitet, Speculationen nachgegangen und zuletzt noch bis Mitternacht in seinem Zimmer geschrieben. Er hat ein saures Leben gehabt.

Ich wuchs indessen in ein paar hübschen Mansardenzimmern bei einer Gouvernante, Madame Dubois, heran und sah mancherlei im Hause, was mir nach und nach anfing wunderlich vorzukommen, so z. B. fast Jeder hatte irgend einen Nachschlüssel, dessen er sich vor mir nicht gerade sehr vorsichtig, aber doch mit einer Art Behutsamkeit bediente, die mich endlich aufmerksam machen mußte. Selbst Madame Dubois hatte einen zur Bibliothek, da sie für ihr Leben gern Romane las, von denen ihr unser Cassirer nicht so viele zusteckte, als sie consumiren konnte.

Man nimmt sich vor Kindern nicht in Acht, bis es zu spät ist. Hier war es aber leider nicht zu spät; denn als Madame Dubois, die NB. von meiner Kenntniß ihres Schlüssels nichts wußte und nur in Bezug auf Andere sprach, mir auseinandersetzte, daß Schweigen besser sei, als Verdruß machen, war ich noch viel zu jung, um einzusehn, wie höchst nöthig Sprechen hier gewesen wäre. Ich fühlte mich durch ihr Vertrauen noch sehr geehrt, und habe nachher leider Manches noch mit vertuschen helfen. Kinder thun, wie sie weise sind.

Ich sah, so oft mein Vater auf die Börse ging, die Commis wie Hasen am Fenster spähen, bis er um die Gassenecke war, und dann forthuschen, Gott weiß, wohin. Ich sah den Bedienten in meines Vaters seidenen Strümpfen und Schuhen zum Hinterpförtchen hinausschleichen; ich hörte Nachts den

Kutscher an meiner Thür vorbeistapfen in den Weinkeller hinunter und wälzte mich vor Aerger im Bette, aber wiedersagen — um Alles in der Welt nicht. Dazu war ich viel zu verständig.

Ich hörte sogar, wie Jemand der Madame Dubois erzählte, unser Kassirer, Herr Steenwick spiele jeden Abend und habe in der vorigen Nacht zwei tausend Gulden verloren und wie die Dubois antwortete:

„Um Gotteswillen, woher nimmt der Mensch das Geld? Da sollte Einem hier im Hause doch schwarz vor den Augen werden!"

Dies war kurz nach meinem vierzehnten Geburtstag und das erste mal, daß sich mir der Gedanke aufdrängte, Schweigen könne doch auch am Ende seine bedenkliche Seite bekommen.

Das Ding lag mir den ganzen Abend im Sinn und ich zerbrach mir den Kopf darüber, woher Steenwick das Geld nehme. Ich wußte, daß er arm war, und hatte oft gehört, daß seine Eltern arme Fischer bei Saardam seien. Auch bekam er nur 1000 Gulden Gehalt. Ich hatte bei van Gehlens von einem Commis gehört, der aus seines Herrn Kasse gespielt hatte. [Obwohl Steenwick das Treueste war] was ich im Hause kannte, so weit meine Erinnerung reichte und auf [den] Madame so besonders viel hielt, und noch neulich ein Paar Tragbänder für ihn gestickt hatte, so überfiel mich doch eine instinktartige Angst, die nicht ganz frei von Mißtrauen war, und doch immer wieder mit der Erzählung von jenem Commis verschmolz. [Auch fiel mir ein, daß] Madame auch so still und noch zerstreuter war als sonst und wohl zehnmal eine Näharbeit [hervorzog und wieder weglegte].

Als wir zu Bett waren, Madame und ich, hörten wir, wie Steenwick's Thür aufgemacht wurde, dann ihn rasch über den Gang weg die Treppe hinuntergehen.

Es war nicht das erste Mal, daß ich ihn so spät sein Zimmer verlassen hörte und eingeschlafen war, ohne ihn zurückkommen zu hören; aber nun bemerkte ich das erste Mal, daß er viel schneller ging und seine Stiefel viel weniger knarrten, als bei Tage.

Ich drückte die Kissen von meinem Ohr weg und horchte. Im selben Augenblick hörte ich auch Madame ihre Gardine zurückschieben und sich halb im Bette aufrichten. Unten im Hausflur schlich ein leises, behutsames Knistern; dann ward die Hausthür erst halb leise, dann mit einem raschen Ruck völlig geöffnet, und dann fiel jenseits auf der Gasse ein Schlüssel auf's Pflaster.

Madame seufzte tief und murmelte:

„Gott weiß, was man thun muß, schweigen oder sprechen.“

Ich fühlte einen plötzlichen Muth in mir und rief:

„Nein, Madame, Alles an den Papa sagen!“

Sie können sich den Schreck der armen Frau nicht vorstellen. „Stanzchen,“ rief sie, „Stanzchen, schläfst Du nicht?“

Und gleich darauf hörte ich sie bitterlich schluchzen. Mir wurde todtangst; ich wußte nicht, daß die arme Person, die in der That eine sehr schlechte Gesundheit und mit ihren acht und vierzig Jahren betrübte Aussichten in die Zukunft hatte, ihre ganze Hoffnung auf Herrn Steenwick setzte, der ihr so lange Bücher voll zarter Liebe, die sich nur durch Blicke, und seine Aufmerksamkeiten, Blümchen u. s. w. verrieth, zugeschleppt hatte, bis sie sich um so mehr als halb verlobt ansah, da er ihr eine Scherbe mit einem Balsaminenstock überließ, den er müde war zu begießen und eben in den Stallhoff tragen wollte um ihn auszuschütten, und sie einmal in einem der Bücher an einer sehr bedeutsamen Stelle ein zufälliges Eselsohr fand.

Sie war sonst eine gute, ehrbare Person, aber Mynheer wissen wohl, der Ertrinkende hält sich an einem Strohhalm.

Als Madame sich ein wenig gefaßt, bat sie mich vom Himmel zur Erde zu schweigen und log mir sogar etwas vor von einer reichen Tante, die dem Cassirer oft große Geldgeschenke mache, aber mit so unsicherer Stimme, daß es selbst mir auffiel. Endlich versprach sie genau Acht zu geben; sie werde ihr Gewissen sicher nicht mit einer so wichtigen Sache beschweren, obwohl Schweigen sonst immer am Gerathensten sei, wo bei der Untersuchung doch unfehlbar nichts als Verdruß ohne Nutzen herauskomme und aller Schaden und Anfeindung auf den Ankläger zurückfallen würden.

„Hat der Herr denn Zeit zu untersuchen?“ sagte sie; „fragt er je Jemanden anderen, als den Cassirer und die Haushälterin? Und wenn diese sprechen wollten, haben sie nicht hundertmal die Gelegenheit und die Macht obendrein? Auf Kleinigkeiten, ein paar Steinkohlen mehr oder weniger verbrannt, ein paar Flaschen mehr oder weniger getrunken, kommt es in einem solchen Hause auch garnicht an; aber dies ist zu arg!“

„Schweig nur, Kind, ich will aufpassen, und wenn es mir vom Himmel auferlegt ist, daß ich mich daran wagen soll, dann, in Gottes Namen.“

Wenn ich bedenke, in welch betrübtem, herzergreifendem Tone sie dies sagte, so muß ich der armen Frau all ihre Schwächen vergeben und bin überzeugt, daß sie entschlossen war, ihrer Pflicht

ein ganzes Lebensglück zu opfern; was freilich nur in der Einbildung bestand, aber, Mynheer, der Wille ist doch so gut wie die That.

Wirklich ging Madame am andern Morgen gegen ihre Gewohnheit sehr früh aus; sie kam blaß und niedergeschlagen zurück, packte sogleich ihre Romane und ließ sie Herrn Steenwick bringen, mit der Bitte, ihr keine anderen zu schicken, da es ihr vorläufig an Zeit zum Lesen fehle.

Von jetzt an horchte ich jeden Abend im Bette und bemerkte auch, daß Madame jeden Abend horchte, aber verstohlen, nachdem sie durch die Gardine geschielt hatte, ob ich schlafe, und jeden Abend hörte ich Herrn Steenwick vorbeischleichen und Madame's verhaltenes, betrübtes Weinen, daß ich oft die halbe Nacht nicht schlafen konnte.

Den Tag über war Madame wie zerschlagen und griff Alles verkehrt an; die Unterrichtsstunden wurden fast nicht gehalten.

Sie saß beständig am Fenster, nähte wie um's Brod und, so oft die Comptoirthüre ging, fiel eine zerbrochene Nähnadel auf den Boden; auch halb verstohlene Ausgänge wurden mitunter gewagt.

Nach etwa acht Tagen sagte Madame Abends:

„Stanzchen, morgen spreche ich mit dem Papa."

Sie sah hierbei überaus blaß aus und hatte etwas Edles im Gesicht, das ich nie an ihr gesehen hatte und das mir mehr imponirte, als werde ich gescholten, so daß ich sehr leise und rücksichtsvoll zu Bette ging, wie in Gegenwart einer Prinzessin.

Madame ließ das Licht brennen und las lange und eifrig im Thomas a Kempis. Plötzlich fuhren wir Beide auf. Herrn Steenwicks Thür wurde mit Geräusch auf- und zugemacht und er stapfte, einen Gassenhauer pfeifend, über den Gang; dann stand er mit einem Male still und schien sich zu besinnen oder zu horchen und dann ging's leise, leise mit Katzenschritten die Treppe hinunter. Der Sand im Flure knirrte, die Hausthür ging, Alles leiser, als je. Ich sah Madame an und begegnete einem Ausdrucke des Schreckens, der mich betäubte. Sie saß aufrecht im Bette, die Hände gefaltet. „Jesus, Maria!" war Alles, was sie sagte. Dann stand sie auf, öffnete das Fenster und lauschte eine Weile hinaus, kam dann schnell zurück, legte sich und löschte das Licht.

Ich hörte Madame in dieser Nacht nicht weinen, aber so oft ich wach wurde, heftig athmen und sich im Bette bewegen

und ich hörte es oft; denn obwohl ich mir von meinen Gefühlen eigentlich nicht Rechenschaft zu geben wußte, hatten doch dieser polternde Gang, dies wilde, abgebrochene Pfeifen durch die Stille und das darauf folgende Katzenschleichen mich mit einem Grausen überrieselt, daß ich mich fast vor den Schnörkeln an der Gardine und am Betthimmel fürchtete.

Als es kaum Tag geworden war, saß Madame schon wieder aufrecht und sah nach ihrer Taschenuhr; so mehrere Male. Um halb sieben klingelte sie und gab der Magd einen confusen Auftrag an Herrn Steenwick. Das Mädchen kam zurück. Er war noch nicht im Comptoir. „So geh auf sein Zimmer!" Die Thür war verschlossen.

Wir standen auf. Von Unterrichtsstunden war keine Rede. Ich saß mit meinem Strickzeuge in einem Winkel und Madame mit ihrer Nähterei am Fenster. Drei oder viermal stand sie auf und ging in's Haus hinunter und kam immer blasser wieder. Gesprochen wurde nicht.

Als wir um zwei ins Speisezimmer traten, war mein Vater anfangs nicht da und ließ sagen, wir möchten nur anfangen zu essen. Wir fragten nach dem Buchhalter; er sei bei dem Herrn. Wir aßen um der Domestiken willen einige Löffel Suppe, so sauer es uns wurde.

Da kam der Vater herein, sehr roth und aufgeregt. Er legte sich, gegen seine Gewohnheit, selbst vor, spielte mit dem Löffel und fragte dann, als der Bediente gerade herausging, wie hingeworfen:

„Madame, Sie wohnen doch dem Cassirer gegenüber; wissen Sie nicht, wann er diesen Morgen ausgegangen ist?"

Ueber Madames Gesicht flog eine glühende Röthe, die einem wahrhaft edlen Ausdrucke Platz machte. Sie stand auf und sagte mit fester Stimme:

„Mynheer, Herr Steenwick ist diese Nacht nicht im Hause gewesen."

Mein Vater sah sie an mit einem Gesichte, das mehr Angst als Bestürzung verrieth. Er stand auf, gab draußen einige Befehle und setzte dann sein Verhör fort.

„Haben Sie gestern bemerkt, wann er fortging?"

„Ja, Mynheer, um halb zwölf," und nach einigem Zögern setzte sie hinzu, „haben wir, Stanzchen und ich, ihn fortschleichen hören."

„Fortschleichen?" rief mein Vater und wurde fast eben so blaß als Madame. „Also doch wahr! Seien Sie aufrichtig, Madame, war es zum ersten Male?" Es war, als sinke die arme Frau in sich zusammen, als sie stammelnd antwortete:

„Nein, Mynheer, nein, schon seit acht Tagen jeden Abend.“

Mein Vater sah sie starr an.

„O Mynheer, fragen Sie Stanzchen. Stanzchen weiß, daß ich es Ihnen heute sagen wollte.“

Mein Vater antwortete nicht. Er ging hastig an einen Wandschrank, der Feile, Kneifzangen und allerlei Schlüssel enthielt. Dann rief er an der Thür heftig nach dem Buchhalter. Thüren gingen und als eben ein Bedienter Speisen hereintrug, hörten wir an einem Krach, daß im Kabinet neben dem Comptoir die Kasse erbrochen wurde.

Wir saßen wie Bildsäulen am Tische, ließen eine Speise nach der andern abtragen und hatten weder den Muth, das Zimmer zu verlassen, noch darin zu bleiben.

Der Vater kam nicht wieder, auch zum Abendessen nicht, auch zum nächsten Mittagessen nicht, der Buchhalter eben so wenig.

Die jungen Commis schlenderten im Hause umher, und wir merkten aus einzelnen Worten, daß Herr Steenwick für in wichtigen Geschäften verschickt galt; denn zum Nachfragen hatte Keines von uns Muth.

Am zweiten Abend stürzte der Buchhalter aus dem Kabinet und rief: „Wasser! Um Gottes Willen, Wasser! Und geschwind zum Doktor Velten; der Herr hat einen Blutsturz bekommen.“

Madame und ich hörten das Geschrei auf unserm Zimmer, und ich weiß nicht, wie wir die Treppen hinuntergekommen sind, ich weiß nur, daß mein lieber Vater in seinem ledernen Arbeitssessel saß, bleich wie der Tod, die Augen halb gebrochen, ängstlich umherfahrend und daß er mich noch mit einem langen, traurigen Blicke ansah, daß mich schauderte, als ich in einen Blutstrom trat, der uns schon auf dem Entree entgegen floß.

Als Doktor Velten kam, war ich eine arme, verlassene Waise.

Von dem, was zunächst geschah, kann ich nur wenig sagen. Ich verstand das Meiste nur halb, und es schien mir Alles wie Nichts nach dem, was geschehen.

Das Gesinde mußte wohl wissen, wie mir zu Muthe war: denn wenn ich einmal zufällig mein Zimmer verließ, sah ich sie ziemlich offen silberne Bestecke, Becher und dergleichen auf ihre Kammern tragen. Ich sah es und sah es auch nicht; hätte ich nachher darüber aussagen sollen, ich hätte die Thäter nicht zu nennen gewußt.

Es war mir, als müßte ich ersticken, wenn der Weihrauchdampf bis oben in's Haus zog. Ich hörte unter unsern Fenstern die Trauermusik, sah die Fackeln wiederscheinen und verkroch mich hinter's Bett mit dem glühendsten Wunsch zu sterben.

Dann zog man mir schwarze Kleider an, und mein Vormund, der Banquier van Gehlen, holte mich vorläufig in sein Haus.

Madame Dubois mußte zurückbleiben. Unser Abschied war sehr schmerzlich, und es vergingen mir fast die Sinne, als diese Frau, der ich so lange gehorcht hatte, auf den Knieen zu mir hinrutschte, meine Hand küßte und rief:

„Stanzchen, Stanzchen vergib mir! Ich bin an Allem Schuld! O Gott, ich bin eine alte Thörin gewesen!"

Es war mir, als sollte ich ihr um den Hals fallen, aber ich blieb steif stehen mit vor Scham geschlossenen Augen und als ich sie aufmachte war Madame fort, und statt ihrer hielt Herr van Gehlen mich bei der Hand.

Unsere Vermögensumstände stellten sich dann, wie Sie wohl erwartet haben, sehr traurig heraus. Mein Vater hatte eine Staatsanleihe übernommen und sich sehr um dies Geschäft beworben, da wir keineswegs zu den ersten Häusern in Gent gehörten. Ob schon Gelder eingegangen und versendet waren, weiß ich nicht, aber 600,000 Gulden waren aus der Kasse verschwunden. Das war gerade unser eigenes Vermögen, den Brautschatz meiner Schwester, den sie im Geschäft gelassen hatte, eingerechnet; so blieb mir nicht das Salz auf dem Brode.

In van Gehlens Hause wollte man gütig gegen mich sein; aber es war dort nichts wie Glanz und Pracht. Man ließ mir Freiheit auf meinem Zimmer, aber das Lachen, Klavierspielen und Wagenrollen schallte von unten herauf und, wenn ich mich sehen ließ, gab es eine plötzliche Stille, wie wenn ein Gespenst erschien, und Aller Augen waren auf mich gerichtet, als gäbe es außer mir keine verarmte Waise in Gent.

Mevrouw van Gehlen that zwar ihr Möglichstes, mir über solche Augenblicke weg zu helfen; aber selbst ihr Bestreben that mir weh und ließ es mich erst recht fühlen, wie viel hier zu verbergen war.

Täglich hoffte ich auf die Ankunft meiner Stiefschwester; sie kam nicht, auch mein Schwager nicht, sondern nur ihr Geschäftsmann, Herr Pell, der mich so quer ansah, als hätte ich seinen Patron bestohlen, — schon gleich anfangs und noch schlimmer, nachdem er sich einige Stunden mit Mynheer van Gehlen eingeschlossen.

Dennoch hatte er den Auftrag, mich mitzubringen, wenn sich nämlich kein anderes Unterkommen fände.

Ich stand bei dieser Verhandlung zitternd wie Espenlaub und nahm jeden lieblosen Ausdruck des kleinen, hagern Mannes für direct aus dem Munde meiner Schwester; woran ich doch

gewiß sehr Unrecht hatte. Denn ich bin später, nach meiner Verheirathung, öfters mit ihr zusammen gewesen in ihrem Hause und auch in dem meinigen, und sie war zwar eine etwas förmliche Frau, aber immer voll Anstand und verwandtschaftlicher Rücksicht, und sie hat es mir sogar viel zu hoch angerechnet, als ich ihr nach meines Mannes Tode ihre durch unser Unglück erlittenen Verluste zu ersetzen suchte, was doch nicht mehr als meine allerstrengste Pflicht war.

Die Conferenz im Fenster war noch im besten Gange, als Herrn van Gehlen ein Besuch gemeldet wurde. Den Namen verstand ich nicht und benutzte diesen Augenblick, mich unbemerkt fortzuschleichen.

Im Vorzimmer traf ich den Fremden, einen kleinen, geistlich gekleideten, hagern Mann, der beschäftigt war, sich mit einem bunten Schnupftuche den Staub von den Aermeln zu putzen. Er sah scharf auf und seine Augen verfolgten mich bis in die Thür mit lebhafter Neugierde.

Hast Du auch noch keine verarmte Waise gesehen? dachte ich.

Nach einer halben Stunde, die mir unter großer Gemüthsbewegung und unter Nachdenken über meine Schwester verging, ward ich heruntergerufen.

Ich fand die drei Herrn zusammen. Mynheer van Gehlen und Herr Pell saßen vor dem Tisch und blätterten in dicken Papierstößen. Sie sahen roth und angegriffen aus. Herr Pell schlug die Augen nicht vom Papier auf. Van Gehlen lächelte verlegen und schien mir etwas sagen zu wollen, als der Fremde aus der Fensternische trat, meine beiden Hände ergriff und mit bewegter Stimme sagte:

„Stanzchen, Stanzchen, ich bin Dein Ohm. Hat Dir denn Papa niemals von dem alten Herrn Ohm Pastor erzählt, dem alten Pastor in G.?"

Ich war ganz verwirrt; doch kamen mir einige dunkle Erinnerungen, obwohl mein Vater selten frühere Verhältnisse berührte.

So küßte ich dem Onkel die Hand und sah ihn auf eine Weise an, die ohne Zweifel etwas kümmerlich gewesen sein muß, denn er sagte:

„Sei zufrieden, Kind; Du sollst nicht nach Roeremonde. Du gehst mit mir;" und dann mit erhöhter Stimme halb zu den Andern gewendet:

„Wenn ich gleich keine feine Juffrouw erziehen kann, so sollst Du doch rothe Backen kriegen und auch nicht wild aufwachsen, wie eine Nessel im Hagen."

Mynheer van Gehlen nickte zustimmend. Pell schlug seine Actenstöße zu und sagte:

„Wenn Ewr. Ehrwürden das so wollen — vorläufig wenigstens.“

„Ich will es an meinen Patron berichten; vielleicht — sonst steht der Juffrouw Roeremonde alle Tage offen.“

Mein Ohm machte eine feierliche Verbeugung: „Gewiß, ja, wir lassen Mevrouw danken. Roeremonde steht alle Tage offen — aber Mevrouw muß mir das Kind lassen. Es ist meiner Schwester Kind, die ich sehr lieb gehabt habe, wenn sie auch nur meine Stiefschwester war.“

Niemand antwortete. Ich fühlte, daß hier irgend ein drückendes Mißverständniß herrschte, und war froh, als mein Onkel gütig fortfuhr:

„Nun, Stanzchen, ich kann aber nicht lange von Hause bleiben; pack Deine Siebensachen und dann danke Mynheer und Mevrouw van Gehlen, daß sie Dich armes, verlassenes Kind so treulich aufgenommen haben.“

Zwei Stunden darauf saßen wir im Wagen. So bin ich von Gent gekommen. Noch muß ich Ihnen sagen, daß Herr Steenwick nicht, nachdem er des Vaters Kasse zum Theil verspielt, mit dem Ueberreste durchgegangen war, wie Sie ohne Zweifel glauben und auch Jedermann damals glaubte.

Nach drei Wochen kam sein Leichnam auf in der Schelde. Er hatte nichts in der Tasche, als seine gewöhnliche grüne Börse mit 6 Stuyvern darin und einen kleinen leeren Geldsack, den er aus angewöhnter Pünktlichkeit mußte mechanisch wieder eingesteckt haben. Man hätte eigentlich zuerst hierauf verfallen sollen, da von seinen Habseligkeiten nicht das Geringste vermißt wurde, nichts als die Kleider, die er am Leibe trug und seine alte silberne Uhr.

Aber die Leute denken gern immer das Schlimmste. Lieber Gott, es ist freilich schlimm genug, Anderer Leute Geld zu verspielen und dann — ein solches Ende! Aber Mynheer wissen wohl, es kommt einem doch nicht so schimpflich vor, als ein anderer Diebstahl.

Ein Spieler ist wie ein Betrunkener, wie ein Besessener, aus dem der Böse handelt wie eine zweite fremde Seele. Habe ich nicht Recht? Herr Steenwick hatte unserm Hause zwanzig Jahre lang gedient, hatte so manche Nächte durchgearbeitet und auch nicht ein Endchen Bindfaden verkommen lassen; er war wahrhaftig noch grimmiger auf's Geschäft verpicht, als der Herr selbst, und nun ein solches Ende!

Indessen hat er, Gottlob, doch noch ein ehrliches Grab bekommen, weil sich mehrere Leute fanden, die ihn in der Morgendämmerung hatten taumeln sehen, wie einen Betrunkenen, und zwar in der Richtung nach Hause zu. So wurde denn angenommen, er habe, wie unglückliche Spieler häufig, sich zu viel Courage getrunken und sei so ohne Absicht dem Scheldeufer zu nahe gekommen.

Madame Dubois soll nachher auch noch heimlich auf sein Grab ihren Balsaminenstock gepflanzt haben, ist aber doch dabei belauscht worden — die arme Seele! Sie war wirklich gut von Natur, nur durch Romanenlesen etwas confus geworden; und wußte nicht recht mehr, ob sie alt oder jung war, und auch zu furchtsam geworden durch das Gefühl ihrer abhängigen Lage und noch mehr ihrer täglich abnehmenden Fähigkeit, sich selbst zu ernähren. Aber ihr Wille war immer der beste, und sie suchte mich vor jedem schädlichen Eindruck mit einer Treue zu hüten, für die ich ihr im Grabe noch dankbar bin.

Jetzt ist sie lange, lange todt; sie starb schon das Jahr darauf, als ich zu meinem Ohm kam, und ihre Ersparnisse in unserm Dienste haben übrig ausgereicht bis an ihr Ende.

So quälen wir uns oft umsonst, und unser Hergott lacht dazu. —

Hier schien Mevrouw van Ginkel ihre Mittheilungen endigen zu wollen. Sie schüttete frischen Thee auf, nahm eine Prise aus ihrem goldenen Döschen und sah mich mit jenem wohlwollenden Blicke an, der bei höflichen Leuten den Wunsch, auch den Andern zu hören, ausdrückt. Ihr Gesicht war völlig ruhig, sogar lächelnd; doch hing etwas Glänzendes in ihren Augwimpern, das aber nicht weiter kam.

Ich hingegen war in eine Stimmung gerathen, worauf ich eigentlich gar nicht für diese Stunde gerechnet hatte, und hätte für mein Leben gern Mevrouw in ihrer Dorfwirthschaft gesehen, um so mehr, da unschuldige Kinder sowohl wie alte Junggesellen mir ein gleich starkes Interesse erregen und man beide selten, wie hier, vereinigt findet.

So that ich einige blinde Fragen nach der Lage des Dorfes und wie viel Dienstboten und wie viel Kühe u. s. w. Mevrouw errieth meine Absicht und sagte sehr freundlich:

„Ich sehe wohl, Mynheer interessiren sich für meinen guten Ohm und gewiß hat es auch nie einen bessern Mann gegeben — und keinen ehrwürdigern,“ fügte sie hinzu mit

einem Ausdruck kindlicher Scheu, der ihr fast wieder das Ansehn einer kleinen, wohlerzogenen Jungfer von vierzehn Jahren gab.

„Indessen läßt sich wenig von unserm Leben sagen. Es war sehr einfach und so einförmig, daß, wenn nicht die Kirchenfeste und die Jahreszeiten gewesen wären, unsere Tage einander so gleich gewesen wären wie Wassertropfen."

Hier schüttete sie Wasser auf den Thee, und ich betrachtete einen am Kessel hängenden Tropfen, der allerdings wenig Unterhaltung zu versprechen schien.

„Aber," fuhr sie fort, „so sollte es nicht bleiben, und ich möchte dem Herrn Nachbar wohl die Catastrophe von meines Ohms, ich kann wohl sagen, von meinem Schicksal erzählen, damit Sie sehen, was der, dem ich am meisten in der Welt zu danken habe, für ein Mann war. Aber da ist eine andere kuriose Geschichte hinein verflochten, die Mynheer gewiß interessiren würde, aber etwas lang ist. Haben Mynheer sich auch gut gegen die Abendluft verwahrt?"

Ich versicherte, daß ich alle nöthigen Maßregeln getroffen, obwohl ich, ehrlich gesagt, heute zum ersten Mal meine dritte Weste ausgelassen hatte und mit einiger Sorge an den Thau dachte. Jedoch hatte ich Mevrouw noch nie in so mittheilender Stimmung gesehn und war entschlossen, diese zur Erweiterung meiner Menschenkenntniß um jeden Preis zu benutzen. So betheuerte ich, daß ich nie nach dem Thee noch zu Abend esse, — was auch wahr ist — und mir längst eine gelegentliche Mondscheinpromenade am Maasufer vorgenommen hätte, was allerdings nicht ganz mit meinem sonstigen Geschmacke und meinen sonstigen Gewohnheiten übereinstimmte.

Mevrouw sah mich auch so verwundert an, als mache vor ihren Augen eine Schildkröte Vorbereitungen auf den Hinterbeinen zu spazieren; jedoch fuhr sie ohne weitere Bemerkungen in ihren Mittheilungen fort, nur zuweilen kleine Pausen machend, um mir einzuschenken oder ihrem goldenen Döschen zuzusprechen, wobei sie mich in so wohlwollender Weise zum Mitgenuß einlud, daß ich bei mir an die Friedenspfeife der Indianer denken mußte; welche Unterbrechungen ich durch Absätze bezeichne und dem Leser die Ausmalung der kleinen Zwischenspiele überlassen werde. Also Mevrouw fuhr fort:

(Das Uebrige fehlt.)

# Anhang.

## A. Liedertexte,

bei denen Annette von Droste's Autorschaft nicht ganz zu ermitteln ist, die aber nach Prof. Schlüters Meinung meistentheils von ihr herrühren. Vrgl. die Sammlung „Lieder mit Pianoforte-Begleitung componirt von Annette v. Droste Hülshoff. Münster Ad. Russels Verlag." Vorwort. „Von den hier gebotenen Liedern sind mehrere, namentlich Minnelieder, zugleich Dichtungen Annettens." — Ueber dieselbe Frage heißt es bei Schücking (Annette v. Droste S. 125) „Wie aber diese Compositionen ein ganz eigenthümliches Gepräge haben, so haben es auch die von ihr für dieselben zugleich umgedichteten Volkslieder. Auch der am feinsten gebildete Kenner des deutschen Volksliedes würde schwerlich die Aufgabe lösen, mit Sicherheit zu bestimmen, welche Strophen in diesen Liedern echt und alt, welche von Annette von Droste gedichtet seien."

Wir lassen nach solchen Zeugnissen die Frage unentschieden und geben als „zweifelhaft" alle jene Liedertexte, bei denen Prof. Schlüter in seiner Ausgabe der Compositionen keine Quelle angegeben, kurz jene, welche sich äußerlich gerade so darstellen wie die unzweifelhaft echten. Auch in der Schreibweise folgen wir jener Schlüter'schen Ausgabe, obwohl sie nicht ganz frei sein dürfte von sprachlichen Inconsequenzen. Die in Klammern beigefügten Nr. und Seitenzahl beziehen sich auf die Ausgabe der Compositionen.

### I. Lied der Königin Elisabeth.

(Nr. 3. S. 4 f.)

Ich gräme mich und darf den Gram nicht zeigen,
Ich lieb' und meine Augen sprechen Haß,
Ich bin — nie soll die Welt erfahren, was;
Mein Herz spricht laut, und meine Lippen schweigen,
Ich bin nicht ich, und Gram und Lust zerstört
Mein Inn'res ganz, was sich nur halb gehört.
Mich läßt der Kummer nicht, ob ich ihn scheue,
Wie seinem Schatten keiner noch entrann;
Er liegt und steht mit mir; was ich begann,
Verkehrt sich schnell in bitt're Frucht der Reue;
Nie werd ich seinem Schlangenbiß entrückt,
Bis ihn mein gänzlich Enden unterdrückt.

Beseliget hinfort mich, sanft're Triebe,
Denn ich bin mild und leicht erweichter Schnee;
Doch strahlet mir kein Glanz aus jener Höh,
Dann raffe mich nur schnell hinweg, o Liebe,
Damit mein Leben dieser Qualen frei,
Mein Tod Vergessenheit der Liebe sei.

## II. Graf Essex an die Königin Elisabeth.

(Nr. 4. S. 6 f.)

Mein dunkles Haar färbt altersgrau die Zeit.
O Zeit, wie schnell! O Schnelle sonder Gleichen!
Die Jugend müht sich Alter zu erreichen,
Den Weg zurück nimmt keine Sterblichkeit;
Sieh Jugend, Anmuth, Schönheit bald verblüh'n:
Gehorsam, Lieb' und Treue bleiben grün.
Den Bienen sei mein Helm als Wohnsitz kund,
Statt Minnelieder müssen Psalmen tönen,
Die Kniee spät zu beugen sich gewöhnen
Und beten lerne noch des Greises Mund;
Komm ich, o Hütte, gleich vom Hof zu dir,
So bring' ich doch ein reines Herz mit mir.
Nie dank ich meiner Königin genug,
Ich will um mich die Schäfer singen lehren:
„Gesegnet sind, die meine Fürstin ehren!
Und ihre Feinde trifft des Himmels Fluch."
Herrin, verleih dies Loos dem alten Mann,
Daß Dir als Hirt der Ritter dienen kann.

## III. „Mein' Freud'."

(Nr. 5. S. 8. f.)

Mein' Freud' möcht ich wohl mehren,
Wollt' Glück mein Helfer sein,
Glück muß mich ernähren
Und wend' mein' heimliche Pein;
Ich hatt' mir auserlesen
Ein adeliges Weib;
Gen ihr steht all mein Wesen,
Ich kann ohn' sie nit g'nesen.
Das machet ihr stolz Leib.

Laß dich doch überwinden,
Viel edle Fraue mein,
Allein kannst Du mich binden
Mit werther Minne rein.
Mach', daß mein Will' ergange,
Den Du mir hast entschlan;
Leb' ich darnach noch lange,
So bin ich doch im Twange,
Gen Dir in Lieb' zu stahn.
Herz, Sinn und Muth bekränket,
O zarte Fraue mein,
Daß sich Dein Lieb' nit senket
Gen mir, das könnte sein;
Deine Liebe ist gar kleine,
Wenn es die Welt entgilt,
Zart, edle Fraue reine.
Wenn Du bist mein alleine,
Desto baß Dich mir empfilt.
Groß' Lieb' ist eine Sache,
Sprach da die Fraue werth,
Die mir viel Schaden machet,
Und mir das Herz versehrt;
Doch muß den Tag ich sorgen
Des Klaffers arge List;
Laß uns darauf nit borgen,
Spar uns dasselbige morgen,
So Du voll Arg nit bist.

## IV. „Gott grüß mir die."

(Nr. 6. S. 10 f.)

Gott grüß mir die im grünen Rock,
Die schön und allerfreundlichste Dock,
So jetzt mag leben, tralala la la li la,
Im Erdenkreis, tralala la la li la;
Den Ruhm und Preis
Muß man ihr geben.
Gott grüß mir die im grünen Kleid,
Mein Heil und Trost zu aller Zeit,
Mein Schatz im Herzen, tralala
Du liebe Seel', tralala.
Was ich erzähl',
G'schieht nit mit Scherzen.

Gott grüß mir die so grün anträgt,
Sie ist die mir das Herz bewegt;
In tausend Tagen, tralala,
Ja noch viel mehr, tralala . .
Könnt man ihr Ehr'
Nit all aussagen.
Gott grüß mir die in lauter Grün,
Ist sie nit reich, so ist sie doch schön,
Daß man's sollt malen, tralala,
Mit allem Geld, tralala,
So in der Welt,
Könnt man's nit zahlen.

## V. Minnelied.

(Nr. 7. S. 12.)

Ich habe g'meint, (bis)
Ich sei am besten dran, (bis)
Und könn' ihr Lieb' kei'm Andern werden g'mein;
Nun wend't sie sich gen einen alten Mann.
Sie hat oft g'sagt, (bis)
Sie wollt kein' Andern han, (bis)
Und bleiben stät in Lieb' gen mir allein,
Nun wend't sie sich gen einen alten Mann.
Woraus ich g'nug (bis)
Ihren Wankel spüren kann; (bis)
Vor liebt' sie mich, jedoch mit Treuen klein!
Nun wend't sie sich gen einen alten Mann.
Und hat sie mir, (bis)
Ich ihr doch nit nachg'stellt! (bis)
Das weiß sie selbst; ich weiß wohl, wo es fehlt,
Denn sie liebt nit den Alten, nur sein Geld!

## VI. „Daß ihr euch gegen mir."

(Nr. 8. S. 13.)

Daß ihr euch gegen mir
So freundlich thut beweisen,
Deß muß ich nach Gebühr
Eure Tugend höchlich preisen,
Und acht' es nit für klein,
Ihr wißt ja, wie ich's mein'.

Je öfters ich gedenk,
Wie viel freundliche Reden
Sind gangen und geschwenk,
So öfter zwischen uns beeden,
Das acht' ich nit für klein,
Ihr wißt ja, wie ich's mein'.

Ich darf gedenken nicht
An das holdselig's Winken
Mit Händen und Gesicht,
Mein Herz möcht' mir versinken,
Das acht' ich nit für klein,
Ihr wißt ja, wie ich's mein'.

Um dieses sollt ihr mich
Ohn' Ende dankbar finden,
Ja, glaubet sicherlich,
Ich würd' nit anders künnen,
Mein Herz wär' denn von Stein!
Ihr wißt ja, wie ich's mein'.

## VII. „Sie thut mir wohl gefallen."

(Nr. 9. S. 14 f.)

Sie thut mir wohl gefallen,
Das herzig's Engelein!
Man könnt's nit schöner malen,
Auch dünkt mich's schön g'nug sein,
Wenn sie wär' eines Königs Kind,
Drum bin ich gar entzünd't;
Das thut Niemand anrichten,
Allein Cupido blind.

Der mich also entzündet,
Gen sie in Liebesbrunst,
Glaub' nit, daß sich jetzt findet
Auf dieser Erd' eine Kunst,
Die mich abwenden thät,
Eine And're lieber hätt',
Denn sie, das muß ich sagen,
Sie bleibt meine Hoffnung stät.

Für sie könnt' ich aufgeben
Dem Tod in seine Händ'
Mein jung und frisches Leben,
Wenn sie dies nur erkennt!
Ach Gott, wie würd' mir baß,
Nähm' sie zu Herzen das;
Doch thut sie's mir abschlagen,
Klag' ich ohne Unterlaß.

## VIII. „Farben sind genug beisammen."

(Nr. 13. S. 20 f.)

Farben sind genug beisammen,
Pinsel liegen auch bereit,
Leinewand ist ausgespannt
Und erwartet nur die Hand,
Die geschickt in bunten Flammen
Leben auf die Fläche streut.

Und noch immer willst du sinnen,
Ziehest deine Hand zurück;
Laß doch das, was innerlich
Hell und klar gestaltet sich,
Auch für uns Gestalt gewinnen,
Laß sich's zeigen unserm Blick.

Oder ist noch nicht vollendet
Jenes Bild, das in Dir kreis't —
So steh auf! und schaue denn [dann?]
Ferner nicht das Werkzeug an,
Bis dem Bilde Kraft gespendet,
Daß es seine Hülle reißt.

Wer mit Farben oder Tönen
Leinen oder Luft erfüllt,
Halt an dieser Lehre fest,
Daß sich Kunst nicht zwingen läßt,
Daß sie nicht auf schnödes Fröhnen,
Wie der Flur die Saat entquillt.

## IX. Reihenlied.

(Nr. 21. S. 33.)

Ich spring' an diesem Ringe,
Des pesten so ich kann;
Von hübschen Frewelein singe,
Als ich gelernet han.
Ich ritt durch fremde Lande,
Da sag' ich mancher Hande
Wie ich die Frewelein fand.
Die Frewelein von Franken
Die sieh ich allzeit gern;
Nach ihn' stehn mein' Gedanken,
Sie geben süßen Kern;
Sie seynd die feinsten Dirnen,
Wollt Gott, sollt' ich ihn' zwirnen,
Spinnen wollt' ich lern'.
Die Frewelein von Schwaben
Die haben gulden Haar;
Sie dürfen's frischlich wagen,
Sie spinnen über's Jahr;
Der ihn' den Flachs will schwingen,
Der muß seyn nit geringe,
Das sag' ich euch fürwahr.
Die Frewelein vom Rheine,
Die lob' ich oft und dick;
Sie sind so hübsch und feine
Und geben freundlich' Plick;
Sie künnen Seiden spinnen,
Die neuen Liedlein singen,
Sie sind der Lieb ein Strick.
Den Frewelein man hofiere
Allzeit und wann man mag;
Die Zeit die kummet schiere,
Es wird sich alle Tag.
Nun bin ich worden alde,
Zum Wein muß ich mich halten,
All dieweil ich mag.[1])

---

1) Außer diesen hat Annette von ihren eigenen noch folgende Lieder componirt: Venuswagen (Nr. 14. S. 22) Vrgl. Bd. IV. S. 376. Der weiße Aar (Nr. 16. S. 26) vgl. Bd. III. S. 230, wo das Gedicht überschrieben ist: Der kranke Aar; „O Wundernacht ich grüße" (Nr. 22. S. 34) vrgl. Bd. I. S. 118; Minnelied: „Es stehet ein Fischlein" (Nr. 23. S. 36). Vrgl. B. III. S. 74. —

# B. Lesarten und Zusätze.

Vorbemerkung. Durch die nachstehenden Lesarten soll dem Drosteforscher ein möglichst treues Bild von dem Zustand der Handschriften gegeben werden, aus denen die einzelnen Theile dieses Bandes zum Abdruck gebracht wurden. Keine dieser Handschriften — ‚Perdu' etwa ausgenommen — war von der Dichterin für den Druck zurechtgemacht; sie sind sämmtlich erste Niederschriften mit unzähligen, zu verschiedenen Zeiten vorgenommenen Correkturen oder Andeutungen von Correkturen. Sehr oft sieht sich der Herausgeber genöthigt, unter drei bis vier Ausdrücken zu wählen, da keiner definitiv als der Einzige bezeichnet ist. Häufig sind auch Erweiterungen des Textes zwischen die Zeilen geschrieben, ohne Vermerk, wohin sie eigentlich gehören, oft auch ohne Abschluß. Um von der Gedrängtheit der Schrift eine Idee zu geben, genüge die Bemerkung daß „Bei uns zu Lande" sammt der Einleitung sechs mittelgroße Folio-Seiten (0,33: 0,21 m.) füllt, deren erste einen ziemlich breiten Rand und deren letzte noch einen weißen Raum am Schluß hat. Perdu umfaßt $10^1/_3$ Quartseiten (0,21 : 0,25 m) und hat nur bei den Scenen — nicht aber bei den Riposten Absätze. — Bertha ist das umfangreichste MS. und besteht aus drei Heften in Folio (0,20 : 0,32 m.) mit 73 ohne Rand beschriebenen Seiten. Ledwina bildet ein Quartheft (0,16 : 0,20 m.) mit 40 ohne Rand beschriebenen Seiten. Das Fragment Joseph endlich gehört zu den allerengsten Handschriften Annettens und ist überaus schwer zu lesen. Der ganze Text füllt kaum $5^1/_4$ Quartseiten (0,16 : 0,20 m). Hier wie in anderen Schriften steht es nicht ganz vereinzelt da, daß auf eine Höhe von 0,015 m 10 übereinander geschriebene Worte kommen! Unter solchen Umständen wird man es erklärlich finden — daß unter den Lesarten auch Zusätze figuriren, welche sich erst im Laufe des Druckes entziffern ließen, ja selbst Berichtigungen sich finden, weil die im Text gegebene Version sich bei erneuter Vergleichung als weniger gut oder offenbar falsch erwies. Der Herausgeber hat es unter vielfacher Zuhülfenahme fremder Kräfte an Fleiß und Treue nicht fehlen lassen und glaubt nach unsäglichen — nur dem Eingeweihten begreiflichen Mühen, so ziemlich das Mögliche erreicht zu haben. Für einige ebenfalls nachstehend berichtigte Fehler bittet er um gütige Nachsicht. Dies gilt besonders von den ersten $1^1/_2$ Bogen der Ledwina, denen aus Versehen eine mangelhafte Copie zu Grunde gelegt war, die uns als von berufenster Seite für den Druck vorbereitet übergeben wurde, sich aber bei der leider zu spät wegen aufstoßender Zweifel veranstalteten neuen Collationirung als ungenau und willkürlich erwies.

## „I. Bei uns zu Lande auf dem Lande.“[1])

25. Z. 4 um zu glauben — um ihm zuzutrauen — um vorauszusetzen. 7 daran arbeitet — sein Bestes thut 26 6 heimgelegten Thaler — Groschen 12 statt: lehnte — hab ich mich mal weit . . . gelehnt . . . einpudern lassen 27 1 statt: schießen — weg knallen — weg visiren (?). 8 mir, statt: wir 14 beschreiben — auftreten lassen 7 u. am Boden oder er hing über einem schwindelnden Abgrund — (anderes unleserlich. 4 u als um sich nicht unnöthig [muthwillig] zu verstimmen — um der eigenen Ruhe willen — zur eigenen Bequemlichkeit 28 4 „weniger von dem, was besteht, als von dem, was für immer hin ist.“ (wahrscheinlich nach: Ruhe einzuschalten) 2 u gemacht. Soll ich es gestehen? Warum nicht? Irren ist keine Schande, und „non omnia possumus omnes.“ 29 2 dachte: „Besser ein halbes Ei als eine leere Schale.“ Schreib 7 einem netten Einfalle 17 wiesen, die doch nichts von meiner Heimlichkeit wußten. 9 u morgen werden es 3 Wochen. (Auf dem Rand steht ohne Vermerk. „freilich nur halb fremd, denn das westphälische Blut dringt noch ins hundertste Glied) 8 u. rutscht — polterte es einem Bündel.

30 12 u. junge Herr Everwin, den man 3 u ihres Enkels 31 6 erregt — bewegt 10 verwichenen Sonnabend, den 29. May (März?) zurück 32 8 u wirtschaften — kriechen 33 2 schmoken — rauchen 1 u frondesque — fontesque 34 16 mancher Fahrwege Annex ist 18 gute münsterische Seele 11 u und spartelte sich immer 10 u heraus=gehebelt 35 17 von Gebüsch und Stauden 24 bellten — belferten.

35 Nach: „idyllisch auszunehmen“ folgte ursprünglich: Trat eine Frau an die Thür um dem Wagen nachzusehen, so sah sie reinlich aus und ihr Gruß hatte etwas Anständiges, was sich mit Armuth und Unzufriedenheit nicht verträgt. Die am Wege spielenden Kinder, alle blond wie Sommer korn mit großen, lichtblauen Augen, offenbar wohlgenährt, reinlich und warm gekleidet bis zum Ueberflusse. Der Wagen hielt einen Augenblick an. Vier kleine Buben, sämmtlich in Troddelmützen, drei Camisölern über einander rannten eiligst herzu und langten mit der Hand nach dem Schlage. Ich suchte etwas verdrießlich nach kleiner Münze, aber sie hatten mir eine Kußhand geben wollen und nahmen Reißaus als ich, vielleicht nicht allzu freundlich mein: He kleiner Bube! rief, was ihnen wie polnisch klingen mochte. Ich suchte nach den paar Stübern und Mathieren u. s. w.

36 9 unzeitiges Ende nehmen — zusammen krachen — seine hölzerne Weheklage ausstoßen. 10 u Graswalde lag. — O ihr pfiffigen Münster=länder! Die ihr eure dicken Thaler auf vier Beinen hinter Erdhaufen und Dornen versteckt, damit kein reisender Diplomat in der Seele seines gnä=

---

1) u = von unten; sonst sind die Zeilen immer von oben zu zählen.

digsten Herrn etwa Appetit dazu bekomme. — Ich bin 37 10 von sehr dunkler Gesichtsfarbe 10 u mein Bauer erwiederte: „O Herr, das soll der Herr wohl nicht wagen, da steht 38 7 die Stämme schlank wie aufgerichtete Anaconden ihre 39 5 musterte. — War ich denn nicht ein galant homme? eine Blume des Adels, um die zwei Damen am Dresdener Hofe seufzten?

41 8 erwiesen 2 das Licht im Zimmer des Vetters 42 5 der wenigen rheinländischen 43 6 hat Blut wie ihre Reben 11 ließen, denn das innere Feuer verzehrt alles sonst Ueberfließende (?) 14 eigen ist, die von dem ihrer eigenen Natur Fremden zumeist am lebhaftesten ergriffen reden, so schont sie mit einer Art Pietät was das Aerugo . . . der Verjährung trägt.

44 Obgleich wir uns im Allgemeinen beim Abdruck von „Bei uns zu Lande auf dem Lande" an die ausführlichere Lesart des ersten Ms. der Dichterin hielten, glaubten wir doch bei der Figur des verrückten Müllers der abgekürzten Form der Drucke den Vorzug geben zu müssen. Hier nun bringen wir die Lesart des MS:

„. . . über eine Heirathsgeschichte, obwohl nicht eben aus Liebe. Er war einziger Sohn, sie einzige Tochter und Beider Eltern am Leben. So zog sich die Aussicht in's Blaue, da Jedes die Seinigen mitbringen mußte und für vier alte Leute in keinem der Häuser Raum war. Dennoch hatten die Eltern sie unter der Hand verlobt mit dem ruhigen Zusatz, daß, wenn zwei von ihnen gestorben seien, was bei ihrem Alter wohl nicht lange ausbleiben werde, die Heirath vor sich gehen könne. So lebten Alle friedlich ohne Ungeduld voran, bis der Braut Vater, ein Tischler, einen Schlaganfall bekam, und dadurch schwach im Kopf wurde, dabei [unleserlich] und anfing sich lebhaft nach einem Gehülfen zu sehnen. Zum Unglück war sein Geselle ein durchtriebener, schlimmer Bursch aus dem Sauerlande, der sich dies alles zu Nutzen machte, bei jeder kleinen Bestellung, die ihm entfiel, soviel von Verfall der Kundschaft und dem übermäßigen Wohlbefinden des Müllerpaares zu reden wußte, denen er wenigstens Mathusalems Alter prophezeite, und bald hier bald dort in [unleserlich] wollte begegnet sein. Dabei ließ er zugleich schlau die Verpflichtung gegen Kind und Gutsherrn auf das geängstigte Gemüth des alten Mannes wirken, bis er diesen ganz confus über Recht und Unrecht gemacht hatte. Die Folge davon war eine zweite, und dieses Mal rechtskräftige Verlobung mit Stempelpapier und Siegel, zwischen dem betrübten und eingeschüchterten Mädchen und dem Sauerländer. Zwei Tage später und der alte Mann lag todt am wiederholten Schlaganfall im Bett, und fast zugleich mit ihm starb der Vater des Bräutigams an einer leichten Erkältung, was wahrlich kein zähes Leben bewies. Die erste Trauerzeit hielt Jedes sich still zu Hause, dann aber trieb die Müllerin ihren Sohn an, mit der Braut jetzt das Nähere zu bereden. Als er hinkam, stand sie im Garten. Er sah sie schon von weitem die Schürze vors Gesicht schlagen und ins Haus gehen. Darauf kam die Wittwe heraus und erzählte ihm

mit vielem Klagen und Stottern die ganze Bescheerung, worauf er ganz still wurde und nach Hause ging. Seitdem konnte er aber den Schimpf nicht verwinden. Zugleich drängte die Mutter, deren Kräfte nach des Mannes Tode schnell abnahmen, Franz sachte wieder zum Heirathen. Zwei neue Pläne, die übereilt angelegt waren, schlugen fehl. Franz hatte einen tiefen heimlichen Hochmuth . . . (wie S. 44) . . . mit einem Male anfing über dem Behauen der Mühlsteine allerlei irres Zeug zu reden: „Alle Splitter, die sie abpickten, seien lauter Heirathensteine, die sie gut aufbewahren müßten," und von denen er auch wirklich ein Versteck anlegte. Jetzt ist er ganz irre u. s. w. S. 44 . . . tiefe Theilnahme. Wenn man die Geduld und Höflichkeit des Herzens sieht, mit denen diese Frau auf die endlosesten Langweiligkeiten eingeht, so kann man nicht umhin, ihre tiefe Güte zu bewundern, die so hoch über bloßem Almosengeben steht, wie Ehre über Bequemlichkeit. Darum heißt sie denn auch eine brave gemeine Frau (will sagen populair). Ich begegne häufig im Corridor reinlichen Armen, mit frischgewaschenem Fürtuch und blanken Zinnschnallen, die so frei und mit honnetter Haltung zu ihr aus und eingehen, wie anständige und geehrte Besucher, und in der That gilt's auch öfter einer zutraulichen Bitte um Rath, als um Hilfe. Unangenehm ist's mir aber allemal, wenn ich dem Clemens begegne."

Soviel war aus den 18 Zeilen des enggeschriebenen häufig und oft nur mit halben Worten verbesserten Originals zu lesen. An einzelnen Stellen blieb es unmöglich, das zwischen den Zeilen Geschriebene selbst mit einer guten Loupe zu entziffern.

47 18 Nachmittag während des Verdauungspfeifchens zur Ergötzung 14 u und von nicht geringem Umfange 48 1 u Kameraden abfährt 49 6 u liebenswürdig. -- Schon sein Aeußeres.

53 7 anständigen — verständigen 2 u morgen früh auf 55 9 u Studenten, der erst in zehn Jahren vielleicht lieben darf und nun 55 2 u unächte — nüchterne (?) Frucht 56 10 einer wandernden Musterkarte.

In letzter Stunde geht uns durch die freundliche Güte des Herrn Prof Hermann Hüffer in Bonn der folgende Auszug aus dem von der Dichterin entworfenen Vrgl. oben S. 6 (im Briefe an Schlüter erwähnten) „Schema" zu. Aus diesem Schema — dessen genauen Wortlaut zu geben der Bonner gelehrte Droste-Forscher wegen theilweiser Unleserlichkeit der Handschrift noch nicht im Stande war — geht deutlich hervor, daß das Schema älter war als irgend eine der uns bekannten Lesarten der Ausführung, daß sich Annette selbst nur im Allgemeinen an dieses Schema gebunden und im Schreiben durchaus neuen Gesichtspunkten gefolgt ist.

Sehr interessant ist am Schluß das Zurückgreifen auf den alten Roman: „Ledwina."

Der uns mitgetheilte Auszug lautet wörtlich:

„In der Einleitung berichtet der fingirte Herausgeber, ein westphälischer Rentmeister, daß er die Aufzeichnungen eines Lausitzer Edelmanns, welche in der Bibliothek einer jetzt ausgestorbenen Familie liegen geblieben seien,

als eine Darstellung der alten Einrichtungen und Sitten seines Heimathlandes veröffentlichen wolle.

Im ersten Kapitel erzählt dann der Lausitzer Edelmann selbst, wie er nach Westphalen gekommen, wie der Charakter des Landes, die Eigenthümlichkeit seiner Einwohner, der Empfang in der verwandten Familie auf ihn gewirkt.

Im zweiten Kapitel wird die Familie, der fromme Herr mit seinem Klavierspiel, seinen Vögeln, Blumen und Zaubermitteln, die kluge gebietende Hausfrau, die Tochter Sophie und der junge Herr Everwin geschildert.

Im dritten bis sechsten Kapitel treten noch andere mit dem Haus in Verbindung stehende Personen auf, insbesondere ein Klaviermeister, ein Dichter Junkmann, ein Paderborner Diener, Meister Werner, die alte Amme des Herrn, die Beschließerin, Frau Müller, und ihr Sohn Clemens, ein halb irrsinniger, von Phantasien geplagter Mensch, den die gnädige Frau mit großer Langmuth zur Vernunft zu bringen sucht. Spaziergänge in Wald und Haide bringen die eigenthümliche Natur des Landes zur Anschauung.

Im siebten Kapitel bietet eine ländliche Hochzeit Veranlassung, die Sitten der Bauern mit denen des Adels zu vergleichen.

Mit dem achten Kapitel bringt ein vornehmer Besuch des Onkels Dechant neues Leben und neue Motive in die Erzählung. In seinem weißen Kleide erregt er die scheue Ehrfurcht und, da er mit seinen Augengläsern weit in die Ferne sieht, beinahe die abergläubische Furcht der Bauern.

Im zwölften Kapitel setzt ein Ereigniß anderer Art das Haus in Aufregung: Der Siegelring des Herrn ist gestohlen. Alles ist bestürzt und niedergeschlagen. Die Amme betet in der Kapelle, daß Gott das Uebel abwende, der Schweinehirt sichert sogar seinen Futterkasten durch einen Verschluß, endlich fällt der Verdacht auf den Diener des Onkels.

Im dreizehnten Kapitel neuer Wechsel in Folge eines Besuchs, den der Onkel der Großtante im Stift abstattet. Er findet sie auf dem Violoncell spielend, auch in andern Künsten und Kunstfertigkeiten ist sie erfahren; sie bereitet Arzneien und versteht zwölf verschiedene Obstsorten auf einen Baum zu propfen. Besuche bei andern adeligen Familien lassen merkwürdige Eigenheiten zum Vorschein kommen.

Im fünfzehnten Kapitel bildet der Saal mit den alten Familienbildern, darunter einige Gemälde von Ludger tom Ring den Gegenstand der Unterhaltung.

Im sechzehnten Kapitel werden Jagd- und Fechtübungen geschildert.

Im siebzehnten Kapitel gibt ein Herr von . . . ., ein heruntergekommener Holländer, Anlaß zu Streitigkeiten und Verwicklungen, bei denen der Gegensatz des guten, echten Adels und eines eitlen, auch von dem Gesinde verlachten Hochmuthsnarren hervortritt.

Das achtzehnte Kapitel ist insbesondere den Charakterzügen der Münsterländer gewidmet. Zwischen all' diesem spielt eine Menge kleinerer, zuweilen in die Gespensterwelt hineinragender Vorgänge, dazu die mehr

und mehr hervorbrechende Liebestollheit des armen Clemens, den man des Nachts auf dem Schloßgraben im Kahn umherfahren und seine Sehnsuchtsklagen in die Finsterniß hinaussingen hört.

Im neunzehnten Kapitel kommt es darüber zwischen ihm und der gnädigen Frau zu einer Auseinandersetzung. Clemens wird gescholten, man sieht ihn zitternd fortgehn, die gnädige Frau ist sehr bewegt und Junkmann erzählt dem Lausitzer, Clemens habe schon lange seine Augen auf das Fräulein geworfen, und jetzt wahrscheinlich sich darüber geäußert.

In den folgenden Kapiteln häufen sich die Verwicklungen. Meister Werner, der listige Paderborner, hat durch seine eigennützige Schlauheit schon manchen übervortheilt. Der Köchin hat er weiß gemacht, er könne sie mit sympathetischen Mitteln kuriren, dazu sei aber nöthig, daß sie das Brennholz zwei Stiegen hoch in die Stube des Herrn trage. Die Sache kommt aus, weil sie es eines Tages eine andere Stiege hinauf zur Mädchenstube trägt, und der Herr mit einem Male kein Holz hat. Der Herr ist sehr böse, wenn auch nicht völlig ungläubig an das Mittel und die Einwirkung des Teufels. Aber nun findet sich auch, daß Werner es ist, der den Ring gestohlen hat, und man ist doppelt wegen des früher fortgejagten Dieners besorgt, der gar nicht zu Hause angekommen ist. Werner muß abziehen; aber er geht nicht ohne sich zu rächen, indem er übelriechende Substanzen in den Kleiderschrank der gnädigen Frau gießt. Eine noch größere Sorge verursacht das Verschwinden des Clemens; man hofft, er werde sich auf den Weg nach Wien gemacht haben, aber nur zu bald erfolgt durch spukhafte Vorzeichen angedeutet, eine schreckliche Aufklärung. Man findet die Laterne des Vermißten — ganz wie in dem Roman Ledwina die Laterne des ertrunkenen Bauern — an einem Strauche über dem Wasser hängend. Leute werden ausgeschickt ihn zu suchen, da stürzt das Fräulein halb ohnmächtig wieder in's Haus; auf einem Spaziergange war sie gerade dazu gekommen, als man die Leiche aus dem Wasser zog. Das ganze Haus ist consternirt, die Mutter des Verunglückten faßt sich noch am schnellsten, aber das Fräulein muß sich niederlegen und die gnädige Frau entscheidet, man müsse jetzt die Abreise, nämlich den Besuch der im Paderbornschen angesessenen Verwandten beschleunigen."

Ende.

## II. Perdu.

177 2 Ein Buchladen; im Vordergrund ein Fenster mit halbgeschlossenen Vorhängen, was auf den Rhein geht, alle Stühle mit Papieren, Ballen 2c. beladen. — 4 graulichtem Haare — 9 „die Rebe blüht, alles liebt und paart sich" — 11 mich hat geträumt 178 8 lauter lauter Gedichte — 15 an seinem eigenen Misere? — 17 Balladen — 12 u Feudalzeit, so ein weiblicher Bendemann (?)

**180** 7 u Olberts Garten 181 4 u mal wieder unterm Zopf gespuckt 182 21 Ist der Kerl denn ein Kater oder ein Kukuk? Aber ich würde 183 9 u Genie in deiner Tasche 184 2 Ich kann ihn nicht steuern — 4 u wie die beiden Weiber immer 185 18 Ich verbleibe früh — 2 u NB laß der Ida 186 3 Die Frau hat den Teufel im Leib, ein kapitales — 13 u steckt immer in Dingen 189 11 u Selbst Kameel! So etwas — 8 u weiter? Der Mensch verdirbt die ganze Literatur.

**194** 10 einige nothwendige Zeilen 196 10 nie mit den großen Lebenden und den großen Todten. 197 14 sieht verwundert um 198 3 wie einen Regenbogen 199 12 Börse und sieht hinein.

**200** 4 Ida (schüchtern) — 11 u sein, als wenn sie von einem Frauenzimmer kämen 9 u Sehr gütig! sehr verbunden. Hm! das Kompliment hat mir doch noch Niemand gemacht. Ida. Nun so mache ich es Ihnen. Wilibald (beugt über die Scheere) . . . 201 2 „ich mache keine Ansprüche auf literarisches Urtheil, ich sage nur, was ich von Männern gehört habe." statt: „Nun, Männer urtheilen" 15 Sie sollen glauben, Sie starrer (?) Thomas. — 10 u Ida hat die Journale auf den Tisch gelegt und blättert darin 202 7 an das Büchergestell 8 u der Regen herab 204 14 Wil. Hm, es gibt allerlei Leute . . Claud. Ach was gibts nicht alles für Leute! Es gibt Hottentotten und Päschenähs, aber sie gehn uns nichts an. 208 4 aufzurichten (ihm die Hand bietend, heiter) Schlagen Sie ein, man muß dem Glücke die Thüre öffnen, sonst kommt man sein Lebtage zu Nichts. Lassen Sie uns Freunde sein! Willibald legt u. s. w. 209 3 Einem . . . andunsten 13 u Gott es ist nicht zum Lachen.

**211** 15 u klein und dürr — 9 u halbleeres Fach 213 17 u lobenswerth — sehr außer der jetzigen Mode — 12 u gegenüber der Frau von Austen an die Wand der Fensternische 8 u Vater Rhein und 6 — 7 — 8 Schiffe ich kenne — ich verstehe mich nur auf die Flaggen nicht 4 u ich eigentlich gekommen 214 18 ist das matt – ist das Haut und Knochen? 215 13 doch schon Einer — 17 wird so selten 16 u bleiben Sie — Sprechen Sie lieber ein wenig mit mir; alte Leute sprechen gern 14 u Cydly und Selma 216 12 u sollte man nicht 217 12 herunter reißen 218 8 Ida verstimmt 10 u gehörige Fach 219 14 u seitwärts, setzt seinen Hut auf einen Ballen.

**220** 8 zieht eine Klingel 11 in seinem Schlafzimmer 15 u Sie es denn 3 u hin und her zu rutschen 221 6 u eine Kneipe! Wie sind Sie denn dahin gerathen? Sond. Mit Gott und meinem Schürgen, der immer vor mir her gerollt ist, wie eine Billardkugel. Wil. Das sind Schelme, die — (Sonder. wendet rasch den Kopf) wünschen Sie etwas? 222 17 weit mehr vor zwei 224 6 nicht lange bis.

**230** 12 u Gänseplatschen 232 16 angethan — das ist ein Satan von einem Weibe. 233 4 sich vor Lachen auf 6 Carcasse (Carosse) 10 Hei! war die Andere 13 u fassend und aufstehend 2 u furioser Kerl 236 8 wieder ein Einfall 2 u vergiß das nicht.

241 18 Speth (halbbesänftigt) mich dünkt ich habe Nachsicht genug gehabt zwei Jahre lang. — Sond. Sehen Sie, jetzt nehme ich mir's fest vor — in diesem Augenblick — Sie sollen ganz nächstens befriedigt werden. Speth. Wann? Sond. Ja in vierzehn Tagen, d. h. dann erhalten Sie das erste Heft, und so die anderen, in billigen Zwischenräumen. 244 11 Ihnen doch für Sonderrath stehn zu können 249 6 Einiges beredet. 8 u Absatz finde.

250 10 u gespießt

---

In den soeben erschienenen „Lebenserinnerungen von Levin Schücking (Breslau, Schottlaender 1886) B. I. S. 124 ff finden wir den ganzen Hintergrund der Droste'schen Comödie, sofern sie auf Freiligrath und dessen romantisches und malerisches Westphalen Bezug hat.

„Im Oktober (1839) dann besuchte ich ihn (Freiligrath) in . . Unke und fand ihn inmitten der schönsten Natur in einer Art von bewegtem dolce far niente schwelgen . . . Mit der Weinlese . . . schlossen für mich diese Tage, nach denen ich von Fr. bis Bonn geleitet, nach M. heimkehrte. Gearbeitet war da natürlich nicht viel worden: das Einleitungsgedicht zum m. u. r. Westphalen hatte Freiligrath geschrieben; als er dann aber die Prosa begonnen, hatte er unerwartete Schwierigkeiten gefunden; entmuthigt betheuerte er, er habe kein Talent für die Prosa, und das mochte richtig sein, obwohl er geistreiche, durch Humor und Witz höchst liebenswürdige Briefe schrieb; kurz die Arbeit war nicht gefördert zum Kummer des Verlegers, der seinen Abonnenten bestimmte Lieferungen versprochen hatte. War der bekümmerte Sofier doch schon eines Tages selber den Rhein heraufgedampft gekommen, in sehr kriegerischer Stimmung und todesernster Entschlossenheit, nicht zu kehren ohne wenigstens ein Stück weiteren Textmanuskriptes. Aber der Gute war trotz seiner unangenehm überraschenden Erscheinung doch mit so unendlicher Wärme und Herzlichkeit aufgenommen, daß er sich nach und nach besänftigter und heiterer der hier herrschenden Stimmung hingegeben, den schäumenden Kelch, den die frohgemuthete Jugend ihm immer wieder gefüllt, immer begeisterter wieder geleert hatte, bis ihm endlich die irdischen Sorgen um Manuscript, Lieferungen, Abonnenten und anderes Erdenelend in die wesenlose Schattenwelt tiefen Traumes hinabgesunken; in diesem Zustand hatte man ihn auf das Verdeck des nächsten Dampfers gebracht, der ihn dann wieder glücklich rheinabwärts trug in die Arme der liebenden Gattin . . . Als ich (Schücking) heimgekehrt, nun zunächst über die stillen Kämpe nach dem einsamen Rüschhaus hinausging, und Annette von Droste von den sonnigen Herbsttagen am Rhein erzählte, schalt sie zwar solche ‚Verwilderung', aber angeregt dadurch schrieb sie ein für die Veröffentlichung nicht berechnetes Lustspiel in einem Akt: ‚Dichter, Verleger und Blaustrümpfe,' auf das ich wohl zurückkomme." (Geschah leider nicht)

Einzelne kurze Briefauszüge scheinen der Dichterin bei Abfassung der Comödie vorgeschwebt zu haben: „Die Romantik ist der Wein — die Minne seines Weines Blume! Mir ist fabelhaft wohl hier, Alter! Einsam ist's hier, lieber Kerl! . . . Komm an den Rhein, Kerl! Ich bin ungeheuer glücklich! In mir jubelt's und singt's und jauchzt es! Solch ein Mädchen gibt's nicht mehr, solch ein schönes, gutes, liebes, gescheidtes, herziges! Ich bin wie im Himmel! Komm bald, daß ich Dir alles erzähle! denn schreiben mag der Teufel Alles! Es ist ein ganzer Roman! Du wirst Dein blaues Wunder hören! Daß ich faul gewesen bin all die Zeit über, wirst Du Dir jetzt erklären können. Namentlich hat das arme ‚Westphalen‘ schnöde brach gelegen, und die Lust dazu ist mir, aufrichtig gestanden, ganz und gar vergangen. Des Verlegers Vorschlag an Dich kommt mir eigentlich durchaus à propos. Du kannst das Ding besser als ich. Du hast in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, hast mehr Kenntnisse 2c. . . Schreib' also bedingungsweise zu und pack' Dein Bündel gleich, wie Du diesen Brief empfängst, damit wir mündlich Alles richtig machen können. Laß aber keinen Tag verstreichen" . . . So Freiligrath an Schücking.

## III. Bertha.

386 20 u Du förderst ja wohl eher solches Werk | Und fertigst manches weiche schön Gewand 6 u Um aus der finstern Bergschacht den Versunknen 387 14 dann singst das 388 20 u In den die eiserne Nothwendigkeit sie hüllte 389 6 Onkel und dann schmuck und edel (?)

**390** 4 u. 5 Und weilen selig an dem Mutterherzen 16 Wie ich 17 Ist älter 393 nach 12: Zum stillen Frieden seines Ruhesitzes | Und ist darum kein Gegenstand des Witzes (?) 394 14 Die stillen Träume 395 11 Mondes Scheibe füllt 396 4 den also zwei so holde 9 u die Suada ihr 399 18 von Trug und gleißender Intrigue schlau versteckt.

**400** 2 jetzt ihm trostlos nachsehn | Gegeben hündscher Kriecher feilen 3 u freun (sich dessen freun | denn Manche lieben mehr ihn als ihr Leben | Und freun sich dessen doch nicht) ja des Hofes 401 2 nimmer 7 u Tochter Louis Marquis 402 6 Die Leidenschaften — Zwischen 14 und 15: Und nur der Andacht reines Opfer. 405 16 daß er nur gesehen 17 u Er ist 4 u Und o das findest groß | Das findest edel Du 406 5 u Krieger blitzen und bedenkt 3 u Er tausende zu morden denkt Reichsgraf. Halt ein | Sie sterben 407 6 Du zahlest mehr 8 auch auf jedes Fürsten 18 war der Kampf der Heere (fehlt, dafür) drang der ferne Hall (durchstrichen: 408 8 die Güte.

**410** 21 Stern noch möchte 411 21 gegraut in seinem 412 21 Thales statt Tages 413 11 u solch ein Ding 414 6 Es ist doch wohl | nicht gar zu wild 17 Ach je, es ist mir auch 'ne solche Schande 22 u wenngleich 20 u ändern, wenn 415 3 u Burg zu enge | Und draußen winkt das Leben nur dem Kühnen | Laßt mich 417 9 Leben morden, ha noch sahst | Du

nie des Schlachtfeld's Greuel, hörtest nie | Wie röchelnd 418 1 sparen, nur zu gerne wähnt 419 7 wird es mir Hernach, jetzt darf ich nicht hinaus. Ferdinand: O weh.

**420** 8 bereitet hat mitzugehn. 421 8 u einst zerstört 422 8 Ließ nicht des Gegners stolze Macht sich blenden 19 u ist dem Sinn 424 20 u Am Leben jedes zarteren Gefühls 425 21 kann gesunden 426 13 Vor Unglück hüten dieses theure Pfand 426 12 u opfern, Du mein 427 4 Mordes Stempel aufgedrückt | Aus scheußlich wüt'ger Form die Hölle schaut | Wie in 427 13 geben diesem Ungethüm (?) 2 u Fehl | Verzeihung o Erbarmen mir

**430** 5 u auch ziemlich wohlgestaltet 433 18 u Ach das ist 9 u erst kurze Zeit 435 3 Zauberton dem Ohre 436 6 Nicht einmal schützen 437 11 u herumgekramt 438 17 u Und könntest Weltenherrscher Du bezwingen 8 u vorsichtsvoll (wo nicht es noth) und oft 439 16 u War zwiefach mein Gedanke | Ihr seid | ja ganz begeistert

**442** 15 den alten — edlen Frauen 443 14 Schnupftuch — 17 Der verdammte Mensch 445 22 höhnt er mich, der Freche 447 2 u Statt Heilbronn stand ursprünglich überall Leutheim. 449 4 u und bethränten Blicks 1 u Wohl andres Antlitz.

**452** 8 banger Dämon 20 u Reihersdorf: Seht | Wie traulich 14 u dem die ernsten Faten hold 458 17 u fühlt es nicht

**462** 17 u Schöne sich mir zeigte 464 13 Folgsam, sagt ihr, werd ich 3 u mir, lies mich 467 22 ein Körbchen geben 12 u Thäler nieder 468 9 Thäler ringsumher 21 Um meine theuren

**474** 7 u Dingen 476 7 phlegmatisch von Weitem 477 13 Männer, beide edel, hohen Geistes 16 Getrennt durch eines Buben Hand, getrennt | Um eines

**482** 10 u Schwerlich habt ihr ihn beleidigt 485 19 u der Versöhnung Götterscene (?) mit 486 13 zürnend ihn zu denken | Und nur entfremdet angeborne Schande | Und innere Gemeinheit, die stellt sich | Ihr innre Hoheit dar, sich unwillkürlich | Vor ihr als ihrem Herrn und Meister beugt; | So wird ihm meine Güte scheinen bald, | Wenn nur ein Wort den leicht Gereizten kränkt | Schallt mir aus seinem Mund als Vorwurf dann | die Rüge meiner Nachsicht.

## IV. Ledwina.

**491** 2 aus seinem Spiegel 13 hohe frischgrüne Ufergras auf den Rasen sinken ließ, daß die Gräser und Kräuter sie umstanden wie die grüne Einfassung ein Lilienbeet. (Im MS. halb gestrichen) schwankenden — neigenden 492 8 u geholt. Der Retter wollte die Sache mit der Mamsell gefährlicher machen. — „Es ist nichts gnädiges 493 13 das Dargebotene etwas weniges abwehren 6 u durch eine

Art Krankenstolzes selten etwas zu Gute 494 1 immer deutlicher gestaltete sich 15 das andere in den Tiefen des unabwendbaren nahen Vergehens. 23 ihr Sohn mit einigem polterndem Anstand einen 16 u ganz hell und erquickt um sich. 495 9 den schönen Tod in der eigenen Geistesflamme. 496 11 passiren, obgleich es überall nicht viel heißt. Ich denke 496 15 u und sagte dann mit schonender Stimme wie ungern: „Sie ist vielleicht 497 6 schnell ehe Carl seine Antwort, daß diese Angst nicht Steinheim selbst, sondern Römfeld meine, anbringen konnte 2 u die Hand und Beider Augen blickten sanft in einander. Ledwina

498 8 gern mit ihnen; es ist mir seltsam, eine ganze in ihren Handlungen meistens unbedeutende Generation lange nach ihrem schon vergessenen Tod in ihrer oft so bedeutenden Persönlichkeit noch in diesen paar grauen verfallenden Denkmälern fortleben zu sehen, nicht zu gedenken, wenn man so glücklich ist, das lebende Monument irgend eines großen Geistes vergangener Zeiten anzutreffen. Mir sind solche Gemälde 14 Bequemlichkeit Anderer ist das Erste, was die Alten durch die allgemeine Sorgfalt . . . der Umgebung verleitet, annehmen, die Wurzel alles Fatalen, eine kleine Sünde aber ein großes Leid für Andere 498 18 u Alter ehrte, eine Zeit, die jetzt von dieser Ansicht so spurlos verschwunden, wie die antidiluvianische — rückte (so ganz deutlich im MS.) 5 u und wie sie überhaupt selten kindlich und gewöhnlich nur kindisch reden, so sind sie auch zuweilen kindisch und gemein vor lauter Malitiösität." (Diese ohne allen Vermerk zwischen den Context geschriebenen Zeilen glauben wir nach „Ständen" als Schluß der Rede Carls einschalten zu sollen. Dann muß in der Antwort Marie's das „wenn sie auch zuweilen kindisch reden" fortfallen.) 499 4 gab es in der Ordnung gar nicht 6 sagte Carl mit weicher Stimme, „daß 16 Nach „christlich" einschalten: „Ich glaube, fügte Ledwina hinzu, daß, wenn das was Carl vorhin über die Alten sagte, einigen Grund hat, er gewiß in dem gänzlichen Mangel an einem Gegenstande des Gehorsams zu suchen ist; den gegen den Regenten üben sie, aber ohne ihn zu fühlen, da man ihnen gewöhnlich alle Geschäfte abnimmt." ‚Großentheils wahr‘ versetzte Carl, ‚doch ist hier die Ehrfurcht auszunehmen‘ — und dann schnell — NB. u. s. w. 14 u spazieren ging; das hat der alte Nobst (?) [Wolf?] aus dem Kinderfreunde auch gethan.

500 7 beobachtet glaubte — wie sie war — wollte 8 u fuhr dann schnell fort: „was aber lächerlich war, so wußte 501 1 erzogen, das hat ihm auch den Schwung gegeben," dann fuhr er wie selbsterwacht und mit einem 13 zerstreut — abgeleitet 17 ein Dorn — ein Splitter 18 sie die an Verbrechen gränzendsten Härten 21 thut überall keinem Weibe 19 u „Kinder auch, wenn sie das Maul halten" und fuhr dann überreif und überstreng 502 15 u nicht in jenem scheuen frommen Gefühle, was sich in der Welt ohne den mütterlichen Segen wie zwischen reißenden Thieren dünkt.

503 22 u Aber so wie sie dasteht und überall, wäre 15 u und in ihr Gesicht goß sich ein 10 u und überhaupt tiefe Ruhe auf manchen Flächen dieser Landschaft 6 u Hüter kennen als Gott 4 u viele liebe Seiten 2 u nackt übrig bleibt 504 5 Ledwina langsam fort: „So plötzli' hineinversetzt, ohne ähnliche und doch völlig ungleiche Umgebungen zu kennen und hauptsächlich ohne früher von ihnen gelitten zu haben und nun weit hin nichts 505 22 u kommen können, wie der Brennpunkt einer langen Zeit 11 u fest, so faßte sie es gar nicht in seinem tiefen Schmerze. „Ja sagte sie

506 4 sagte Therese verwirrter und 7 sagte sie in strenger Angst 12 nach einer langen lebensreichen Pause, und suchten ihre 6 u sagte nachsinnend und lieblich: „Für 508 12 u zu einem süßen oder finstern Bilde des 3 u Strahlen ihrer Seufzer (das nein gehört nicht zum Text) 509 13 u wehmüthig zurückblickend hinaus

**510** 5 u es war wieder Nacht 511 9 Blut milder floß, formte 19 u nach einigen Skrupeln wegen . 17 u Statt „Die Nacht war übrigens schön" hieß es ursprünglich: „Die Nacht war überaus schön. Der Mond schwamm wie eine erleuchtete Fürstengondel im klaren reinen Meere. Die Wolken standen gepreßt und dunkel im Hintergrund wie das schauende Volk und ein dumpfes wogendes Gemurmel hallte herüber." Dieses ganze Bild hat die Dichterin sofort wieder gestrichen. 512 1 u um eine letzte Form festzuhalten von der früheren (?) Erscheinung. 513 5 sprang verwirrt (?) in fürchterlichen 18 Schlosses noch gar betrübt und mit

515 12 u Statt der ursprünglichen Lesart „Carl lachte — Name der Dritten" sind zwischen die Zeilen als projektirte neue Lesart folgende, nur mit höchster Mühe zu entziffernde, theilweise ganz unleserliche Sätze geschrieben: „Ich habe ihn gleich so liebgewonnen, seit ich ihn zuerst in der Bibliothek traf. Er saß beim Fenster und las den ‚Kaufmann von Venedig' von Shakespeare, ein Stück, was mich damals verkehrter Weise, nicht so ansprach, wie die übrigen Werke dieses Riesen." Dann fuhr er kindlich lachend fort: „Ich muß leider immer eine kurze Weile die Livree der Zeit tragen und so glänzte ich damals in dem wildromantischen Donnergrau mit Schlangen und .... anionen (?) gestickt. Ich mag mich herrlich ausgenommen haben!" Er blickte vergnügt umher und in das verlegene Gesicht der Frau von Brenkfeld, die durchaus keine Antwort hierauf wußte. Er nickte freundlich und sagte: „Gewiß, gnädige Frau, [wo] einmal eine Göttinger Staatslivree zerrissen (?) da legten die Leute den Kopf bei Seite flohen (?) heerdenweis in die Wälder und suchten statt der Pilze Offenbarungen aus der Geisterwelt — da bin ich mit bei gewesen. Deßhalb stand mir auch ‚der Kaufmann von Venedig' nicht an, da gibts nicht den mindesten Schauer. Ich machte mich also an den Lesenden und eilte recht mit meinem Urtheile zu siegen (?). Aber ein spanisches Sprichwort sagt: „Mancher geht aus zu

scheeren und kommt selber kahl wieder.‘ Nun sagen Sie mir, meine beste gnädige Frau: „Wie kann man bei sonst klarem Kopf von Zeit zu Zeit so complet [duselig sein]?“ Carl suchte sich mit Lachen auszuhelfen und sagte: „Steinheim scheint . . . . von Ihnen.“

516 11 diesen milden Oel 11 u finster — heißer (?) 517 10 wehmüthig sagte: [Ich glaubte die Botanik hätte keine unter dergleichen Namen; es sind alles nur verschiedene Provinzialausdrücke, da nun keine Weiße darunter ist] scheint mir die hellrothe 2c. Das zwischen [ ] im MS. durchstrichen.

**522** 16 wehem — wahren? Kummer 523 4 den Sopha 525 2 trübe, dann fuhr sie rasch und gefaßt fort. Der lange Referendarius (Eigentlich scheint der ganze Passus: „So lange Türk — S. 524, 16 Der lange Referendarius“ fortfallen zu sollen; er ist zwar im MS. nicht ausgestrichen, aber zwischen zwei † gesetzt, und hat in der jetzigen Form auch keinen Abschluß.) 529 15 u Das MS. hat: nicht gar zu scharf 4 u die Physiognomie der Alten verkümmerte wilde aber ohne eine Spur von Wildheit, macht

**534** 6 u ward vor Rührung (?) durch und durch

## V. Joseph.

**541** Persönchen — Subjekt 542 2 Gestalten — Gesichtern 20 u Hort Alles abwehrender Eigenthümlichkeit 16 u Holland — Belgien 543 7 [— Ob alt ob jung — ob todt ob lebend] Mevrouw van Ginkels Andenken

(Auf dem linken Rand des Blattes steht ohne Vermerk:) und wenn ich vollends bedenke, daß ich mich vor einigen Jahren noch verheirathen wollte und zwar an ein blutjunges Mädchen! Doch das sind Thorheiten, corrupte Ideen: (Vielleicht wäre dies nach: „und ich die Gicht bekam“ 543 6 einzuschalten?) — Ueber den Worten: „Jetzt müssen seine Tulpen“ 542 6 u ist zwischen den Zeilen ohne weiteren Vermerk geschrieben: Oheim (?) Admiral von Enkhuysen, er war ihm wie dem Besitzer des einzigen Schäfleins des Propheten Nathans lieb wie ein Sohn und es war ihm gewiß leid, daß er ihn nicht konnte aus seinem Becher trinken und in seinem Schooße schlafen lassen. (Ist wahrscheinlich auf „Garten“ zu beziehen.) 443 8 nach „späteren“ sollte ursprünglich folgen: „wie sie in jeder Beziehung verdient und ich scheue (?) nicht Vergleiche zu machen (?) 544 6 u Niedersachsen — Nieder(?)schen 545 3 Da hat Ihnen der Himmel ein großes Glück gegeben 14 Warum mein Vater nicht wieder heirathete, begreife — weiß ich eigentlich nicht 546 Denn sie brachte ihr Leben mit Romanlesen zu, weßhalb ich denn auch nichts gelernt habe. 547 Der Absatz: „Das Ding lag mir — niederlegte“ dürfte wohl schwerlich jemals genau zu entziffern sein. Bis auf das in den eckigen Klammern Stehende ist das im Text von uns Abgedruckte mühsam zu lesen. Die Dichterin hat indeß noch Manches zwischen die Zeilen geschrieben, das weder ganz zu lesen und noch weniger an seinen

richtigen Platz zu bringen ist. Es gehen eben wenigstens drei verschiedene Correkturen durcheinander. Von den Worten, die noch entziffert wurden, führen wir an: „obwohl er das nicht mit einem alten Bekannten gethan" — „Bestellung gewonnenes(?) Geld" — „zusammenstellen" — „sah wie Tritte" „ich einen gewaltige Courage (?) — paar Zeilen steckte ihm . . . und warf endlich ihn . . . verließ . . . und ging hastig zu Bette." Diese Fragmente müßten Alle in dem einen Absatz untergebracht werden.

**555** ein gewisses Anziehendes für mich haben — Theilnahme einflößen — gleich starkes Interesse erregen.

# C. Anmerkungen und Erklärungen.

Da die einzelnen Theile dieses Bandes sinnerklärende Anmerkungen kaum erheischten, so geben wir nachstehend nur die Uebersetzung fremdsprachiger Ausdrücke.

S. 3. l'Hermite de province . . de Londres . . de la Guyane etc. Titel damals sehr beliebter französischer Sittenschilderungen zu Anfang des XIX. Jahrhunderts: Der Einsiedler aus der Provinz — aus London — aus Guyana &c. alle von Jouy geschrieben. Viktor Joseph Etienne genannt von Jouy, weil er aus Jouy bei Versailles stammte (1764 — 3. Sept. 1846) gab 1823—28 seine Werke in 27 Bänden heraus. Er versuchte sich fast in allen Literaturarten, schrieb Dramen, Operntexte und besonders die oben genannten sittenschildernden Werke. Seine schriftstellerische Art und Weise wirkte in den besten der späteren französischen Feuilletonisten fort.

S. 4. faute de mieux, in Ermangelung eines Bessern.

S. 6. in spe, mein Buch in spe = mein künftiges Buch, das ich zu schreiben hoffe.

S. 8. second sight, zweites Gesicht = Vorgeschichten, Vorhersehn.

S. 25. „Alma mater,“ = „Die gute Mutter,“ gewöhnlich als Bezeichnung für die Universitäten, hier dagegen ein scherzhaftes Kosewort für Patria (Vaterland).

S. 25. nullius judicii, ein Mensch, der kein Urtheil hat; hier ironisch gemeint: Der kein Recht hat, ein Urtheil abzugeben.

S. 27. Lion, Löwe; hier tonangebender Modeheld, Löwe der Gesellschaft.

S. 29. Allodium., — vererbliches Freigut oder auch Erblehn.

S. 33. Liber mirabilis, das wunderbare Buch, das Wunderbuch.

S. 33. „De moribus Westphalorum“: „Von den Sitten der Westphalen.“ Werner Rolevinck wurde 1425 zu Laer, Diözese Münster geboren, trat als zweiundzwanzigjähriger Jüngling in die Karthause von S. Barbara in Köln und lebte dort bis zu seinem 1502 erfolgten Tode als erbaulicher Ordensmann und weltbekannter Schriftsteller. Diesen Weltruf verdankte er eine Zeitlang seinem Fasciculus temporum, einer Art compendiöser Universalgeschichte, die heute fast ebenso scharfe Tadler findet, als sie zu ihrer Zeit bewundert ward. Auch die zahlreichen theologischen Arbeiten des gelehrten Karthäusers werden jetzt nur wenig mehr beachtet; nur ein kleines Werkchen hat ihm bis auf unsere Tage eine gewisse Popularität gesichert, und zwar dasjenige, welches er selbst seinerzeit aus dem Buchhandel zurückgezogen

hatte, eben jenes de laudibus Westphaliae. Der Titel lautete ursprünglich: „de laude veteris Saxoniae, nunc Westphalia dictae ll. 3.“ Die erste Ausgabe muß etwa 1478 4⁰ zu Köln erschienen sein, ist aber äußerst selten, da Rolevinck sie, wie gesagt, nach ihrem Erscheinen vernichten ließ. Die zweite erschien ebenfalls zu Köln 1513 in 4⁰ und seitdem oft. Der Originaltext der ersten Ausgabe mit deutscher Uebersetzung und Einleitung wurde (Köln 1865) von Herm. Rump aus dem Nachlaß von Troß wieder herausgegeben, und dem Büchlein dadurch die wünschenswerthe Verbreitung ermöglicht. — Rolevinck war ein Lieblingsauktor der Dichterin.

S. 33. „O Angulus ridens, o prata frondesque susurro,“ „o lachender Erdenwinkel, o Wiesen und Bäume voller Gemurmel,“ Anfangsvers eines Lobliedes auf Westphalen. Wird fontes gelesen, so heißt es natürlich statt Laubbäume — Quellen.

S. 34. Vive la Lusace, es lebe die Lausitz.

S. 36. sans comparaison, ohne Vergleich, ohne vergleichen zu wollen.

S. 37. Sacredieu, Fluchwort schlimmster Art.

S. 37. Coquin, Taugenichts, schlechter Mensch.

S. 38. „Eques vexillum crucis sublevans cum molosso ad aquam hiante“ — ein Ritter, der die Kreuzesfahne erhebt, mit einem nach dem Wasser lechzenden — jappenden Hund. — Erst durch die Einsicht in das MS. der Dichterin war es uns möglich diese Stelle, welche in allen Drucken fehlerhaft und daher unverständlich ist, richtigzustellen. Bisher hieß es immer „vexillum ansis.“ Wir bitten daher auch B. II. S. 525 dieser Ausgabe das Citat hiernach verbessern zu wollen.

S. 42. Honneur aux dames, Ehre den Damen.

S. 45. dolce far niente, süßes Nichtsthun.

S. 45. En herbe, „Papa en herbe,“ ganz der zukünftige Papa, wie das G r a s zur Aehre, so entwickelt er sich zu dem, was der Papa jetzt ist.

S. 49. pour la bonne bouche, letzter wohlschmeckender Bissen um einen g u t e n, — angenehmen Geschmack im M u n d e zu behalten.

S. 49. ton père, dein Vater, unhöflich statt Monsieur votre père, Ihr Herr Vater.

S. 49. Souffre-douleur, Person, an der man seinen Aerger ausläßt, die man zur Zielscheibe seines Spottes macht.

S. 54. Atropurpurea, dunkelroth. (Farbenbezeichnung für Blumen.)

S. 54. Mirabilissima, wunderbarste, wunderschönste. Einige Blumen haben den Beinamen mirabilis (wunderbar) z. B. Mirabilis Jalappa.

S. 54. beauté du diable — Reiz, Schönheit der Jugend, weil, wie der Franzose sagt, der Teufel in seiner Jugend auch schön war. — Gewöhnlich versteht man unter beauté du diable eine falsche, mehr bestrickende als wirklich edle Schönheit — die sogleich verschwindet, wenn man sich ihr hingibt — zauberische Schönheit.

S. 89. Corpus delicti, ein Gegenstand a n oder m i t dem ein Verbrechen geschehen. Hier natürlich das zweite.

S. 101. In die hebräische Inschrift hatten sich in den früheren Drucken mehrere Irrthümer eingeschlichen. Der Sinn und damit auch der richtige Wortlaut ergaben sich aus dem letzten Satz der Novelle.

S. 102. Le vrai n'est pas toujours vraisemblable, das Wahre ist nicht immer wahrscheinlich.

S. 127. Oculo torvo sinistroque, mit schiefem unheilkündenden Blick.

S. 131. letzter beau jour, letzter schöner Tag — letzter schöner Tagesglanz.

S. 176. poeta laureatus, lorbeergekrönter Dichter — Titel der vom Kaiser als solche gekrönten Hofdichter im 17. Jahrhundert. Hier anerkannter Dichter.

S. 176. minimi moduli, sehr geringer Art.

S. 176. du bon vieux temps, ironisch: aus der guten alten Zeit.

S. 177. nescio, ich weiß nicht.

S. 187. aisance, Leichtigkeit.

S. 193. En vogue sein, in Modegunst, recht flott gehend sein.

S. 211. En verve, im Zug, recht angeregt sein.

S. 212. Vous avez toujours le bon mot pour rire! Sie haben immer ein gutes Scherzwort bei der Hand.

S. 223. Albo notanda lapide, mit einem weißen Steinchen zu bezeichnen, d. h. ein glücklicher, günstiger Tag.

S. 228. A la bonne fortune, auf gut Glück.

S. 231. ad vocem, zum Wort, zu dem Ausdruck.

S. 241. mea culpa, meine Schuld.

S. 261. stump steenolt, stumpf steinalt.

S. 261. point d'honneur, Ehrenpunkt. —

Die übrigen Stücke des vorliegenden Bandes richten sich fast so ausschließlich an den Gelehrten, daß wir uns bei ihnen der Anmerkungen enthalten zu müssen glaubten. Nur zu dem Worte „Moortopf" S. 541 Z. 2 sei bemerkt, daß man im Limburgischen und wohl auch tiefer nach Holland hinein unter diesem Namen oder vielmehr unter der Bezeichnung Moor jene Art fast kugelförmiger, mit einer engen Abflußröhre und einem kleinen Deckel versehenen gußeisernen Wasserkessel versteht, welche dortzulande fast den ganzen Tag über dem Herdfeuer hangen, daher schwarz wie ein Mohrenkopf sind und stets Wasser zu einer Tasse Thee oder Kaffee bieten. Die humoristische Anspielung auf den Schreiber ergibt sich hiernach von selbst.

## Druckfehler.

S. 103. Z. 9: 1787 statt 1788 (oder umgekehrt, S. 113 Z. 7: 1789 statt 1788.)

S. 276 Z. 13: 31. Januar statt 13. Jan.

# Zu Band IV.

## I. Lesarten zur „Judenbuche."

Nach dem ersten Abdruck im „Morgenblatt" 1842 Nr. 96—111[1]).

61. 1 einzige Sohn 2 geringerer 62 7 niedere 9 weiten 14 alle seine 63 11 als er 64 7 gar nicht zu arg 14 spät in die Nacht 6 u als klug 65 9 u harte stürmische 68 13 u Schoppen 69 7 dazwischen sein: . . . Hör **70** 16 es ist ein 2 u röthliche Bürsten 71 10 seiner Mutter 71 14 u mein Kind 71 1 u Aeußeres 72 1 sonneverbrannt 11 u meist noch 73 7 Wegwasser 77 4 stöhnt sie: „Was ists? Simon" 78 18 vor ihm zu fühlen 79 7 u Schiffeigenthümer **80** 10 patrollirt, Ackerknechte 18 um drei; der Mond 17 Fuchs 84 5 sonst nie 87 5 Forstbeamte 88 13 und keiner wollte etwas bemerkt haben. Was war zu machen? sie **90** 14 brennt 91 9 u gleichsam immer unter 92 Nach Zeile 7 ein Strich. 92 6 u prädominirend, 4 u Ueberfluß 94 8 u man schon 96 7 geschlagener 98 16 u gekleidet **100** 6 perpendikulär 18 hätte (?)

---

[1]) Auf einen uns geäußerten Wunsch haben wir nachträglich sowohl die „Judenbuche" als die „Bilder aus Westphalen" mit den ersten Drucken verglichen und geben nachstehend die Abweichungen. Daß dem Schücking'schen Abdruck der Novelle in den „letzten Gaben" das „Morgenblatt" oder eine nach diesem angefertigte Abschrift zu Grunde lag, ergiebt sich am besten aus dem Umstand, daß gerade eine ganze Zeile des „Morgenblatt"textes im Abdruck übersprungen wurde und auch die Verwilderung des hebräischen Textes sich am besten aus der gebrochenen Zeile desselben im „Morgenblatt" erklärt. Mancherlei Incorrektheiten haben sich gewiß in die Schücking'schen Abdrücke geschlichen, ob jedoch alle oben bezeichneten kleineren Abweichungen zu den Incorrektheiten zählen oder ob nicht einige vielmehr Correkturen der Dichterin bedeuten, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Das „Morgenblatt" hat einmal Brandes dann Brandis, was die späteren Herausgeber regelmäßig Brandes drucken. Da auch in der Schreibung des Namens der Frau Mergel anfangs keine Gleichheit herrschte, da ein erstes Mal Margareth, später Margreth stand, so nahmen wir uns die vielleicht zu weitgehende Freiheit überall Margareth zu schreiben. Druckfehler in unserem Abdruck sind: S. 64 10 ihrer statt ihre S. 66 1 Klappern statt Klappen — 95 10 geschauht statt geschaut — 70 10 u Koderholz statt Roderholz. Auch ist die Anmerkung 61 dahin richtigzustellen, daß Brede nicht die Heimath Friedrich Mergels sondern Simon's ist, also an der angemerkten Stelle nicht von Brede, sondern von Bellersen die Rede ist.

102 15 als ich 103 8 Weinachtfestes 104 4 u bestätigte 106 3 u würde 107 13 da an hatten . . . Handwerksbursche 1 u auf aus dem 108 6 u mich auch 110 1 sagen 5 dritten Tage 112 4 unangenehmen 112 13 hiebei 113 1 den Förstern 113 8 Schrift.

## II. Lesarten zu „Bilder aus Westphalen."

Nach dem ersten Abdruck in „histor.-polit. Blätter" 1845. B. XVI. S. 463 ff. 505 ff. 587 ff. unter dem Titel: „Westphälische Schilderungen aus einer westphälischen Feder."

125 3 die Grafschaft — das Herzogthum 127 8 bald drüben 12 fächelnd 4 u in dem weichen 128 6 u durchwandelt 129 11 Pachthöfe 130 7 ersten 9 Höhe 130 8 u kleinen 131 6 zu gleichen 9 rechts das 10 links die Grafschaft 132 3 lustigen 132 12 Mövenschrei 12 Felsterrasse 16 u sanften 6 u die der Weser 132 3 u Blusenstein 133 8 und würden 3 u Wegelagern 134 2 erwehren 3 Schuhue 4 hohen Oefen 3 u „Winterberge" 135 14 u Umgebungen 1 u blonden 136 8 gescheutesten 10 guten 16 Herumstreifer 14 u Wallfahrter 9 u fählen 8 u Aufopferungen 137 2 daß nicht hier der 17 u weil es eben 2 u ist's 1 u sonst ziemlich nüchterne 138 11 dachlückige 17 u Fensterlöchern 10 u Ende weit in 139 6 und taglöhnern 10 in ihrer Verwahrlosung 16 dem er 13 u in Munde 12 u der Frierende sich 140 10 büßen 15 Erwerbszweig 18 machen 141 7 Kaufmann, nämlich nach Geld oder Geschicklichkeit 16 oder er 17 u Fluch- und 11 u die ihr Haus rein von Scandal, und ihre weiblichen Dienstboten in dienstfähigem Zustande zu erhalten wünschen. 9 u schienen 8 u ein Verlöbniß 142 3 einbohrenden 9 sollte 10 allwärts 13 bedürfte 14 Jstruh 16 was erst 11 u einhergestrehlt 9 u derem ersten 143 4 Sandreuter 6 zurückächzt 18 ihren 16 u die Schultern 15 u den Säbel 7 u und unter . . . . Spiele der Schenke zu marschiren 144 4 gefalteten 14 gehenkt 17 in den 16 u was sie 145 17 und die . . . Ackers darauf geworfen 16 u diese Strecken 146 1 folgenden richtete 12 fällt täglich vor 147 6 was mit 4 u ihnen wohl 148 13 was immer 18 an der 149 7 die Knitteln 150 2 Münsterländisches 5 Vorgesichte 9 u klimpertest 4 u übel und böse 2 u Pigwams 151 1 Kamisolern 9 Nachbarn 10 wolltest 12 trab 15 stampft 12 u in Nuce 7 u Auskommen 152 3 antrafen, einen Burschen von 25 Jahren, den, zur Zeit der Demarcationslinie, ein fremder Feldwebel einem armen Dienstmädchen als trauriges Andenken hinterlassen hatte 6 Männer, arme Frauen" 10 ,und die Regierung 2 was wohl 14 Erwerbe 15 u starker Muskelkraft 153 5 wohlhäbig 7 Stirnbinden von 18 ihren Ketten 3 u nationellsten 154 5 das leise 7 den gemessenen 0 Hager 13 u hersagt 13 u Ein-

förmigkeit 2 u Bräute 155 6 Brautpaaren 16 scharrt 11 u alter 5 u vor Allem 156 8 verdeckten 17 goldflunkernden 13 u trollenden 5 u Aus- und Eingang 157 4 im Kamisol 17 u Ständen 9 u den Tänzen 158 u in raschem 12 Bursche 15 u was den 14 u, dem sich 12-13 u Dienstleistung, Darreichung einer Nadel oder eines Bandes, anschließt — Dann erscheint die Braut noch einmal in reinlicher Hauskleidung und Hemdärmeln, gleichsam . . . Brynhildis 159 12 Odemzug 160 10 u waren dann 8 u werde 6 u deutlichem 161 8 fieberischer 6 u flattern 5 u was auf 4 u knollige Rosse 3 u fliegen 1 u sie mit manchem 163 15 was ihn zwar vielleicht mitunter 16 einflößt 4 u sind sich.

## III. Ergänzungen zu „Bilder aus Westphalen."

Sachlich wichtiger als diese meist bei dem einen oder andern Abdruck auf Druck- und Lesefehlern beruhenden Lesarten sind die „Berichtigungen" welche im 17. Band der hist. pol. Blätter (S. 667 ff.) eine Stimme aus dem Fürstenthum Paderborn brachte. Diese „Berichtigungen" beziehen sich fast ausschließlich auf das über das Land und die Bewohner des Paderbörn'schen Gesagte. Wir sehen vom Abdruck der ganzen „Erwiderung und Berichtigung" ab, da sie in einem zu scharfen Ton gehalten und auch auf die falsche Voraussetzung gebaut ist, die „Schilderungen" seien von einem Aristokraten aus einer dem Volke feindlichen Tendenz geschrieben. Man fühlt der „Erwiderung" recht gut an, welchen adeligen Herrn im Paderbörnschen sie als Auktor im Verdacht hat. Wenn man die Zeit und ihre Strömung in den vierziger Jahren bedenkt, wird man bald inne, welche Tragweite den bloß literarischen kulturhistorischen Schilderungen Annettens durch das Hineintragen einer antidemokratischen Tendenz beigelegt wurde, und wie leicht die Sache noch viel schlimmere Folgen für die arme Dichterin hätte haben können. An sachlichen ‚Berichtigungen' d. h. meistentheils Ergänzungen bringt die „Erwiderung" folgende.

Zu S. 141. Z. 14—4 u (unseres Abdruckes) bemerkt die „Erwiderung" (S. 668 f.), „der Referent verschweige, worüber sich die guten Landbewohner beschweren. ‚Auf den großen adeligen Höfen und Pachtungen, sagen sie, will man großen Reichthum erwerben, oder ihn noch vermehren, das ist das einzige Ziel . . . . im Uebrigen läßt man dem Gesinde alle Freiheit, kümmert sich wenig um Religiösität und Sittlichkeit der Arbeiter, ja man geht ihnen in dieser Hinsicht wohl mit einem schlechten Beispiele vor, weshalb ein Vater Bedenken tragen muß, seine Kinder in solche Dienste treten zu lassen, und weshalb auch nur jene, die anderswo nicht ein Unterkommen finden können, auf großen Gütern in Dienste treten.' „Wenn letztere Klage" — fügt die Erwiderung bei, „auch für übertrieben und hinsichtlich mancher Höfe für ungegründet gehalten werden muß, so enthält sie doch bei weitem mehr Wahrheit als die erste [des Referenten.] Denn nach den Kirchenbüchern

und öffentlichen Bekanntmachungen mag im Fürstenthum Paderborn höchstens unter vierzig neugebornen Kindern ein uneheliches sein; die Zahl der unehelichen Kinder übersteigt mehr als das Doppelte die Zahl der außerehelichen Mütter und von den unehelichen Kindern wird wenigstens der vierte, wenn nicht der dritte Theil durch die nachfolgende Heirath der Eltern legitimirt .... Familien, in deren Häusern Personen verunglücken, verlieren an öffentlicher Achtung, und es fällt ihnen schwer, gute Dienstboten zu erhalten. Wenn Schreiber dieses auch nicht aus eigener Kenntniß von der Unschuld und wahren Frömmigkeit so vieler Dienstleute beiderlei Geschlechts überzeugt wäre, so würden doch diese Thatsachen hinreichen, die Angabe des Referenten, wenn gleich nicht in jedem einzelnen Falle, doch im allgemeinen für ungegründet oder doch wenigstens für übertrieben zu halten."

Zu S. 141. Z. 12—17. bringt die „Erwiderung" (S. 669 f.) bei, es habe noch nie ein Brautpaar die fehlende Einwilligung der Eltern durch das Gericht zu erwirken gesucht.

Zu S. 138. Z. 11 ff. vrgl. „Erwiderung" S. 670 „... Wo sollen solche Menschen, wenn sie einmal da sind, ihr Unterkommen und Fortkommen finden? Bei ihren Verwandten, die selbst wenig oder nichts besitzen und nicht für sie Arbeit haben? Oder auf adelichen Höfen, wo man Diener nach sechs- bis achtjähriger Dienstzeit entläßt, damit nicht alte, lebende Inventarien dem Hause zur Last fallen? Und warum sollen sie nicht heirathen, wenn sie sich nicht zum ehelosen Stande berufen glauben?" rc.

Zu S. 142 Z. 9 f. — ‚Erwiderung' S. 671. ... „von zu vielem Trinken hört man doch nichts. Musik und Tanz werden selten mit Hochzeiten verbunden, und die angedeuteten Raufereien sind bisher unerhört. Der Tanz, von dem der Referent spricht, ist nur in Brakel als Nationaltanz, nicht bei Hochzeiten, sondern bei anderen Festen üblich, wobei freilich lustig gesprungen, aber Niemanden ein Haar gekrümmt wird. In allen übrigen Orten des Fürstentbums ist er nicht einmal dem Namen nach bekannt, viel weniger üblich."

Zu S. 140 Z. 1 u ‚Erwiderung' S. 671. „Es ist bekannt, daß der Paderborner Landmann, mit äußerst geringer Ausnahme, auch des niedrigsten Standes, seiner Frau mit Liebe und Treue anhängt, und daß er den Stock, den ‚braunen Heinrich', wie ihn der Referent nennt, nur dann in Anwendung bringt, wenn seiner Braut oder Tochter nachgestellt wird, und von einem alten Rechte Gebrauch gemacht werden soll. Klagen von Seite der Frauen gegen ihre Männer wegen Mißhandlung kommen sehr selten vor, und Scheidungsklagen nimmer. Flüche und Schimpfreden sind auch schon so ziemlich außer Mode, und es gibt nur noch Wenige, die sich ihrer nicht schämen."

Zu S. 139. Z. 11 ff. — Erw. S. 671 ff. Die Behauptung des Referenten, der Bauer betrachte den Gutsherrn als seinen Erbfeind, sei ohne Beweis aufgestellt. Wegen der Jagd ergeht sich die ‚Erwiderung' des Langen über die alte Jagdordnung, „daß die Landleute im allgemeinen auch jetzt

die Jagdgesetze verletzen, wie Referent angibt, beruht nicht auf Wahrheit; es gibt nur äußerst Wenige, die ohne Jagdrechte Wild schießen oder fangen, und der bei Weitem größte Theil mißbilligt dies, weil einerseits Jagen nicht seinen Mann nährt, und weil es andererseits dem Landmanne die nöthige Zeit raubt . . . ." Drittens: „die Holzexcesse" . . . „sie fallen nur wenigen, mehrentheils armen Landbewohnern zur Last . . . Die Excesse sind auch nicht so zahlreich als . . . angegeben wird, und gewiß nicht zahlreicher, als in anderen Gegenden bei gleichen oder ähnlichen Umständen . . . Die Erzählung von dem Dorfschulmeister, der seinen Schülern im Holzstehlen Unterricht gegeben haben soll, dürfte wohl eben nicht Berücksichtigung verdienen, denn er würde, wie früher, so auch jetzt gleich abgesetzt und noch dazu bestraft werden." — Viertens: Schmuggel. „In einem kleinen Bezirke des Fürstenthums Paderborn, an der Gränze des Zollvereins, wird Schmuggelei getrieben, und einige besitzungslose Landleute nehmen daran Theil, und das benützt sogleich der Referent, um den Charakter der Landleute zu verdächtigen, den die Schmuggelei ansprechen soll. Aber es wird nicht bloß an der Gränze Paderborns, es wird auch an den übrigen Gränzen Westphalens, wo der Referent den Bewohnern einen guten Charakter zuschreibt, Schmuggelei getrieben, und zwar in weit höherem Grade."

Zu S. 138 Z. 10 ff. ‚Erwiderung' S. 676 ff . . . „Erwägt man einerseits den geringen Umfang der Bauerngüter und andererseits die schwere Belastung derselben, wovon der Referent schweigt, so wird man sich überzeugen, daß die gewöhnlichen Landbewohner bei dem größten Fleiß und bei der größten Sparsamkeit schon deshalb allein nicht im Stande sind, sich Reichthümer zu erwerben." Dazu komme die Ruinirung des Weserhandels, die niedrigen Kornpreise seit 1823 u. s. w.; außer den Gutsherren seien viele Landbewohner im Drange der Umstände auch noch den Juden eigen geworden . . . „Es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß durch die vielen Prozesse, worin leider die Landleute, Gott weiß auf welche Weise, bei der Einführung einer neuen Gerichts- und Hypothekenordnung 2c. verwickelt wurden, manche Familie heruntergebracht und durch übermäßiges Branntweintrinken das Hauswesen Einzelner verwirrt wurde; es ist aber ebenso gewiß, daß in vielen Fällen die Verarmung mehr zur Verzweiflung und zum Trunke, als der Trunk zur Verarmung geführt hat. Vieles aber hat sich seither zum Besseren gestaltet . . . . überall hat sich wieder ein ländlicher Wohlstand — den ich gar nicht Reichthum nennen mag, — gehoben. Der Landmann ist jetzt besser genährt, besser gekleidet und wohn besser. Sein Acker ist besser bestellt und sein Viehstand befindet sich in einem guten Zustand. Er kann seine Abgaben, und wenn er Schulden hat, auch seine Zinsen bezahlen, und hat mehr Credit, und bei diesem ist er religiös und nach seinem Stande wohlthätig. Er gibt den Armen mit, und freut sich, zur Verschönerung seiner Dorfkirche beizutragen. Die Beschuldigung des vielen Branntweintrinkens und des häufigen Besuches der Wirthshäuser

des Dorfes ist auch nicht ganz der Wahrheit gemäß. Es gibt eigentlich nur sehr wenige, die man eigentliche Trinker nennen kann, die täglich oder sehr oft sich berauschen. Dergleichen unnütze Subjekte sind ein Gegenstand öffentlicher Verachtung; weit mehrere aber gibt es, die gerne, aber doch ohne Uebermaß und sich zu berauschen, bei ihrer Arbeit Branntwein trinken und vielleicht einigemal im Jahre bei Gesellschaften wohl das Maaß überschreiten .... und sehr viele, die gar nicht oder nur wenig Branntwein trinken." ... „Was die Dörfer angeht, die nirgends schlechter sein sollen, als hier, so muß sich Referent sehr versehen haben. Sie stehen den Dörfern der Grafschaft Lippe, Hannover, Braunschweig, Churhessen, Waldeck, des Herzogthums Westphalen, welche Paderborn umgeben, nicht nach ... die Häuser der Taglöhner in den Dörfern sind hier zwar klein und schlecht, und vielleicht auch schlechter, als in anderen Gegenden ... aber der Referent vergißt anzugeben, daß die kleinen Häuser im Paderbörn'schen als freies Eigenthum den Tagelöhnern gehören, daß es aber in den anderen bezeichneten Gegenden nicht Tagelöhner sondern Heuerlinge gebe, die nicht das mindeste Eigenthum besitzen ... Die Häuser der Tagelöhner sind auch nicht so schlecht, als Referent angibt, und wenn es vielleicht einige solche geben sollte, so mögen sie solchen Verarmten gehören, die von ihren ehemaligen Gutsherrn ... aus Haus und Hof vertrieben sind u. s. w."

Zu S. 145 Z. 9 ff. „Zu dieser Angabe (des Aberglaubens) mag Referent wenig Grund haben: mit weit mehr Ursache möchte er sich wohl über die Hart- und Ungläubigkeit dieser Leute zu beschweren haben, weil sie über die abentheuerlichen Erzählungen der Jäger und Roßkämmer aus ihrem Gebiete und Elemente lachen."

Zu S. 142 und 143. ‚Erwiderung' S. 682. Die Fastnachtsfeier, das Schützenfest ꝛc. wird zugegeben; „der lächerliche Frauenaufzug beim Schützenfeste habe nur einigemale in dem nahe bei Brakel liegenden Dörfchen Rheder die Gutsherrschaft zu amusiren stattgefunden, sonst aber nirgends." Was des Weiteren in der ‚Erwiderung' gesagt wird, beruht auf dem allgemeinen Mißverständniß über die Tendenz der ‚Schilderungen.'

Z. 147 ff. Erw. S. 683 ff. Zuerst ergeht sich die ‚Erwiderung' über die Unzulänglichkeit der Patrimonialgerichte. Dann erzählt sie den von Annette beigebrachten Fall, wie der Schreiber der ‚Erwiderung' ihn aus mündlicher Ueberlieferung kannte: „viele Bauern drangen, durch Branntwein aufgeregt, in das Gerichtszimmer, brachten Verwünschungen gegen den Gutsherrn vor, mit Anspielungen auf seinen Familiennamen, und riefen laut, er habe mit seinem Justitiar schon lange in seiner eigenen Sache über sie hart und ungerecht gerichtet, jetzt wollten auch sie einmal Gericht halten, worauf die Gutsherrn aus einem Fenster flüchteten. Die Bauern hatten, wie man sagt, zur Absicht, Beide, den Gutsherrn und seinen Justitiar, so zu behandeln, wie sie in einzelnen Fällen behandelt wurden, nämlich Beiden mit dem braunen Heinrich Hiebe zu geben und Beide dann in das guts-

herrliche Hundeloch zu werfen, was aber unterblieb. — ‚Aehnliche Auftritte waren früher so gewöhnlich wie das tägliche Brod‘, fügt Referent seiner Erzählung bei. Diese Angabe leidet zwar an Uebertreibung, jedoch liegt derselben etwas Wahres zu Grunde . . . . Uebrigens beweiset die einerseits sträfliche und bestrafte, andererseits lächerliche, von einer nicht ganz unrichtigen Ansicht ausgehende Widersetzlichkeit einiger Bauern, die mit ihrem Gutsherrn und dessen Justitiar in der Verwaltung der Justiz und Polizei wechseln wollten, nichts gegen den Charakter der paderborner Landleute, denn an dieser Widersetzlichkeit hatten nicht die Landleute im Allgemeinen, sondern nur jene eines kleinen gutsherrlichen Bezirkes Antheil, und nur einige störten die gesetzliche Ordnung, die übrigen erhielten sie."

Alles in Allem bestehen die ‚Schilderungen‘ und die ‚Erwiderung‘ recht gut nebeneinander, indem sie sich mehr ergänzen, als widersprechen. So ahnungslos die „Schilderungen", so tendenziös ist die ‚Berichtigung‘, deren Absicht ja außerordentlich gut und vortrefflich, deren Spitze sich jedoch gegen einen eingebildeten Feind richtet. Annetten lag nichts ferner als eine Rechtfertigung der adeligen Excesse, ein Gehässigmachen des Volkes. Wenn sich in ihrem Bilde mangelhafte Stellen ja Lücken finden, so finden wir eine Erklärung dafür nicht in einer tendenziösen Auswahl und Gruppirung des Stoffes oder in absichtlicher Schwarzseherei, sondern darin, daß sie aus eigener Anschauung nur das Brakeler Ländchen gründlich kannte, im übrigen aber die Erzählungen ihrer Mutter über die Zustände des Landes zu deren Zeit, also zu Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts als Quellen benutzte. Daher kommt es auch, daß der Verfasser der ‚Erwiderung‘ auch alles zugibt, was Annette über die Umgegend von Brakel erzählt und auch seinerseits das größere Elend in früheren Zeiten bestätigt. Die ‚Judenbuche‘, worin die stärksten Fehler der Landleute wieder zur Sprache kommen, spielt ja auch in Bellersen bei Brakel; ebenso datiren die Briefe Annettens, in welchen sie Schilderungen der Schmuggelei ꝛc. gibt, die ohne Weiteres in die ‚Schilderungen‘ passen, aus Abbenburg, d. h aus dem Brakeler Ländchen. Wir lassen die Hauptstellen nicht bloß der Vollständigkeit, sondern auch zum Beweise der Aufrichtigkeit der Anschauungen Annettens folgen.

„Neulich passirte hier ein lächerlicher Vorfall; der hiesige Rentmeister ging Abends mit der Haushälterin, Frau Schröder, spazieren; plötzlich hört er einen Schuß im Gebüsch, springt hinein, und findet den Wilddieb mit noch rauchendem Gewehre, was er ihm sofort abfordert. Jener setzt sich zur Wehr, nun ruft der Rentmeister; „Frau Schrär, Frau Schrär!‘ Der Dieb wird blaß und gibt sogleich sein Gewehr ab; nachher sagt er: ‚ja! ick hedde my nicht so geschwind giwen, ober as he riep ‚Arquebushair,‘ do merkte ick wull, dat he de Gensdarmen by sick hadde?‘ Das Wilddieben und Holzstehlen geht überhaupt noch seinen alten Gang, noch ärger das Contrebandiren über die Lippische und Braunschweigische Grenze; man kann nach Sonnenuntergang nicht spazieren gehen, ohne Banditengesichtern mit Säcken

zu begegnen, die Einen scheu ansehen und dann vorantraben, was die Beine vermögen. Vorgestern in der Nacht hörten wir Geschrei und Schießen vor unserer Pforte. Am Morgen waren überall Wege durchs Korn getreten, wo die Schleichhändler geflüchtet, auch niedergestampfte Flecke hier und dort, als ob zwei gekämpft; weiter haben wir nichts erfahren. Getödtet ist soweit Niemand, verwundet wahrscheinlich Einer oder der Andere, aber das bleibt still; Niemand bekümmert sich darum, gerade wie vor sechzig Jahren. Man muß gestehen, daß Volk und Gegend hier unendlich romantischer sind, als bei uns, doch wollen wir lieber behalten, was wir haben." Briefe. S. 132. f.

„. . . er (Pastor Reckmann) besitzt einen reinen und regen Geist und eine Frömmigkeit, die kein Opfer scheut. Seine Pfarre ist schlecht dotirt, seine Gemeinde die verkommenste im ganzen Lande; dennoch hat er bessere Stellen ausgeschlagen, weil er nicht von den armen verwilderten Menschen lassen will, obschon er fast nichts als Undank erntet und sich blaß und mager grämt." Ebd. S. 135.

„. . . Das sind so Pläne, an denen er (P. Reckmann) sich freut, die aber schwerlich realisirt werden, da sein Janhagel von Pfarrkindern ihm allzeit über und über zu thun macht, so daß immer Einiges (gewöhnlich leider Schlimmes) im Werke ist, um deß willen er sich nicht entfernen mag. Ich bewundere seine Geduld und wahrhaft martyrergleiche Aufopferung, mit der er fortwährend an diesen Mohren wäscht. Am betrübendsten ist der starke Zusatz von Heuchelei im dortigen Volkscharakter, so daß der arme Reckmann selten weiß, wie er mit Einem dran ist, und mitunter gerade die gröbsten und verstocktesten Verbrechen unversehens von jenen an den Tag kommen, an denen er bisher noch seinen besten Trost gehabt. So sah ich ihn einmal ganz blaß und zitternd vor Bewegung, weil er in der Nacht zu einer sehr frommen Familie gerufen worden, wo Eltern und Kinder daran waren, sich halb todt zu schlagen, und einander die größten Schändlichkeiten vorzuwerfen. Und als er in seiner Aufregung, den Weg durch's Dorf zu vermeiden, durch seine eigene Wiese ging, fand er sie voll Vieh's, was mehrere Familien, die sich bei ihm in den Ruf vorzüglicher Ehrlichkeit zu setzen gewußt, regelmäßig jede Nacht hineintrieben. So steht es dort! — es ist schrecklich! Aber rührend, wie bei Reckmann Frömmigkeit und reine Liebe immer verklärter hervortritt . . . Möge Gott ihn erhalten. Die Alten sind schwerlich zu retten, aber die Kinder wachsen doch unter seiner Lehre auf; Gott wird nicht jedes Samenkorn auf dem Felsen verdorren lassen." Ebd. S. 152 f.

# IV. Kleinere Nachträge.

S. 6. Der Zeile 10 erwähnte Brief ist nicht vom 23. März 1840 sondern 1841, wie sich aus der Datirung der Schlüter'schen Antwort in dessen Nachlaß ergiebt. Weil wir den gedruckten Briefen zu viel Vertrauen schenkten, änderten wir leider S. 7 das richtige Datum der uns vorliegenden Copie 1841 in 1840. Es muß also sowohl S. 6 Zeile 10 als S. 7 Zeile 3 u heißen 1841.

S. 10. 7. Textzeile u setzten wir ebenso wie S. 305 Z. 9 auf Grund unserer Vorlage: „chemische Impietät." Eine uns zugegangene Zuschrift spricht recht energisch ihre Verwunderung aus, „wie wir eine hier so offenbar völlig sinnlose Lesart hätten adoptiren können, da es doch ganz nothwendig „hämisch" heißen müsse." Vorerst hatten wir uns an unsere Vorlage zu halten, die freilich nicht das Original des Briefes sondern eine Abschrift von einer Abschrift war. Die Briefe Annettens an August und Werner von Haxthausen existiren allem Anscheine im Original nicht mehr. Zweitens schien uns das Wort „chemisch" an dieser Stelle nicht bloß nicht sinnlos, sondern im Gegentheil außerordentlich bezeichnend. Wie die Chemie jene Wissenschaft ist, welche die Körper in ihre inneren Bestandtheile auflöst, zerlegt, scheidet, um sie zu studieren, so untersucht und zerlegt Annette auch die Sitten und Gebräuche, das Leben ihrer Heimath. Zu Objekten chemischer Studien nimmt man aber keine heil. Gegenstände, theuere Andenken an Verstorbene — das wäre Impietät —; dies aber, fürchtet Annette, möge man ihr vorwerfen, wenn sie in ihre Analysen und Studien manche kleine Züge der eigenen Familie, der eigenen Eltern gemischt habe. Warum dagegen die Dichterin eine solche „Impietät" eine hämische, heimliche, heimtückische nennen soll, schien uns nicht recht erfindlich. Wir ließen jedoch eine neue Vergleichung der ersten Copie anstellen, und dort soll es wirklich „hämisch" heißen.

S. 12. Anmerkung 1 ist dahin zu berichtigen, daß wohl ein Gegenartikel erschien; wenn auch erst im folgenden Bande XVII. Vrgl. oben S. 585

S. 13. Z. 6 muß es es natürlich 16 statt 162 heißen.

S. 19. Anm. 2. Wir geben gerne zu, daß es zwingende Gründe gibt, einen Selbstmord Mergels anzunehmen, und führen die Meinung des Herrn Prof. Hüffer nicht im mindesten als unrichtig an, sondern bloß um zu zeigen, wie unkünstlerisch der Schluß der Novelle ist, welcher eine doppelte oder vielmehr keine befriedigende Erklärung zuläßt. Wir geben daher den Sinn jener mißverstandenen Anmerkung wohl deutlicher in folgender Fassung. „Was nun gar das Ende Mergels betrifft, so hält Herr Hüffer mit den meisten Erklärern dasselbe für einen Selbstmord, für den ja auch die Behandlung des Leichnams durch die Leute des Gutsherrn spricht, welche ihn einfach auf dem Schindanger verscharren. Aber ist dieser Selbstmord nach der Darstellung der Dichterin so ohne alle Schwierigkeit, daß man nicht einen Mord annehmen sollte? Ein Krüppel wie Mergel konnte doch wohl

unmöglich allein einen hohen Buchenstamm erklettern ꝛc. So spricht gegen den Selbstmord die physische Unmöglichkeit, für denselben alle inneren und ästhetischen Gründe.

Zu S. 283. Z. 11 fehlt nach Erbdroste und Korff je ein Komma.

Zu S. 351. „Der Brief kann nicht an Werner von Haxthausen gerichtet gewesen sein, weil dieser Onkel der Dichterin im Jahre 1845 bereits seit mehreren Jahren nicht mehr lebte. Alles in dem Briefe deutet darauf hin, daß er an den anderen Onkel, Karl von Haxthausen sich wendet, mit dem Annette oft Antiquitäten austauschte."

Zu S. 547. Von hochgeschätzter Seite geht uns von dem oberen Theil des auf dem Faksimile enthaltenen Passus folgender Versuch einer diplomatischen Transscription zu: „Den ganzen Abend zerbrach ich mir im Kopfe [das Ding lag mir den ganzen Abend im Kopfe] darüber, woher Herr Steenwick das Geld nehme, da ich wußte, daß er arm war. Er bekam nur 100 Gulden Gehalt, und ich hatte [von] Madame auch oft gehört, daß seine Eltern arme Fischer bey Saardam seyen. Ich hatte bei van Gehlens [mahl?] von einem Commis gehört, der aus seines Herrn Casse gespielt hatte; und obwohl ich mir das nicht mit einem alten Bedientengesichte zusammenstellen [mochte], was ich Hause . . ." (folgt die Randschrift.)

Zu S. 548. Z. 3 u lies herzzerreißend statt herzergreifend.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]